ERINNERUNGSGABE

FÜR

MAX WEBER

I

ERINNERUNGSGABE

FÜR

MAX WEBER

I

*

HAUPTPROBLEME DER SOZIOLOGIE

*

ERINNERUNGSGABE
FÜR
MAX WEBER

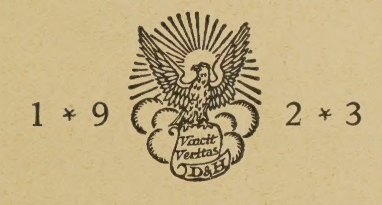
I. BAND



In Gemeinschaft mit
Gerhart von Schulze-Gaevernitz, Werner Sombart, Franz Eulenburg, Hermann Kantorowicz, Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, Hans W. Gruhle, Ludo M. Hartmann, Eberhard Gothein, Ferdinand Tönnies, Rich. Thurnwald, Leo Jordan, Karl Vossler, Carl Schmitt, Rich. Thoma, Carl Brinkmann, Karl Löwenstein, Carl Landauer, Emil Lederer, Paul Honigsheim, Arthur von Rosthorn, Paul Mombert, Werner Wittich, Walther Lotz, Heinr. Sieveking

herausgegeben von

Melchior Palyi



MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT

Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co., Altenburg.

INHALTSVERZEICHNIS ÜBER BEIDE BÄNDE

BAND I

BAND II.

V. Strukturprobleme des modernen Staates

VII. Klassen und Stände

VIII. Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik

Max Weber
als Nationalökonom und Politiker

Von

G. v. Schulze-Gaevernitz, Freiburg i. B.

Die deutsche Nationalökonomie beklagte bei dem Heimgang Max Webers im Jahre 1920 den Verlust eines ihrer Größten. Max Weber war mehr als ein Wissenschaftler; ein politischer Führer ersten Ranges, wies er seit Jahren den Weg, welcher allein ein Ausweg hätte werden können aus der Katastrophe: Demokratisierung im Innern als die Grundlage einer Machtpolitik nach außen, welche er bejahte. In diese Richtung weist seine akademische Antrittsrede: »Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik«, Freiburg 1895. Über den Wissenschaftler und Politiker hinaus war Max Weber in den letzten Jahren seiner unbestrittenen Höhe eine jener großen und weltumspannenden Persönlichkeiten im Sinne unserer Klassiker, an welchen das heutige Deutschland so bettelarm ist.

Aber auch der Wissenschaftler Max Weber steht außerhalb der Reihe. Nur eine monographische Darstellung umfassender Art könnte seiner Stellung in der Geschichte der deutschen Nationalökonomie gerecht werden. Hier ist es lediglich unsere Aufgabe, das wissenschaftliche Werk Max Webers mit wenigen Strichen zu umreißen und einige seiner Hauptgedanken hervorzuheben, ohne den entfernten Versuch einer erschöpfenden Darstellung zu machen.

Als Schüler der von ihm hochverehrten Altmeister Goldschmidt und Mommsen ging Max Weber von juristischen und historischen Studien aus, um in Fühlung mit Rickert zu den schwierigsten Problemen der Methodologie unserer Wissenschaft emporzusteigen. Im Besitze einer ebenso gründlichen historischen und juristischen Schulung wie der umfassendsten philosophischen Bildung hätte Max Weber einen historischen, einen juristischen, einen philosophischen Lehrstuhl ebenso glänzend ausgefüllt wie einen nationalökonomischen. Wurde er doch als Neunundzwanzigjähriger 1893 zum Professor des Handelsrechts in Berlin ernannt, um im folgenden Jahre der Nachfolger des Nationalökonomen Philippovich in Freiburg zu werden.

Max Weber ging aus vom klassischen Altertum. Seine ersten Arbeiten galten der römischen »Agrargeschichte« (1891), fortgeführt in dem Artikel »Agrargeschichte im Altertum« des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften. Dieser Artikel ist nichts Geringeres als der Grundriß einer antiken Wirtschaftsgeschichte. Ausgehend von der römischen Sklaverei, hat er in den späteren Auflagen des Handwörterbuchs die für den Osten neu erschlossenen Quellen reichlich benutzt, indem er zugab, daß seine ursprüngliche Schilderung nur für den Westen voll zutreffe. Heben wir einen seiner interessantesten Gedanken hervor: Die antike Kultur ist Sklavenkultur, der Krieg des Altertums ist Sklavenjagd, die Billigkeit der Menschen verhinderte

den Übergang zur freien Arbeit und den technischen Fortschritt. Die Sklavenkaserne, in der ein familienloser Sklave lebt, ist kinderarm; die Menschenzüchtung versagt, und nachdem die letzten Angriffskriege Roms mit dem zweiten Jahrhundert zu Ende gegangen waren, schrumpfen die großen Sklavenwirtschaften zusammen. Aus bevölkerungspolitischen Gründen wird der Sklave der Einzelfamilie zurückgegeben: Kolone.

Von Goldschmidt ausgehend, beschäftigte sich Max Weber eindringlich mit der Börse. Seine Schrift: »Die Börse«, Göttingen 1894/96 in Naumanns Arbeiterbibliothek, gibt eine so plastische und gemeinverständliche Schilderung des Börsenverkehrs, daß ihre Neuauflage dringend erwünscht wäre. In denselben Jahren erschien der grundlegende Artikel Webers in Goldschmidts Zeitschrift für Handelsrecht: »Das Ergebnis der Börsenenquete«. Als Grundgedanke hebt sich hervor: Das Termingeschäft als die technisch vollkommenste Form des Börsengeschäfts überhaupt ist an sich wie alle Technik wertneutral. Es kann nützliche oder schädliche Ergebnisse erzielen, je nachdem die Menschen sind, die es benutzen. Seine Auswüchse zeitigt es in der Hand einer »proletarischen« Börse, insbesondere kreditloser Mitläufer. Max Weber verweist demgegenüber auf den gefestigteren »aristokratischen Charakter« der älteren westeuropäischen Börsen. Indem man das Termingeschäft totschlägt, ist man weit davon entfernt, den Kapitalismus zu treffen, welcher in anderer Form wie in der Bankenkonzentration sich um so üppiger entfaltet.

Einen erheblichen Teil seiner Lebensarbeit widmete Max Weber sozialpolitischen Fragen. Ausgehend von einem Vortrage in dem Verein für Sozialpolitik 1893, befaßte sich Weber mit dem Verhältnis der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, worüber er Einzeldarstellungen für den Evangelisch-sozialen Kongreß (Tübingen 1899—1902) veröffentlichte: das Muster einer privaten Enquete. Grundgedanke: Der ostelbische Landarbeiter, in patriarchalischer Abhängigkeit befindlich, aber im Naturallohn verhältnismäßig reichlich genährt, strebt zum Geldlohn und zum freien Arbeitsvertrag, erfüllt von der »grandiosen Illusion der Freiheit«. Daher die Mobilisierung der Bevölkerung und die Bevölkerungsverluste gerade in den dünnstbesiedelten Teilen Deutschlands. Der slavische Wanderarbeiter rückt nach. — Im Anschluß hieran ging Weber über zur Erforschung der Lage der Industriearbeiter und leitete die »Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Anpassung und Auslese der Arbeiterschaft in der geschlossenen Großindustrie« 1908. Daneben stehen die Aufsätze zur »Psychophysik der industriellen Arbeit« in dem von ihm geleiteten »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«. Grundgedanke: Die Vorstellung eines unterschiedslosen Proletariats, wie sie sich bei Marx auf Grund von Studien über die englische Industrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet, ist nicht falsch, aber zeitgeschichtlich bedingt. Indem die Großindustrie sich einwurzelt, vervielfältigen sich die ihr dienenden Arbeiterschichten, ja sie verseßhaften und verbürgerlichen.

Seinen Höhepunkt aber erreicht Max Weber doch wohl in jenen weit-

hin anregenden Aufsätzen, in welchen er die Brücke schlägt zwischen Religionsethik und moderner Wirtschaftsentwicklung. Ich verweise hier auf seine berühmten Studien: »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus« in seinem Archiv 1905 ff. Ihre Bedeutung ist zunächst eine grundsätzliche, indem Max Weber hier den Zentralgedanken des Marxschen Lehrgebäudes weiterbildet. Er knüpft an Marx an, wie dieser den Geist des Kapitalismus schildert; aber er verwirft die Einseitigkeit der Marxschen Lehre, die von der Hegelschen Dialektik abstammt. Das wirtschaftliche Gebiet ist nicht das autonome, welches, indem es sich selbst umwälzt, den ideologischen Oberbau mit sich reißt. Auch von seiten der Geistesgeschichte gehen die allerwichtigsten Einflüsse aus, die sich rein wirtschaftlich nicht erklären lassen. So hat vor allem der Geist des Kapitalismus eine religionsgeschichtliche Wurzel, welche hinabführt in das Puritanertum und die unheimliche Lehre der Prädestination. Aber Max Weber hat damit zugleich tiefe Einblicke verschafft in das Wesen der angelsächsischen Psyche, welche, wie wir zu unserem Schaden erfuhren, den meisten Deutschen unzugänglich ist. Das Puritanertum wurde nicht nach dem europäischen Festlande, wohl aber nach Amerika ausgeführt.

Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen, Unabhängigkeit von der Meinung und der Hilfe anderer, Unabhängigkeit von den eigenen Affekten, Planmäßigkeit der Lebensführung, Mißtrauen gegen alles rein Gefühlsmäßige und Instinktive bezeichnen den stahlharten Calvinisten, welcher im 16. Jahrhundert auf die geschichtliche Bühne tritt. Bei jenseitiger Zielsetzung ergreift er die Zügel dieser Welt. Unheimlich, weil unverständlich, ist er den gewohnheitsmäßigen Völkern des Ostens, den lebensfreudigen Südeuropäern, den gemütvollen Deutschen. Max Weber zeigt, wie die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit des Angelsachsen herauswächst aus der Selbständigkeit in religiösen Dingen. Wer weder vom Prediger noch vom Sakrament Hilfe erwartet, die Bibel auf eigene Gefahr auslegt, sich nicht auf Menschen verläßt, selbst die Freundschaft als »Kreaturvergötterung« beargwöhnt, steht an der Schwelle wirtschaftlicher Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit. Hierzu, im Vergleich zum mittelalterlichen Mönch, eine Verdiesseitigung des Daseins. Das Jenseits blieb als Ziel, das Diesseits jedoch wurde als Feld der Bewährung des Erwählten gewertet. Die bange Frage, ob Gnadenwahl vorliegt oder nicht, ist am »Wandel« zu beantworten. Hieraus entsprang Ablehnung aller rein gefühlsmäßigen, instinktiven Impulse, bewußte Lebensgestaltung, Rationalisierung und Systematisierung des Lebens und jene tägliche Selbstkontrolle des Puritaners als das Vorspiel der wirtschaftlichen Bilanzierung. Es entsteht jener »Ketzer-Kapitalist«, welcher Menschen und Dinge rein verstandesgemäß unter dem Gesichtspunkt der Zwecke einer Buchbilanz behandelt. Dieser ökonomische Rationalismus ist später religiös indifferent, hat aber religiöse Wurzeln.

Der Erwählte bewährt sich durch sittliche Leistung. Als solche erscheint der irdische Beruf, Berufung, »vocation«. Der Kaufmann auf dem Kontorbock ist ein kleines und doch wichtiges Rädchen im Wunderwerk des öko-

nomischen Kosmos, der wie der himmlische Gottes Ruhm verkündet. Mittel der ethischen Disziplin: Der Verstand, der vor Kräftezersplitterung bewahrt, und die Arbeit, harte, unausgesetzte Arbeit, welche gesund ist für Körper und Geist, daneben das Schweigen. »Schweigen ist immer sicher.«

Der irdische Besitz wird bejaht, denn der Besitzer ist Beauftragter Gottes. Sein Gewissen ist im Besitz um so ruhiger, als er »nicht zu Festen geht«, sondern »arbeitsame Arme« beschäftigt. Hierzu tritt die sexuelle Disziplinierung. Die Ehe dient der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden durch die Ausbreitung der Menschheit. Der Geschlechtsakt, gleichviel ob innerhalb oder außerhalb der Ehe, ist sündhafter Genuß, soweit er lediglich der Befriedigung des Geschlechtstriebes dient — er wird pflichtmäßiger Dienst am Reiche Gottes, soweit er dem Fortpflanzungszwecke dienlich ist. Der mönchische Zölibat wird durch »innerweltliche« Askese übertrumpft. Die sexuelle Selbstzucht bildete einen verborgenen, aber mächtigen Grundpfeiler der britischen Weltstellung. Max Weber weist darauf hin, wie diese innerweltliche Askese die Konsumtion einschnürt, den Lebensstil uniformiert, die Produktion vereinheitlicht, die Fesseln des Erwerbsstrebens sprengt. Er führt uns an die Wiege des modernen Wirtschaftsmenschen, welcher dieser Wiege nur zu schnell entwächst. Die religiöse Wurzel verdorrt. Was übrig bleibt, ist schales Utilitariertum und sinnlose Rechenhaftigkeit. —

Das Große an dieser Leistung Max Webers ist, daß er bei aller Einfühlung in die Psychologie vergangener Zeiten über ihnen steht, daß er sehr wohl erkennt, wie die faustische Allseitigkeit des Menschentums hier zurückgeschnitten wird, und wie die Unpersönlichkeit der Arbeit sinnlos und freudenarm werden muß, sobald sie religiös nicht mehr verklärt ist. Heute wird das Wirtschaftsgebäude seines metaphysischen Sinns beraubt, wird »zum leeren Gehäuse« der in ihm wohnenden Menschen, »Erwerbsmaschinen«. Max Weber führt damit zu den innersten Problemen unserer Zeit und berührt sich mit manchen Gedankengängen Walther Rathenaus. Diese kritische Stellung wurde einem Max Weber dadurch erleichtert, daß seiner explosiven Natur die angelsächsische Gehaltenheit innerlich fremd war; er wäre auf britischem Boden nur mit einem starken Einschlag keltischen Blutes denkbar gewesen.

Leider wurde die außergewöhnliche Kenntnis der angelsächsischen Volksseele, welche Max Weber besaß, zu politischem Zwecke nicht nutzbar gemacht, weder vor noch während des Krieges. Weber wußte, was es heißt, jenen religiös genährten Freiheitsgedanken gegen uns in Bewegung zu setzen, wie es in England und mehr noch in Amerika geschah. Er betrachtete den Krieg mit den Vereinigten Staaten als katastrophal. So schrieb er mir Ausgang 1916: »Gegen die U-Boot-Demagogie muß eingeschritten werden mit Kolbenschlägen von oben; sonst weiß ich nicht, wozu wir Monarchie heißen.« Max Weber blieb ungehört. Die im Dunkeln tappende deutsche Regierung verschmähte die Leuchte seines Genies.

Die ihm während des Krieges wider seinen Willen auferlegte wissenschaftliche Muße benützte er zum Ausbau seiner religiös-ethischen Wirt-

schaftsstudien; das Ergebnis sind umfangreiche Aufsätze in dem von ihm herausgegebenen »Archiv für Sozialwissenschaft«: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«. Von besonderem Interesse sind darunter die Studien über antikes Judentum, die der Genesis des »jüdischen Geistes« näher kommen als eine ganze Bibliothek gegen und für die Juden kämpfender Tagesliteratur.

Noch ein Wort über Max Webers methodologische Arbeiten, wozu u. a. seine Aufsätze über Roscher und Knies, über »die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, seine »kritischen Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik«, sowie seine Kritik des bekannten Werkes von Rudolf Stammler gehören. Max Weber war zu sehr Wissenschaftler, um die Verschwommenheit der »ethischen Nationalökonomie« des Zeitalters Schmollers und Adolf Wagners mitzumachen; er forderte strengste Scheidung der rein kausal erklärenden Seinswissenschaft von der wertenden Politik. Er war zu sehr Historiker, um irgendwelche einseitige Geschichtskonstruktion zu dulden, und als solche bekämpfte er Marxens historischen Materialismus. Als durchgebildeter Philosoph — im Sinne des deutschen Idealismus — hat Max Weber die Nationalökonomie als Kultur- und Sozialwissenschaft erfaßt, psychologische wie naturalistische Einbrüche in ihr Gebiet abgewehrt: die Aufhellung der psychologischen Voraussetzungen der wirtschaftlichen Vorgänge setzt eine Kenntnis der sozialen Institutionen voraus. Als systematischer Kopf war Max Weber bei der reinen Wirtschaftshistorie nicht stehen geblieben, sondern hat durch seine Lehre vom »Idealtypus« den Interessen der Gegenwart am systematischen Aufbau die Wege geebnet. Je mehr es sich um Massenerscheinungen handelt, um so mehr genügt der einfache Gattungsbegriff; je mehr es sich dagegen um komplizierte historische Zusammenhänge handelt mit spezifischer Kulturbedeutung, um so weniger ist der einfache Gattungsbegriff brauchbar, und um so mehr benötigt der Forscher den Idealtypus. Zweck des idealtypischen Begriffsbildes ist es, nicht das gattungsmäßig Naturhafte, sondern umgekehrt die Eigenart der Kulturerscheinungen scharf zum Bewußtsein zu bringen. Insofern läßt Weber auch die historischen »Entwicklungsgesetze« gelten, wie sie Marx anstrebte — für Weber nichts anderes als idealtypisches Hilfsmittel der Forschung.

Aber auch die seinem Ausgangspunkt so fern liegende abstrakte Wirtschaftstheorie wird auf diesem Wege methodologisch gerechtfertigt. Sie bietet ein Idealbild der Vorgänge auf dem Gütermarkt bei tauschwirtschaftlicher Gesellschaftsorganisation, freier Konkurrenz und streng rationalem Handeln. Sie ist keine Hypothese, will aber der Hypothesenbildung die Richtung weisen; sie ist die »Idee« der historisch gegebenen modernen verkehrswirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft, die uns da nach ganz denselben logischen Prinzipien entwickelt wird, wie man zum Beispiel die Idee der »Stadtwirtschaft« des Mittelalters als »genetischen« Begriff konstruiert hat, gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus vorhandenen

Einzelerscheinungen zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends vorfindbar, eine Utopie, trotzdem für die Erforschung des tatsächlichen Kausalzusammenhangs von größtem Werte.

Jeder wissenschaftliche Nationalökonom der Gegenwart wie der nächsten Zukunft hat sich mit Max Webers methodologischen Arbeiten auseinanderzusetzen, wobei ihm reichste Anregung nicht fehlen wird. Die Leuchte, welche Max Weber unserer Wissenschaft angezündet hat, wird noch lange strahlen. Möge sein Geist reiner Wissenschaftlichkeit, welcher die Wahrheit sucht um der Wahrheit willen, der deutschen Nationalökonomie nie entschwinden!

Im Gegensatz zu den Rotteck und Welcker, auch noch den Mommsen und Virchow, saß in den Vorkriegstagen ein überwiegend unpolitisches Geschlecht wissenschaftlicher Spezialisten auf den Kathedern der deutschen Universitäten. Aus ihrer Mitte ragte Max Weber empor; der geniale Gelehrte, der Philosophie, Nationalökonomie und Jurisprudenz »hauptsächlich« umfaßte, der jungen Soziologie neue Bahnen wies und die Brücke schlug von der Weltweisheit zur vereinsamten Theologie. Max Weber zugleich der geniale Politiker, dessen »Politische Schriften«, in einem Sammelbande im Dreimasken-Verlag 1921 erschienen, eine Fundgrube politischer Weisheit bilden, aus der das junge, schwankende Geschlecht unserer Zeit den Becher weiten Wissens und straffen Wollens schöpfen sollte. Bei scharfer Scheidung seinswissenschaftlicher Erkenntnis und werturteilender Politik war Max Weber eben doch ein politischer Nationalökonom großen Stiles, der gerade dieser Wissenschaft die Aufgabe stellte, an der politischen Erziehung der Nation mitzuarbeiten.

Im Gegensatz zu dem Berliner Tiergartenfreisinn, der seine Jugend umgab, hat Max Weber, ähnlich wie Friedrich Naumann, zuerst konservativ gewählt. Aus dieser Zeit stammt die Freiburger Antrittsrede 1895, in der die machtpolitische Einstellung überwiegt. Auch später hat Max Weber der deutschen Nation machtpolitische Aufgaben gestellt. Unseren Nachfahren haben wir es zu verantworten, wenn die Weltmacht und damit die Kultur der Zukunft zwischen den Reglements »russischer Beamten und den Konventionen der angelsächsischen society« — vielleicht mit einem Einschlag von lateinischer »raison« — aufgeteilt würde. Sozialpolitische Ideale hat Max Weber 1895 noch abgelehnt, doch wohl nur in der eudämonistischen Färbung, welche damals von der Gesellschaft für ethische Kultur ausstrahlte. Sozialpolitische Ideale, wie sie wenige Jahre später seine Gattin aus den Tiefen Fichtes schürfte, waren einem Max Weber niemals fremd.

Gerade als Machtpolitiker wurde Max Weber Demokrat — Linksdemokrat, »den ökonomisch geschulten Mitgliedern der Sozialdemokratie bis zur Ununterscheidbarkeit nahe«, aber stolz auf seine Unabhängigkeit auch gegenüber dem Demos. Der Grund dieses Umschwungs lag in der Schärfe und Unbestechlichkeit seines Blicks, der jede Phrase durchbohrte. Der deutsche Obrigkeitsstaat, bureaukratischer und junkerlicher Struktur, von den

Literaten als urdeutsch und echt preußisch verhimmelt, erwies sich unfähig nicht nur zur Machtpolitik, sondern unfähig zu irgendwelcher Politik überhaupt. Der feige Wille zur Ohnmacht im Innern, den er den Untertanen anzüchtet, ist unvereinbar mit dem Willen zur Macht in der Welt. »Eine Nation, die nur gute Beamte, ehrliche Kaufleute, tüchtige Gelehrte und — treue Diener hervorbrächte, im übrigen eine kontrollfreie Beamtenherrschaft über sich ergehen ließe, wäre kein Herrenvolk und täte besser, ihrem Alltagsgeschäft nachzugehen, anstatt die Eitelkeit zu haben, sich um Weltschicksale zu kümmern.« Die Bureaukratie hat ihre Vorzüge: fachliche Einschulung, berufsständische Ehre, und ist letzthin »unentrinnbar«; aber niemals leistet sie politische Führung. Der Beamte erfüllt in Treue und Selbstverleugnung die Anweisungen der vorgesetzten Stelle: »die Amtspflicht geht ihm über die Eigenwilligkeit«. Ein politischer Führer, der seinem Herrn gegenüber — dem Monarchen oder dem Demos — ebenso handelte, verdiente, als »Kleber«, Verachtung!

Das deutsche Staatswesen des Wilhelmschen Zeitalters entbehrte nicht nur der Leitung durch ein politisches Genie, sondern der politischen Leitung überhaupt. Statt dessen die »Satrapenkämpfe« zwischen den Ressorts, welche mit inneramtlichen Intrigen, mit höfischen Fallstricken, letzthin mit allen Mitteln der Demagogie gegeneinander arbeiteten; so etwa wie Tirpitz gegen Bethmann.

Dieses Staatswesen ist das Werk Bismarcks, ein Werk, das auch ein Max Weber hochwertet; denn es hat im Westen Deutschlands französische Rheinbundstaaten, im Osten eine russische Satrapie verhindert. Aber Bismarck hat den unvermeidlichen, weil wirtschaftlich begründeten, Niedergang des Junkertums nicht aufgehalten, den Junker vielmehr an die Staatskrippe angebunden; Bismarck hat das Bürgertum und das Parlament entmannt und jede selbständige und verantwortliche Macht neben sich verhindert. Das völlig machtlose Parlament, das Bismarck zurückließ, bedeutete ein leeres Ornament mit tief herabgedrücktem geistigen Niveau.

Der Erbe der Machtfülle Bismarcks wurde Wilhelm II. Schon 1906 und 1908, in den Tagen, als Friedrich Naumann auf Demokratie und Kaisertum hoffte, hat Max Weber die Pose dieses »Dilettanten« durchschaut. »Die konservative Partei will das persönliche Regiment dieses Mannes, also können wir keine Weltpolitik treiben.« Der König von England hat Ehrgeiz und Macht, der deutsche Kaiser Eitelkeit und begnügt sich mit dem Schein der Macht. Am 11. Oktober 1918 schrieb Max Weber an den Verfasser dieser Zeilen: »Als aufrichtiger Anhänger der deutschen Dynastie ist meine feste Überzeugung, daß der jetzige Kaiser im Interesse des Reiches zurücktreten muß. Geht er ohne Druck von außen jetzt, so geht er in Ehren. Im Interesse des Kaisertums darf ich nicht wünschen, daß ein Kaiser mit Unehren endet, sei es, daß er später unter äußerem Zwange geht, sei es, daß er auf dem Throne fort vegetiert.« Im Dezember 1918 setzte er hinzu: »Der bei der Friedensbitte durch die Würde gebotene Thronverzicht des Monarchen wurde verzögert. Schließlich hat er durch Desertion aus der Hauptstadt

und Spielen mit dem Staatsstreich die Revolution geradezu provoziert.« Wilhelm II., seine Umgebung, das der kargen Schlichtheit entkleidete Berlin — sie alle trugen die Züge des Parvenüs. So alles, was sich damals als aristokratisch gab, nicht zuletzt auch der »Couleurmensch«. Hieran scheiterte nach Max Weber auch das von Naumann so glänzend befürwortete Mitteleuropa. »Von schlecht erzogenen Parvenüs will keiner regiert sein.«

Deutschland, das weder dem angelsächsischen Gentleman noch dem romanischen Kavalier etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat, seinem innersten Wesen nach unaristokratisch, etwa mit Ausnahme Deutsch-Österreichs, ist zur Demokratie gezwungen, sobald es die Fesseln des Obrigkeitsstaates abstreift. Weder industrielle Unternehmer noch der junkerliche Landwirt sind »abkömmlich« im Sinne einer aristokratischen Herrenschicht. Die neuzeitliche Demokratie hat im Gegensatz zu den älteren Honoratiorenparteien heute auch in England und Frankreich einen plebiszitär-cäsaristischen Zug: sie bringt den »leader« an die Spitze. Denn gerade auch in der Demokratie wird die Politik von Wenigen gemacht. Der Mutterboden, aus dem ihre Führer erwachsen, ist das Parlament; in ihm wird hart auf hart um die Macht gerungen und in den Kommissionen zugleich politische Kleinarbeit und die Kunst des Kompromisses gelernt. Erster Zweck des Parlaments ist für Max Weber die Auslese politischer Führer. Daneben bildet die parlamentarische Partei ein Gegengewicht gegen die emotionalen Mächte der Straße, dies um so mehr, je mehr die Partei mit bezahlten Beamten, geordneten Finanzen und in der Hand unbezweifelter Führer zur »Maschine« wird.

Der unvermeidlichen Demokratie freiwillig die Tore zu öffnen, schien einem Max Weber entscheidend für den Ausgang des Weltkriegs, ebenso wie dem Verfasser dieser Zeilen. Denn Demokratie war das unentbehrliche Mittel zur Erhaltung der Einheit der Nation. In glühenden Worten macht Max Weber der Vaterlandspartei den Vorwurf, daß sie unseren Daseinskampf verfälsche zu einem Kampf für die bestehende Staatsform. Die Nation habe zu wählen zwischen Vaterland und Vaterlandspartei.

Nach diesem Zusammenbruch konnte sich Max Weber die deutsche Zukunft nur vorstellen als Demokratie und Republik. Max Weber befürwortete einen föderalistischen Einheitsstaat, wie er in dem ersten Entwurf einer Reichsverfassung enthalten war: Verschmelzung der preußischen Spitze mit der Reichsspitze und Auseinanderlegung Preußens in eine Anzahl von lebensfähigen Ländern. Max Weber nannte das die »Beseitigung des großpreußischen Elements aus der deutschen Verfassung«. Dem entspräche auf der wirtschaftlichen Seite eine großzügige Siedlungspolitik mit dem Zweck des Umbaues der wirtschaftlichen Struktur des deutschen Ostens. Den Neubau Deutschlands konnte sich Max Weber nur denken unter einem Bündnis von Arbeiter und Bürger; die bürgerlichen Elemente seien unentbehrlich schon für Zwecke des internationalen Kredits, aber auch im Sinne Marxens als die Fortbildner des Kapitalismus zu seiner letzten, wirtschaftlich umwälzenden Konsequenz. Unter Ablehnung eines berufsständischen Parlaments, wie es von der äußersten Rechten und der äußersten

Linken empfohlen wird, vertrat Max Weber die Sozialisierung nach sachlichem Resultat im einzelnen Fall, jedoch unter Ablehnung verfrühter »Planwirtschaft«, von der er fürchtete, daß sie den Sozialismus kompromittieren würde.

Nicht minder großzügig und eindeutig ist Max Webers auswärtige Politik — realistisch gegenüber denen, die aus der Realpolitik eine Phrase machten. Als Realpolitiker trat Max Weber für einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden ein, sobald das Ziel der Selbstbehauptung erreicht sei. An unserer Grenze stünden Barbaren aus allen Schlupfwinkeln der Erde, bereit, unser Land zur Wüste zu machen, und in der Stube des letzten Arbeiters würden noch die Enkel die Niederlage fühlen. Das, sagt Max Weber, versteht jedermann. Statt dessen haben die Literaten allerhand »Ideen« fabriziert, für welche die Männer draußen bluten und sterben sollen. Dies eitle Treiben erleichtert keinem der Kämpfer seine schwere Pflicht. Hinter jenen aufgebauschten Kriegszielen aber erblickte Max Weber »die Angst vor dem Frieden«, die Furcht der herrschenden Klassen vor den innerpolitischen Wirkungen, wenn die unerfüllbaren Versprechungen des Endsieges zusammenbrächen. Deswegen verteidigte Max Weber auch die Reichstagsresolution des Juli 1917; sie gab unseren Wehrmännern wie unseren Bundesgenossen die Sicherheit, daß sie ebensowenig für ein deutsches Belgien wie für ein österreichisches Venedig weiterkämpfen müßten.

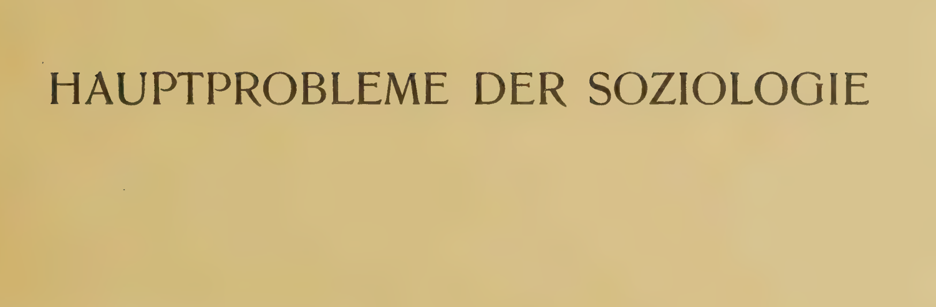
Eindeutig gegenüber den Schwankungen der sich bekämpfenden Ressorts forderte Max Weber schon 1915 möglichste Einigung mit England, unter Anerkennung der englischen Mittelmeerstellung, seiner ägyptischen und sonstigen kolonialen Vorherrschaft, vor allem unter Verzicht auf Belgien. »Undenkbar ist eine Kastration Belgiens durch eine dauernde deutsche Vorherrschaft«, zudem gegen Englands Ehre und wichtigstes Lebensinteresse.

Bei Max Weber herrscht Osteinstellung. Belgien, ganz Westeuropa schienen ihm »Lappalien« gegenüber den Entwicklungen im Osten, welche Weltentscheidung bedeuten. Aber auch im Osten war Max Weber ein Gegner von Annexionen, die uns mit Fremdkörpern belastet hätten. Er verlangte Verständigung mit den Westslawen, vor allem, entgegen der Bismarckschen Tradition, mit den Polen. »Jenseits unserer Grenze ist die deutsche Realpolitik westslawische Politik, nicht deutschnationale Politik,« wohl aber deutsche Kultur- und deutsche Wirtschaftspolitik. Das A und O unseres Schicksals ist für Max Weber die Abwehr des russischen Imperialismus, gleichviel ob des Zaren, ob großbürgerlicher Bank- und Industriemächte oder des landhungrigen Bauern. Weder England noch Frankreich können unser Dasein dauernd vernichten; Rußland kann es bei seinen unbegrenzten Bevölkerungsmöglichkeiten. Zudem müssen sich die Linien der deutschen wie der russischen Orientpolitik zwangsmäßig kreuzen, nicht so die der deutschen und englischen. Auch nach dem Zusammenbruch blieb dieser Gedanke herrschend. So schrieb Max Weber November 1918: »Wir haben die angelsächsische Weltherrschaft vollendet; aber wir haben Schlimmeres abgewandt: die russische Knute; dieser Ruhm bleibt uns.

Amerikas Weltherrschaft war so unabwendbar wie die Roms nach dem punischen Krieg. Daß sie nicht mit Rußland geteilt wird, ist für mich das Ziel unserer künftigen Weltpolitik; denn die russische Gefahr ist nur für jetzt, nicht für immer beschworen.«

War Max Weber ein Machtpolitiker, aber ohne Phrase und mit Augenmaß für das Mögliche, so offenbart er nach dem Zusammenbruch einen stark ethischen Einschlag. Weltpolitik wurde verspielt. Uns Nachkriegsdeutschen bleibt eine einfache Aufgabe, deren Erfüllung dennoch nicht leicht ist: wieder »anständige Menschen« zu werden. Denn der Verlust der nüchternen Anständigkeit unserer Väter, den wir im Kriege erlitten, ist für Max Weber der schwerste Kriegsverlust. Ehrlichkeit, Sachlichkeit, Haltung, Schamgefühl! So hängt von dem Ehrbegriff des Beamten bei fortschreitender Sozialisierung die ganze deutsche Zukunft ab, nicht minder auf dem Gebiete der fortbestehenden Freiwirtschaft von jenem kapitalistischen Berufsethos des bürgerlichen Unternehmers, das der Raubkapitalismus des Krieges und der Valutaschwindel zersetzt hat.

Denen aber, die uns als »Politiker« führen sollen, setzt Max Weber eine höhere Aufgabe: die leidenschaftliche Hingabe an eine Sache, an den Dämon, der ihr Gebieter ist, letzthin der Glaube an einen neuen deutschen Frühling auch in der kalten Polarnacht, die uns erwartet. Max Weber war ein solcher Führer in die Zukunft — weit über die Tagesfragen hinaus, an die er anknüpft. Er bezeichnet sich selbst als »Optimisten auf lange Sicht«. So schreibt er Ausgang 1918: »Wir fangen noch einmal wie nach 1648 und 1807 von vorn an. Dann schenkt uns die Geschichte, die uns — nur uns — schon eine zweite Jugend gab, auch eine dritte.« Eine Mitwelt, die einen Ludendorff zum Staatsmann stempelte, hat einem Max Weber die Führerstellung versagt, die ihm, wenn irgendeinem, gebührte. So bleibt die Hoffnung: möge von einem Max Weber das Wort gelten, welches Goethe jenem Freunde nachrief, dem er allein von allen Männern einen prägenden Einfluß verstattete: »Was dem Mann das Leben nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.«



HAUPTPROBLEME DER SOZIOLOGIE

I.

Geschichte und Methodenlehre.

Inhaltsverzeichnis.

1.

Die Anfänge der Soziologie

Von

Werner Sombart, Berlin

Inhaltsverzeichnis.

I.

Im Jahre 1851 meinte Robert von Mohl[1]): »Seit ganz kurzem« sei neben der Wissenschaft vom Staat eine neue Wissenschaft aufgetaucht: »die Wissenschaft von der Gesellschaft.« In dramatischer Form schildert er uns, wie diese neue Wissenschaft plötzlich das Licht des Tages erblickt habe, als mit einem Male das Wort »Gesellschaft« ausgesprochenn sei: »Zuerst von Schwärmern und ihren Schulen; dann aber allmählich auch auf der Rednertribüne, in der Schenke und in den heimlichen Versammlungen Verschworener; es wird in entsetzlichen Straßenschlachten als Banner vorangetragen. Jetzt öffneten sich plötzlich die Augen.... Die Gärung auf dem Markt und in der Hütte hat aber auch bald eine zahlreiche Literatur hervorgerufen... So ist durch Tat und Schrift ein ganz neuer Gegenstand des Bewußtseins, Wollens und Denkens entstanden... Die Wissenschaft der Gesellschaft ist zu begründen und zu entwickeln...« Als Vertreter dieser neuen Wissenschaft nennt er dann einige französische Sozialisten, wie er sie aus Reybaud und Stein kannte, und vor allem diese und einige andere Geschichtsschreiber des Sozialismus selbst.

Eine immerhin erstaunliche Zusammenstellung. Comte, dessen Hauptschriften 1822—1842 erschienen waren, kennt von Mohl offenbar nicht einmal dem Namen nach; denn dieser fehlt in dem ausführlichen Literaturverzeichnis, das er am Schlusse des dritten Bandes seiner Geschichte zusammengestellt hat. Und St. Simon wird ebenfalls nicht erwähnt.

Jetzt lesen wir in der besten deutschen Geschichte der soziologischen Literatur[2]), daß die »Soziologie« »der Sache nach« bis auf Plato zurückgehe, früher aber »Politik« geheißen habe; daß diese älteren »Soziologen« aber im Grunde sich doch nur für den Staat interessieren und daß »erst die Erschütterungen und Wechselfälle der französischen Revolution und Restauration« »eine andere Auffassung« erzeugten, die zuerst in Saint Simon ihren Ausdruck fand: dieser habe also recht eigentlich als der Begründer der modernen Soziologie zu gelten.

Diese Konstruktion ist nicht minder falsch als die von Mohls: einerseits haben Plato, Aristoteles und die Naturrechtler der neueren Zeit, die P. Barth nennt, nicht das Geringste mit moderner Soziologie zu tun;

---

[1]) Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (1855), 71. Die Abhandlung ist zuerst im Jahrgang 1851 der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft unter dem Titel „Die Staatswissenschaften und die Gesellschaftswissenschaft" erschienen.

[2]) Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. 3. Aufl. (1921). Zit. aus der 2. Aufl. (1915). 1. Buch. 1. Abteilung.

andererseits blickte diese beim Ausbruch der französischen Revolution schon auf eine ein reichliches Jahrhundert alte umfangreiche Literatur zurück.

Daß zwei so kenntnisreiche Gelehrte wie Robert von Mohl und Paul Barth zu solchen Fehlurteilen kommen konnten, ist natürlich kein Zufall. Es ist vielmehr begründet in der Stellung, die die beiden Autoren zu dem Probleme der Gesellschaftswissenschaft einnehmen. Für Mohl sollte die Gesellschaftswissenschaft, deren Begründung er im Werden sah, eine Art von Hilfswissenschaft der Staatswissenschaften werden gemäß seinem Begriff von der »Gesellschaft«, die für ihn eine Art Zwischenreich zwischen Staat und Einzelperson bedeutete, etwa im Hegelschen Sinne: »Die bürgerliche Gesellschaft ist die Differenz (!), welche zwischen die Familie und den Staat tritt.« Barth aber vereinerleit, wie schon der Titel seines Buches erkennen läßt, Soziologie und Geschichtsphilosophie.

Von keinem dieser beiden Standpunkte aus kann man »die Anfänge der Soziologie« richtig bestimmen, weil man unter Soziologie etwas anderes versteht, als darunter verstanden werden muß. Verstanden werden muß: zu welchem Befehlstone man ein Recht hat, wenn man — freilich auch nur dann — Geistesgeschichte treibt, das heißt wenn man gewisse Denkrichtungen und Problemkreise a posteriori zu bestimmen hat. (Man sich also von der Frage, was »Soziologie« ihrem Wesen nach sei oder im wissenschaftlichen Verstande sein solle, ganz frei halten kann.) Dann wird man vor allen Dingen festzustellen haben, daß mit der neuen Zeit eine ganz spezifische Art, das menschliche Zusammenleben anzusehen, aufkommt, die sich zu einer besonderen bis dahin unbekannten Wissenschaft von der menschlichen »Gesellschaft« (in ihrem weitesten Verstande) auswächst. Diese neue Wissenschaft »Soziologie« zu nennen haben wir deshalb das Recht, weil sie später, bis heute, in weiten Kreisen mit diesem Namen belegt wird. (Obwohl am Namen natürlich nichts gelegen ist.) Das Wesen dieser modernen »Soziologie«, das heißt derjenigen »Soziologie«, die zuerst als ein Neues in die europäische Gedankenwelt einbrach, kann zunächst ganz im groben, ohne Einwände gewärtigen zu müssen, bestimmt werden als eine Erfahrungswissenschaft, die sich zur Aufgabe stellt, die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen und Kulturäußerungen empirisch-kausal zu erklären. Späteres in einem Wort vorwegnehmend: was als Aufgabe einer völlig neuen Wissenschaft auftaucht, ist die Naturlehre der menschlichen Gesellschaft in ihrem weitesten Verstande, also vor allem auch den »Staat« einbegriffen.

Über die Anfänge dieser sozialen Naturlehre, also der Soziologie in ihrem ursprünglichen — und wir können hinzufügen westeuropäischen — Sinne möchte ich einiges mitteilen.

II.

Als die europäische Welt in die neue Zeit eintrat, beherrschten zwei Anschauungsweisen das auf das menschliche Zusammenleben gerichtete Denken:

die theokratische Denkweise, die aus dem Mittelalter herübergekommen war, und die naturrechtlich-vertragstheoretische, die sich in ihrer profanen Gestalt seit dem 16. Jahrhundert ausbildete. So verschieden diese beiden Auffassungen waren, so waren sie sich doch in einem der Wesenspunkte gleich: beiden erschienen die menschlichen Verbände und die die Menschen bindenden Anschauungen als etwas von der kreatürlichen Erscheinungswelt Verschiedenes. Es sind entweder Abbilder des von Gottes Geiste beseelten und nach Einem Gesetze gebildeten Allganzen oder Schöpfungen der Einen ewigen Vernunft. Staat und Recht — die weltlichen Formen, in denen die Menschen leben — gehören der sittlichen Welt an, die aber — das war aus dem Mittelalter auf die Theoretiker des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts übergegangen — in einem schroffen Gegensatz zur natürlichen Welt stehend gedacht wurde. Auch für die Naturrechtler und Vertragstheoretiker sind Recht und Staat für den geschichtlichen Menschen gegeben. Das Naturrecht ist ewiges Recht, in seiner Gültigkeit unabhängig von aller historischen Verwirklichung; der Staat ist ein von Vernunftwesen geschlossener Vertrag, ist ein Akt aus Freiheit.

Recht und Staat können niemals aus empirisch-psychologischen Regungen stammen, sondern nur »per dictamen rectae rationis« entstehen. Dieses nur kann die Auffassung der Naturrechtler und Vertragstheoretiker sein und ist es. So denken die großen Liberalisten Grotius und Locke, so die großen Realisten Hobbes und Spinoza, so denkt auch noch Rousseau, denken selbstverständlich die deutschen Staatsphilosophen des 17. und 18. Jahrhunderts. Oft läßt sich dieser Standpunkt mit manchen Grundansichten derer, die ihn vertreten, nicht recht vereinigen. So namentlich bei Spinoza und Hobbes. Dann aber hilft ein Salto mortale über die Lücke hinweg: wenn auch nach Spinoza »homines magis caeca cupiditate, quam ratione ducuntur«, wenn »homo ... tam in statu naturali quam civili ex legibus suae naturae agit, suaeque utilitati consulit«: einmal muß doch ein Handeln aus Freiheit, das heißt aus reiner Vernunft, stattgehabt haben: als der Staat entstand. Und so bei allen andern.

Der meta-empirische, überindividuelle, transhistorische — wir können statt dessen auch sagen: dualistische Standpunkt der Vertragstheoretiker tritt in ein besonders helles Licht in der Postulierung eines Normcharakters des Rechts und der durchgängigen Annahme eines den Willen der Individuen — auch aller — übergeordneten Staatswillens, also wie man es nennen kann: in ihrem sozialen Realismus.

Das Recht ist auch für die profanen Naturrechtler göttliches Vernunftgesetz: in dem strengen Sinne eines Gesetzes, dem selbst Gottes Wille unterworfen ist, das nicht jus voluntarium, von Gott nicht: gewollt oder nicht gewollt sein kann, sondern das Gott wollen muß (wie $2 \times 2 = 4$): »adeo immutabile, ut ne a Deo quidam mutari queat«: »perpetuum et immutabile«. Immer bleibt jus naturale = jus divinum, weil es »ab auctore naturae Deo« stammt. Selbst bei Hobbes darf das Naturrecht wenigstens nicht dem in der Bibel offenbartem Recht widersprechen. Die Grundgesetze des mensch-

lichen Gemeinschaftslebens sind nach Spinoza »aeternae veritates, quas nemo ignorare potest«.

Der Staat aber ist eine dem Einzelwillen übergeordnete und entgegengesetzte Gesamtpersönlichkeit mit eigenem von Gott abgeleiteten Willen. Die Staatsauffassung aller Vertragstheoretiker — Locke und Rousseau eingeschlossen — ist antinominalistisch. Das wird allzuoft verkannt. Zum Beispiel von Gierke, der seit Althusius nur noch nominalistische Staatsphilosophen kennt und seltsamerweise die Vertragstheorie selbst den nominalistischen Theorien zuzählt, während logischerweise gerade die Vertragstheorie zu der Annahme eines allgemeinen, den Einzelnen auch in ihrer Gesamtheit übergeordneten Staatswillen, zu einer volonté générale führen muß: der Vertrag wird ja »auf ewig« geschlossen.

»Consociatio qua multi patresfamilias in unum populum ac civitatem coeunt...« »Societatem quandam contrahunt perpetuam et immortalem« (Grotius).

»Civitas est persona una, cuius voluntas... pro voluntate habenda est ipsorum omnium... civitas nomine uno ab omnibus hominibus particularibus distinguenda»... »unde voluntates omnium ad unicam reducuntur«... »est enim in personam unam vera omnium unio«... »quo facto multitudo illa una persona est et vocata civitas et respublica« (Hobbes).

»Imperii corpus una veluti mente duci debet et consequenter civitatis voluntas pro omnium voluntate habenda est« (Spinoza).

»Not every compact puts an end to the state of nature between men, but only this one of agreeing together mutually to enter into one community« (Locke).

Le pacte social, c'est »l'acte par lequel le Peuple est un Peuple«... »Cet acte d'association produit un corps moral et collectif..., lequel reçoit de ce même acte son unité, son moi commun, sa vie et sa volonté. Cette personne publique qui se forme ainsi par l'union de toutes les autres, prenait autrefois le nom de Cité«... »Il y a souvent bien de la différence entre la volonté de tous et la volonté générale; celui-ci ne regarde qu'à l'intérêt commun, l'autre regarde à l'intérêt privé et n'est qu'une somme de volontés particulières« (Rousseau).

Wie Recht und Staat schroff der Natur gegenübergestellt werden, so wird auch — wenn man überhaupt dieses Problem sieht — ein scharfer Schnitt zwischen Tier- und Menschenreich gemacht. Wenn Recht und Staat Vernunftgebilde, Geist sind, so ist es absurd, sie oder auch nur ihre Anfänge bei den Tieren, »qui carent ratione« (Hobbes) zu suchen. Siehe die sechsfache Ablehnung einer Verwischung des Unterschieds zwischen Tier- und Menschenreich bei Hobbes im 17. Kapitel des Leviathan. Es bleibt eben die Grundtatsache: »animalium illorum consensio a Natura est; consensio autem hominum a pactis est et artificiale« (Hobbes); kraft seines sittlichen Bewußtseins tritt der Mensch mit allen Menschen gleichsam in eine Gemeinschaft »und machet mit ihnen eine solche Sozietät aus, wodurch er sich von anderen Kreaturen distinguiert« (Locke).

Welches Verhältnis haben nun diese in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit herrschenden Lehrmeinungen über das Wesen des menschlichen Zusammenlebens zu jener Wissenschaft, die wir als Soziologie bezeichnen wollen, also jener Erfahrungswissenschaft von der historischen Gesellschaft? Offenbar ein ausschließendes. Das heißt: so lange theokratische oder naturrechtliche oder vertragstheoretische Ansichten herrschten, anders ausgedrückt: solange die Gedanken das Absolute in Staat und Recht suchten, konnten die Menschen nicht zu einer Soziologie kommen. Die Objekte dieser beiden Wissenschaften liegen in verschiedenen Ebenen, und von einer zur anderen zu gelangen, ist nicht möglich. So wie wir feststellen konnten, daß kein Weg aus der empirischen Gesellschaft in das Vernunft- und Geistreich des moralischen Rechtes und des per dictamen rectae rationis entstandenen Staates führt, so führt auch keiner aus diesem Reich in die Geschichte. Um zu einer umfassenden Erfahrungswissenschaft von der menschlichen Gesellschaft zu gelangen, in der dem Rechte und dem Staate keine selbständige Stellung zuerkannt, die Überpersönlichkeit des sozialen Gebildes als wesenhaft sittliches Geschehen geleugnet wurde, mußte offenbar der Gegensatz zwischen Vernunft und Natur, zwischen Geist und Seele, zwischen Freiheit und Kausalität, zwischen Idee und Wirklichkeit aufgehoben werden. Erst mußte die alte rationale Betrachtungsweise in Trümmer geschlagen werden, ehe die Bahn für die neue Wissenschaft frei wurde.

Damit erhalten wir aber einen wichtigen Fingerzeig, wohin wir unser Augenmerk zu richten haben, wenn wir den Anfängen der modernen Soziologie auf die Spur kommen wollen.

III.

Unter den bewußten Gegnern des Naturrechts und namentlich der Vertragstheorie haben wir die Begründer der modernen Soziologie zu suchen. Ort und Zeit dieser Wissenschaft werden damit ziemlich genau umschrieben. Jenes Sturmlaufen gegen die herrschenden Lehrmeinungen des sozialen Rationalismus beginnt in England in dem Menschenalter, das auf die Hauptschriften des Hobbes (1642—51) folgt: der Kampf gegen diesen Schriftsteller ist es, der hauptsächlich die Geister entflammt; in bewußter Gegnerschaft gegen seine Ansichten entwickeln sich die neuen Ideen, die bestimmt sein sollten, der Soziologie zum Leben zu verhelfen. Wenn ich im folgenden einige der Schriften nenne, die mir vor allem bedeutsam erscheinen für die Herausbildung des neuen wissenschaftlichen Geistes, so macht diese Zusammenstellung ganz und gar nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist sehr leicht möglich, daß andere, mir unbekannt gebliebene Werke ebenso wichtig oder wichtiger wie die genannten sind. Meine Hinweise haben vielmehr nur den Zweck, die Linie vorzuzeichnen, auf der sich in Zukunft die Forschung nach den Anfängen der Soziologie zu bewegen hat. Worauf es mir ja vor allem ankommt, ist dieses: den springenden Punkt herauszuheben, auf den wir hinzublicken haben, wenn wir sinnvoll die gestellte Aufgabe lösen wollen.

Unter den ersten, die die neue Lehre verkünden, finde ich:

Rich. Cumberland, Disquisitio philosophica de legibus naturae. 1671.

William Temple, An Essay upon the original and nature of Government. 1672; in Miscellanea. Vol. II. 1680.

Es mag auch daran erinnert werden, daß um dieselbe Zeit, als die ersten theoretischen Grundlagen der neuen Gesellschaftswissenschaft gelegt wurden, auch neue Wege erschlossen wurden, um zur Erkenntnis des empirischen Tatbestandes menschlichen Zusammenlebens zu gelangen: die moderne Statistik wird begründet. Es sei an W. Petty, Several Essays in Political Arithmetik (1699) erinnert.

Dann folgen ein Menschenalter später zwei Denker, deren Ansichten von großem Gewicht waren und großen Einfluß ausgeübt haben, zwei Denker, die selbst miteinander in heftiger Fehde lagen — wie denn die Zusammenstellung der Männer, die wir als die Begründer der Soziologie anzusprechen haben, ganz und gar nicht bedeutet, daß sie nun alle Eines Geistes in jeder Hinsicht gewesen seien — zwei Denker, von denen zwei Ströme sozialen Denkens ausgehen, deren verschiedene Wasser sich weithin durch die Jahrhunderte verfolgen lassen: die Väter des sozialen Optimismus und des sozialen Pessimismus in der neuen Zeit:

Anthony, Earl of Shaftesbury, Charakteristicks of Men, Manners, Opinions, Times in three Volumes. Zuerst 1713. Zit. nach der 6. ed. 1737.

Bernard Mandeville, The Fable of the Bees. Vollständig zuerst 1714. In Betracht kommen hier namentlich die mit der Bienenfabel in gar keinem oder nur losem Zusammenhange stehenden Abhandlungen:

A Search into the Nature of Society und die

Dialogues, namentlich der fünfte und sechste, die 1728 erschienen. In der von mir benutzten zweiten Edition der Fable of the Bees (1733) finden sich der Search im ersten, die Dialogues im zweiten Bande.

Ein halbes Jahrhundert später steht die neue Wissenschaft in allen ihren wesentlichen Teilen fertig da: fast völlig das Werk englischer Denker. Der Einfluß, den die französischen Schriftsteller gleicher Richtung ausüben, scheint nur sekundärer Natur: sie alle — die Montesquieu, Voltaire, Raynal, Condillac, Linguet, Weguelin u. a. — sind in ihren Grundanschauungen doch abhängig von den englischen Vorbildern. Daß Wechselwirkung zwischen den beiden Nationen stattgefunden hat, wird jedoch zuzugeben sein. Keines der französischen Werke steht aber an Folgerichtigkeit des Denkens, Weite der Problemstellung und Fülle des Stoffes auf der Höhe, die einige der besten englischen Soziologen am Ende dieser ersten Periode erklommen haben. Von diesen ist in weiteren Kreisen bekannt nur einer, obwohl auch seine Bedeutung für die Soziologie noch keineswegs ihre volle Würdigung erfahren hat:

Adam Ferguson, Essay on the History of Civil Society. Zuerst 1767. Deutsch von Dorn. 1904. Zit. nach dem Nachdruck von 1789.

Neben Ferguson verdienen aber einige andere Autoren nicht geringere Beachtung. Vor allem das schon vor Fergusons Essay erschienene, fast völlig unbekannt gebliebene Werk von

Adam Smith, Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms, delivered by A. Sm., reported by a student 1763, ed. by Edw. Cannan, Oxford 1896.

Ferner ist zu nennen das staunenswerte Buch von

John Millar, Observations concerning the distinction of Ranks in Society. 1771. Benutzt wurde von mir die Ausgabe von 1793, die den Titel trägt: The Origin of the distinction of ranks or an inquiry into the circumstances which gave rise to influence and authority in the different members of society.

Das Buch ist kurz nach seinem Erscheinen mehrfach ins Deutsche übersetzt (meist mit ganz falschen Titelübersetzungen; wollte man den englischen Titel sinnvoll im Deutschen wiedergeben, so müßte man ihn etwa mit »Soziologie der Herrschaft« übersetzen) und kommentiert. Dann ist es aber völlig verschollen und enthält doch eine der besten und vollständigsten Soziologien, die wir besitzen.

Es ließen sich noch viele Autoren namhaft machen, die in den fruchtbaren Jahrzehnten von 1760—1780 in England soziologische Werke veröffentlicht haben[3]). Aber ich wiederhole: es ist nicht meine Absicht, eine literarhistorische Studie zu schreiben, sondern lediglich auf vorhandene Leistungen hinzuweisen und sie in ihrer grundsätzlichen Eigenart kenntlich zu machen. Deshalb begnüge ich mich mit der Aufzählung dieser wenigen Namen und versuche nunmehr, an der Hand von Aussprüchen der Genannten festzustellen, worin das eigentümlich Neue bestand, das mit diesen Werken in das europäische Denken hineingebracht wurde. Ich werde dabei die Belege aus verschiedenen Schriftstellern nehmen, ohne Rücksicht auf die Erscheinungszeit ihrer Werke, nur mit besonderem Interesse für die erste Äußerung eines Gedankens. Im übrigen erscheint mir die englisch-französische soziologische Literatur von 1670—1770, soweit ich sie benutze, als eine geistige Einheit, die abgestimmt ist auf dieselben Grundansichten.

IV.

Der Gedanke, dank dessen jene Gegner des Hobbes die Begründer der modernen Soziologie westlichen Gepräges wurden, wird heute — auch und gerade in Deutschland — so laut auf allen Straßen gepredigt, daß er uns ganz selbstverständlich erscheint und wir kaum noch zu ermessen vermögen, wie revolutionär er dereinst war und welche grundstürzende Wirkung er haben mußte, als er zuerst geäußert wurde. Der Gedanke ist dieser: Die menschliche Gesellschaft ist kein aus der Natur herausgehobener Zustand;

---

[3]) Wer sich über die englisch-französische Sozialliteratur jener Zeit orientieren will, sei verwiesen auf das Buch von H. Huth, Soziale und individualistische Auffassung im 18. Jahrhundert (1907). In dieser Schrift ist ein außerordentlich weitschichtiges Material zusammengetragen. Wenn sie gleichwohl ohne Wirkung geblieben ist, so liegt das daran, daß dem Verf. die fruchtbaren Ideen gefehlt haben, mit deren Hilfe er den spröden Stoff hätte zum Leben wecken können.

sie ist vielmehr samt der Kultur, die sie in ihrem Schoße birgt, selbst ein Stück Natur. Die physiologische Anlage des Menschen, die Bedürftigkeit des kreatürlichen Menschen: als Kind und Greis, als Geschlechtswesen, als Unterhaltfürsorgetreibender, bringt es mit sich, daß er mit anderen in eine irgendwelche Verbindung tritt. Diese Verbindung aus Bedürftigkeit ist die menschliche Gesellschaft, die deshalb immer war und deshalb der natürliche Zustand ist: »social intercourse and community... is his natural state« (Shaftesbury); »all situations are equally natural« (Ferguson); »le fondement de la société existant toujours, il y a donc toujours eu quelque société« (Voltaire). Das alles — das ist die Hauptsache — ist evident: »from natural history« (Shaftesbury).

Die Scheidewand zwischen des Menschen Welt und der übrigen »Natur« ist gefallen; insbesondere trennt den Menschen von den Tieren nichts Spezifisches mehr. Auch und gerade die menschliche Gesellschaft hat viele Ähnlichkeiten in der Tierwelt. Gleich Temple ordnet den Menschen zwischen die herdenmäßig und die vereinzelt lebenden Tiere in der Mitte ein. Shaftesbury vergleicht die menschliche Gesellschaft mit dem Dasein der Bienen, Ameisen, Biber. »Man: the most perfect of animals« (Mandeville). »Mankind... pass on like other animals in the track of their nature without perceiving the end« (Ferguson). »Nous sommes... au premier rang des animaux qui vivent en troupe« (Voltaire). »L'exemple de tant d'espèces, qui vivent en troupe... semble prouver, que l'homme tend de sa nature à la sociabilité« (Raynal). Im Jahre 1777 schreibt John Gregory sein Buch: A comparative view of the state and faculties of man with these of the animal. Und im Jahre 1788 bringt Lord Kame in seinen Sketches of the History of Man (4 Vol.) eine ausführliche »Soziologie der Tiergesellschaften«.

Der sechsfach gefestigte Wall, den noch Hobbes errichtet hatte, um die menschliche Gesellschaft gegen den Einbruch des Naturalismus zu schützen, ist niedergerissen: die naturalistisch-monistische Betrachtungsweise hat sich durchgesetzt, wenn auch erst das 19. Jahrhundert die breite Tatsachenunterlage herbeischafft, auf der sich die »Einheit« der »Natur« beweiskräftig aufbauen läßt.

In dieser natürlich-menschlichen Gesellschaft geht es so »natürlich« zu wie überall sonst in der Welt: alles liegt in einer Ebene, alles ist Empirie, alles ist erklärbar, alles ist dem »bon sens« zugänglich:

»I don't understand miracles that break in upon and subvert the ordre of nature; and I have no notion of things that come to pass, en dépit du bon sens, and are such, that judging from sound reason and known experience all wise men would think themselves mathematically sure, that can never happen« (Mandeville).

Erklären in naturwissenschaftlicher Denkweise (und das ist die Denkweise, die die Zeit Newtons beherrschte) heißt aber kausal erklären, heißt eine Erfahrungstatsache als bewirkt, bestimmt, beeinflußt durch eine andere

Erfahrungstatsache nachweisen. Heißt aber bei folgerichtiger Durchdenkung: die Einzelerscheinung auf Allgemeines zurückführen, sie kausal aus letzten elementaren Gegebenheiten ableiten.

Dieses Verfahren macht sich nun die junge Soziologie alsobald zu eigen, und mit seiner Hilfe legt sie die naturalistischen Grundlagen der naturalistischen Gesellschaftstheorie, die bis heute dieselben geblieben sind.

Die »elementaren Tatsachen«, auf die jeweils Gleichheit oder Verschiedenheit gesellschaftlicher und kultureller Zustände — die Verschiedenheit der Kulturen, auf die man durch die Reiseliteratur immer wieder hingewiesen wurde, nachdem vorher schon der Vergleich mit dem Altertum das Denken erregt hatte, beschäftigt die Geister jener Zeit in besonders hohem Maße — zurückgeführt werden, sind verschiedene bei den verschiedenen Theoretikern und geben Anlaß zu den jeweils verschiedenen Gesellschaftstheorien, die sich alle in derselben typischen Gestalt bei den Soziologen des 17. und 18. Jahrhunderts vorfinden, wie bei denen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Vornehmlich folgende Typen lassen sich feststellen:

1. Die geographische Gesellschaftstheorie, die ihren Höhepunkt dann später in Buckle erreicht. Bestimmend für die Gestaltung der Gesellschaft sind die natürlichen, namentlich die klimatischen Verhältnisse. Diese geographische Deutung der Kultur ist besonders beliebt und findet sich bei zahlreichen Schriftstellern. Lord Kame kann (1788) schon sprechen von »the endless number of writers who ascribe supreme efficacy to the climate«. Die Theorie ist schon voll entwickelt bei W. Temple, den statt vieler anzuführen genügen mag. Temple beginnt seinen Essay mit den Worten: »The nature of man seems to be the same in all times and places, but varyed like their statures, complexions and features: by the force and influence of the several Climates, where they are born and bred; which produce in them by a different mixture of the humours and operation of the air, a different and unequal course of imaginations and passions, and consequently of discourses and actions. These differences incline men to several customs, educations, opinions and laws, which form and govern the several nations of the world...«

2. Die technologisch-ökonomische Gesellschaftstheorie, unter dem unglücklichen Rubrum »materialistische Geschichtsauffassung« in der gelehrten Registratur geführt, findet sich keimhaft ebenfalls bei zahlreichen Autoren des 18. Jahrhunderts, um dann zu abschließender Vollendung von John Millar gebracht zu werden. Seinen Gedanken hat das 19. Jahrhundert nichts als Einzelheiten hinzuzufügen vermocht. Seine unter technologisch-ökonomischem Gesichtspunkt durchgeführte Soziologie der Ehe beispielsweise ist eine so vollendete Behandlung des Gegenstandes, daß F. Engels in seinem Traktat über den Ursprung der Familie auch nicht einen einzigen neuen Gedanken entwickelt hat, der sich bei Millar nicht wenigstens im Keime bereits fände. Es mag genügen, eine Stelle aus dem, wie ich es schon einmal nannte, staunenswerten Buche anzuführen und im übrigen jeden interessierten Leser aufzufordern, so schnell wie möglich dieses Werk

zur Hand zu nehmen, damit er alles, was über die Dogmengeschichte der »materialistischen Geschichtsauffassung« bisher geschrieben ist, alsobald vergesse und sich überzeuge, daß es keines 19. Jahrhunderts bedurfte, um diese Gesellschaftstheorie auszubilden. Die Stelle lautet (in der Introduction):

»In searching for the causes of those peculiar systems of law and government which have appeared in the world, we must undoubtedly resort, first of all, to the differences of situation, which have suggested different views and motives of action to the inhabitants of particular countries. Of this kind are the fertility or barrenness of the soil, the nature of its productions, the species of labor requisite for procuring subsistence, the number of individuals collected together in one community, the proficiency in arts, the advantages which they enjoy for entering into mutual transactions and for maintaining an intimate correspondence. The variety that frequently occurs in those and such other particulars« — also in der durch Marx üblich gewordenen Terminologie: der Stand der Produktivkräfte und die Gestaltung der Produktionsweise — »must have a prodigious influence upon the great body of a people; as by giving a particular direction to their inclinations and pursuits, it must be productive of corresponding habits, dispositions and ways of thinking«: der institutionelle und geistige »Überbau«.

Man wird zugeben, daß diese Formulierung der ökonomischen Gesellschaftstheorie der Marxschen an Vollständigkeit und Klarheit überlegen ist. Und daß es nicht unverstandene Phrasen sind, dafür zeugt der Inhalt des Buches, das die meines Wissens vollständigste Nutzanwendung der »materialistischen Geschichtsauffassung« auf die verschiedenen Gebiete der Kultur enthält, die wir besitzen.

3. Die psychologische Gesellschaftstheorie ist wohl der am häufigsten wiederkehrende Typ: die menschliche Gesellschaft mit ihrem gesamten Inhalt wird zurückgeführt auf letzte elementare Grundeigenschaften — genauer Grundtriebe — der menschlichen Seele, die als geheime Naturgewalten wirken, dem Menschen selber unbewußt; die Gegnerschaft gegen den Rationalismus läßt den Nachdruck auf das Emotionale legen, die Gegnerschaft gegen den Intellektualismus auf das Unbewußte: »instincts, not speculations« (Shaftesbury) sind die treibenden Kräfte. Auch bei denjenigen Schriftstellern, die in der Bewertung der intellektuellen Kultur nicht zurückstehen und recht im eigentlichen Sinne zu den »Aufklärern« gehören, wie etwa Voltaire, Turgot, Condorcet, ist dasjenige, was die Geschichte macht, doch letzten Endes keine freie Vernunftschöpfung, sondern eine Art von Aufklärungstrieb, Erkenntnistrieb, Bildungstrieb, der die Menschen beherrscht: die opinions, die lumières treiben sie voran. Die Sensualisten und Emotionalisten unterscheiden sich dann wiederum durch die Ton- und Klangfarbe, die der von ihnen als Grundkraft angenommene Trieb hat, in dunkle und lichte Theoretiker, »Pessimisten« und »Optimisten«, für die, wie ich schon andeutete, die beiden klassischen Vertreter Mandeville und Shaftesbury sind.

Für Mandeville geht alles Geschehen in der Menschenwelt auf den Willen zur Macht zurück, wie wir heute sagen würden; er nennt den Trieb »pride« oder »thirst of dominion«. Bei Shaftesbury sind es die Sympathie, das Mitleid, das Wohlwollen, der moral sense, die gesellschaftsbildend wirken.

Daneben finden sich hier und da andere Triebe namhaft gemacht, auf die die menschliche Gesellschaft aufgebaut wird; es fehlt wohl keiner von denen, auf denen dann im 19. Jahrhundert die zahlreichen Systeme der westlichen Soziologie errichtet worden sind. So mag darauf verwiesen werden, daß auch der Nachahmungstrieb, die imitation, schon von den Theoretikern des 18. Jahrhunderts in ihre Lehrgebäude verarbeitet worden war; ich finde die Erwähnung dieses Triebes als eines »Grundtriebes« bei dem Verfasser des Artikels »Société« in der Encyclopédie, einem Artikel, der in gewissem Sinne eine Zusammenfassung der und eine Übersicht über die damals herrschenden soziologischen Ansichten enthält.

So sehr nun aber auch die einzelnen Autoren in der Auswahl der als letzte Elemente der Gesellschaftsbildung angesehenen Tatsachen voneinander abweichen, darin sind sie, soviel ich sehe, einig, daß sie alle die Gesellschaft aus der Vereinigung kleinster Teile entstehen lassen: »Association« ist der Begriff, der allen Systemen gleichmäßig zugrunde liegt; »herding principle and associating inclination« nennt Shaftesbury das gesellschaftsbildende Prinzip. Alle lassen die Gesellschaft durch Zusammenschluß von Familien entstehen; die Familie selber aber wird erst in mühseliger und oft kunstvoller Weise, von Temple bis Ferguson, aus irgendwelchen Grundtrieben und Grundgefühlen: Bedürftigkeit, Sympathie, Dankbarkeit, Autorität, die in den einzelnen Individuen rege sind, empirisch aufgebaut. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts ist es dann ja mehr und mehr der Verkehr, ist es die durch die fortschreitende Spezialisation erheischte Kooperation, die assoziierend wirkt; so namentlich dann bei Adam Smith.

Man wird geneigt sein, hier eine Parallele zu den naturwissenschaftlichen Gravitatonstheorien einerseits, der Assoziationspsychologie andererseits zu erblicken. Das Zeitalter und das Geburtsland Newtons machen sich gleicherweise bemerkbar: »we are taught by the great Newton that attraction and repulsion in matter are by alteration of circumstances converted one into the other. This holds also in affection and aversion, which may be termed not improperly mental attraction and repulsion« (Lord Kame). »The love of the species is the grand principle of attraction, as essential to the rational, and in some degree to the animal, as gravitation to the material world; nor wilder were the attempt to expound the harmony of the solar system from the limited attraction of magnetism, than to expound the combination of tribes and the moral harmony of nations, from the operation of partial instincts« (James Dunbar, Essay on the History of mankind in rude and cultivated ages, 1780).

V.

Was aber die westliche Soziologie vor allem kennzeichnet und sie vom deutschen Denken (was ganz bestimmt etwas anderes ist als das Denken Deutscher) so scharf unterscheidet, ist ein Denkverfahren, das man als die Mediatisierung des Geistes bezeichnen kann. Worein der soziale Naturalismus gerade seinen Stolz setzt, ist dieses: alles Geistige in Seelisches, alles Ideenhafte in Psychologisches zu verwandeln, das Geistige völlig im Gesellschaftlichen aufgehen zu lassen, alle Ideen aus letzten sozialen Elementen abzuleiten. Es ist ein ausgesprochener Nominalismus, der in dieser Auffassung zutage tritt, demzufolge es keine Realität außer den Einzeldingen gibt, die in der Anwendung des Begriffes auf das Gesellschaftliche die Einzelindividuen sind. (Das Wort Individualismus an dieser Stelle zu verwenden, ist nicht ratsam wegen seiner Vieldeutigkeit.)

Bei dieser Zersetzung des Geistigen leistet dem sozialen Naturalismus sein verabsolutierter Gesellschaftsbegriff wertvolle Dienste. Dieser ist nicht nur (extensiv) so ausgeweitet, daß er alles Institutionelle umfaßt, sondern vor allem (intensiv) so voller Kraft gefüllt, daß er Gewalt über alles Menschliche bekommt. Die Gesellschaft selbst wird in der Vorstellung jener Denker schöpferisch; oder genauer gesprochen: der sich an den Einzelnen vollziehende Vergesellschaftungsprozeß. Alle Kultur entsteht nicht nur in der Gesellschaft, sondern durch die Gesellschaft. Daher liegt im Zuge des naturalistischen Denkens eine Vorliebe für evolutionistische Konstruktionen: alles wird, bildet sich, entsteht; es war auch einmal nicht. Bildet sich in einem organischen naturhaften Wachstumsprozesse.

Es ist nun wichtig, festzustellen, daß wir gerade diesen Gedanken schon sehr früh in der westlichen Soziologie begegnen, auch in der Anfangsperiode, mit der wir uns hier beschäftigen, schon im ausgesprochenen Sinne. Ja, man kann sagen, daß sich jene Literatur an diesem Gedanken geradezu in die Höhe rankt. Wenn wir etwa die Dialoge Mandevilles lesen, klingt es uns aus ihnen wie eine Vorahnung der Marxschen Thesen über Feuerbach: »if we examine every faculty and qualification, from and for which we judge and pronounce man to be a sociable creature beyond other animals, we shall find, that a very considerable, if not the greatest part of the attribute is acquired and comes upon multitudes from their conversing with ohne another. Fabricando fabri sumus. Men become sociable, by living together in Society.« Erst in der Gesellschaft, erst durch die Gesellschaft wird der Mensch Mensch.

Wie früh aber die Mediatisierung des Geistes einsetzt und wie fast durchgängig vollzogen sie am Ende unserer Periode ist, als das Gebäude der westlichen Soziologie fertig dasteht, werden folgende, ziemlich willkürlich herausgegriffene Beispiele schon zur Genüge erweisen.

Alle Sittlichkeit, alle Tugend »entspringt« aus der gesellschaftlichen Natur des Menschen, sei es nach der einen Auffassung aus wohlverstandenem Interesse (Prototyp Mandeville), sei es nach der anderen Meinung aus

irgendwelchen sozialen Instinkten (Prototyp Shaftesbury): »is not both conjugal affection and natural affection to parents, duty to magistrates, love of common city, community or country with the other dutys and social parts of life, deduced from hence (der Bedürftigkeit des Menschen) and founded in these very wants?« (Shaftesbury). Auf ganz ähnlichen Gedankengängen bewegen sich Ferguson und Smith.

Mit dem Problem der »Entstehung« der Sprache beschäftigen sich eingehend Mandeville, Voltaire; dieselben und andere mit dem der »Entstehung« der Religion, wobei die üblich gewordenen Erklärungsversuche (Furcht usw.) schon zur Anwendung gelangen.

Daß die Nationalitätscharaktere durch allerhand äußere Umstände »sich bilden«: »are formed in different degrees by the influence of circumstances« (Ferguson), gilt seit Temple, der sich schon eingehend mit diesem Problem befaßt und es mit Hilfe seiner Klimahypothese zu lösen versucht, als ausgemacht. Die Leistungen Lord Kames, Montesquieus, Voltaires, des anonymen Verfassers des »Esprit des nations« (1752) und anderer auf diesem Gebiete — wir würden heute sagen: der Soziologie der Nationen — sind bekannt. Sie sind die Vorbilder aller späteren naturalistischen Nationalitätsliteratur, wie etwa des bekannten Buches von Otto Bauer.

Typisch ist das Verfahren des Adam Smith; er beginnt zahlreiche Kapitel mit der Phrase: »We come now to consider the history of ...« Damit meint er die »Ableitung« irgendwelchen sozialen Gebildes.

Aber es erübrigt sich, noch weitere Beispiele zu häufen; die angeführten genügen, um zu zeigen, wes Geistes die neue Wissenschaft war. Nur auf ein Problem möchte ich zum Schlusse noch mit ein paar Worten ausführlicher eingehen, weil es das zentrale Problem der Soziologie war und ist und sich an ihm mit besonderer Deutlichkeit die Wesensverschiedenheit der beiden Welten, der nominalistisch-naturalistischen und der realistisch-idealistischen, aufweisen läßt, und weil gerade in diesem Punkte sich die Eigenart der westlichen Soziologie, deren Anfängen wir auf die Spur kommen wollten, am klarsten offenbart. Das ist das Problem des Staates. Hier zieht sich eine lange Reihe von naturalistischen Staatstheorien durch die soziologische Literatur vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, von denen ich wiederum nur die wichtigsten herausheben will.

Daß der Staat ein gesellschaftliches Phänomen sei, und daß seine »Entstehung« aus gesellschaftlichen Ursachen müsse abgeleitet werden, ist keinem Vertreter der neuen Wissenschaft zweifelhaft; kann ihm ja nicht zweifelhaft sein, da diese Ansicht die unabweisliche Folgerung aus der Annahme jenes verabsolutierten Gesellschaftsbegriffes ist, den wir als das entscheidende Merkmal der modernen Soziologie kennengelernt haben.

Mit dem Problem der »Entstehung« des Staates beschäftigt sich schon eingehend W. Temple. Er nennt auch schon die beiden Entstehungsursachen, die in aller späteren soziologischen Literatur wiederkehren, die Familie und die Eroberung: 1. »A family seems to become a little kingdom and a kingdom to be but a great family.« 2. »The vanquisht nation became

subject to the conquerors ... if by such frequent successes and additions a nation extended itself over vast tracts of land and numbers of people, it thereby arrived in time at the ancient name of kingdom or modern of Empire.«

(In Parenthese: Man darf bei dieser in der damaligen Literatur schon beliebten Ableitung des Staates aus der Familie beileibe kein Zurückgreifen auf Aristoteles erblicken. Von diesen trennt die modernen Soziologen eine Welt. Ja, wenn Aristoteles mittels seiner Theorie »die Begründung der psychologischen Notwendigkeit des Staates« bezweckt hätte, wie ein neuerer Bearbeiter der Aristotelischen Staatslehre vermeint (Kinkel, Die soz.-ökonom. Grundlagen der Staats- und Wirtschaftslehre von Aristoteles [1911], 95), wäre es richtig, zu behaupten, daß seine Theorie »die Grundlage aller psychologischen Begründungen des Staates« geworden sei. Aber Aristoteles darf eben nicht psychologisch verstanden werden, und gewiß lag ihm nichts ferner, als eine »psychologische« Ableitung des empirischen Staates, wie sie die moderne Soziologie unternimmt.)

Auf Temple folgen dann unzählige Versuche einer Ableitung des Staates und der Staats- und Regierungsformen aus der Gesellschaft. Von diesen verdienen die Darstellungen bei Adam Smith (1763) und Adam Ferguson (1767), deren Verfasser sich wohl gegenseitig beeinflußt haben, besonderer Hervorkehrung. Es ist wieder einmal erstaunlich, wie viel diese Autoren den Späteren vorweggenommen haben. Insbesondere wiederum liest sich die berühmte Entwicklungsgeschichte des Staates, die sich in Friedrich Engels' »Ursprung der Familie« findet, wie eine geistlose Nachahmung dieser originalen Ausführungen.

Die Gedankengänge, die Adam Smith in seinen Lectures wandelt, sind etwa folgende:

Ursprünglich herrscht Gemeinbesitz; die richterliche und militärische Gewalt befindet sich in den Händen der Gesamtheit.

Auf der zweiten Stufe der Kultur setzt Eigentum an Viehherden ein und damit Differenzierung des Besitzes. Daraus folgt Unterordnung und Herrschaft, das heißt der Staat: die Häuptlingswürde wird erblich, und so kann die Macht des Führers um so leichter »mit der Entwicklung der Gesellschaft durch mannigfache Umstände vermehrt« werden. Auf der Stufe des Hirtenlebens sind »die Herrscher« die größten Herdenbesitzer, auf der des Ackerbaues die größten Landeigentümer. Das Eigentum ist der Anlaß zum Staat: »till there be property, there can be no government«. Unter Jägern gibt es keinen eigentlichen Staat: erst die Aneignung des Herdenbesitzes schafft die Ungleichheit, und das war es, »what first gave rise to regular government«.

Der Vorherrschaft des Führers wächst allmählich die Rechtsprechung zu, die zuerst bei der Gesamtheit lag: die wirtschaftliche Entwicklung macht die Rechtsprechung notwendig und komplizierter.

Aus der ersten Form des Staates entwickeln sich alle übrigen.

Ganz ähnlich verlaufen die Gedankengänge bei Adam Ferguson. Seine Darstellung erinnert noch etwas mehr an die von Friedrich Engels.

Auch nach Ferguson lebt die Menschheit in den Anfängen ohne Staat.

In der »Urgesellschaft« herrscht kommunistisch-anarchische Gemeinschaft der Güter. Es besteht keine Regierung. Es herrscht Mutterrecht(!). Alles dieses sucht Ferguson zu belegen durch Zeugnisse zeitgenössischer Reiseschriftsteller, deren Bedeutung für die Entwicklung der modernen Soziologie einmal aufzuzeigen wohl eine Doktorarbeit wert wäre. Diese erste Stufe ist die Stufe der Wildheit (savage), die abgelöst wird durch die Stufe der Barbarei (barbarians). Man sieht: bis auf die Ausdrücke ähnelt die Fergusonsche Darstellung der Morgan-Engelsschen Konstruktion. Auf dieser zweiten Stufe wird die Viehzucht eingeführt; damit kommt das Eigentum in die Welt, der Besitz differenziert sich, der Staat entsteht.

Folgerichtig ist dann für Ferguson (und Smith) die jeweilige Staatsgewalt nichts anderes als der Ausdruck der bestehenden Klassenschichtung, das heißt Eigentumsverteilung: »forms of government take their rise chiefly from the manner in which the member of a state have been originally classed.«

Man sieht, die Marxsche Auffassung, »der Staat ist der Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen«, ist hier in der Anlage schon vorhanden. Sie folgt mit zwingender Notwendigkeit aus jeder naturalistischen Deutung des menschlichen Zusammenlebens.

2.

Sind »Historische Gesetze« möglich?

Eine methodologische Untersuchung.

Von

Franz Eulenburg, Berlin.

Inhaltsverzeichnis.

Καὶ ἐς μὲν ἀκρόασιν ἴσως τὸ μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται. ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τι γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησιων ἔσεσθα, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει.

Thukydides I, 22.

Der Sinn wissenschaftlicher Arbeit kann ganz allgemein so gedeutet werden, daß sie es unternimmt, die unendliche Mannigfaltigkeit des Geschehens in irgendeiner Weise zu ordnen und für den Verstand erfaßbar zu machen. Ungeordnete Mannigfaltigkeit ist Voraussetzung, damit Erkenntnis überhaupt ein Ziel hat. In einer Welt völliger Gleichmäßigkeit würde ein solches Ziel gar nicht vorhanden sein. Die Wege, die der Verstand einschlägt, sind indessen so wenig einheitlich wie die Beweggründe, die ihn dazu bestimmen, wie die unmittelbaren Zwecke, die er sich stellt: Belehrung und Erbauung um ihrer selbst willen, praktische Anwendung und mittelbarer Nutzen für Orientierung in der Welt wie für ihre Beherrschung, reine Beschaulichkeit und Anreiz zum tätigen Handeln finden gleicherweise in der Wissenschaft ihr Ziel. Immer aber handelt es sich um die Ordnung eines Mannigfaltigen, das ohne sie nicht erkennbar, geschweige denn nutzbar werden könnte. Auch die geschichtliche Erkenntnis hat diesen beiden Zielen zu dienen und hat es getan — wie es Thukydides in jener berühmten Stelle des ersten Buches ausgeführt hat. Wird aber auch Wissenschaft zunächst um ihrer selbst willen getrieben, so bleibt sie doch stets eingestellt in den Zweckzusammenhang der Gesellschaft und hat in diesem eine Funktion zu erfüllen. Darum tritt an die Geschichtswissenschaft stets von neuem das Ansinnen, außerwissenschaftlichen Zwecken zu dienen: mag es nun die Theozidee zur Rechtfertigung Gottes auf Erden sein, wie Hegel sie deutet, mag sie nur das Material für die Politik abgeben, wie Harnack es verlangt[1]). Die Folge ist, daß die Besinnung auf die Bedeutung geschichtlicher Erkenntnis immer von neuem nach Formulierung ringt. Dabei geht die eigentlich wissenschaftliche Arbeit scheinbar ganz unbeeinflußt ihren Weg fort. Aber eben nur scheinbar. In Wirklichkeit sind es immer die lebenden Strömungen der Gegenwart, die auch geschichtlicher Forschung letzthin ihre Aufgaben stellen[2]). Dieser Heterogenie der Zwecke ist sich der einzelne Forscher selten

---

[1]) Adolf Harnack, Über die Sicherheit und die Grenzen der geschichtlichen Erkenntnis. München 197, S. 9. Hegel, Philosophie der Weltgeschichte. Schluß.

[2]) Das betont in allerdings anderer Form Benedetto Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie. Tübingen 1915, bei dem es ein Grundgedanke ist: Geschichte ist immer solche der lebenden Gegenwart (bzw. des gegenwärtigen Geistes) im Gegensatz zur toten Chronik, die nur Geschichte der Vergangenheit sei.

bewußt. Wenn neuerdings geschichtsphilosophische Fragen so stark hervortreten und nach Beantwortung drängen, so offenbar als Folge einer neuen Kultureinstellung, die von ihr die Erfüllung neuer Aufgaben fordert: das stärkere Hervortreten des Wirtschaftlichen auf der einen Seite, die Erweiterung des weltpolitischen Gesichtskreises mit ihrer Erforschung fremder Kulturen und damit die Zurückdrängung der rein europäozentralen Einstellung auf der anderen. Jene Kulturen treten jetzt eigentlich erst über die Schwelle des historischen Bewußtseins und ändern damit die Fragestellung, indem sie das Erfahrungsmaterial erweitern. Bei dieser neuen Einstellung wird auch eine erneute Erörterung der Frage notwendig. Den neuen Tatbeständen gegenüber kann es rein methodologischen Erörterungen nicht beikommen, selbst neue Ziele abzustecken, sondern nur: die Folgerungen zu ziehen und die Möglichkeiten zu prüfen, die sich aus den veränderten Tatbeständen ergeben. Freilich, jede Erörterung solcher Probleme bringt neue Probleme, die ehedem gar nicht gekannt oder anders geschaut wurden.

Die Frage, ob es »historische Gesetze« geben kann, ist ebenso oft als selbstverständlich bejaht wie energisch bestritten und als abwegig bekämpft worden. Unter dem Beifall der meisten Historiker glaubte vor einem halben Jahrhundert Droysen in seiner Historik bereits die Angriffe Buckles zurückweisen zu müssen, der gerade in der Findung solcher Gesetze die eigentliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft erblickte [3]). Andererseits hatte Rümelin in einer berühmt gewordenen Rede (1884) sich entschieden gegen ihre Möglichkeit gewendet. In anderer Weise hat die neuerere Geschichtsphilosophie die Frage zur Entscheidung bringen wollen. Ethische Erwägungen und Gefühle spielen sehr oft in diese rein wissenschaftlichen Fragen hinein, die an sich nicht notwendig mit der Entscheidung zu tun haben. Noch Windelband und Simmel erscheinen nicht frei von solchen Erwägungen. Sie werden in dieser Untersuchung ganz aus dem Spiele bleiben, weil sie jenseits ihrer liegen. Die Schar der Gegner, zu denen jüngst erst wieder Harnack und Spengler hinzugetreten sind, scheint bei weitem zu überwiegen. Sieht man von den Schülern Diltheys ab, die anders zu dem Problemkreis stehen, so treffen sich hier Philosophen und Historiker; die Soziologen stehen mehr abseits, weil sie einstweilen noch genug mit der eigenen Methodologie zu tun haben. Es ist eine weitverbreitete Meinung, als wenn hier die Scheidung der Wissenschaften sich vollzöge: auf der einen Seite ständen solche, die den Begriff des Gesetzes in den Mittelpunkt ihres Erkenntniszweckes rückten, in ihm Wesenheit und Ziel erblicken müßten, auf der anderen Seite solche, die grundsätzlich davon ausgeschlossen

---

[3]) Droysen, Grundriß der Historik 1868; dazu Paul Hinneberg, Die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft 1890. — Das Lehrbuch der Historiographie ist jetzt natürlich Bernheim, Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1914, der darin weit freier steht. Dazu Fueter, Geschichte der neueren Historiographie. 1911. — Rümelin, Über Gesetze der Geschichte. (Reden und Aufsätze. Neue Folge 1881.) S. 126 f.

seien und ganz anderen Inhalt und Ziele sich steckten. Dabei besteht noch eine sehr verschiedenartige Auffassung über den Gesetzbegriff selbst. Eine neue Erörterung der Frage erscheint auch darum nötig, weil die bisherige Antworten zum Teil von unrichtigen Vorausstellungen ausgingen.

Es lohnt grundsätzlich, die Argumente der Gegner zu betrachten; ihre kritische Erörterung kann dazu führen, die Bedingungen schärfer herauszuarbeiten, unter denen geschichtliche Erkenntnis überhaupt zustande kommt. Sind historische Gesetze möglich, und unter welchen Voraussetzungen? Soweit ich sehe, sind drei grundsätzliche Antworten gegeben, die eine solche Möglichkeit verneinen. Einmal hat man gewisse Anschauungen über die Eigenart historischen Geschehens als grundlegend angenommen und empirisch zu beweisen gesucht, die jeder Regelmäßigkeit widersprechen müßten. Es ist vor allem das Vorgehen der Historiker selbst, die so den Beweis führen. Andererseits hat man das Bereich der Geschichte durch die besondere Art ihrer Begriffsbildung an der Wurzel gegen die Möglichkeit einer gesetzmäßigen Auffassung zu sichern unternommen. Damit wird eine philosophische Begründung der empirischen These gegeben, während das Gegenteil gerade auch von philosophischer Seite als selbstverständlich behauptet [4]) wird. Endlich hat man den Begriff des Gesetzes selbst so gefaßt, daß, wie es scheint, das geschichtliche Leben davon ausgeschlossen bleiben muß. Dabei ist den Gegnern zuzugestehen: nicht durch ein Machtgebot der allgemeinen Methodologie oder durch einen Hinweis auf die rationellen Naturwissenschaften kann schon die Aufstellung von historischen Gesetzen als allgemeine wissenschaftliche Aufgabe gefordert werden. Warum sollte das notwendig sein? Warum soll nicht ein Bereich des Wissens andere Wege beschreiten? Aus der allgemeinen Forderung folgt für die historischen Wissenschaften noch nichts, falls nicht die Möglichkeit besonders nachgewiesen und die Schwierigkeiten beseitigt werden. Der Nachweis ist mit der Logik der Geschichtswissenschaft selbst zu führen. Die Interpretation ihres Vorgehens (Methode) bedarf durchaus einer kritischen Prüfung.

I. Der Gegenstand der Geschichte.

1. Die Reihe der empirischen Einwände stellt sich sehr oft als eine »deductio ad hominem«, als eine Berufung auf den »gesunden Menschenverstand« dar, der einer eingehenden Begründung kaum bedarf. Der Ablauf des historischen Geschehens in seiner unvergleichlichen Einzigkeit scheint von vornherein das Reich der geschichtlichen Wirklichkeit. Beherrscht nicht Zufall und freier Wille das ganze geschichtliche Leben? Nicht, daß man das Augenmerk auf die Darstellung des Einmaligen aus äußeren Gründen (Biographie

---

[4]) Erwähnt sei etwa Eugen Dühring, Logik und Wissenschaftstheorie, 1905, S. 340 f., oder Friedrich Harms, Einleitung in die Philosophie. Oder neuerdings Karl Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt. München 1916. S. 96 ff., der einen Unterschied zwischen Geschichte und Soziologie nicht machen will und Gesetze in beiden als möglich annimmt.

führender Männer) richtet, ist das Entscheidende. Vielmehr sei es überhaupt nicht anders möglich, als den einmaligen und singulären Ablauf der Geschichte zu geben. Zur näheren Begründung beruft man sich seit Droysen bis Windelband immer wieder auf dasselbe Argument: auf die Spontaneität alles menschlichen Geschehens als eine ganz elementare Erfahrungstatsache des Selbstbewußtseins; sie hat man neuerdings (Bergson) tiefer zu begründen versucht. Das Argument tritt in doppelter Form auf — als persönliche Freiheit und als sachlicher Zufall. Die menschliche Geschichte habe es stets mit dem Psychischen der Tathandlungen zu tun. Die aber sind das Reich der Freiheit und des menschlichen Willens, der letzten Endes Geschichte macht und alle Berechnung ausschließt. Der Gedanke findet sich in verschiedenartigen, inhaltlich aber ganz ähnlichen Wendungen. So wenn Rümelin betont[5]), daß bei allen geistigen Vorgängen des Menschenlebens als wesentliches Moment der freie zwecksetzende Wille in seiner Unberechenbarkeit hinzuträte. Eduard Meyer glaubt[6]), daß mit den Willensentschlüssen eine neue Kausalreihe anhebe, die einen durchaus spontanen Akt darstelle. Auch Otto Liebmann erklärt[7]), daß die Geschichte der Menschheit die der großen Männer und mithin freier Handlungen sei. Die große Persönlichkeit entziehe sich der Einordnung in einen gesetzmäßigen Zusammenhang und sei doch der Träger jener. Auch Windelband bleibt dieser Begründung, die er freilich nach anderer Seite vertieft hat, nicht so fern[8]), wenn er erklärt, »das Unfaßbare der menschlichen Persönlichkeit erscheint vor unserem Bewußtsein als das Gefühl der Ursachlosigkeit unseres Wesens, das heißt der individuellen Freiheit«. Aber selbst Simmel steht dieser Auffassung nahe[9]), wenn er in seiner Geschichtsphilosophie das psychische Erleben der Persönlichkeit für ausschlaggebend hält. »Je tiefer die Erscheinungen, die wir historisch nennen, sich uns erschließen, desto bedeutsamer wird für uns ihre Individualität, desto näher gelangen wir an den geheimnisvollen Punkt, aus dem die Gesamtqualität der Persönlichkeit wie eine in sich geschlossene, dem gesamten sonstigen Dasein gegenüber selbständige Welt hervorgeht.« Darauf ist sein ganzes geschichtsphilosophisches Streben gerichtet, die Freiheit der Persönlichkeit sicherzustellen. Durch die Einzigartigkeit der freien Willensentscheidung scheint im Grunde die Möglichkeit etwelcher Gesetzmäßigkeit ausgeschlossen. Mögen zweifellos hier überall ethische Erwägungen im Hintergrunde stehen und öfters Anlaß zu dieser ganzen Argumentation gegeben haben, so sind sie jedoch nicht notwendigerweise damit verknüpft. Vielmehr ist es das Irrationale der Persönlichkeit selbst, dessen

---

[5]) Rümelin, a. a. O. S. 125.

[6]) Ed. Meyer, Elemente der Anthropologie. S. 182.

[7]) Otto Liebmann, Gedanken und Tatsachen II. S. 39.

[8]) Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft. 1894. S. 26. (Wieder abgedruckt in »Präludien« II. 1915.)

[9]) Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie. 3. Aufl. 1907. S. 152. Dazu Eulenburg, Neuere Geschichtsphilosophie. (Archiv f. Sozialw., Bd. XXV, S. 194.)

unmittelbare Wirkungen wir in der Geschichte wahrzunehmen meinen, das vor allem künstlerische Naturen zu diesem Schlusse leitet. Die Frage, ob denn das Handeln, das der einzelne gewiß als ursachlos und frei fühlt, auch wirklich frei und spontan sei, bleibt damit freilich unbeantwortet; sie scheidet aus der Erörterung aus. Genug, wenn die Willensentscheidungen überhaupt als »frei« gelten und mithin, so meint man, ganz unregelmäßig verlaufen.

Nach derselben Richtung und zu demselben Ergebnis führt die Erwägung von der Bedeutung des Zufalls in der Geschichte. Es ist von neuem das Unberechenbare und Unrationelle des Geschehens, das sich jeder Regelmäßigkeit entzieht. Er spottet aller Voraussagungen und übt doch allem Anschein nach stärksten Einfluß aus. Wenn Goethe zufällig als Kind gestorben, wenn Bismarck dem Kuhlmannschen Attentat zum Opfer gefallen wäre, oder die Kugel Gustav Adolf bei Lützen nicht getroffen hätte: wäre dann nicht das geistige Leben wie die deutsche Politik des letzten Menschenalters beziehungsweise die deutsche äußere Geschichte ganz anders verlaufen? »Freiheit, Individualität und Zufall haben einen großen und unausscheidbaren Anteil an dem Erfolge«, meint Rümelin. »Sind nicht Zufall und freier Wille völlig klare und von der Erfahrung gegebene Begriffe?« (Eduard Meyer)[10]. Es bilden sich immer neue Kombinationen, neue Zusammensetzungen, neue Ideen, die in irgendein Schema nicht passen. Das scheint so völlig einleuchtend, daß der historische Theoretiker Xénopol schließen kann, die historischen Tatsachen erscheinen nur einmal und wiederholen sich niemals in der gleichen Form[11]. Ja, derselbe Gelehrte möchte überhaupt nur solche menschliche Handlungen, die Wirkungen auf die Zukunft ausüben, als historische gelten lassen. Das seien eben die individuellen. Ähnlich glaubt ein Anhänger Hegels dahin die Meinung des Meisters verstehen zu sollen: die Natur wiederhole sich immer, die Geschichte wiederhole sich nie[12]. Die Zerstörung Babylons, der Fall Jerusalems und der Untergang Roms tragen ein ausgesprochen individuelles Gepräge und sind ganz unvergleichbar, so sehr sie sich auch äußerlich ähneln mögen.

Diesen Argumenten von der Einzigartigkeit der menschlichen Persönlichkeit ist neuerdings von philosophischer Seite eine bedeutsame Hilfe zuteil geworden. Es ist die Auffassung Bergsons von dem Unterschiede zwischen Dauer und Zeit[13]. Für ihn ist die psychische »Zeit« im Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen Denkweise ein schöpferisch wirkender Faktor und kann sich darum nicht wiederholen. Sie ist wahre, reine »Dauer«, in die Zukunft strebende Gegenwart, in der die Vergangenheit nachwirkt. Eine sich durchdringende Mannigfaltigkeit von Verschmelzungen, die nur einmal sein kann. Da wir uns in dieser Dauer immer neu entwickeln, selbstherrlich

---

[10]) Rümelin, a. a. O. S. 136. Ed. Meyer, S. 188.

[11]) Xénopol, Théorie de l'histoire. p. 80—81.

[12]) Georg Lasson, Hegel als Geschichtsphilosoph. 1920. S. 91.

[13]) Henri Bergson, Zeit und Freiheit. Deutsch 1920. Vor allem S. 77 f. Ein besonderer Hinweis auf die Geschichte findet sich bei ihm unmittelbar nur an einer Stelle (S. 187); aber es liegt doch in der Konsequenz seiner Gedanken.

Unvorhergesehenes schaffen, so sind wir frei und mithin einzig, nicht wiederkehrend. Die Mannigfaltigkeit und gegenseitige Durchdringung der tieferen psychischen Erlebnisse (im Gegensatz zu den nur oberflächlichen der sinnlichen Empfindung) ist nicht ein Nacheinander in der Zeit; das wäre nur als ein räumliches Geordnetsein zu fassen. Vielmehr bedeutet sie ein Zugleich- und Miteinandersein der verschiedenen Erlebnisse. Das Ich in seiner Dauer ist Ausdruck und Form dieser Gegenwart; sie bleibt nur durch eindringende Selbstschau (Intuition) zu erfassen. Die Anwendung auf das geschichtliche Sein wird zwar von Bergson selbst nicht verfolgt, liegt aber sehr nahe. Wenn die bedeutsamen Entscheidungen des Einzelnen ganz aus dem ureigensten Ich, der Persönlichkeit, fließen, so müssen es die entscheidenden Phasen in der Geschichte eines Volkes erst recht tun; sie beruhen eben auf jenen Entscheidungen. Auch in dem Leben eines Volkes, so müßte man folgern, durchdringen sich die mannigfachen Äußerungen gegenseitig und bilden sein individuelles Schicksal. Das muß schon darum ganz einzigartig sein, weil es aus seiner ureigensten Wesenheit kommt und nur ihm gehören kann. Seine Verwobenheit in die besonderen Umstände des Daseins gehört nur ihm allein an und keinem anderen Volke. Es erscheint als die künstlerische Auffassung des eigenen Ich, angewendet auf die Geschichte eines Volkes. Spengler betont darum immer, den Gedanken des Schicksals als Austrag der künstlerischen Art Goethes, Dinge und Menschen zu schauen[14]), hierin starke Berührung mit Bergson aufweisend. Das eigentümliche »Schicksal« eines Volkes würde damit ein spezifisch historischer Begriff. Er wäre so wenig vergleichbar, wie das unmittelbar erlebte Ich es ist. Was oben empirisch und gelegentlich gefunden wurde, hätte hier seine tiefere und metaphysische Begründung erhalten. Die Zeit der Naturwissenschaft und die Zeit der Geschichte stellen gleichsam verschiedene Dimensionen dar: die Einzigkeit letzterer ist ein Erlebnis sui generis, das erst Geschichte möglich macht.

2. Wie steht es mit diesen empirischen Beweisgründen? Macht man wirklich Ernst mit ihnen, so beweisen sie offenbar zu viel. Weite Bereiche des Geschichtlichen können von ihnen gar nicht getroffen werden. Sollten sie wirklich Geltung haben, so müßte man das Historische nach ganz bestimmter Richtung einschränken, auf die jene Argumente allein zu passen scheinen. Es verdient historiographisch vermerkt zu werden, daß es eine ganz bestimmte geisteswissenschaftliche Wendung bedeutet, wenn die Bewertung des tätigen Individuums so stark in den Vordergrund trat. Wie dann aber, wenn mindestens gewisse Bezirke empirisch sicherlich nicht unter jene Spontanität fallen? All jene vorgebrachten Momente der Erfahrung — Persön-

---

[14]) Spengler, Untergang des Abendlandes. Bd. I. — Dieses anregende Werk, das mancherlei Probleme aufgibt, hat wenig grundsätzliche und methodische Kritik gefunden — nicht bei Scholz, Zum Untergang des Abendlandes, 1920, auch nicht bei Joel, Die Philosophie in Spengler, U. d. A. Logos Bd. IV, S. 135 ff., wo am ehesten Gelegenheit dazu war — auch nicht in dem übrigen Logosheft.

lichkeit, Zufall, Freiheit des Willens, Unvergleichbarkeit der Erlebnisse —, sie treffen auf gewisse Teile geschichtlicher Wirklichkeit gar nicht zu: nämlich überall dort, wo man es gleichsam mit anonymen Erscheinungen zu tun hat und wo der Einzelvorgang irrelevant bleibt: also auf Sitten- und Wirtschafts-, auf Sprach- und Sozialgeschichte eines Volkes. Die Romantik würde gesagt haben: alle jene Äußerungen, die aus dem Volksgeiste, der Volksseele unmittelbar entstammen[14a]. Wie sollten diese mannigfachen Vorgänge Schöpfungen einzelner unvergleichbarer Persönlichkeiten und ursachloser Willensentscheidungen sein? Die Erfindungstheorie, die das wohl annahm, kann Geltung nicht beanspruchen. Die einzelnen Tatsachen treten ja nicht hier und dort vereinzelt auf, sondern immer wieder und allenthalben in durchaus ähnlicher Weise. Ist es in der künstlerischen Betätigung der Vergangenheit, etwa der Baukunst des Altertums, wirklich das unvergleichbare Erlebnis des Schaffenden, das das geschichtliche Werden füllt? Oder verläuft es nicht zum großen Teile gleichsam anonym und unabhängig von der individuellen Persönlichkeit? Gewiß sind auch hier stets und überall Individuen und Willenshandlungen von Menschen Vollführer des Geschehens und der geschichtlichen Änderungen, nicht das »Volk« im ganzen. Trotzdem kann das obige Argument etwa Simmels und Windelbands keine Anwendung finden. Es kommt auf die zufällige Persönlichkeit als solche nicht an, sondern nur auf die allgemeine Art des zeitlich bedingten Geschehens: also gerade auf das, was nicht das spezifisch Singuläre und Individuelle, das Abweichende und Einzigartige ausmacht. Die Gründung einer mittelalterlichen Stadt war gewiß ein eigenes Unternehmen, das Wagemut, weiten Blick für wirtschaftliche Möglichkeiten, kluge Berechnung und Tatkraft erforderte[15]. Trotzdem ist für die »Geschichte« die Tat des einzelnen an sich gleichgültig: sie wirkte nur in ihrer Gesamtheit und in Verbindung mit anderen Entscheidungen gleicher Art, nicht aber als Einzelhandlung. Städtebildung ist auf einer gewissen Stufe der Entwicklung bei dem Vorhandensein gewisser Voraussetzungen eine ganz allgemeine Erscheinung. Im Gegenteil — wir verstehen dies Geschehen gerade nicht aus der Entscheidung der einzelnen Persönlichkeit, sondern nur aus der Gesamtheit vieler sich wiederholender Vorgänge. Zufall und Spontaneität würden hier durchaus »unhistorisch« bleiben. Man könnte ungefähr im Gegenteil sagen: um »geschichtlich« zu werden, muß mindestens auf weiten Gebieten gerade das spezifisch Persönliche, Eigenartige, Unvergleichbare zurücktreten, weil es ganz wirkungslos bleiben müßte, also gar nicht »historisch« wäre. Nur soweit kommt es für die Geschichte in Betracht, als das Individuum sich dem bedingt Allgemeinen und Typischen unterordnet.

[14a]) Darüber treffend Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften. 1920. S. 48 ff.; sonst, freilich mit anderer Einstellung, Below, Die deutsche Geschichtschreibung, S. 8 ff., der den Sieg der politischen Richtung als endgültigen annimmt.

[15]) Stelle aus Kötzschke, Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. 1921. S. 112.

Zum mindesten bleiben demnach große Gebiete vorhanden, die historisch im eigentlichen Sinne sind, auf die die Autonomie des Willens, auf die Zufall und Spontaneität nicht angewendet werden können. Man darf auch nicht mit dem Einwande kommen, wir kennten hier überall nur die Individuen nicht ausreichend. Für die wirkliche Verfassung käme es grundsätzlich auf die Autonomie des einzelnen an. Das erweist sich als Irrtum. Die Tatsache, daß überall Menschen und Einzelne, Individuen und Willensentscheidungen am Werke des Schaffens sind, wird nirgends in Abrede gestellt. Nur folgt daraus nicht, daß der Inhalt eben dieses Schaffens und dieser Entscheidungen ein so einzigartiger und individueller, ein spezifisch persönlicher ist: als ob die einzelne Persönlichkeit Wirtschaft und Sprache, Recht und Kunstgestaltung von sich aus geschaffen oder auch nur stark umgebildet hätte. Vielmehr ist es hier überall die Arbeit der Gesamtheit. Der rein individuelle Beitrag ist dabei so verschwindend für den Geschehenszusammenhang, daß von ihm für das geschichtliche Werden abgesehen wird. Es kommt im Grunde vielmehr auf das Nichtpersönliche an.

Das trifft auch auf jenes Bergsonsche Argument zu, das sich gegen die Methode der modernen Psychologie wendet. Im Grunde wird darin eine vorwissenschaftliche Auffassung von neuem aufgenommen. Der Naive hält sein eigenes Erleben natürlich für einzig und unvergleichlich, weil es aus dem innersten Kern seines Wesens stamme und er mithin von vornherein Vergleich und Hinweis auf andere ablehnt. Dabei bleibt indessen die Frage unbeantwortet, wie weit der Inhalt dieses unmittelbaren Wissens denn nun tatsächlich einzigartig ist, ob der subjektiven Überzeugung objektive Gültigkeit eignet. Nicht auf die Einzigartigkeit des Erlebens, sondern auf die Einmaligkeit des Erlebten kommt es an. Darauf kann aber die bloße Intuition des eigenen Ichs gar keine Antwort geben. Wenn die Entscheidung des einzelnen schließlich eine alltägliche ist, die von allen und jedem ebenso gefällt werden kann, so bleibt gewiß die Intuition, mit der der einzelne seines Iches teilhaftig wird, genau so bestehen; nur ist sie für die Sache selbst sehr gleichgültig. Vollends für die Erfassung des objektiven Zusammenhanges spielt sie keine Rolle. Die Art des Findens einer Erkenntnis oder einer Idee mag auf Intuition beruhen, wie es zweifelsohne der Fall ist. Aber für die Geschichte kommt es auf das Gefundene an. Der Intuitionismus bleibt die entscheidende Antwort schuldig, ob der Inhalt der Entscheidung des Ichs sich tatsächlich als unvergleichlich, neu und eigenartig darstellt. Er bleibt im einzelnen Erleben stecken, ohne die Möglichkeit des Vergleiches, ja auch nur die eines Verstehens des anderen zu besitzen. Das principium individuationis kann hier keine Anwendung finden, weil es in diesem Falle nichts beweist. Zweifellos kann an diesem Orte und zu diesem Zeitpunkte die Kombination keines einzelnen Vorkommnisses sich jemals wieder erzeugen. Das gilt von dem bedeutungsvollsten wie von dem unbedeutendsten und alltäglichsten Ereignis. So wenig wie ein Naturereignis in dieser Stunde und in dieser Umgebung sich jemals wiederholen kann, so wenig auch das Schicksal eines Menschen und eines Volkes, so wenig überhaupt ein zweites Ereignis. Jedes Geschehen ist

schlechthin singulär und unwiederbringbar. Das principium individuationis trifft auf jedes Erleben der Seele genau so zu wie auf jedes andere Geschehen. Mögen immerhin, wie Bergson meint, die tiefen psychischen Erlebnisse formell niemals sich wiederholen, ist denn nun auch das Erlebte selbst so eigenartig und unwiederholbar? Nur dann hätte es schließlich Bedeutung, falls das wirklich behauptet werden könnte. Mag auch der Liebende glauben, es sei vor ihm noch niemals so tief und entscheidend geliebt worden, und mag er die unio mystica als ein ganz unvergleichliches Urerleben empfinden: ist darum dieser Vorgang selbst nun wirklich einzig, neu, niemals dagewesen? Dieses Geschehen selbst sicherlich nicht; wohl aber ist seinesgleichen ein alltägliches. Die intuitive Erkenntnis, das Schauen und Urerleben vermag darauf gar keine Antwort zu geben, weil es jenseits der Frage liegt. Nur dann könnte das Argument Beweiskraft erlangen, wenn das tatsächlich zuträfe. Wie jedoch soll überhaupt Erfahrung möglich sein, wenn sie nicht auf Wiederkehr ähnlicher Vorgänge sich stützt? Erinnerung ist aber, wie hier nicht ausgeführt werden kann, durchaus auf Wiederkehr des Ähnlichen gegründet.

Dabei muß auch jene Lesart ausscheiden, wie sie von Simmel und dann wieder von Xénopol formuliert wird[16]): nur solche Erscheinungen als historisch gelten zu lassen, die tatsächlich einmal vorkommen, das Zuständliche und Wiederholte aber nicht. Diese Teilung verkennt das Wesentliche des Vorgangs und nimmt von vornherein die Antwort in die Voraussetzung der Fragestellung auf. In Wahrheit kann von jenem angeblich »Unveränderlichen« durchaus nicht behauptet werden, daß es nicht historisch sei, weil es auf das geschichtliche Werden keinen Einfluß ausübe. Als ob dort die eigentliche Schwelle des historischen Bewußtseins läge! Das Zuständliche ist keineswegs von dem anderen Geschehen zu lösen; vielmehr macht es dieses überhaupt erst möglich. Das Zuständliche ist auch nicht, wie Simmel annimmt, überhaupt gleich und undifferenziert, sondern ist der Veränderung unterworfen. Es steht historisch auf einer Ebene mit dem Einmaligen und Individuellen, das allein historisch relevant sein soll. Die Tat des einzelnen, wenn sie wirklich bedeutsam wird, soll gerade das Zuständliche, also Verfassung, Recht, Wirtschaft, Landesgrenzen, ändern, sonst bleibt es historisch irrelevant. Das so geänderte Zuständliche wird wiederum Ursache von neuem historischem Geschehen. Aus dem Geschehenszusammenhang der Geschichte kann man also unmöglich an dieser Stelle einen Schnitt machen. Die Schwelle des historischen Bewußtseins ist keine feste Grenze.

Sonach bleiben mindestens große und wesentliche Teile des geschichtlichen Lebens von Spontaneität und Persönlichkeit, von Zufall und Freiheit des Willens unberührt. Kann dieses Argument überhaupt Anspruch auf allgemeine Geltung erlangen? Ganz und gar nicht. Es würde sonst überhaupt kein irgendwie gearteter Geschehenszusammenhang möglich sein. Nur Handlungen einzelner, nur Zufälligkeit, keine Ordnung des Mannigfaltigen würde

---

[16]) Simmel, Probleme. S. 142. Xénopol, Théorie. p. 375/6.

bestehen, wenn dauernd Zufall, freie Entscheidung und ursachlose Willenshandlungen eingreifen und den Gang der Entwicklung einschränken können. Die »Sinngebung des Sinnlosen« würde dann überhaupt nicht gelingen[17]). Es sind den angeblich empirischen Behauptungen gegenüber von vornherein stärkste Einschränkungen zu machen: daß der Zufall sich immer nur innerhalb bestimmter Grenzen bewege, daß die Möglichkeiten in jedem Falle ganz bestimmte seien, daß die Wucht der Tradition nur einen bestimmten Spielraum gestatte, daß die Persönlichkeit ganz in ihre Zeit eingestellt sei und anderes mehr. Damit aber wird von vornherein der gegenteiligen Auffassung ein entscheidendes Zugeständnis gemacht und dem ganzen Argumente selbst nur eine sehr beschränkte Geltung zugestanden. Sonst würde Geschichte als sinnvoller Geschehenszusammenhang gar nicht möglich. Konsequent gedacht, hebt das Argument sich selbst auf. Wir können vielmehr sagen, Geschichte als Zusammenhang des Geschehens bleibt überhaupt nur möglich, weil dem Zufall und der Freiheit der Persönlichkeit, weil der Spontaneität nur ein kleiner Spielraum gelassen ist. Dabei wird das Walten der Persönlichkeiten, die Willensentscheidung einzelner oder vieler selbst an keiner Stelle geleugnet; nur ihre geschichtliche Wirksamkeit ist von vornherein begrenzt. Auch bleibt das Führerproblem, das Erscheinen von Persönlichkeiten selbst ein wichtigstes, historisches Problem. Es ist das »Aufgegebene«, das sich keineswegs von selbst versteht. Das Auftreten der Männer selbst zu erklären, bleibt eine Aufgabe, die zum Beispiel die wissenschaftliche Genealogie zu lösen unternimmt[18]).

3. Vielleicht aber ist »Geschichte« tatsächlich zu beschränken auf jene Gebiete, in denen das Persönliche, der Zufall und jene unerklärbare Einzigartigkeit des Geschehens so zweifellos vorzuliegen scheinen. Immer von neuem hat man das eigentliche Arbeitsgebiet so einzuschränken unternommen. Es ist im Grunde auch das Kredo von Simmels Geschichtsphilosophie. Ist das nun möglich? Jene Methode, die von einzelnen Tatsachen aus das historische Geschehen zu erweisen sucht, wird man freilich nicht befolgen dürfen. Mag es das Überschreiten des Rubikon oder die Zerstörung Jerusalems oder irgendeine andere historische Tatsache sein, die man herausgreift. Aus solchen einzelnen Daten folgt schon darum nichts, weil die Tatsache überhaupt erst im ganzen Zusammenhang den Charakter des Historischen erlangt. Sonst ist sie nur eine einmalige belanglose Einzelheit. Was macht also das Wesen der geschichtlichen Welt aus? Welches kann als ihr konstitutives Merkmal gelten? Alle solche Scheidungen und Unterscheidungen

---

[17]) Gemeint ist das Buch von Theodor Lessing, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen, 1921, das einen richtigen Gedanken schief begründet.

[18]) Hingewiesen sei auf Ottokar Lorentz, Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben II, der Ansätze schon bei Ranke finden will; sodann Lorentz, Lehrbuch der Genealogie — ein zu Unrecht vergessenes Buch und vergessener Denker. Wie stark ursprünglich der Gedanke des Volksgeistes auch bei W. Scherer war, zeigt treffend Rothacker, S. 211 ff. — Dazu Odin, Genèse des grands hommes. 1895.

sind Sache des diskursiven Verstandes, nicht der Wirklichkeit selbst, in die wir erst durch ihn Abgrenzung und Ordnung bringen. Wir errichten erst Scheidewände innerhalb des Kontinuums alles Geschehens, das solche gar nicht kennt. Man wird gewiß nur ein formelles Merkmal wählen, um »Geschichte« abzugrenzen. Doch kann es nicht das der Methode sein, die in keiner Wissenschaft sich allein auf ein einzelnes Prinzip festlegen läßt.

Nur ein einziges Formalprinzip vermag ein Geschehen als historisch zu charakterisieren. Jedes Historische ist ein Vergangenes, als Geschehen nicht mehr gegenwärtig, das heißt: ein Werden und Sich-Ändern mit der Zeit und ein Aufeinanderfolgen von Geschehnissen. Geschichte im weiteren Sinn heißt also ein Wirkliches unter dem Gesichtspunkt der Veränderung, des Vergangenseins, des Werdens auffassen. Die Zeit ist der Grund für alle Veränderungen schlechthin[19]. »Historisch« bedeutet mithin immer so viel wie »durch die Zeit bedingt«. Dieser Grund ist rein formell und unabhängig vom Inhalt. Er trifft ebenso zu auf die Geschichte der Erde und des Kosmos wie auf die der Völker und der Sprachen, der Religionen wie der Pflanzen und der Wissenschaft. Veränderung in der Zeit hat von vornherein die Wirksamkeit verschiedener Ursachen, verschiedener Kräfte zur Voraussetzung.

Dabei möchten wir mit Absicht den Begriff der Entwicklung vermeiden, er ist mehrdeutig und kann im doppelten Sinne verwendet werden. Einmal bedeutet er einen logischen Prozeß, das Auswickeln „Entfalten" noch unentfalteter Begriffe und die Darlegung der sich daraus ergebenden Konsequenzen; sodann aber das Streben zu einem Ende, wobei ein Ziel und Zweck, ein Terminus ad quem, eine Richtungsbestimmtheit vorausgesetzt wird. Nur dort, wo dieses Ziel gegeben ist, dessen Erreichung aufgezeigt werden kann, wird man von eigentlicher Entwicklung sprechen dürfen: also die »Entwicklung« des deutschen Volkes zum Einheitsstaat, oder die »Entwicklung« der katholischen Kirche des Mittelalters. Dort aber, wo das Ziel nicht vorliegt, wird man von dem Begriff Abstand nehmen — vor allem darum, weil der geschichtliche Prozeß nicht abgeschlossen vor uns liegt. Das Ei kann sich zum Huhn entwickeln, weil der Keim dazu präformiert und vorausbestimmt ist. Das ist wirklich E-volution, Aus-wicklung und Ent-faltung im eigentlichen Sinne. Von Entwicklung der Sprache kann man im übertragenden Sinne sprechen, wenn man den heutigen Zustand als den endgültigen betrachtet. Jedoch in dem allgemeinen Begriff der Geschichte ist diese teleologische Wendung noch aus einem anderen Grunde zu vermeiden. Zu leicht verbindet sich mit dem Entwicklungsbegriff der Fortschrittsgedanke; der aber setzt offensichtlich ein Ziel voraus, auf das der ganze Prozeß zustrebt. Bei Hegel ist das tatsächlich der Fall, wo die ganze Geschichte nur einzelne Etappen zu diesem von vornherein gegebenen Ziele, dem Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, darstellt. Aber wenn auch Historiker dem Gedanken oft unterliegen, so ist er doch als wesensfremd zu beanstanden[20]. Viel-

[19]) Vgl. Dühring, Logik und Wissenschaftstheorie. 3. Aufl. 1905. S. 220. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie schon nun den allein »hinreichenden Grund« darstellt.

[20]) Bekannt sind die Anschauungen Rankes über den Fortschritt, vgl. Weltgeschichte, Bd. IX, S. 2ff. Ganz naiv Rümelin, der in dem »Gesetz des Fort-

mehr genügt ein »Verändern« in der Zeit, Werden und zeitliche Aufeinanderfolge von Ereignissen, die nicht mehr wirklich sind, um den eigentlichen Begriff von Geschichte festzuhalten. Erst die metaphysische Frage nach der Deutung und dem Sinn der Geschichte ist es, die das Problem der Entwicklung mit sich bringt. Die teleologische Deutung der historischen Prozesse bei Hegel und im Grunde bei Spengler kann erst am Ende stehen. Wir wollen uns von vornherein nicht damit belasten. Vielmehr bleibt der allgemeine Begriff der „Geschichte“ ein formaler und enthält noch kein Gattungsmerkmal.

Jene Ansicht Gottls [21]) andererseits, die nur als Geschichte gelten läßt, soweit es als logisches Handeln gekennzeichnet wird, und alles andere als metahistorisch, als chronologische Anordnung räumlich unterschiedener Dinge anspricht, ist nicht zu halten. Gottl macht eine Art des menschlichen Geschehens zum Gattungsmerkmal überhaupt, ohne das Wesentliche getroffen zu haben. Richtig bleibt freilich, daß jenem formalen Prinzip die Einheit fehlt. Geschichte als reine Zeitwissenschaft enthält noch kein Gattungsmerkmal, das sie aus dem Zusammenhang heraushebt. Die Zeit als solche verknüpft ebensowenig, wie der bloße Raum es tut. Es sind ganz heterogene Glieder, die durch jenes Moment verkettet werden. Es ist anwendbar auf alles und jedes Geschehen überhaupt. Das allgemeine Prinzip bleibt so lange inhaltslos, als nicht ein bestimmtes Geschehen getroffen wird. Es muß ein Subjekt, ein Träger vorhanden sein, Werden und Sich-Ändern von etwas, um »Geschichte« wirklich zu machen. Ein konstitutives Gattungsmerkmal muß hinzukommen. Es handelt sich immer um Geschichte von etwas, das inhaltlich bestimmt wird. Es ist darum »Geschichte des Menschen« als ein besonderes Merkmal abzutrennen. Diese Geschichte im engeren Sinne haben wir allein im Auge, wenn wir das Wort ohne Zusatz gebrauchen. Der Mensch in seiner Isoliertheit ist allerdings ein biologisches, ungeschichtliches Wesen, das nur eine ontologische Entwicklung haben kann, aber keine historische. Es sind die Menschen der Gesellschaft, in ihrer sozialen Betätigung, die menschlichen Gemeinschaften, die den Begriff Geschichte konstituieren. Werden, Verändern von Gemeinschaften, unter denen die Staaten und Völker nur bestimmte darstellen, kann allein ihren Gegenstand ausmachen. Das formale Merkmal der Veränderung in der Zeit ist damit sachlich bestimmt und der Gegenstand der Geschichte im engeren Sinne vom anderen geschieden. Jede solcher Grenzabsteckung geschieht freilich durch die Kategorien unseres diskursiven Verstandes. Sachlich bleiben die Dinge immer miteinander verbunden und stehen in dauernder Kontinuität und Konnex miteinander.

---

schrittes zur Humanität« ein Ergebnis der Geschichte erblickt. Die Polemik Spenglers gegen den Fortschrittgedanken scheint mir gegenstandslos zu sein, soweit wissenschaftliche Begründung vorliegt.

[21]) Gottl, Grenzen der Geschichte. 1904. — Zum Teil dem zustimmend Benedetto Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie 1915, S. 114 ff., der allerdings Geschichte und Chronik unterscheidet, aber die Geschichte der Natur doch nicht ganz von der des Menschen trennt. Dagegen Eulenburg, Neuere Geschichtsphilosophie II. (Archiv f. Sozialw., Bd. XXIX, S. 543 ff.)

4. Mit dieser Abgrenzung sind keineswegs alle begrifflichen Schwierigkeiten überwunden. Es fragt sich, wie die so bestimmte Wirklichkeit der geschichtlichen Welt, die aus der Ganzheit des Geschehens ausgesondert wird, nun zu erfassen ist, um daraus Wissenschaft möglich zu machen. Wir versuchen eine Analyse und Interpretation des Vorgehens. Unser Verstand erfaßt die Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Seins nicht mit einemmal, sondern zerlegt jeden Vorgang in seine einzelnen Phasen. Er scheidet notwendig einzelne Sphären, in denen die Betätigungen der Menschen sich äußern, in der Form besonderer Reihen. Nur so können wir der Mannigfaltigkeit begrifflich Herr werden, daß wir sie in besonderen, getrennten Begriffen zu erfassen versuchen. Wir zerreißen notwendig jede Anschauung in ein Nebeneinander von Elementen, die einmal bestimmten Worten, ein andermal selbständigen Gegenständen entsprechen [22]). Es sind letzthin die Bedürfnisse des praktischen Lebens, um derentwillen wir in die Kontinuität des Geschehens Scheidewände ziehen. Auch wenn einzelne Betätigungen im Zusammenhang mit anderen stehen, so bleiben sie für die wissenschaftliche Erfassung nur in getrennten Reihen (Klassen) darstellbar. Zwischen ihnen stellen wir dann wieder engere Beziehungen, eine neue Synthese vorher geschiedener Einzelteile her; das Problem der Einheit suchen wir besonders zu fassen. Es verschlägt nichts gegen dieses Vorgehen der Wissenschaft, daß bei geringer Differenzierung der Gemeinschaften die Trennung der einzelnen Sphären weniger ausgeprägt sein mag, daß also Wirtschaft und Religion, Sitte und Kunst zusammenfallen und erst in einem späteren Stadium sich deutlich trennen. Die Frage der Genesis und des Ursprunges beweist so wenig gegen die begriffliche Trennung der einzelnen Teilgebiete, wie das ursprüngliche Zusammenfallen von Drama und Epos etwas gegen die Scheidung der Dichtungsarten beweist. Die *historia fiendi* fällt keineswegs mit der *ratio essendi* zusammen. Begriffliche Unterscheidungen setzen immer den entwickeltsten Stand der Dinge voraus. Andererseits wird das später Geschiedene der Anlage nach schon ursprünglich vorhanden gewesen sein, um überhaupt zur Vollendung zu gelangen. Begrifflich scheiden wir darum von vornherein wirtschaftliche Betätigung von der künstlerisch-technischen, kriegerische von der sittlich-religiösen, rechtliche von der denkerischen usf., sobald wir geschichtliche Wirklichkeit wissenschaftlich zu erfassen unternehmen. Erst innerhalb dieser einzelnen Reihen stellen wir unsererseits engere Zusammenhänge her. Trotzdem sind wir uns klar, daß im Geschehenszusammenhang des Seins alles miteinander in jedem Augenblick zusammenfällt und nur durch unseren diskursiven Verstand getrennt erscheint. Anders vermögen wir Geschichte nicht zu erfassen: sie ist für uns keine Entelechie besonderer Art. Die Einheit des geschichtlichen Lebens entsteht nur durch unsere nachträgliche Synthese. Wie auch »Natur« als begriffliche Synthese ganz heterogener Erscheinungen, aber nicht als eine in sich bestehende Entität aufzufassen ist. Nur scheinbar tritt »die« Natur als eine reale

---

[22]) Vgl. Bergson, Materie und Gedächtnis. Übersetzung 1919. S. 179.

Einheit uns entgegen, indem wir sie personifizieren und substanziieren. Tatsächlich kann sie nur in ihren verschiedenen Äußerungen für uns »Wirklichkeit« werden. Nicht anders verhält es sich mit »der Geschichte«. In beiden Fällen unterstellen wir dem nominellen Begriffe eine substanzielle Entität, die doch nur die Zusammenfassung heterogener Merkmale darstellt. Anders ist es, wenn wir die verschiedenen seelischen Erscheinungen einem besonderen Begriff, der »Seele«, unterstellen. Hier ist neben dem körperlichen Sein ein einheitliches Bewußtsein vorhanden, das als Synthese der einzelnen Vorgänge nicht zu entbehren ist.

So werden wir die menschlichen Gemeinschaften in ihren verschiedenen Äußerungen das eine Mal analytisch und systematisch in ihrem Nebeneinander und Zusammensein, das andere Mal genetisch und historisch in ihrem Nacheinander und Werden darstellen[23]). Die einzelnen Betätigungsformen, Wissenschaft und Religion, Kunst und Wirtschaft, Sitte und Recht, Politik und Sprache, bleiben für uns in getrennten Reihen zu erfassen — mögen wir sie mit Dilthey als gesonderte Kultursysteme, mit Spann als Objektivationssysteme oder als »eigene Betätigungsgebiete« (Teilgebiete) bezeichnen. Nur scheinbar sprechen wir von der »geschichtlichen Welt« als einer in sich geschlossenen Einheit. Sie besteht für unseren Verstand nur in den einzelnen Erscheinungsreihen. Diese können sehr wohl sich gegenseitig verflechten, in näheren Beziehungen zueinander stehen; aber sie fallen begrifflich nicht zusammen. Für unsere wissenschaftliche Betrachtung vollends gibt es, wie wir das früher einmal formulierten, im Grunde gar keine Geschichte, sondern nur Geschichten, nämlich der einzelnen Teilgebiete[24]). Dem geschichtlichen Kosmos entspricht keine Wirklichkeit an sich, sondern eine begriffliche Kollektiveinheit, keine Substanz, sondern nur ein System von Beziehungen untereinander. Nur so läßt sich das Ganze erfassen, indem wir die einzelnen Betätigungen in ihrem gleichzeitigen Nebeneinander darstellen. Es kann eine »Universalgeschichte« als solche nicht geben, die die Teile als eine innere Einheit zusammenfaßte. Dabei sagen wir über die Ordnung, in der die einzelnen Reihen zueinander stehen, nichts aus; wir räumen jeder von ihnen eine gleiche Stellung ein, ohne die eine vor der anderen vorzuziehen. Ob diese Reihen außerdem noch Ideale bzw. Werte darstellen, die besondere Beziehungen zu den Menschen haben, berührt einstweilen die Tatsache der Objektivation der einzelnen Systeme noch nicht. Ebenso bleibt die Frage, ob nun die »gesellschaftlichen Beziehungen« einen Oberbegriff voraussetzen, durchaus offen: das Problem der Einheit bleibt natürlich als solches bestehen.

5. Ließe sich aber nicht aus dem Nebeneinander der historischen Betätigungen, wie die Wissenschaft sie erfaßt, ein übergeordnetes Gebiet auswählen und als Hauptsache hinstellen, von der alle übrigen in Abhängigkeit

[23]) Ausführlich darüber Eulenburg, Archiv für Sozialwissenschaften, Bd. XXXV, S. 345—365.

[24]) Eulenburg, a. a. O. S. 301. Übrigens will auch Croce, freilich ohne nähere Begründung, nur von „Historien“ gesprochen wissen. S. 45 ff., S. 106 ff.

ständen und von der sie erst ihre Bedeutung erlangten? Unbewußt geschieht eine solche Überordnung durch die Einstellung der jeweiligen Gegenwart beständig. Es ist von je die Gepflogenheit der Historiker gewesen, einem Gebiete das Hauptgewicht zu verleihen. Oft genug hat man so das »eigentliche« Arbeitsgebiet zu bestimmen unternommen[25]). Zweifellos kommen Anregungen und Ziele geschichtlichen Forschens immer von außen; ein außerhistorischer Zweck bestimmt die Richtung ihres Forschens. Eine Autonomie des historischen Sinnes gibt es nicht. Soweit hat Harnack recht, wenn er sagt, daß Geschichte niemals um ihrer selbst willen getrieben werde, sondern immer nur zu einem äußeren Zwecke[26]). Notwendig wird der Blickpunkt auf gewisse Seiten des Geschehens gerichtet, neben denen andere untergeordnet erscheinen oder als unwesentlich ganz ausscheiden. In der Zeit des Mittelalters war es die Kirche, deren Werden als »die« Geschichte schlechthin galt — Darstellungen, die schon der Art der Quellen wegen notwendig auf die spätere Auffassung zurückwirkten. Solange der Blick der gleichzeitigen Berichterstatter ganz auf das Geistliche und Kirchliche eingestellt war, mußte notwendig diese Darstellung in den Vordergrund treten, wie es etwa noch in Rankes Weltgeschichte der Fall ist. »Die Ausschließlichkeit, mit der man in gewissen Jahrhunderten alle Dinge lediglich geistlich und kirchlich motivieren zu können vermeinte, kam bloß von der Einseitigkeit und den Vorurteilen der Berichterstatter her[27]).« Mit dem Hervortreten des Staates und der veränderten Staatsauffassung änderte sich der Gesichtspunkt und damit der Gesichtskreis der Historiker. Das Politische wurde und wird noch heute als der eigentliche Inhalt der großen und eigentlichen Geschichte betrachtet. Wie es von Hegel metaphysisch zu begründen versucht wurde: der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit vollzieht sich in dem staatlich-religiösen Leben einzelner Völker. Lange Zeit war das dann die praktisch gehandhabte Auffassung der späteren deutschen Historiker, am glänzendsten die Rankes. Aber auch für Xénopol gilt[28]): »L'histoire de l'état constitue l'histoire générale des sociétés humaines.« Selbst ein so vorurteilsloser Theoretiker

[25]) Ehedem der Streit zwischen Dr. Schäfer (Aufsätze, Vorträge und Reden I) und Gothein (Aufgaben der Kulturgeschichte 1889); sodann etwa Lorentz s. u., aber auch Below, Die deutsche Geschichtschreibung seit den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, 1916, S. 114f. »Die politische Geschichte, das Arbeitsgebiet der technisch sogen. Historiker« und »Die staatliche Beziehung liefert das Maß für die Berücksichtigung der einzelnen Kulturgebiete«. Es ist ein Verdienst Rothackers (Einleitung in die Geisteswissenschaften, 1920), die Zusammenhänge und das Eindringen der politischen Einstellung in die Geschichtswissenschaft, sowie das Auftreten der »Helden« von neuem herausgearbeitet zu haben; besonders S. 163—189.

[26]) Harnack, a. a. O. S. 8. Ähnlich Tröltsch, Aufbau der europäischen Kulturgeschichte (Schmollers Jahrbuch 1918), S. 648: »Bloß um des Wissens willen um vergangene Dinge wird niemand (?) Historie begehren.« Den Zusammenhang der Historiographie mit der ganzen Geistesrichtung der Zeiten (und der Völker!) zeigt Benedetto Croce in dem obengenannten Werke.

[27]) So mit Recht Ottokar Lorentz, Geschichtswissenschaft und Hauptrichtungen II S. 122, Croce S. 157—179.

[28]) Xénopol, l. c. S. 424.

wie Ottokar Lorentz erklärt[29]), daß »Geschichte diejenige Erfahrungswissenschaft sei, die auf unsere staatlich-gesellschaftlichen Zustände in bewußter Weise hinzielenden Handlungen der Menschen nach all ihren äußeren Gründen in zeitlicher Abfolge darstellt«. Es besteht darin die Gefahr, die gesamte Geschichte zur »Staatengeschichte« zu verengern. Die Anschauung hat lange vorgewaltet, bis die »Gesellschaft» als eigene Wesenheit entdeckt wurde[30]). Schon begrifflich lassen sich jedoch die verschiedenen Äußerungen nicht unter den staatlichen Begriff unterbringen: wesentliche und wichtige Erscheinungen geschichtlichen Lebens bleiben ganz außer und über der staatlich-politischen Sphäre, Religion und Kunst vor allem. Jene kann unmöglich als Repräsentant einer Geschichte überhaupt erscheinen.

Es wäre nun freilich ein Mißverständnis, als wenn es mit dem Begriff der Kultur anders stände, und als wenn sich diese als eine objektive Einheit geschichtlichen Werdens darstellen ließe. Sie bedeutet gewiß eine Verschiebung des geschichtlichen Schwergewichtes und Auswahlprinzipes nach anderer Richtung. Aber auch sie kann für uns nur als eine besondere Zusammenfassung, als ein Kollektivbegriff gleichartiger seelischer Betätigung überhaupt gefaßt werden. So tut es etwa Spengler, indem er die geistige Dominante eines Zeitalters nach Lamprechts Vorgang einheitlich zu charakterisieren versucht[31]). Oft vielleicht glücklich und mit tieferen Einsichten in die geistige Wesenheit eines Zeitalters. Dabei wird nur scheinbar das ganze Leben der Gemeinschaft einheitlich charakterisiert und in entscheidender Weise getroffen. Vielmehr werden nur gewisse geistige Erzeugnisse der Wissenschaft und der Kunst als »Kultur« ausgewählt und die übrigen, vor allem Politik und Wirtschaft, ganz ausgeschieden. Spengler erreicht auf diese Weise gewiß ein charakteristisches Merkmal einer Periode, aber er setzt wiederum einen Teil für das Ganze. Es wird nur in anderer Weise eine einzelne Reihe oder deren mehrere begrifflich zusammengefaßt und die anderen dem untergeordnet. Eine wirkliche Einheit wird dadurch nicht geschaffen. Eine »Universalwissenschaft« gibt es nicht, die die Kultur als Einheit zu fassen vermöchte. Es widerspricht eben der verstandesmäßigen Betrachtung der Wissenschaft, die ineinander verbundene Mannigfaltigkeit des Geschehens auf einen Begriff zurückzuführen. Wie die Bergsonsche Intuition nicht ausreicht, das Verschmolzensein des psychischen Erlebnisses in seiner Mannigfaltigkeit einheitlich zu begreifen, so vermag auch die Wissenschaft nicht die überstülpte und ineinander verflochtene Mannigfaltigkeit des

---

29) Lorentz a. a. O. I f. 190.

30) Etwa H. Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie I, 1920, S. 96f., S. 103ff. Von älteren Werken natürlich Mohl. Es ist geisteswissenschaftlich der Einfluß des Positivismus, der dazu führt.

31) Der Zusammenhang Spenglers und Lamprechts scheint ziemlich entgangen zu sein; ich fand bisher wenigstens keinen Hinweis, obgleich er ganz offensichtlich ist: die psychologische Bestimmung der »Kulturzeitalter« durch eine Dominante, der Gedanke der notwendigen Abfolge dieser Stufen bei verschiedenen Völkern, die Methode der Vergleichung u. a. Grundsätzlich über Lamprecht vgl. Eulenburg, Neuere Geschichtsphilosophie I, Archiv für Sozialwissenschaft XXV (1907), S. 319—37.

Werdens als eine Einheit ohne Analyse zu erfassen. Sie bedarf dort wie hier der getrennten Reihen. Sie muß das Gesamterlebnis wieder in die einzelnen Faktoren auflösen, selbst wenn sie versucht, ein Kulturzeitalter mit einer Bezeichnung zu versehen. Keineswegs wird die Möglichkeit dieses Ineinandergreifens und die Abhängigkeit einzelner Reihen etwa bestritten. Das Problem des »Trägers« und der Einheit bleibt bestehen. Die Trennung ist ausdrücklich nur ein methodologisches Hilfsmittel des Erkennens. Im Geschehenszusammenhang der Wirklichkeit bildet das Ineinssein der Mannigfaltigkeit und die Kontinuität des Geschehens etwas Selbstverständliches. Aber für unser wissenschaftliches Begreifen brauchen wir ein analysierendes Vorgehen in getrennten Reihen. Auch ein intuitives Erkennen des Ganzen setzte eine Darstellung im Begriffe und mithin in einzelnen Reihen voraus. Eine zusammenfassende Synthese kann sehr wohl die Folge einer vorangehenden Analyse sein. Dabei ist über die Art des Findens und des produktiven Schaffens des Historikers, die immerhin in einer Art Intuition vor sich gehen mag, noch gar nichts gesagt[32]).

6. Für unseren unmittelbaren Zweck folgt daraus eine entscheidende Wendung: daß nämlich auch der Begriff des »historischen Gesetzes« immer nur in bezug auf ein solches spezielles System gedacht werden muß. Es kann mithin sehr wohl in der Sprachgeschichte gewisse Wiederholungen und bestimmte Regelmäßigkeiten geben, die in der Kunst oder Religion sich ganz anders verhielten. Umgekehrt brauchte in einem anderen Teilgebiet der geschichtlichen Welt sich keine solcher Regelmäßigkeiten einzustellen. Daraus würde noch kein bündiger Schluß auf das Ganze zu machen sein. Selbst wenn sie in dem umstrittenen Gebiete der politischen Geschichte durchaus zweifelhaft blieben, enthielte das durchaus keinen Einwand gegen die Möglichkeit der historischen Gesetze überhaupt. Überdies bleibt auch auf diesem Gebiet diese Möglichkeit keineswegs a priori zu bestreiten. Derselbe Ottokar Lorentz, der die Geschichte ganz auf das politische Gebiet einschränken möchte, glaubt andererseits[33]), daß es gerade die Aufgabe einer vorgeschrittenen Forschung sei, solche Regelmäßigkeiten zu finden; er will selbst eine solche Gesetzmäßigkeit entdeckt haben. Das Konstante in der tausendjährigen Wandlung einer bestimmten Herrschaftsform aufzudecken, ist gerade von politischen Historikern versucht worden, indem man durch Überschau des Ganzen gewisse typische Gleichmäßigkeiten und Wiederkehr ähnlicher Formen aufwies[34]). Auf Hegel vollends wird man sich nicht berufen dürfen.

---

[32]) Es ist Mode geworden, vor allem im Anschluß an Husserls Phänomenologie von einer besonderen »Wesenschau« zu sprechen, die mit Bergsons intuitiver Anschauung stärkste Ähnlichkeit hat und wieder an Plato-Schelling anknüpft. Aber das intuitive Denken bedarf nun einmal der Formulierung in Worten und Begriffen, um mitteilbar zu werden. — Wenn Mommsen, Reden und Aufsätze S. 11, erklärt, der »große Historiker gehöre vielmehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten«, so gilt das von dem großen Naturforscher in gleichem Maße, der durchaus »Dichter« ist und die Gedanken intuitiv schafft.

[33]) Ottokar Lorentz a. a. O. II, S. 341f.

Sein Ausschalten der Persönlichkeit, die für ihn immer nur Träger des dahinterstehenden Volksgeistes ist, läßt durchaus die Möglichkeit eines gesetzmäßigen Ablaufes zu. Hatte doch auch Kant aus einer gewissen Teleologie heraus die Möglichkeit eines solchen gesetzmäßigen Verlaufes der Geschichte zugegeben, obwohl er das Spiel der Freiheit des menschlichen Willens nicht geleugnet hat[35]). »Die Geschichte läßt von sich hoffen, daß, wenn sie das Spiel menschlichen Willens im großen betrachtet, sie einen regelmäßigen Gang derselben entdecken könne; und daß auch die Art, was an einzelnen Subjekten verwickelt und regellos in die Augen fällt, an der ganzen Gattung doch als eine stetig fortgehende, obgleich langsame Entwicklung der ursprünglichen Anlagen derselben erkannt werden könne.« Hegels eigenes Unternehmen ist ganz darauf eingestellt, einen gesetzmäßigen Verlauf des Geschehens zu erweisen. Seine Geschichtskonstruktion ist der Ausdruck eines teleologischen gesetzmäßigen Verhaltens, das unbewußt und ungewollt gleichsam hinter dem Rücken der historischen Persönlichkeiten sich durchsetzt. Auch die einzelnen Völkerpersönlichkeiten sind bei ihm nur Glieder der Reihe, die fortschreitend dem Ziele der »Entwicklung im Bewußtsein der Freiheit« durchaus gesetzmäßig zustreben. Übrigens ist auch der Versuch einer Geschichtsphilosophie bei Spengler, obwohl er es direkt leugnet, ganz erfüllt von dem Gedanken der regelmäßigen Wiederkehr und der gesetzmäßigen Aufeinanderfolge der Zeitalter[36]). Sie nimmt bei ihm Form einer gewissen organischen Periodizität an, die die Zukunft vorausbestimmen läßt. Sonst ist die Aufgabe, die er sich anfangs selbst stellt, nicht zu realisieren.

Wenn also — das ist das Ergebnis unserer kritischen Erörterungen — sich historische Gesetzmäßigkeiten finden, so können sie immer nur solche ganz bestimmter Art und Geltung sein. Sie würden nur auf ein solches Gebiet sich erstrecken, das durch seine Begriffsbildung von anderen geschieden ist. Sie würden keineswegs von der farblosen Allgemeinheit sein, die man ihnen vielfach unterschiebt, sondern würden im Gegenteil nur ganz spezielle Bedeutung erlangen, also politische oder wirtschaftliche oder Rechts- oder Religionsgeschichte betreffen. Es sind stets spezifische Gesetzmäßigkeiten historischen Geschehens. Das geschieht aus der Not unserer Begriffsbildung, die immer nur einen Teil des Ganzen erfassen kann. Die Einwände, die mit dem Scheine von Recht vom Standpunkt der empirischen Erfahrung aus

---

[34]) Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte (Historische Zeitschrift 1889 S. 246—81).

[35]) Kant, Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

[36]) Der Gedanke einer »organischen Periodizität« ist nicht neu; der Vergleich der Völker mit den einzelnen Menschen schon in der Epitome des Florus. Sodann das »Ritonare da segno« bei Vico und Machiavelli, bei Bodinus und Leibnitz; der Gedanke liegt den pragmatischen Historikern nahe. Übrigens waren die antiken Historiker durchaus erfüllt von dem Gedanken der Wiederholung des Ähnlichen, so besonders Polybius: Kreislauf der Verfassungen, folgend aus den überall gleichen Eigenschaften und Verhaltungsweisen der Menschen. Vgl. Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt, 1916, S. 85ff. — Über die neueren Historiker Mayr, Philosophische Geschichtsauffassungen 1877.

solche überhaupt leugnen möchten, konnten den Beweis nicht erbringen, daß dieselbe Erscheinung sich nicht wiederholen könne: Gerade die Erfahrung, auf die man sich so gern hierbei beruft, läßt das Gegenteil durchaus zu, ja fordert es direkt. Auch die Herbeibringung einzelner Tatsachen kann dem Probleme nicht gerecht werden: sie läßt das Wesentliche des Verlaufes der Geschichte außer acht und sieht die These bereits als erwiesen an. »Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Geschehens« können sich nur innerhalb der historischen Reihen zeigen; sie sind also immer nur partielle. Durch das Moment der schaffenden Persönlichkeit oder des Zufalles und der Spontaneität wird das nicht entkräftet. Sind auf diese Weise die Voraussetzungen gegen die möglichen empirischen Einwände sichergestellt, so wird auf der anderen Seite das Anwendungsgebiet historischer Gesetze wesentlich eingeschränkt. Allgemeine Formeln, die überall passen, erweisen sich nicht als möglich.

II. Wirklichkeit und Geschichte.

1. Prinzipiell läßt sich die Unmöglichkeit historischer Gesetze scheinbar auf andere Weise erweisen: durch eine begriffliche Festlegung der Wissenschaft selbst. Wenn nach dem Worte Kants die Natur die Gesamtheit der Dinge ist, soweit sie nach allgemeinen Gesetzen begriffen werden kann, so scheint sich daraus notwendig zu ergeben, daß es auch Dinge geben muß, die eben anders als nach allgemeinen Gesetzen zu erfassen sind. Das kann geschehen, indem man den polaren Gegensatz des Allgemeinen und Individuellen, des Wiederholten und des Einmaligen zum Einteilungsgrund der Wissenschaften macht. Sie werden als immanente logische Gegensätze gefaßt, wobei wohl Übergänge stattfinden können, in der Reihe der Wissenschaften jedoch die beiden Pole sich grundsätzlich unterscheiden. Scheinbar bewegt man sich ganz auf dem logischen Boden des »Ausgeschlossenen Dritten«. Ein psychologisches Moment kommt hinzu, um diese Position zu verstärken. Gerade darin scheint der Reiz am Historischen überhaupt zu liegen, daß dieses es stets mit dem Konkreten in seiner ganzen Fülle und Einzigartigkeit zu tun hat. Dieser Reiz geht verloren, wenn eine scheinbar fremde Anschauung in die eigentlichen Aufgaben hineinkommt. Das Reale, das Wirkliche ist immer einzig; darin gerade besteht die Eigenart der Geschichtswissenschaft, daß sie das festhält. Deswegen betrachtete Aristoteles das Drama als so viel philosophischer wie die Geschichte, weil diese es mit dem wirklich Einmaligen zu tun hat, wie es da und dort auftritt, jenes aber den Helden zwar als Einzelfall wähle, in Wahrheit jedoch das Allgemeine, Typische und Generelle treffen wolle. Diese Trennung ist von Hermann Paul und Karl Menger begründet, dann von Windelband und Rickert mit Nachdruck vertreten; eine Anschauung, die zahlreiche Anhänger auch bei den Naturwissenschaftlern gefunden hat. Ersterer trennt nomothetisch und idiographische, Gesetzes- und Wirklichkeitswissenschaft, Natur und Geschichte; letzterer zieht neben dem methodologischen noch den Wertgesichtspunkt mit heran, wobei dann den Natur- die Kulturwissenschaften gegenübergestellt

werden. Unabhängig davon scheidet der Historiker Xénopol die Wissenschaften in solche der Wiederholung (répétition = Natur) und solche der Aufeinanderfolge (succession = Geschichte)[37]. Dort das Allgemeine, arbeitend mit den Begriffen, aus der Abstraktion gewonnen, sich die Aufstellung von Gesetzen zum Ziele setzend. Hier das Singuläre, Einmalige, gleich ob Persönlichkeit (Napoleon) oder Kollektivvorgänge (die Renaissance), als das Aufgegebene. Der Ausdruck des Allgemeinen kann in diesen so ganz anders gerichteten Wissenschaften keine Anwendung finden. Ist es nicht der immer geübte Gebrauch der Historiker selbst, der hier seine logische Begründung und tiefere Rechtfertigung erfährt? Diese Einteilung nimmt nicht nach stofflichen Gesichtspunkten, sondern nach der Methode die Klassifikation vor. Unter Berufung auf Rickert schließt sich neuerdings Spengler dieser Auffassung an. Das Schicksal sei das Urerlebnis für ein Volk und ganz unvergleichbar dem eines anderen; zwar stecke auch darin eine Notwendigkeit, aber dem Begriffe nach sei es dem Gedanken der Wiederholung entgegengesetzt. Wir wiesen darauf hin, in welche eigentümlichen Widersprüche sich Spengler mit dem Grundgedanken seines Werkes setzt, wenn er der Geschichte die, wie er behauptet, neue Aufgabe stellt, die Zukunft vorauszusagen[38]: »organische Periodizität« in der Aufeinanderfolge der einzelnen Zeitalter und bestimmter Rhythmus des Geschehens sind ja der Ausgangspunkt seiner ganzen Darstellung.

2. Das Problem der Begriffsbildung und der Klassifikation der Wissenschaften ist hier nicht in seiner Gänze zu behandeln; nur einige Bemerkungen bleiben für uns zu erörtern. An sich ist die Scheidung in die beiden Kategorien des Allgemeinen und des Individuellen für die Erkenntnis gewiß höchst wichtig und bedeutungsvoll, ein altes Inventarstück der Logik. Ist das Neue jedoch, nämlich die Trennung der Realwissenschaften, nach diesem formalen Gesichtspunkte logisch überhaupt durchführbar? Versucht man, unabhängig vom sachlichen Gegenstande, Ernst damit zu machen, so gerät man in innere Widersprüche. Und zwar nach beiden Seiten. Kann die Deutung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis sich wirklich das Finden von Gesetzen zum Ziel setzen? Die unendliche Mannigfaltigkeit und Variabilität des Geschehens, die Abweichungen der Wirklichkeit von irgendeiner Norm sind das schlechthin Gegebene, in das der Verstand erst Ordnung schafft. Die Mannigfaltigkeit ist für die Wissenschaft, um die oft gebrauchte Metapher zu gebrauchen, mithin das Aufgegebene. Die Kenntnis der Naturgesetze setzt notwendig eine Wirklichkeit als gegeben voraus; sie gilt es eben in ihrer Mannig-

---

[37]) Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 1880, S. 1 ff.. Karl Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie, 1883. Besonders letztere hat durch strikte Unterscheidung des fundamentalen Gegensatzes alles wissenschaftlichen Erkennens die neueren methodologischen Untersuchungen um ein Jahrzehnt vorausgenommen. Die Schriften von Windelband und Rickert (Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung) sind bekannt. Xénopol, Théorie de l'histoire 1908 p. 20—24.

[38]) Grundsätzliche Auseinandersetzungen über seine Methode stehen noch aus.

faltigkeit zu »erklären« oder (nach Kirchhoff) »auf die einfachste Weise zu beschreiben«. Diese Mannigfaltigkeit und Variabilität ist stets Ausgangspunkt und Ziel der Naturwissenschaften; ohne sie können Gesetze nicht bestehen. Auch die eigentlichen rationellen und exakten Naturwissenschaften, Physik und Chemie und hier vor allem die Phoronomie als die reine Naturwissenschaft, die zumeist allein Gegenstand erkenntnistheoretischer Erörterung bildet, bedürfen von vornherein der »Konstanten«, der Parameter des Geschehens. Diese aber stellen immer ein Individuelles und Tatsächliches dar; ohne diese empirisch zu bestimmenden Größen gibt es keine physikalischen Gleichungen. Die »Konstanten« sind nicht etwas Nebensächliches und zu Vernachlässigendes, sondern ein wesentlicher Bestandteil der Gleichungen selbst; sie sind untrennbar mit ihnen verbunden[39]. Was sollte man mit den allgemeinen Begriffen und Gesetzen anfangen, die immer eine Abstraktion von etwas Wirklichem darstellen, wenn nicht »unmittelbare und dividuelle« und Einmalige dem systematischen Gang der Naturwissenschaft »exakten« Naturwissenschaften gelten nur an reinen Objekten, die in der Wirklichkeit (der »Natur«) sich so nie finden und nie finden können. Das physikalische Weltbild erhebt nicht den Anspruch, schon die Wirklichkeit oder die »Natur« an sich darzustellen. Es beschränkt sich von vornherein auf einen Ausschnitt aus ihr und gibt eben ein Weltbild nach physikalischer Ansicht, das gar nicht den Anspruch erhebt, sich mit dem »natürlichen« Weltbild als solchem zu decken[40]. Örtlich und zeitlich treten in jedem Naturgegenstande individuell festzustellende Größen auf. Darum gehört das »Individuelle« und Einmalige dem systematischen Gang der Naturwissenschaft als etwas Notwendiges an. Diese beiden Seiten der Naturwissenschaft lassen sich nicht beliebig auseinanderreißen. Jedes Stück Materie ist in seinem Sein schlechthin einzig. Alle Wirklichkeit ist individuell. Der Begriff, der aus einer Abstraktion gewonnen wird, kann diese selbst niemals ersetzen, sondern stellt gleichsam das logische Minimum der Dinge dar. Dieser Tatbestand schließt andererseits den Gedanken der Wiederholung, der unter gleichen Bedingungen erfolgenden Vorgänge, in keiner Weise aus, sondern fordert ihn sogar. Schon im Anfang scheitert also die Unterscheidung zwischen begrifflicher Gesetzes- und beschreibender Wirklichkeitswissenschaft: es sind nicht einander ausschließende Gegensätze, sondern zusammengehörende Korrelationsbegriffe. Der eine ist ohne den anderen überhaupt nicht vorstellbar. Das Gesetz, die im Urteil gegebene begriffliche Erfassung wiederholt auftretender Zusammenhänge, ist ein Denkmittel, die Wirklichkeit zu erfassen. Neben ihm gibt es aber noch andere. Dabei braucht das Gesetz keineswegs als Mittel der bloßen Denkökonomie aufgefaßt zu werden, wie Mach und Avenarius annehmen. Vielmehr kann ihm eine ontologische Deutung zu-

---

[39]) Scharf hervorgehoben von Dühring, Logik und Wissenschaftsthesen, 1905 S. 221 — obwohl er gerade die rationellen exakten Naturwissenschaften im Auge hat.

[40]) Mach, Erkenntnis und Irrtum; Österreich, Das Weltbild der Gegenwart, 1920; Bavink, Allgemeine Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft, 1919.

grunde liegen. Grundsätzlich trifft also der Gegensatz von nomothetischen und idiographischen Wissenschaften nicht das Wesen. Gesetz und Wirklichkeit gehören unlösbar zusammen. Das gilt selbst dort, wo wir auf weite Strecken es tatsächlich mit Gesetzen und Erklären zu tun haben.

Sodann bleibt ein weites Bereich eigentlicher Naturwissenschaften ihrer Absicht nach auf die Beschreibung der Gegenstände angewiesen und betrachtet diese als ihr eigentliches Ziel, ohne zur begrifflichen Fassung von Gesetzen gelangen zu wollen. Überall dort ist es der Fall, wo wir es mit der Morphologie von Naturgegenständen zu tun haben. Trotzdem wird man erklärende und beschreibende Naturwissenschaften nicht als absolute Gegensätze fassen und die letzteren zu den idiographischen zurechnen. Denn auch letztere können ihrerseits des Gesetzesbegriffes nicht entbehren. Vielmehr brauchen sie neben der Darstellung des Einzelnen durchaus die des Allgemeinen und des Gesetzes — mögen sie morphologisch-klassifikatorisch vorgehen oder genetisch verfahren[41]). Man würde offenbar ihre Wesenheit aufheben, wenn sie auf die Beschreibung des Einmaligen und Singulären verzichten wollten, ohne doch darum die Gesetze als Mittel der Erklärung entbehren zu können. Keineswegs sind sie von dem Ziele reiner Gesetzeswissenschaften als entfernt zu betrachten — als wenn sie sich auf einem vorläufigen Stadium befänden, das überwunden werden müßte. Vielmehr ist gerade ihr Sinn auf Beschreibung von Formen und deren Erklärung gerichtet. Man sage auch nicht, daß die beschreibenden Naturwissenschaften es niemals mit dem Individuellen oder dem Singulären als solchen, sondern nur mit dem Gattungsmäßigen zu tun haben, bei dem die individuellen Verschiedenheiten zu kurz kämen. Wir werden noch sehen, daß auch die eigentlichen historischen Wissenschaften ständig solche Gattungsbegriffe brauchen und sogar ihrem Wesen nach auf sie angewiesen sind. Zudem wäre das nur ein gradueller Unterschied, der keine Scheidungsmerkmale der Wissenschaften ausmachen kann. Andererseits sind die Gattungen in den beschreibenden Naturwissenschaften ebenfalls »historisch«, das heißt beschränkt auf eine bestimmte Zeitspanne von nur beschränkter Dauer, innerhalb deren ihre Existenz allein wirklich werden kann[42]). Es verschlägt nichts, ob die Zeitspanne größer oder kürzer währt. Eine quantitative Verschiedenheit, das mag gegen Gottl bemerkt werden, kann keinen qualitativen Wesensunterschied bedingen. Die Wirtschaftsperiode bleibt historisch, auch wenn wir weder Anfang noch Ende genauer bestimmen oder ihre Dauer begrenzen können. Dasselbe gilt etwa von den heutigen Pflanzen und Lebewesen; wir behandeln sie beschreibend und klassifikatorisch. Sie sind mithin historische

[41]) Dazu Eulenburg, Naturgesetze und Soziale Gesetze I, Archiv f. Sozialw. S. 771 ff. Anders begründet die Zwecklosigkeit der Unterscheidung Knies, Logik, 1916, S. 508—20.

[42]) Die klassifizierenden und beschreibenden Naturwissenschaften haben es durchgehends mit historischen Typen zu tun, die nur zu einer bestimmten Erdperiode vorhanden sind — mögen es Pflanzen oder Tiere sein. Hier liegt also durchaus kein formaler Unterschied gegenüber der Geschichte vor, wohl aber ein sachlicher.

Naturwissenschaften im vorhin gezeigten Sinne. Trotzdem unterliegen jene gewissen Gesetzmäßigkeiten und bedürfen dieser zur Erklärung.

Endlich haben es auch die Naturwissenschaften mit rein unvergleichlichen Qualitäten zu tun, die einzigartige Gegebenheiten darstellen, wie Astronomie und Geologie, also gerade die ältesten Teile naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Wiederum kann hier das Naturgesetz nicht entbehrt werden; gerade sie stellen die Verbindung des Allgemeinen und Individuellen dar. Gewiß ist der Inhalt gänzlich verschieden, ob er ein Gestirn oder eine menschliche Persönlichkeit betrifft. Zwischen beiden besteht keine irgendwie geartete Beziehung dem Gattungsmerkmal nach, wohl aber gegenständlich und inhaltlich. Formell und methodologisch bedeuten beide Fälle Individuen und singuläre Erscheinungen von begrenzter Dauer, bei denen eine individuelle Begriffsbildung gar nicht entbehrt werden kann. — Weder logisch-begrifflich also noch sachlich-real kann jene Kennzeichnung der Naturwissenschaften aufrecht erhalten werden. Unzertrennbares würde dadurch voneinander gerissen und Unvergleichbares zusammengefügt. Allgemein und individuell sind Korrelationsbegriffe, die zusammengehören. Methoden sind innerhalb der Wissenschaften selbst gewiß grundlegend, aber ein Einteilungsprinzip bilden sie so wenig, wie Induktion und Deduktion schon ein Unterscheidungsmerkmal der Realwissenschaften selbst ausmachen. Auch ein bloßes Überwiegen des einen Prinzipes gegenüber dem anderen läßt sich nicht geltend machen, da wir es ja mit grundsätzlichen Wesensunterschieden zu tun haben. Ziel und Methoden sind in keinem Wissensgebiete einheitlich, am allerwenigsten aber unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen und Besonderen zu trennen. Die Naturwissenschaften haben es jedenfalls in ihrem ganzen Bereiche mit beiden zu tun.

3. Gilt dies von der Identifizierung der Gesetzes- mit den Naturwissenschaften, so fragt es sich, wie es mit der anderen uns hier besonders interessierenden Seite, Geschichte und Wirklichkeit, steht. Kann hier jene Trennung Platz greifen? Erkenntnistheoretisch geht immer die Bearbeitung der jeweiligen Begriffe notwendig der Schilderung und Beschreibung des Konkreten voran; letzteres ist nur durch jene zu fassen. Es sind die speziellen Kategorien, unter denen jeder Wissensstoff geordnet werden muß. Ohne sie ergibt sich geordnetes Wissen im ganzen wie im einzelnen nicht. Keineswegs braucht diese Arbeit der begrifflichen Analyse vom Forscher jedesmal bewußt vorgenommen zu werden. Sie ist für die historischen Wissenschaften a priori und kann nicht erst mit diesen selbst gefunden werden. Mit nichten handelt es sich dabei um den Gegensatz von Individual- und Gattungsbegriffen. Die Eigenart der historischen Begriffsbildung wird durch das Rickertsche Schema nicht getroffen. Das Besondere ist jedenfalls nicht anders zu erfassen als durch Gattungs- beziehungsweise Relationsbegriffe [43]). Die geschichtliche

---

[43]) Eulenburg, Naturgesetze und Soziale Gesetze II, Archiv f. Sozialwiss., Bd. XXXII, S. 689 ff. Über Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte; das. Bd. XXXV, S. 345–365.

Erkenntnis kann der Gattungsbegriffe in keiner Weise entbehren — ganz abgesehen davon, daß sie dauernd mit Gattungen selbst und nicht nur mit Individualitäten zu tun hat. Auch jedes künstlerische Nachschaffen, die intuitive Erkenntnis, wenn anders sie Wissen überliefern will, vermag es nur, wenn sie mit Begriffen arbeitet. Das besondere Verstehen der Dinge, das Dilthey für die Geisteswissenschaft fordert, sieht nur scheinbar davon ab, wie hier nicht zu zeigen ist, setzt vielmehr ebenfalls die Allgemeinbegriffe voraus.

Es fragt sich, welcher Herkunft diese Begriffe in jedem der Teilgebiete sind, die wir als »historisch« charakterisierten. Deren Gewinnung ist nicht von selbst gegeben, sondern ihnen transzendental: sie machen überhaupt erst geschichtliches Erkennen möglich. Es sind die Kategorien, um Ordnung in die Mannigfaltigkeit und Variabilität des Geschehens zu bringen. Nur scheinbar bedienen wir uns ihrer nicht ausdrücklich bei der Schilderung der geschichtlichen Welt. Der Schein wird erreicht, weil die Sprache einen großen Schatz solcher Begriffe ein für allemal überliefert. Aus diesem praktischen Verhalten folgt für den logischen Vorgang der historischen Begriffsbildung selbst nichts. Wenn der Historiker der Tradition, dem Gebrauch der Sprache und anderen Wissenschaften diese Arbeit überläßt, so ist das gewiß eine zweckmäßige Arbeitsteilung, aber keine Begründung der Sache selbst[44]). Vielmehr sind grundsätzlich die beschreibenden Wissenschaften auf die theoretische Analyse und die systematische Ergänzung angewiesen und haben diese zur Voraussetzung. Sie selbst werden nur möglich durch stete Beziehung auf diese. Erst mit den korrespondierenden, analytischen und systematischen Wissenschaften vom Menschen zusammen ergeben sie eine innere Einheit. Dieser Zusammenhang ist an jeder Stelle unerläßlich für die Gewinnung historischer »Wirklichkeit«. Das gilt von jedem der Teilgebiete, in dem diese für uns erfaßbar wird. Äußerlich pflegt man diese Ergänzungen als »Hilfswissenschaften« für die Historik zu bezeichnen. Logisch sind sie die Voraussetzung für diese: begrifflich gibt es überhaupt keine reinen historischen Wissenschaften für sich. Von »Autonomie« kann hier ganz und gar nicht die Rede sein; auch die politische Staatengeschichte ist es nur scheinbar. Sozialwissenschaften und Geschichte sind demnach aufs engste aufeinander angewiesen. Erstere geben die Begriffe und ihre Begründung Sie sind von den historischen Fächern gar nicht zu trennen, auch wenn der einzelne historische Forscher sich nicht unmittelbar mit ihnen abzugeben braucht. Rechtsgeschichte ohne Rechtsbegriffe, Wirtschaftsgeschichte ohne Wirtschaftsbegriffe, Sprachgeschichte ohne Sprachprinzipien usf. sind nicht vollziehbar. Sie wären blind; so wenig wie eine reine Erfahrung ohne denkmäßige Kategorien vorstellbar erscheint.

Diese Vorarbeit hat neben der begrifflichen Durchdringung auch den Zusammenhang und die engeren Bezeichnungen zwischen den Begriffen selbst festzuhalten. Beides gehört unmittelbar zusammen. Zuerst hatte Hermann

---

[44]) Darüber ausführlicher in dem oben angeführten Aufsatze.

Paul bewußterweise für die Sprachgeschichte solche »Prinzipien der Sprachwissenschaft« aufgestellt. Nach seinem Vorgang fordert Heinrich Meier ganz allgemein historische »Prinzipienwissenschaften« für jedes der Gebiete[45]). Vordem schon hatten wir auf die gegenseitige Angewiesenheit und die Korrelation von systematischer und historischer Sozialwissenschaft als sachlich notwendig hingewiesen und sie als gegenseitige Ergänzung gefordert[46]). Ob die Begriffe selbst ein für allemal feststehen, ob sie nicht eine Wandlung durchmachen und nur innerhalb einer gewissen Dauer Geltung erlangen, das bliebe besonders zu erforschen. Begriffsgeschichte ist gewiß ein Teil des Werdens der historischen Wirklichkeit selbst. Wölflin hat für eine bestimmte Kunstepoche eine solche systematisch begriffliche Kunstlehre als »kunstgeschichtliche Grundbegriffe« geschaffen. Auf diesem Gebiete war gerade von historischer Seite das Bedürfnis selbst empfunden worden. Sombart hat mannigfach grundsätzliche Ausführungen für das historische Wirtschaftsleben in dieser Richtung gegeben und historische Kategorien gebildet; Kötzschke hat für dieses selbe Gebiet eine besondere Begriffsbildung angeregt, wenn auch nicht selbst ausgeführt[47]). Auf das Wesen der historischen Begriffe, ihr Verhältnis zur Sprache, den Wandel der Worte und ihre metaphorische Erweiterung fiele dadurch manches Licht. Das bloße Wort verführt dazu, in der Vergangenheit dieselben Begriffe anzunehmen, die wir heute mit dem Worte verbinden, ohne uns dessen immer klar zu sein. Dilthey endlich verlangt darum grundsätzlich, daß allen historischen Wissenschaften des Geistes eine systematische zur Seite tritt[48]). Es ist die kritische Einstellung, die damit zu ihrem Rechte kommt. Wenn es nicht mißverständlich wäre, könnte gesagt werden: Jene begrifflichen Wissenschaften geben die Form, diese den Inhalt der historischen Wirklichkeit; beide können an keiner Stelle voneinander getrennt werden, selbst wenn man sich dieses Zusammenhanges nicht bewußt ist.

Stellt sich so die unmittelbare Verknüpfung von Beschreibung und Begriffsbildung in den historischen Wissenschaften als notwendig heraus, so erweist sich damit die Scheidung der Wissenschaften nach der Methode als undurchführbar. Die historischen Wissenschaften sind ohne gleichzeitige Darbietung der analytischen Begriffswissenschaften nicht lebensfähig, so wenig es in den Naturwissenschaften möglich wäre, eine deduktiv-abstrakt-rationelle und

---

[45]) Heinrich Meier, Psychologie des emotionalen Denkens 1919, S. 325 ff.

[46]) Ausführlich bei Eulenburg, Über Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte, S. 345—64.

[47]) Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, 1917; Kötzschke, Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrh., 1921, S. 6f. Bei den Kunsthistorikern findet sich öfters das Bedürfnis nach historischer Begriffsbildung, so Schmarsow, Riegl, Wickhoff.

[48]) Dilthey, Aufbau der geschichtlichen Welt, S. 5: »Die beiden großen Klassen der Wissenschaften, das Studium der Geschichte und die systematischen Wissenschaften des Geistes, sind an jeder Stelle aufeinander angewiesen und bilden so einen festen Zusammenhang.«

eine empirisch-beschreibend-induktive Methode zum Scheidungsmerkmal nehmen zu wollen. Auch nicht in den exakten Naturwissenschaften, die des mathematischen Kalkuls sich bedienen, wäre das möglich. Die neue Wendung zu den »statistischen Gesetzen« ist dafür sehr charakteristisch; denn die statistische Methode ist eben von vornherein auf eine induktive Massenbeobachtung angewiesen[49]). Sonach kann es ebenso historisch-beschreibende Naturwissenschaften wie systematische Sozial- beziehungsweise Geisteswissenschaften geben. Die Begriffe, mit denen die historischen Wissenschaften arbeiten, sind in erster Linie durchaus Allgemeinbegriffe und ohne diese gar nicht denkbar.

Damit ist jedoch die Möglichkeit von Gesetzen für die historischen Wissenschaften selbst ganz nahegerückt. Denn für die korrelativen systematischen Wissenschaften vom Menschen steht die Frage schon ganz anders: Ob es für die systematische Bearbeitung der Politik oder der Wirtschaft, der Kunst oder der Sprache und des Rechtes bestimmte Regeln geben kann, und ob diese sich im historischen Prozeß verwirklicht finden, muß offenbar in diesen Wissenschaften selbst ausgemacht werden. Innerhalb dieser erweisen sie sich zur begrifflichen Konstruktion wie zur Erkenntnis der Zusammenhänge durchaus als notwendige Hilfsmittel der Analyse[50]). Damit würden sie jedoch auch in den historischen Wissenschaften Anwendung finden. Diese kommen um die Notwendigkeit allgemeiner Begründung ihrer Sätze ebenfalls nicht herum.

Das zeigt das Bestreben der Historiker in verschiedener Richtung: einmal durch eine begriffliche Einleitung, die sie vorausschicken und die allgemeine Sätze enthält. Oder durch eine abschließende Betrachtung des Ganzen in Form von Generalisationen und empirischen Verallgemeinerungen der Erfahrung. Besonders aber durch allgemeine Begründung des besonderen Falles, die sich außerordentlich oft bei ihnen findet[51]). Jene allgemeinen Sätze, von denen die Historiker reichlich Gebrauch machen, tragen durchaus den Typus des Gesetzmäßigen an sich; sie beweisen das Bedürfnis einer allgemeinen Orientierung auch bei Darstellung des einzelnen. Ein nicht geringer Teil der Reden bei den antiken Historikern hatte den Sinn von Generalisationen und von allgemeiner Begründung der Einzeltatsachen. Ich erwähne bei einigen neueren Historikern solche Sätze. So sagt zum Beispiel Eduard Meyer ganz allgemein: »Die Religion ist nicht die Wurzel der Sitte, sondern der Ausdruck und das Erzeugnis des geregelten Zusammenseins der Menschen.« — Oder an einer anderen Stelle: »In dem Ringen der beiden Tendenzen, der ausgleichenden und der individualisierenden, besteht das innere Wesen der Menschheit« — beides Sätze, die offenbar aus der be-

---

[49]) Planck, Dynamische und statistische Gesetze in der Physik, 1917.

[50]) Daß es sie dort gibt und geben muß: Eulenburg, Naturgesetze und Soziale Gesetze II.

[51]) Beispiele bei Eulenburg, a. a. O. S. 358: . . . Einen ähnlichen Hinweis auf die Art und die Absicht allgemeiner Sätze bei den Historikern gibt Knies, Logik, 1916, S. 521 f.

obachteten geschichtlichen Wirklichkeit, vor allem des Altertums, entnommen sind und nun als Abschluß einer mannigfachen Erfahrung uns entgegentreten. — Oder ein Wort von Ranke: »Das besondere Leben entwickelt sich nach eingepflanzten Gesetzen aus seinem eigentümlichen geistigen Grunde.« Wiederum ein Satz, der als Abschluß großer Erfahrungen, andererseits aber als Schlüssel für das Verständnis speziellen historischen Geschehens betrachtet werden soll. Solche Sätze könnten wirklich als »historische Gesetze« ausgesprochen werden, vor allem dann, wenn man ihre Bedeutung und Tragweite für das Ganze in Erwägung zieht. Ganz in dem hier verfochtenen Sinne kommt Ranke zu einem Ergebnis, das sich kaum mit der Anschauung von einer besonderen Wissenschaft des Individuellen vereinen läßt, eher das Gegenteil enthält: »Alles historische Geschehen beruht auf der Wechselwirkung des Allgemeinen und des Individuellen.« Es ist die Auffassung, die sich aus dem Bedarf der wissenschaftlichen Begriffsbildung auch für die Geschichte ergibt. Das Individuelle bleibt gewiß ein Problem für sich, aber es liegt anders als in der Teilung der Wissenschaften. Allgemeine Sätze und allgemeine Erkenntnisse, die nicht selten die Form von Gesetzen annehmen, bilden die Voraussetzung und oft das Ergebnis; sie dienen endlich als Hilfsmittel zur Begründung geschichtlichen Erkennens, selbst wenn wir ganz von der philosophischen Deutung der Geschichte absehen.

4. Bleibt sonach eine gegenständliche Scheidung der Wissenschaften vom Menschen notwendig, so darf doch bezweifelt werden, ob sie in ihrer Gesamtheit als »Geisteswissenschaften« zu fassen sind. Die Entscheidung darüber ist für das vorliegende Problem nicht ohne Bedeutung. Wenn es Gesetze gibt, so wissen wir noch nicht, welcher Art sie sind und ob sie etwa psychische sein müssen. Die Scheidung von Natur und Geist, die alte christliche Auffassung, das sinnlich Wahrnehmbare gegenüber dem Nicht-Körperlichen ist vor allem von Hegel zum Grundstein seiner Systematik gemacht worden. Es handelt sich bei dem Aufbau der geschichtlichen Welt aus den Geisteswissenschaften um bestimmte Äußerungen des objektiven Geistes (als Recht, Sittlichkeit, Gesellschaft, Staat) wie des absoluten Geistes (Philosophie, Kunst, Religion). Für Hegel ist darum Geschichte wirklich als die „Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes“ zu fassen, wie sie aus seiner teleologischen Metaphysik folgt[52]). Wir könnten sie vielleicht als „reine“ Geisteswissenschaften bezeichnen. Kann nun Geschichtswissenschaft es nur mit dieser Ideologie des reinen Geistes zu tun haben? Offenbar nur dann, wenn man sie auf gewisse Seiten des Geschehens beschränkt oder sich die Hegelsche Ontologie zu eigen macht, bei der auch die Anthropologie nur Erscheinungsweise des objektiven Geistes ist. Gerade für die Philosophen liegt es sehr nahe, sich darauf einzustellen, alle Kulturerscheinungen als geistige zu fassen. Offenbar war es der adäquate Ausdruck der geistigen Bestrebungen zu Hegels Zeit, die ganz nach dieser Seite orientiert war. Diese Orientierung selbst ist aber für die Erfassung der geschichtlichen Welt nicht einwandsfrei. Von der ontologisch metaphysischen Begründung Hegels wird man vollends ganz Abstand nehmen müssen[53]). Völker und Rassen, Wirtschaft und

[52]) Hegel, Phänomenologie des Geistes (Philosoph. Bibliothek 114), S. 521; dazu Lasson, Hegel als Geschichtsphilosoph, 1290, S. 99ff.

[53]) H. Scholz, Die Bedeutung der Hegelschen Philosophie für das Denken der Gegenwart, 1921.

geographische Lage, die mit allem geschichtlichen Werden verbunden sind, als bloße Äußerungen des objektiven Geistes zu fassen, ist für uns nicht angängig. Oder aber man trennt, wie Spengler es tatsächlich unternimmt, die geistige Kultur völlig von diesen Niederungen der Geschichte und von den Menschen selbst, indem man einen rein geistigen Zusammenhang der Dinge herstellt. Die »Kultur« führt dann gleichsam ein Leben für sich, ohne den menschlichen Träger. Der Mensch der Geschichte jedoch ist eben niemals ausschließlich als Geist zu betrachten, sondern wird als Totalität in den Zusammenhang eingestellt[54]). Einmal bleibt die physiologisch-anthropologische Grundlage alles menschlichen Geschehens stets wirksam und ist von den Völkern und Rassen gar nicht zu trennen. Wie sollten die Bevölkerungstatsachen denn nicht geschichtliche Geltung erlangen? Sie aber sind sicherlich nicht ohne weiteres als reiner Geist zu kennzeichnen. Die »Natur« ragt in alles menschliche Geschehen hinein, die Bevölkerungstatsachen sind nicht zu umgehen. Es bleibt sodann die Erdgebundenheit alles Geschehens, die zusammen mit dem Menschen eine enge Beziehung herstellt. »Milieu« kann gewiß nicht als für sich wirkender Faktor betrachtet werden, aber er ist auch nicht auszuscheiden, mag es sich um Sprache oder Wirtschaft, um Sitte oder Kunst handeln. Es bleibt endlich die objektiv sachliche Gegebenheit der technischen Mittel in weiterem Sinne, die ein Geschaffenes für sich darstellen. Diese dreifache Verankerung greift so maßgebend in das geschichtliche Leben ein, daß man von ihr ebensowenig wie vom Geistigen absehen kann. Das ontologische Problem, das im ganzen Bereich der Wissenschaften vom Menschen auftritt, wiederholt sich bei der Geschichte nur in besonderer Weise. Auch die auf dem Boden der Husserlschen Noetik stehende Trennung der Wissenschaften, bei der die Geisteswissenschaften durch eine bestimmte verstehende Sinnbezogenheit ausgezeichnet sind, die den Naturwissenschaften fehle, scheint mir die Schwierigkeit nicht zu lösen[55]).

So weit ich sehe, bleiben drei Möglichkeiten für ihre Lösung übrig. Einmal die psychologische Fundierung der eigentlichen Geisteswissenschaften, wie Lamprecht sie versucht und die beschreibende Psychologie von Dilthey sie anstrebt[56]). Dabei brauchte von der äußeren Natur nicht abgesehen zu werden. Ferner die Charakterisierung als Kulturwissenschaften, orientiert nach der Wertbeziehung auf absolute Werte, so die Anschauung Rickerts und zum Teil Max Webers, der ihm hierin folgt[57]). Vielleicht ist auch ein Teil der Kulturhistoriker geneigt, dem beizustimmen. Endlich die Charakterisierung als Sozialwissenschaften im weiteren Sinne, wobei die Besonderheit des Menschen in seiner Vergesellschaftung liegt. Es würde damit angeknüpft an eine Einteilung, die sich ähnlich schon bei Hobbes findet — der philosophia naturalis und philosophia civilis unterscheidet; allerdings wäre die

---

[54]) Es ist ein Problem, wie denn — ohne metaphysische Einstellung — die Scheidung des Menschen von seiner physiologischen Grundlage in den Geistes- und Kulturwissenschaften gedacht werden kann; vgl. Eulenburg, Gesellschaft u. Natur, 1905.

[55]) Referat über Guttmann, Begriff und Struktur der Geisteswissenschaften in der Deutschen Literaturzeitung, 1920, Nr. 12, Sp. 226/28: ein Gesetz sinnhafter Zusammengehörigkeit aller Elemente stellt ihr Einheitsprinzip dar.

[56]) Hauptvertreter Diltheys jetzt Spranger in seinen »Lebensformen«. Lamprechts Methode ist öfters behandelt worden; vgl. Eulenburg, Neuere Geschichtsphilosophie I. . Eine neuere Begründung der »Geisteswissenschaften« etwa Knies, Logik, 527f.; die der Husserlschen »Sinnhaftigkeit« steht noch aus.

[57]) Max Webers Anschauung vor allem in dessen nachgelassenem Werke »Wirtschaft und Gesellschaft«, Tübingen 1922.

Begründung eine andere. Die Objektivationen des Geistes werden erst durch die Beziehungen wirklich, die als soziale begriffen werden. Auch Tradition und Umgebung, Einrichtung und Vererbung sind in ihrer sozialen Struktur zu begreifen. Wir möchten hier noch keine Entscheidung zwischen diesen drei Möglichkeiten geben. Alle drei lassen indessen durch ihre Fragestellung die Wiederkehr ähnlicher Erscheinungen zu. Wir sagten bereits, daß die Frage Bedeutung gewinnt, wenn es sich um die Natur der gesellschaftlichen Beziehungen und damit um die der historischen Gesetze handelt. Keineswegs versteht es sich von selbst, daß diese schon psychologische sein müßten, wie man öfters gemeint hat; sie könnten durchaus anderer Art sein und müssen es, wenn die psychologische Begründung dazu nicht ausreiche [58]).

Dabei begegnet uns öfter eine Anschauung, die das Suchen nach Gesetzen in allen Wissenschaften vom Menschen als überflüssig erscheinen läßt. Es ist die Meinung, daß uns die Tatsachen des Geistes unmittelbar verständlich seien, weil sie auf letzte psychische Erlebnisse sich stützen. Bis zu einem gewissen Grade kommt dem die Auffassung Diltheys entgegen, der für die Geisteswissenschaften das Moment des besonderen Verstehens im Gegensatz zum Begreifen der Naturwissenschaften für wesentlich hält. Auch Bergsons intuitive Argumente, wie Spenglers Anschauung oder auch Husserls Wesensschau stehen auf ähnlichem Boden. Dann würde das Erkennen der geschichtlichen Welt freilich solcher Hilfen und Stützen nicht bedürfen, wie bestenfalls Gesetze sie uns zu geben vermöchten. Ist diese Meinung aufrecht zu halten, wenn wissenschaftliche Erkenntnis möglich sein soll? Bei allem Historischen ist uns unmittelbar gar nicht eigenes Erleben gegeben, sondern eben fremdes. Wir müssen es erst deuten und aus einem äußeren Verhalten »verstehen«. Dieses aber kann nur aus fremden Handlungen, aus dem Wirken und den Äußerungen geschlossen werden, die uns bloß mittelbar entgegentreten. Das Seelische ist bei allem historischen Geschehen nur in höchst mangelhafter Weise für uns auffindbar. Wir müssen uns fremdes Wollen auf Umwegen plausibel machen. Das Handeln des indischen Mönches wie des primitiven Menschen oder des mittelalterlichen Gelehrten ist dem eigenen Seelenleben nur sehr entfernt verwandt. Es besteht gar keine Sicherheit, daß die Deutung irgendwie die richtige ist, wenn wir es nach der eigenen Erfahrung beurteilen wollten. Darum konnte Harnack nicht ohne Grund gerade die psychologische Motivierung und das seelische Erklären als nicht zur Historie gehörig ablehnen [59]). Sodann aber wäre überhaupt ein unmittelbares Erleben für die Wissenschaft keineswegs brauchbar. Diese beruht auf Mitteilungen und Andeutungen, auf Übertragung des Geschauten in eine andere Dimension und andere Sprache. Es bedarf dazu der Erkundigung, des Vergleiches, der Rückbeziehung auf äußere Anzeichen. Es bedarf aber vor allem der Worte und Begriffe, ohne die nun einmal eine Darstellung unmöglich ist. Diese müßte vollkommen verschwommen und unbestimmt werden, wenn sie ohne beide auskommt. Für den diskursiven

---

[58]) Vgl. die Auseinandersetzung zwischen Wiese und Eulenburg in der »Kölner Vierteljahrsschrift für Sozialwissenschaften«, 1922, Heft 3.

[59]) Harnack a. a. O. S. 17.

Verstand ist auch das eigene Erleben und die innere Erfahrung nur ein Phänomen, das durch eben die Kategorien des Verstandes erfaßbar wird, aber keineswegs schon von selbst einleuchtet. Jene müssen erst an anderem Geschehen geprüft und erfahren werden, um überhaupt Gegenstand der Wissenschaft zu werden. Die beschreibende Psychologie unterscheidet sich darin gar nicht von der zergliedernden; sie kommt nicht mit dem bloßen Verstehen aus dem eigenen Erleben aus. »Erklärt« ist gewiß durch Zurückführung auf Gesetze der Tatbestand der Geschichte noch nicht. Aber es ist ein Irrtum, zu meinen, daß sie uns durch Rückführung auf das eigene Ich und eine intuitive Schau oder ein künstlerisches Nachfühlen bekannter wird. Wir bedürfen für die Erkenntnis fremder Anschauung und fremden Wissens, die beide nicht aus der bloßen Intuition gewonnen werden. Die künstlerische Seite des historischen Schaffens, das mag schließlich bemerkt werden, kommt darüber in keiner Weise zu kurz, auch wenn sie nicht auf ein seelisches Nachschaffen sich beschränkt.

5. Trotzdem liegt im Gegenstande der Geschichte eine besondere Schwierigkeit, die sie von anderen Gegenständen der Realwissenschaften unterscheidet. Das ontologische Problem nimmt, unabhängig von der letzten Beantwortung, hier eine besondere Wendung. Wiederum kann langgeübte Praxis sie äußerlich beheben; aber sie bleibt innerlich bestehen. Das Eigentümliche der geschichtlichen Welt besteht in einem Formalen. Ihre Wirklichkeit, der Zusammenhang ihres Geschehens, kann nicht unmittelbar erfahren oder gar erlebt, sondern muß rekonstruiert und nachgeschaffen werden. Sie besteht nur in dieser unserer Schaffung als Erinnerung, nachdem das Geschehen selbst vorbei ist. Anders aber als beim Gedächtnis des lebenden Individuums kann jene nicht durch eine äußere Wahrnehmung von neuem geweckt werden. Die Art ihrer Wirklichkeit ist vielmehr ein Nicht-Wirkliches, ein dem unmittelbaren Bewußtsein nicht Gegebenes. Gerade das Moment der Wirksamkeit, das der »Wirklichkeit« eignet, ist wenigstens unmittelbar ausgeschaltet. Die besondere Aufgabe ist es nun, dieses Nicht-Wirkliche für den Verstand und mit allen Hilfsmitteln des Verstandes lebendig und wirklich zu gestalten, ein Nacherleben zu ermöglichen, ohne daß es an der Wirklichkeit selbst geprüft zu werden vermag. Es kann im Grunde daher keine Phänomenologie der Geschichte geben. Darin besteht der eigentümliche Reiz, aber auch die nicht geringe Schwierigkeit aller geschichtlichen Wissenschaft: ein Nicht-Wirkliches wirklich zu machen. Erst nachdem diese nicht geringe Arbeit des Nachschaffens vollendet ist, können die besonderen Zusammenhänge und Beziehungen hergestellt werden, die die Wissenschaft für ihre eigentlichen Zwecke braucht. Die überlieferte schriftliche Erinnerung ist lückenhaft und zufällig, durchaus fragmentarisch und ohne inneren Zusammenhang, der erst von uns hergestellt werden muß. Darum die Unmenge von Hilfsmitteln, von Zurüstungen, von Hilfswissenschaften, von der Bearbeitung und Herausgabe der Quellen, der systematischen Sammlung von Denkmälern, die gerade sie braucht. Kein Wunder, daß dies so gern als ihr Selbstzweck erscheint. Die Notwendigkeit, diese Hilfsmittel und Quellen

anzuwenden, die Notwendigkeit, an einer Rekonstruktion der geschichtlichen Wirklichkeit selbst mitwirken zu müssen, ist ein so unmittelbarer Teil historiographischer Tätigkeit, daß leicht über die Mittel der Zweck aus den Augen verloren wird. Der geschichtliche Tatbestand wird als solcher überhaupt erst von uns gefunden und rekonstruiert, die Zusammenhänge zwischen den Tatsachen überhaupt erst hergestellt. Die Geschichtswissenschaft ist dadurch von allen anderen Erfahrungswissenschaften unterschieden: daß ihr Stoff der Vergangenheit angehört, daß nur Erinnerungen und Berichte über den Tatbestand, bestenfalls Überlebsel und Denkmäler bestehen, die nicht mehr Erfahrung als solche darstellen. Es ist gewiß nicht aufrecht zu erhalten, daß Geschichte erst mit der schriftlichen Aufzeichnung über Geschehen beginnt und nur soweit bestehen kann, als solche reicht. Aber ein gut Teil der Geschichte ist tatsächlich nur in Büchern und Gesetzen oder anderen schriftlichen Aufzeichnungen gegeben, die immer nur einen sehr mageren Auszug aus dem Geschehen selbst zu geben vermögen. Das Verlorene kann nicht wiedergewonnen, die Zufälligkeit der Überlieferung nicht durch andere Zeugnisse ausgeglichen werden. Die Aufzeichnungen über ein Geschehen sind aber niemals dieses selbst; sie bewegen sich auf einem anderen Boden und müssen aus einer anderen Sphäre erst wieder in Anschauung zurückverwandelt werden. Im Grunde kann niemals an die unmittelbare Erfahrung appelliert werden. Es lassen sich nicht mehr alle Fragen an das Material stellen, weil es unwiederbringlich dasteht. Auch dort, wo eine feste Erzählung aus der Vergangenheit vorliegt, ist doch, wie hier nicht ausgeführt zu werden braucht, diese grundsätzliche Schwierigkeit nicht umgangen.

Dreierlei Quellen sind es, aus denen die Geschichtswissenschaft ihre Anschauung nimmt. Einmal das Hereinragen von Überlebseln in die Gegenwart. Da wir selbst geworden und in beständigem Flusse sind, so bleiben große Teile der Vergangenheit für die Gegenwart bestehen. Es ist die Folge der Kontinuität alles Geschehens. Dahin gehören Gesetze, Einrichtungen, Staatsverträge, literarische und künstlerische Denkmäler vom Altertum bis zur jüngsten Gegenwart. Sie stellen gewiß einen Teil des wirklichen Geschehens dar, aber nur einen kleinen. Man könnte sie wohl als die überlieferte Geschichte bezeichnen. Sie wenigstens scheinen noch unmittelbar die Vergangenheit lebendig zu erhalten. Jedoch sind sie selten eindeutig, selten vollständig; vor allem beziehen sie sich auf Einzeltatsachen, aus denen erst der Zusammenhang hergestellt werden muß, um ein »Geschehen« wahrscheinlich zu machen. Museen enthalten so wenig »Geschichte« wie Bibliotheken und Archive an sich. Sodann Berichte und Überlieferungen — Aufzeichnungen verschiedener Art über Dinge, Mitteilungen, Chroniken, Briefe, Aufzeichnungen gleichzeitig Lebender, Tagebücher, Gesandtschaftsberichte. Es sind die Hauptquellen der politischen Historiker, soweit die erste Gruppe nicht ausreicht. Es sind die objektiven Erinnerungen der Geschichte selbst. Wir könnten sie die berichtete Geschichte nennen. Aber gerade von ihnen

gilt jene obige Bemerkung, daß sie erst in eine andere Dimension übersetzt werden müssen, um Geschichte lebendig zu machen [60]).

Endlich die Erinnerung an vergangenes Geschehen im Gedächtnis des Lebenden — aus der Tatsache heraus, daß wir einen Teil der Geschichte selbst mit erleben. So wenig diese letztere Art der Erinnerung schon an sich Wert haben mag, so ist sie doch die unmittelbarste Quelle, die unbewußt den Historiker immer wieder von neuem befruchtet und Anregung gibt. Zeitgeschichte ist darum von jeher ein wesentlicher Teil aller Geschichtswissenschaft. Kein Zufall, daß die großen Historiker des Altertums, wie Thukydides, Cäsar, Tacitus, zum guten Teil aus den unmittelbaren Erfahrungen der eigenen Zeit schrieben. Diese erlebte Geschichte, wie wir sie nennen können, widerspricht scheinbar unserer allgemeinen Charakterisierung. Doch nur scheinbar: es bleibt das Kennzeichen des Nicht-Wirklichen, des Vergangenen, das nur in Erinnerungsreihen besteht. Zwar bedarf es der Objektivierung und der Distanzierung von den Dingen, mit denen wir sonst durch unser persönliches Interesse zu nahe verknüpft sind. Aber auch diese »erlebte Geschichte« ist notwendig fragmentarisch und bedarf der Ergänzung aus besonderen anderen Quellen. Es scheint wiederum kein Zufall, daß alle großen Historiker die Fühlung mit der unmittelbaren Gegenwart suchten: es gilt von Ranke wie von Taine, von Carlyle wie von Mommsen. Polybius, der Historiker des Altertums, forderte praktische Erfahrungen in den politischen und militärischen Geschäften als Voraussetzung für den Historiker [60a]). Diese unmittelbare Erfahrung ist innerlich nötig, um die nicht mehr lebende, nur überlieferte und berichtete Geschichte lebendig zu machen. Es erscheint als Ersatz für das Fehlen der unmittelbaren Anschauung, daß die Historiker Ergänzungen durch Fühlungnahme mit der lebendigen Geschichte suchen. »Die Naturwissenschaft wendet ihre Methode auf die gegebenen Naturgegenstände ständig an, die Geschichte bloß auf die Überlieferung von ihnen [61]).« Denkmäler und Überlieferung müssen erst bearbeitet, kommentiert, zugeordnet werden, bevor sie Antwort geben.

Das ist der grundsätzliche Unterschied des Geschichtlichen von allen anderen Gegenständen. Er ist vorhanden, aber liegt anders, als die moderne Theorie annimmt, obwohl er erkenntnistheoretisch von Bedeutung ist. Wenn nun gar der Berichterstatter der Vergangenheit aus einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Schicht stammt, so ist notwendig sein Blick auf diese eingestellt. Darum gewinnt das Problem der »Objektivität« beim Historiker eine

---

[60]) Die Unterscheidung von Bericht und Dokument, von Überlieferung und Überbleibsel stammt von Droysen, Grundriß der Historik. Anders Benedetto Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie, I. »Geschichte und Chronik«; bei ihm ist jede Geschichte eine Geschichte der Gegenwart; auch die Chronik muß wieder gelebt werden, um Geschichte zu werden: es ist der Geist, der aus der Erinnerung der Vergangenheit erst Geschichte macht.

[60a]) Die schönen Ausführungen bei Benedetto Croce S. 144ff.

[61]) Lorentz a. a. O. II, 308. Die Notwendigkeit für die Historiker, erlebte Geschichten zu schreiben, betont Croce S. 28.

weit größere Tragweite als in anderen Wissenschaften. Wir sind dort von der Überlieferung der Quellen abhängig, die wir anderwärts stets neu konstruieren können, hier aber nicht. Das Moment der Zufälligkeit, des Unzusammenhängenden bleibt und kann nachträglich durch kein Mittel beseitigt werden. Selbst wenn einzelne Erfahrungstatsachen als Bruchstücke uns überliefert sind, so ist die Herstellung des Zusammenhanges, die Rekonstruktion eines Nicht-Wirklichen stets das Werk des Herstellers selbst. Vergleich mit dem unmittelbaren Geschehen selbst, Kontrolle und objektive Maßstäbe gibt es hier nicht. Dieses Schaffen ist tatsächlich eine künstlerische Leistung, die ihre besondere Begabung verlangt.

Es ist gewiß ein Mißverständnis, als wenn die historischen Kulturwissenschaften durch eine besondere Beziehung auf Werte zu orientieren und darum in der Auswahl ein besonderes subjektives Moment zu suchen sei. Das ist nicht mehr als in anderen Wissenschaften der Fall. Richtig bleibt jedoch, daß die Arbeit der Konstruktion, das Nachschaffen, von anderer Bedeutung und von anderen Dimensionen sein muß als anderwärts, wo man an die unmittelbare Erfahrung sich wenden kann. Die »Objektivität«, die sonst die Voraussetzung ist, weil sich der Tatbestand jederzeit prüfen und nachweisen läßt, wird hier erst das Problem. Es gibt keine Methode der Reste oder des Ausscheidens und der Differenzen (Mill), die aus der Fülle des Geschehens nun bereits einen objektiven Maßstab gewinnen könnte. Daraus mochte die Meinung entstehen, als wenn der Geschichtswissenschaft die Methode des unmittelbaren Schauens eigentümlich sei, als ein künstlerisches Tun gegenüber dem begrifflichen der Naturwissenschaft. Es ist tatsächlich eine stets zu erfüllende und unmittelbare Aufgabe des Historikers, zu sagen, »wie es eigentlich gewesen«. Es besteht die erste Notwendigkeit, einmal den Tatbestand so sicher wie möglich festzustellen und die Zusammenhänge wahrscheinlich zu machen. Jenes Wort Rankes kann durchaus nicht erkenntnistheoretisch gemeint sein. Das wäre sicherlich falsch: die historische Wirklichkeit wird erst durch die Kategorien unseres Verstandes erfaßt. Wohl aber hat es relative Berechtigung für die nächsten Aufgaben des Historikers selbst. Es trifft tatsächlich die Arbeiten, die für Generationen dem Historiker in erster Linie gestellt waren [62]). Diese Rekonstruktion ist von größerer Bedeutung als in allen anderen beschreibenden Wissenschaften vom Menschen. Diese vermögen, wie zum Beispiel die Nationalökonomie oder die Sprachwissenschaft, die unmittelbare Gegenwart zu erfassen; es liegt im Gegenstande der spezifischen Historie mit eingeschlossen, daß sie es nicht vermag. Das ist ihre Eigenart und gegenständliche Besonderheit.

6. Aber wenn jenes auch eine Aufgabe des Historikers ausmacht, so braucht es damit keineswegs die ganze zu sein und ist es im Grunde niemals gewesen. Schon durch seine Fragestellung schafft der Historiker Zusammenhänge, die

---

[62]) Es ist die kritisch-philologische Methode, die besonders in Deutschland ausgebildet wurde: sie muß notwendig bei dem einzelnen verweilen und das Singuläre aufhellen; darüber berichtet jetzt Rothacker a. a. O.

gar nicht der »Wirklichkeit« als solcher angehören, sondern erst von ihm für seine besonderen Zwecke hineingelegt werden. Erst dadurch aber entsteht aus den einzelnen Tatsachen der Quellen und Berichte »Geschichte«. Es ist mithin ganz richtig, daß es sich immer um eine »Sinngebung von an sich Sinnlosem« handelt [63]). Wie wir oben sahen, führt die Begriffsbildung dahin, stets nur ein Teilgebiet der geschichtlichen Welt zu erfassen. Sie wird dadurch für die besonderen Aufgaben und Zwecke des Historikers geformt; aber es gibt keine »Wirklichkeit« als solche. Jene Auffassung des Einmaligen und Singulären, wie Windelband und Rickert sie vertreten, entspricht höchstens dem Stande der historischen Forschung zu einer bestimmten Zeit. Wie so oft, kam die philosophische Deutung erst nachträglich hinzu, nachdem andere Gesichtspunkte in den Vordergrund getreten waren. Sie war die nachträgliche Rechtfertigung einer bestimmten Aufgabe des Historikers einer bestimmten Zeit. Nur beging sie den Fehler, eine zufällige historische Wahrheit für eine sachliche Wesenheit zu halten. Das aber kann sie aus erkenntniskritischen Gründen eben nicht sein.

Erhält das Problem des Objektiven hier seine besondere Bedeutung, so kommt das subjektive Moment, das man bei allen geschichtlichen Betrachtungen betont hat, gerade daher, daß ein Nicht-Wirkliches überhaupt im eigentlichen Sinn des Wortes geschaffen werden muß. Darin besteht der künstlerische Reiz des Historikers, darin seine »Autonomie«, daß er hierin relativ unabhängig ist und die einzelnen Tatsachen, die einseitig, undeutlich, unvollständig überliefert sind, überhaupt erst zu einer sinnvollen Einheit gestaltet. Nicht also durch ein besonderes Ausleseprinzip, das hier nicht größer ist als anderwärts, nicht durch eine besondere Wertbeziehung, auch nicht durch eine besondere Schwelle des historischen Bewußtseins, wie Simmel meint, sondern aus der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst, der überhaupt nicht erfahren werden kann, sondern stets nur durch eine wirkliche »Schau« nachkonstruiert wird.

Wenn es demnach nicht möglich erscheint, durch ein besonderes Begriffsschema Wissenschaften der Wiederholung und der Aufeinanderfolge, des Singulären und des Allgemeinen, des Gesetzes und der Wirklichkeit zu trennen, so bleibt der Gegenstand der Geschichte allerdings durch Besonderheiten ausgezeichnet, die aus der Natur der Sache folgen. Sie sind bei der Erdgeschichte nicht minder vorhanden wie bei der Wirtschafts- und der Sittengeschichte. In keiner Weise wird damit gesagt, daß nun nicht in dem Prozeß des Werdens und Veränderns selbst bestimmte Wiederholungen auftreten. Jene Behauptung sagt offenbar zuviel: es müßte auch das Naturgeschehen treffen, das doch nach dieser selben Theorie solche kennt. Der ganze Ablauf des Weltgeschehens überhaupt ist nur als ein einmaliger und nicht wiederherstellbarer Prozeß zu denken — gleich, ob es natürliche Erscheinungen oder die menschliche Gesellschaft betrifft. Es gilt vom Kosmos wie von der Erde,

---

[63]) Th. Lessing, »Sinngebung des Sinnlosen«. Erst die Einstellung und das lebende Wesen, dann das Aufsuchen der Quellen — das ist »historische Methode«.

den Pflanzen wie den Völkern; all das geschieht einmalig und ist nicht wiederholbar, wie der Verfall der Elemente und das Entropiegesetz der Welt eine Wiederkehr im ganzen ausschließt. Wenn jenes zu Recht besteht, so würde auch die Zerstreuung der Energie ein fortlaufender einmaliger Prozeß sein, der sich nicht wiederholen kann. Hier besteht kein methodologischer Unterschied zwischen den Wissenschaften selbst. Ob denn nun aber der Inhalt dieses einmaligen Ablaufes heterogen oder homogen verläuft, ist damit noch nicht entschieden. Der Umstand, daß der Gesamtablauf jedes Geschehens einmalig und nicht umkehrbar ist, schließt in keiner Weise aus, daß innerhalb der einzelnen Stadien eine Wiederkehr und typische Wiederholung sich zeigt, wenn sonst nur die Voraussetzungen erfüllt sind. Um so mehr ist das für die Geschichte des Menschen möglich, als wir überhaupt keinen einheitlichen Ablauf der Menschengeschichte als einer Einheit uns vorzustellen vermögen. Der Hegelsche Gedanke ist bewußt zugeschnitten auf den mitteleuropäischen Geschichtskreis, der wohl der damaligen Einsicht entsprach[64]). Aber mag er pädagogisch zweckmäßig sein, haltbar wird er darum nicht. Vielmehr machen verschiedene Völker, verschiedene Betätigungen, verschiedene Epochen ihren Inhalt aus. Darin kann mithin kein Moment gegen eine solche Wiederholung ähnlicher Vorgänge liegen. Die Voraussetzungen lassen sich fast a priori geben, die erfüllt sein müssen, damit eine Wiederkehr sich durchsetzt. Eine unendliche Mannigfaltigkeit des Geschehens, ein nicht geordnetes Chaos ist schlechthin das Objekt, in das der Verstand Ordnung bringt. Wenn dieser glaubt, verschiedene Regelmäßigkeiten im Historischen festhalten zu sollen, wenn wir ein gewisses Auf und Ab auch im Leben der Völker bestätigt finden, wenn etwa Wilhelm Scherer in der Entwicklung der deutschen Literatur einen bestimmten Rhythmus der geistigen Produktion wiederfindet[65]): dann darum, weil jene Voraussetzungen, die wir annehmen müssen, in der Wirklichkeit erfüllt sind. Gesetz und Wirklichkeit erweisen sich von neuem als Korrelativbegriffe, die sich gegenseitig fordern.

III. Über den Begriff des Gesetzes.

Ein letzter grundsätzlicher Einwand, der keineswegs leicht wiegt, bleibt freilich bestehen: das ist der Begriff des Gesetzes selbst. Nicht wenige Mißverständnisse schreiben sich aus dessen irrtümlichem Gebrauche her. Sie müssen vorerst gereinigt werden. Öfters hört man die Meinung, daß die angeblich historischen Gesetze gänzliche Banalitäten enthielten und nur leere Generalisationen darstellen, mit denen sehr wenig anzufangen sei. So, wenn

---

[64]) Wobei die Völker eine aufsteigende Entwicklung in dem Bewußtsein der Freiheit darstellen und das germanische das Schlußglied darstellt, vgl. die Kritik bei Croce a. a. O. — Es droht durch die Wiedererweckung Hegels und seiner Geschichtsphilosophie von neuem eine solche einseitige Deutung der Geschichte.

[65]) Der Gedanke des Kreislaufs durchzieht die ganze Historiographie von der naiven Auffassung Platos über Vico (ritonare da regno), Bodinus, Leibniz. Vgl. R. Mayr, Philosophische Geschichtsauffassungen.

Stumpf meint, »was an historischen Gesetzen mit dem Anspruch auf Exaktheit (?) bisher aufgestellt wird, hat auf Besonnene eher abschreckend gewirkt«. Andererseits erhebt man gewisse Forderungen, die durchaus problematisch erscheinen. So will Simmel nur dort Gesetze gelten lassen, wo ausdrücklich Ursachenbeziehungen aufgedeckt werden. In der Geschichte gäbe es solche eindeutigen Relationen wegen der Pluralität der Wirkungen aber nicht. Oder man verlangt unmittelbar praktische Ergebnisse. So meint Harnack, geschichtliche Gesetze in strengem Sinne abweisen zu müssen, weil sich in der Geschichte nichts vorhersagen lasse. Das sei aber das Kennzeichen (!) der Gesetze: versage schon häufig bei elementaren Wirtschaftsfragen, so versage bei komplizierten Vorgängen vollends die Forderung nach strengen Gesetzen gänzlich [66]. Sind diese Einwände berechtigt? Es scheint, als wenn hier von neuem die Entscheidung fallen müsse, nachdem wir an den Klippen der besonderen Begriffsbildung und der empirischen Spontaneität glücklich vorbeigekommen sind. Zuzugeben ist gewiß, daß oft genug recht vage Generalisationen als historische Gesetze ausgegeben sind — so etwa von Buckle die Abhängigkeit der Kultur allein von klimatischen Verhältnissen. Aber der Gedanke der »Wiederholung gleichartiger Vorgänge« selbst kann durch mangelhafte Ausführung und unzulängliche Methoden nicht getroffen werden. Zu ihrem Eintreten müssen allerdings einige Voraussetzungen erfüllt sein, die es nicht immer sind. Wie steht es also mit jenen Einwänden selbst? Dabei soll hier nicht die ganze Kasuistik des Gesetzesbegriffes, sondern es sollen nur einige spezielle Bemerkungen vorgeführt werden [67].

Der Begriff des Gesetzes selbst hat historisch stark geschwankt und einen Begriffswandel durchgemacht, der noch keineswegs abgeschlossen ist. Abgesehen davon, daß auch die Anwendungen bei einzelnen Autoren sehr voneinander abweichen. Die Herkunft des Begriffes selbst entstammt eigentlich der Sphäre der menschlichen Handlungen und der Rechtssatzungen. Sollen und Sein sind ursprünglich im Gesetzesbegriff gar nicht genau geschieden. Er ist durch die Stoiker in metaphorischem Sinne auf das Verhältnis des Naturablaufes übertragen worden. Die Anwendung des Begriffes im täglichen Sprachgebrauch der Wissenschaften ist zwiespältig und mehrdeutig. Mehr noch freilich die Ausdeutung seiner Ergebnisse: von jener realistischen Anschauung, die im Walten der Naturgesetze einen objektiven, schlechthin unentrinnbaren Zwang sieht, der wie eine innere Notwendigkeit auf den Dingen ruhe, bis zu jener nominalistischen Auffassung, die im Gesetze nur den Ausdruck der Denkökonomie unseres Geistes wiederfindet, dessen Formulierung auf reiner Konvention beruht [68]. Die Gesetze enthalten

---

[66]) Stumpf, Zur Einteilung der Wissenschaften, 1912, S. 51. Simmel, Probleme, S. 75 ff.; Harnack a. a. O. S. 12.

[67]) Vgl. Bauch, Begriff des Gesetzes 1916; Eulenburg, Naturgesetze u. Soziale Gesetze, I u. II. Ersterer Aufsatz enthält auch den Versuch einer Geschichte des Gesetzesbegriffes, der von neuem aufgenommen werden sollte.

[68]) Vertreter der Ansicht Mach, Petzoldt, Ostwald; sodann natürlich der Fiktionalismus s. Vaihinger, Philosophie des Als-Ob. S. 417 ff.

bei dieser Auffassung kein objektives Moment, sondern sind nur bequeme Formeln zur Orientierung. Nahegelegt wird diese Auffassung allerdings durch Kant, bei dem es unser Geist ist, der der Natur die Gesetze vorschreibt.

Aber auch inhaltlich faßt man ganz verschiedene Dinge mit dem Wort »Naturgesetz« zusammen. Die reinen Gesetze der Phoronomie oder das Gay-Lussacsche Gesetz der Winde, das Gesetz von der Erhaltung der Energie wie das biogenetische Grundgesetz sind keineswegs auf eine Stufe zu stellen. Aus der Heranziehung eines einzelnen Beispieles folgt für den Begriff darum sehr wenig. Man müßte denn von vornherein wissen, wie weit es typisch das Wesen der Sache und wie weit es nur Akzidenzien trifft. Sodann spricht man vom »Gesetz von Angebot und Nachfrage«, oder von dem der Absterbeordnung, oder dem der multiplen Proportionen, dem Mendelschen Gesetz, von dem Gesetz der großen Zahl, oder von statistischen Gesetzen neuerdings im Gegensatz zu den dynamischen auch in der Physik. Hat man nur die Gesetze der reinen Mechanik, an die noch in erster Reihe Kant dachte, aber auch Kantianer wie Cassirer, so schränkt man den Begriff und das Anwendungsgebiet erheblich ein. Besonders dann, wenn man die eigentliche Wissenschaft von dem Vorhandensein des mathematischen Kalküls abhängen läßt [69]).

Andererseits spricht die Frage der Notwendigkeit und Freiheit stark mit hinein. Man hat so oft erst aus dem Walten der Naturgesetze die Notwendigkeit des Naturgeschehens herausgelesen, daß man zwischen beiden einen engsten Zusammenhang vermutet. Nun sind jedoch die Folgerungen nach beiden Seiten nicht schlüssig. Die Frage des kausalen Verhältnisses, die Frage nach dem Grunde des Geschehens ist ganz unabhängig von der Frage des Gesetzes selbst. Jene ist eine Voraussetzung des Erkennens überhaupt. Der Zwang zu einer hinreichenden Begründung und zu einem Versuche der Erklärung der Erscheinungen bleibt auch dort bestehen, wo wir nur einen einzelnen Fall vor uns haben und scheinbar der Zufall mit hineinspielt. Auch das singuläre Ereignis gilt durchaus als verursacht. Die Aufgabe des Historikers ist es gerade, das Eintreten regressiv wahrscheinlich zu machen, mag es nun in der einzelnen Persönlichkeit oder in der Umwelt liegen. (Der »Zufall« bedeutet an sich noch nicht das Ausschalten der Kausalität. Er besagt vielmehr, daß zwei Reihen des Geschehens, die in sich gewiß beide bedingt sind, aufeinander treffen, ohne daß die eine selbst schon die Ursache der anderen sei.) Auch die »Freiheit« des einzelnen besagt nicht, daß das Eintreten und der Zusammenhang ursachlos geschehen müßte, sondern nur, daß die Entschließung aus dem Charakter indelebilis der Persönlichkeit folge. Für den Historiker bedeutet das Zurückleiten auf führende Persönlichkeiten durchaus schon eine hinreichende Erklärung für das Zustandekommen des Geschehens. Zudem sind historische Persönlichkeiten, die den Verlauf entscheidend beeinflussen sollen, immer nur wenige Ausnahmemenschen. Die

---

[69]) Planck, Dynamische und statistische Gesetze in der Physik 1914; Cassirer behandelt in der Hauptsache nur den Funktionsbegriff in der Mathematik, ohne auf die anderen Anwendungen einzugehen.

übrigen Individuen, die den Gang der Geschichte nur mittelbar beeinflussen, die vielmehr gänzlich in den Zusammenhang des Historischen als einzelnes Glied eingeordnet sind, werden gar nicht durch jenes Freiheitsmoment getroffen. Aus dem historischen Moment kann also für die allgemeine Autonomie des menschlichen Handelns noch gar nichts geschlossen werden, weil die Entscheidungen der großen Mehrzahl der Menschen für den Historiker ohne wesentliche Bedeutung bleiben. Aus der Autonomie einzelner Führerpersönlichkeiten kann jedoch für die allgemeine Freiheit der Persönlichkeit überhaupt nichts folgen. Es ist ein sehr großes Mißverständnis von beiden Seiten. Der Historiker als solcher kann sonach für die Frage der Autonomie der Persönlichkeit gar kein Argument vorbringen, ebensowenig auch freilich eines dagegen. Das Bewußtsein der Freiheit bleibt ganz unabhängig von der wissenschaftlichen Erkenntnis der Notwendigkeit des Geschehens überhaupt. Die Zusammenhänge aufzusuchen, bleibt unter allen Umständen seine Aufgabe, selbst wenn er dabei auf letzte Ursachenerklärung verzichten muß[70]). Der Gedanke der Notwendigkeit wird durch das Bestehen gesetzlicher Zusammenhänge uns freilich näher gebracht, und es ist ein besonders markanter Ausdruck dafür. Aber er bleibt selbst dann bestehen, wenn wir gar nicht von Gesetzen sprächen. Auch dort zweifeln wir keineswegs irgendwie an der Begründetheit des Geschehens selbst. Diese ganze Beweisführung scheidet also aus der Diskussion aus, weil sie für uns unwesentlich ist.

Aber auch die Meinung, als ob das Gesetz selbst schon eine Kausalformel darstelle, die die Ursachenbeziehungen enthalte, wie Simmel allgemein annimmt, darf nicht entscheidend sein. Diese Beziehung ist nicht einmal bei den Naturgesetzen notwendig der Fall — nicht beim Gravitationsgesetz oder dem des freien Falles oder dem der multiplen Proportionen. Wo soll hier denn überall von »Ursachen« die Rede sein? Von den sozialen Gesetzen, etwa dem von Angebot und Nachfrage oder dem des abnehmenden Bodenertrages oder dem der Lautverschiebung gilt es noch weniger. Die Ursachen für diese Gesetze werden jedesmal in bestimmten Annahmen (Hypothesen) gesucht, die von der Formulierung des Gesetzes selbst unabhängig sind. Bei dem sehr wichtigen Gesetz der Lautverschiebung beispielsweise kann die Nachahmungstheorie oder die Abschleifungstheorie gleicherweise gelten. In den mathematischen Gleichungen, in denen die Gesetze auftreten, vollends kann von dem Verhältnis von Ursache und Wirkung gar nicht die Rede sein. Funktionelle Beziehungen sind nicht notwendig schon kausale. Diese Einwände können also die Frage nach der Möglichkeit besonderer historischer Gesetze gar nicht berühren, weil sie nicht das Wesentliche treffen[71]).

---

[70]) Von Bernheim stammt wohl die Einteilung in erzählende, pragmatische und genetisch erklärende Geschichte. — Die Frage von Freiheit und Notwendigkeit ist oft Problem der Diskussion gewesen. Sie soll hier mit Absicht nur gestreift werden. Wenig aufschlußreich handelt darüber Knies, S. 48—59. Richtig allerdings, daß Notwendigkeit ohne Regeln bestehen könne, S. 92.

[71]) Über die kausale Erklärung der Gesetze vgl. Eulenburg, a. a. O. S. 730 f.; dazu etwa Knies, Logik, S. 83—101; Marbe, Gleichförmigkeit in der Welt, S. 1 ff. —

Andererseits hat man in den Gesetzen wiederum nur eine besondere Art der Denkökonomie erblicken wollen. Sie wären demnach nur die kurze Zusammenfassung empirischer Inhalte, um auf die einfachste und bequemste Weise eine große Reihe von Erfahrungstatsachen zusammenzufassen. Sie stehen als solche bereit und haben nach Kirchhoffs so mißverständlichen Worten jene »auf die einfachste Weise zu beschreiben«. Sie sollen künftige Erfahrungen möglich machen, sind also ein heuristisches Mittel der Forschung. Wie hier nicht ausgeführt werden soll, enthält das Gesetz jedenfalls mehr als nur ein solch subjektives und bequemes Abkürzungsverfahren. Diese Aufgabe braucht nicht geleugnet zu werden, reicht aber nicht aus. Denn sie würde das Eintreffen bestimmter Ereignisse, das objektiv vorliegt und tatsächlich vorkommt, nicht zu erklären vermögen. Richtig bleibt freilich, daß das Gesetz nicht in den Dingen selbst steckt; vielmehr schaffen wir es nach den Kategorien des Verstandes, der Ordnung in die Mannigfaltigkeit des Geschehens selbst bringt. Gleichzeitig geben die Gesetze jedoch einen direkten Hinweis darauf, daß objektive Zusammenhänge bestehen, die sich für uns »gesetzmäßig« darstellen. Sie sind immer ein Anzeichen für das Vorhandensein solcher engeren Zusammenhänge überhaupt. Fassen wir den Begriff rein phänomenologisch, so können wir die Frage nach der Art der Beziehungen, die im Gesetze ausgedrückt sind, einstweilen ausschalten. Es bleibt ein Problem für sich.

2. Man wird dabei schärfer, als es sonst wohl geschieht, das eigentliche Gesetz von den einfachen Regeln des Geschehens unterscheiden müssen. Gemeinsam ist beiden die Wiederkehr gleichartiger Vorgänge, eine gewisse Gleichförmigkeit des Geschehens überhaupt. Den Soziologen liegt die Unterscheidung besonders nahe [72]). Jene »Regeln« treten ihnen beständig entgegen. Sie sind im Grunde der Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen. Sie prägen sich immer von neuem ein, wenn man längere Zeit und an verschiedenen Orten Erfahrungen sammelt. Die Regelmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen der Menschen, wie auch die Wiederkehr von Massenerscheinungen ist seit mehr als einem Jahrhundert beobachtet. Es kommt gewiß nicht, wie man früher wohl meinte, auf homogene Reihen mit demselben Zahlenausdruck an, möge es nun Heiratsziffern oder Selbstmorde oder Kirchenbesuch betreffen. Ähnlichen Regelmäßigkeiten begegnen wir aber auch sonst allenthalben. Die Berufsbildung städtischer Bevölkerungen eines Landes weist durchaus typische Wiederkehr in anderen Ländern auf. Oder es zeigt sich, daß in verschiedenen nebeneinander bestehenden Dialekten bei gewissen Sprachwurzeln regelmäßig dieselben Änderungen eintreten —

Rothacker, Einführung in die Geisteswissenschaft, S. 201 ff. zeigt an dem Beispiel Wilhelm Scherers, wie ganz anders doch die Fragestellung der Gechichtsmethodologie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lautete und wie sehr moderne Prinzipienfragen ganz »nüancierten« Situationen entwachsen sind.

[72]) Auf eine allgemeine Ausführung wird hier verzichtet. Vor allem auf den Unterschied der Simultan-(Gegenstands-) und der Successions-(Geschehens-) Gesetze.

zum Beispiel ai vor h und r zu ä wird[73]). Die Regelmäßigkeit besteht hier überall in der ähnlichen Aufeinannderfolge der Geschehnisse. Die statistischen Regelmäßigkeiten sind nur ein besonderer Fall dieses allgemeinen Vorkommens. Die Erwartung, daß sie auch in Zukunft eintreten werden, ist freilich immer nur unter ganz bestimmten Umständen gegeben. Ändern sich diese oder sind sie sehr verschieden, so kann auch das Eintreten der Ereignisse nicht erfolgen. Es ist durch jene Regeln des Geschehens immer nur ein äußerlicher Zusammenhang hergestellt, über dessen innere Begründung die Regelmäßigkeit gar keine Auskunft gibt. Es handelt sich um ganz bestimmtes Vorkommen, gebunden an bestimmte Zeit und gewissen Ort von relativer Dauer. Man kann sie zweckmäßig als empirische (konkrete) Regelmäßigkeiten bezeichnen.

Ob es daneben allgemeine, engere, funktionelle Beziehungen in den Wissenschaften vom Menschen geben kann, ist zunächst strittig. Zweifellos sind sie mindestens in bestimmten dieser Wissenschaften trotz mancher Einwände vorhanden: sicherlich in der Sozialökonomik wie in der Sprachwissenschaft. Das Wesentliche dieser Gesetze besteht darin, daß sie nur unter idealen (vereinfachten) Voraussetzungen zustande kommen, daß ihr Anwendungsgebiet darum nur als ideelles gedacht werden kann. Zweckmäßig sprechen wir darum von ideellen oder abstrakten Gesetzen, die jenen konkreten Regeln entgegengesetzt sind. Sie drücken einen irgendwie gearteten funktionellen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Erscheinungen bestimmter Art aus[74]). Wir tun also gut, die beiden Begriffe der Regel beziehungsweise Regelmäßigkeit und des Gesetzes beziehungsweise Gesetzmäßigkeit scharf zu unterscheiden. Die ersteren erscheinen uns als etwas Selbstverständliches, als Ausdruck der täglichen Erfahrung. Die ideellen (abstrakten) Gesetze aber verlangen und setzen sich durch unter der Annahme ideeller Vereinfachung, gleichsam als ein hinter den äußeren Erscheinungen sich abspielender Vorgang, der erst der schärferen Analyse bedarf. Sehr oft kann der Augenschein gegen sie sprechen. Nur dann wird man von Gesetzen sprechen, wenn solche vereinfachte Annahmen vorliegen. Dieser begriffliche Unterschied wird auch für die Frage der historischen Gesetze von Bedeutung.

Nicht soll auf die Frage der Ursachen beziehungsweise der »Notwendigkeit« in den spezifisch historischen »Gesetzen« hier näher eingegangen werden. Es ist oben ganz allgemein darauf hingewiesen, daß auch in den Naturgesetzen keineswegs ohne weiteres schon von Ursachenbeziehungen gesprochen werden darf; diese müssen auf andere Weise erschlossen oder an-

---

[73]) Delbrück in Annalen der Naturphilosophie I, S. 292; andere Beispiele bei Marbe, a. a. O. S. 962 f.

[74]) Knies nennt S. 53 die abstrakte auch die involvierende, die konkrete auch die zirkumskripte Gesetzmäßigkeit, wobei erstere die Wirklichkeit als einen Spezialfall einschließt, letztere diese aber festlegt und eng begrenzt. Vgl. dazu S. 101 ff. Seine Ausführungen sind indessen nicht scharf die Hauptpunkte herausarbeitend und ohne anschauliche Beispiele.

genommen werden. Bei der Frage der »Notwendigkeit« ist besonders zu betonen, daß diese stets nur »hypothetisch« zu denken ist, wie das bereits Kant dargelegt hat: das heißt, wenn die Umstände erfüllt sind, dann trat notwendig auch die Wirkung als Folge ein. Nur diese hypothetischen Beziehungen zwischen den Elementarerscheinungen vermag das Gesetz auszudrücken. Es ist durchaus richtig, daß wir hinter die Erscheinungen auch mit dem so formulierten Gesetz nicht zu schauen vermögen. Wir vermögen es jedoch auch nicht durch ein scheinbar unmittelbares Erleben, sobald es sich auf fremde Wesen bezieht.

»Historische Gesetze« müssen nun ihrer ganzen Natur nach in die erste Kategorie der Regelmäßigkeiten gehören. Wir haben es nur mit der äußeren Aufeinanderfolge bestimmter Vorgänge zu tun, nicht mit den engen Beziehungen vereinfachter Art. Der Grund liegt darin, daß der ganze Inhalt geschichtlichen Geschehens durchaus komplexe Vorgänge umfaßt, bei deren Sein und Sosein an eine abstrakte Analyse nicht gedacht werden kann. Wir begegnen im Historischen kaum irgendwie Elementarerscheinungen, sondern stets zusammengesetzten Regelmäßigkeiten. Wiederholung gleichartiger Vorgänge kann es dabei sehr wohl geben, abstrakte Gesetze von ideeller Einfachheit aber nicht. Allerdings vermögen solche Regeln niemals den gesamten Geschehenszusammenhang darzustellen. Wie wir die Geschichte wissenschaftlich nur in isolierten Reihen erfassen, so können auch jene Regeln sich immer nur auf einzelne Teilgebiete erstrecken. Wir haben es darum ausdrücklich nur mit der Wiederkehr gleichartiger Vorgänge zu tun, das heißt mit solchen Erscheinungen, die sich auf Dinge derselben Klasse beziehen. »Gleichartig« aber heißt eine solche Gruppe von Geschehnissen, die durch wesentliche Merkmale zusammengehalten wird. Es sind also immer die Regelmäßigkeiten ganz bestimmter Art: Aufeinanderfolge der Kunststile, Ablösung landwirtschaftlicher Betriebssysteme, Wiederkehr bestimmter Ideenrichtungen oder Entwicklung priesterlicher Hierarchie in historischer Zeit. Wie wir überhaupt erst durch unsere ordnende und zusammenfassende, erklärende und beschreibende Tätigkeit aus dem unendlichen Mannigfachen »Geschichte« schaffen, so sind auch diese Regelmäßigkeiten selbst nur möglich durch irgendwelche Anordnungen unseres Geistes: durch Umformen, Auswahl, Hervorhebung, Zusammenfügung einer sonst vorhandenen »Wirklichkeit«, die durchaus eine ungeordnete Mannigfaltigkeit darstellt. Aus dem Chaos sucht erst unser Verstand einen geschichtlichen Kosmos zu machen, wenn er die geschichtliche Welt wissenschaftlich gestaltet[75]).

3. Drei Fragen bleiben übrig. Erstens: Welche Methoden werden eingeschlagen, um solche Ergebnisse zu erhalten, und sind diese Methoden spezifisch historisch? Zweitens: Welche Voraussetzungen sind zu machen, damit die Möglichkeit historischer Regelmäßigkeit wirklich erfüllt wird?

---

[75]) Es ist darauf oben hingewiesen, daß der Gesetzesbegriff selbst einen Wandel durchmacht und auch seine Bedeutung wechselt: meine früheren Untersuchungen nach dieser Richtung stellen nur einen Versuch dar, der durchaus der Erweiterung und Ausgestaltung bedarf.

Drittens: Auf welche Arten von Vorgängen beziehen sich jene Regelmäßigkeiten der Geschichte?

Ein Urteil darüber, ob eine Wiederholung gleichartiger Vorgänge sich wirklich findet, kann offenbar nicht abgegeben werden, wenn man sie in ihrer einzigen und unvergleichlichen Isolierung betrachtet. Vielmehr müssen verschiedene Zeiten und verschiedene Orte miteinander verglichen werden, um überhaupt Gesetzmäßigkeiten zu finden. Es kommt gewiß vor, daß man aus einzelnen Vorgängen vorschnell ein generalisierendes Urteil abgibt; das scheint seinerzeit von Buckle geschehen zu sein. Das wäre freilich ein absolut unzulässiges Verfahren und widerspricht der Voraussetzung des Begriffes, die immer von einer Wiederholung ausgeht. Die Methode der übereinstimmenden und abweichenden Fälle ist auch hier durchaus kritisch zu behandeln, wie es die formale Logik verlangt. Nur das Moment des »Vergleichens« kann überhaupt die Möglichkeit von zulässigen Ergebnissen zeitigen. Isolierte Betrachtung einzelner Geschehnisse oder einzeln herausgegriffene Tatsachen widersprechen dem von vornherein. Der Gedanke der Regelmäßigkeit setzt eine Vergleichung, die Konfrontation mehrere Reihen voraus. Die Gepflogenheit der Historiker müßte also darauf eingestellt sein, solche Vergleiche vorzunehmen. Vergleichende Religions-, Kunst-, Wirtschafts-, Rechts-, Kriegs- und Sprachengeschichte führen dazu. Nicht schon die vereinzelte Darstellung eines Landes oder Volkes. Gewiß ist jedes der angegebenen Phänomene in der Form, in der es zu einer Zeit und an einem Orte auftritt, zunächst einzig und einmalig, aus ganz bestimmten Ursachen und Anlässen entstanden. Es wird niemals wieder an demselben Orte und zu derselben Zeit in derselben Weise stattfinden können. Schließt das aber nun die Wiederholung und Gleichmäßigkeit des Geschehens an einem anderen Orte und zu einer anderen Zeit irgendwie aus? Es wäre arg vermessen, das zu behaupten. Zeit an sich und Ort an sich können in keiner Weise eine sachliche Einzigartigkeit dem Inhalte nach bedingen.

Nun ist die Methode des Vergleichens überhaupt die Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit gerade des Historikers. »Erfahrung« kommt nur dadurch zustande, daß verschiedene, aber an sich ähnliche Dinge miteinander in Beziehung gesetzt werden. Erst das Abweichende und Variable am Identischen und Konstanten gibt die Möglichkeit des Unterscheidens und Trennens. Sie stellt sich immer dann heraus, wenn man Universalgeschichte etwa des Altertums (Meyer) oder des Handelsrechtes (Goldschmidt) oder der romanisch-germanischen Völker als einer Kultureinheit (Ranke) darstellt. Bemühungen einer synchronistischen und synthetischen Darstellung der Geschichte gehen in Deutschland bis auf den alten Schlözer zurück. Der universalistische Gesichtspunkt gibt von vornherein die Möglichkeit solchen Vergleichens [76]), nachdem die historische Sprachwissenschaft darin voran-

---

[76]) Vergleichende Methode ist eine oft erhobene Forderung der Historiker; vgl. Lorentz I, S. 246; sodann die Sprachgeschichte und Sprachwissenschaft, aber ebenso die Praxis anderer historischer Geisteswissenschaften, etwa der Kriegsgeschichte (durch

gegangen war. Spengler hat dafür den glücklichen Ausdruck des kopernikanischen Standpunktes geprägt. Der Niederschlag aller solcher Erfahrungen sind dann allgemeine Sätze, die sich bei den Historikern sehr oft finden. Es sei an die oben genannten Bemerkungen (S. 48/49) von Ranke oder Ed. Meyer erinnert. Oder ein neuerer Wirtschaftshistoriker begleitet etwa in seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte die Darlegung mit einer ganz allgemeinen Betrachtung[77]): »Wie bei einer neuen Bewegung im Wirtschaftsleben immer eine Periode von mannigfacher Willkürlichkeit besserer Ordnung vorausgeht, so wies auch das Geldwesen ... ein wirres, ungeordnetes Durcheinander der Erscheinungen auf.« Die Beispiele brauchen nicht von neuem gehäuft zu werden, die in jeder geschichtlichen Darstellung sich finden; bei den Historikern des Altertums haben sie die Form jener Reden angenommen, die in allgemeinen Wendungen die Vorgänge begleiten.

Die Methode der Vergleichung wird vor allem dort angewendet, wo es sich um die Aufstellung historischer Typen, also um die »typologische Methode« handelt. Ihr Wesen besteht logisch darin: es wird beim Gattungsbegriff das wesentlich Gleiche hervorgehoben und bestimmt; davon werden die Merkmale zweiten Grades als besondere Klassen abgesondert und als Abweichungen bestimmter Art gekennzeichnet. Vergleichung vieler oder wenigstens meherer Fälle ist wieder die Voraussetzung. Mit solchen historischen Typen arbeitet nun die historische Forschung beständig: bei den historischen Baustilen oder den gewerblichen Betriebssystemen oder den Rechtsformen des Eigentums oder den verschiedenen Verfassungen oder den verschiedenen Klassen eines Volkes. Überall haben wir eine historische Typologie vor uns, die erst Ordnung in die sonst unübersehbare Mannigfaltigkeit der Personen und Dinge, der Einrichtungen und Verhältnisse bringt. Die Hervorhebung von Typen erweist sich als wesentliches Hilfsmittel aller historischen Darstellung. Ohne sie ist überhaupt nicht auszukommen, mag es sich um geistige Strömungen oder um wirtschaftliche Vorgänge oder um solche des Rechts handeln. Man hat in der Historik dieser Typologie bisher wohl nicht immer hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt[77a]). Sie widerspricht durchaus der Lehre von der Vorherrschaft des Individuellen und Singulären in der Geschichte, wie sie selbst Simmel teilt.

Sonach unterscheidet sich die Aufstellung von Typen und Gesetzmäßigkeiten formal nur in einem Punkte: dort haben wir es mit einzelnen Tatbeständen zu tun, die wir vergleichend und klassifizierend gegenüberstellen, hier dagegen mit Abfolgen und Zusammenfassen von Vorgängen. Typus ist die Wiederkehr gattungsmäßiger Einzelerscheinungen, Regelmäßig-

---

Hans Delbrück), der Wirtschaftsgeschichte. Wie sehr diese allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft bei Scherer und den Seinen in der Luft lag, aber auch sonst, in Philologie, historischer Nationalökonomie das Denken beherrscht, zeigt wiederum Rothacker a. a. O. S. 136f., 226ff. u. 233; in der politischen Geschichte Kjellen.

[77]) Kötzschke, a. a. O. S. 119.

[77a]) Die Typenlehre hat erst durch Max Weber eine Vertiefung erfahren.

keit die Wiederkehr gleichartiger Vorgänge. Beides ist gewiß nicht dasselbe, methodologisch und sachlich aber miteinander verwandt. Wer das eine zugibt, wird schon aus methodologischen Gründen auch das andere nicht leugnen können. Es wurde oben ausgeführt, daß jede dieser Erscheinungen isoliert für sich aus ganz individuellen Anlässen und unter ganz bestimmten Voraussetzungen entstanden ist, ihr individuelles Gepräge trägt. Das schließt in keiner Weise aus, daß die Typen wiederholt auftreten und Gesetzmäßigkeiten sich zeigen. Das Typische ergibt sich erst aus Kenntnis des Nichttypischen, das Konstante erst aus dem des Abweichenden. Typus und Regelmäßigkeit sind gleicherweise erst aus dem wiederholten Auftreten in verschiedenen Zeiten und aus wiederholtem Vorkommen an verschiedenen Orten zu entnehmen. Sie sind erst denkbar unter der Voraussetzung individueller Verschiedenheiten. Es wird erwartet, daß der Typus hier und da aus bestimmten Anlässen sich findet und die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge hier und da eintritt. Wir ordnen die Mannigfaltigkeit unter diesen beiden Gesichtspunkten. Das Vergleichen ist sonach ein methodologisches Vorgehen, das aus der Natur der Sache selbst sich ergibt. Wir bewegen uns ganz im Rahmen der historischen Methode, wenn wir so vorgehen.

4. Freilich ist in beiden Fällen eine weitere methodologische Voraussetzung zu machen, die für Gewinnung jener Typen und Regelmäßigkeiten wesentlich ist und von neuem einer kasuistischen Erwägung bedarf. Zu ihrem Zustandekommen muß von den Zufälligkeiten und Nebensächlichem, die in der Wirklichkeit immer verbunden auftreten, abstrahiert werden. Es sind wiederum die Formen unseres Verstandes, die wir an die Dinge legen. Der Typus tritt in jeder Konkretisierung niemals rein auf, sondern ist stets mit ganz spezifischen Bestandteilen umgeben, die die Besonderheit des einzelnen Falles ausmachen. Es gibt nicht die Stadt des Mittelalters, sondern immer nur eine ganz bestimmte deutsche oder italienische in ihrer Eigenheit; es gibt auch kein römisches Patriziergeschlecht als solches, sondern nur ein spezielles, das gewisse Abweichungen von anderen enthält; nicht den Absolutismus der Neuzeit als Gattung, sondern den ganz speziellen dieses oder jenes Herrschers. Kein Zweifel, daß dieser Einwand richtig ist und unwiderlegbar erscheint. Es bleibt also die Frage, ob die Geschichtswissenschaft, die die »Wirklichkeit« erfassen will, überhaupt ein ähnliches »abziehendes« Verfahren vornehmen darf. Darauf ist zu antworten: dauernd und beständig. Sie kann gar nicht anders vorgehen, als daß sie von bestimmten Begleitumständen bewußt absieht. Schon darum muß sie es, weil sie bei allen Geschehnissen kraft des begrifflichen Vorgehens immer nur eine Seite erfassen kann. Bei den Persönlichkeiten der Geschichte beispielsweise sieht sie von dem sonstigen Verhalten, dem eigentlich Persönlichen, ganz ab und betont nur einzelne historisch relevante Seiten, die für den Geschehenszusammenhang wichtig sind: vom Feldherrn und Staatsmann, vom Gelehrten und Dichter wird das »Menschliche« fortgelassen, um sie in den geschichtlichen Zusammenhang einzustellen. Vielleicht ist nichts so charakteristisch, als daß der Historiker für seine Zwecke gerade von dem

Nurindividuellen, Allzupersönlichen absehen muß, da es ihm auf einen ganz anders gearteten, rein sachlichen Zusammenhang ankommt, mag es politische oder Kunstgeschichte oder Geistesgeschichte sein. »Historisch« wird in jedem Falle niemals der ganze, ungeteilte Mensch, sondern immer nur einzelne Seiten an ihm. Darum erscheint Simmels Fragestellung, die von der Persönlichkeit aus überhaupt Geschichte begreifen möchte, nicht begründet und im Ausgangspunkt direkt verfehlt[78]. Übrigens verfahren die »Geistes«wissenschaften in ganz besonderem Maße abstrahierend, indem sie eben den Geist vom körperlichen Substrat loslösen. So besonders auch Spengler, bei dem die »Kultur« gleichsam ein Dasein für sich, unabhängig vom Leben der Menschen und Völker, führt. Methodologisch verhält es sich ebenso, wenn ich etwa die mittelalterliche Stadt beschreibe, daß man in dem Sachzusammenhang wiederum nur die politische oder wirtschaftliche oder künstlerische oder soziale oder geistige Seite erfaßt. Wie sollte man auch anders vorgehen? Die Besonderheit des Standpunktes zwingt schon von sich aus zur Abstraktion und zur Beschränkung auf Momente, die für den Zusammenhang wesentlich sind. Man kann sagen, daß von den zahlreichen Modis jedes historischen Dinges für die Schwelle des historischen Bewußtseins jedesmal nur eines herausgegriffen und von den anderen getrennt wird. Eine Darstellung des Zusammenseins der verschiedenen Merkmale würde an der Mannigfaltigkeit der Akzidenzien scheitern.

Freilich ist man andererseits sehr wohl imstande, die verschiedenen Modi eines historischen Gegenstandes zu fassen. Darin hat die Biographie ihre eigentliche Aufgabe, die die Totalität der Persönlichkeit in ihrer letzten Tiefe erfassen möchte. Dann aber isoliert der Biograph den so gefaßten Gegenstand erst recht gänzlich aus dem Sachzusammenhang der Dinge, in die er eingestellt ist. Er konzentriert durchaus unwirklich alles auf diesen einen Punkt. Übrigens steht es nicht anders, wenn man die Geschichte eines Volkes darstellt, daß man sie aus dem universalen Zusammenhang herauslöst, in den sie natürlich verstrickt ist. Der historische Standpunkt an sich aber muß universalistisch sein, um das Maß der Isolation richtig bestimmen, Wesentliches und Unwesentliches sondern zu können. Entweder also die horizontale Abstraktion von dem Zusammensein mit anderen gleichzeitigen Vorgängen oder aber die vertikale Isolation aus dem Nacheinander. Es ist seltsam, wenn Bernheim allen Ernstes erklären kann, daß der Historiker überhaupt nicht abstrahiere, sondern alle Seiten und Merkmale der vollen Wirklichkeit zur Darstellung bringe[79]. Logisch ist es nicht möglich, und sachlich ist es nicht der Fall. Gerade wenn man ganz pragmatisch den Hergang der aufeinanderfolgenden Begebenheiten erzählt, mag es die römische Kaisergeschichte oder die Kirchengeschichte

[78]) Eine Kritik der Simmelschen Geschichtsphilosophie bei Eulenburg, Neuere Geschichtsphilosophie III, Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. XXIX, S. 168 ff. Daß auch Ranke bei der historischen Persönlichkeit von allem nur Persönlich-Individuellen abstrahiert, hebt ganz richtig Lorentz a. a. O. II, S. 134 hervor.

[79]) Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, S. 356.

der Reformationszeit sein, so isoliert man die Reihe und abstrahiert in jedem Falle von all den anderen Merkmalen, die außerhalb des Sachzusammenhanges fallen. Wer also den Priesterstand einer Zeit oder den Barockstil oder die Aufgabe der Missi dominici oder die Heeresverfassung Friedrich Wilhelms I. schildert, verfährt mit Notwendigkeit so. Es kommt ihm auf die Akzidenzien in jedem Falle nicht an sie; sie sind für ihn nebensächlich und unerheblich. Es kann an sich gar keine absolute Schwelle des historischen Bewußtseins, von der Simmel spricht, geben, weil dieses für den besonderen Zweck eben ganz verschieden eingestellt ist. Gerade wenn man den Sachzusammenhang des einmaligen Geschehens darstellt und so ausführlich wie möglich bei den Einzelheiten verweilt, muß man sich auf den Zusammenhang innerhalb dieser Reihen beschränken und alles andere Zugleichseiende fortlassen.

Es ist durchaus nicht richtig, wenn Lasson erklärt[80]), daß unter der Sonne des Geistes beständig Neues sich begebe und zu den allgemeinen Kategorien des geschichtlichen Werdens hinzutrete. Gerade dadurch, daß man von den Akzidenzien absehen muß, können die vorhandenen Gleichmäßigkeiten zutage treten, und zwar auf ganz heterogenen Gebieten des historischen Geschehens: sei es der Wirtschaft oder der künstlerischen Kultur oder der Religion oder der Philosophie. Will doch Dilthey in letzterer Hinsicht drei beziehungsweise vier Typen der Weltanschauung gelten lassen, die geschichtlich wirklich geworden seien und typisch wiederkehren[81]); dabei abstrahiert er von den kleinen Abweichungen. Mit Ausdehnung des geschichtlichen Gesichtskreises und der Heranziehung fernerer Kulturen muß sich die Zahl der Typen erweitern, indem man nach Spenglers Wort den ptolemäischen mit dem kopernikanischen Standpunkt vertauscht. Das Feld der Erfahrung kann niemals als abgeschlossen gelten. Aber auch dann kommt es für die Geschichtswissenschaft nicht auf die Erfahrung sämtlicher Merkmale und Abweichungen im einzelnen an. Es kann nicht von vornherein gesagt werden, von welchen Akzidenzien in jedem Falle abgesehen wird. Nur die Methode selbst bleibt dieselbe. Die vergleichende Betrachtung der Geschichte bildet also nichts Besonderes, sondern geht nur so vor, wie es auch ohnedies ständig geschieht, daß eine Beschränkung auf relevante Geschehnisse befolgt wird. Sie kann tatsächlich auf diese Weise zur Wiederkehr gleichartiger Vorgänge und zu Gesetzmäßigkeiten führen. Den Niederschlag bilden dann jene allgemeinen Sätze der gezeigten Art, die so gefunden werden und von denen jede historische Darstellung aus ganz verschiedenen Motiven voll ist.

Die Frage, ob historische Gesetze überhaupt möglich sind, wäre also mit einem Ja und mit einem Nein zugleich zu beantworten. Nein — wenn daran gedacht würde, ideelle abstrakte Verbindungen von Elementarerscheinungen erfaßt zu haben, also abstrakte Gesetze im engeren Sinne. An sich wäre es

---

[80]) Lasson, Hegel als Geschichtsphilosoph, S. 90.

[81]) Dilthey, Art. Philosophie in »Kultur der Gegenwart«, unterscheidet bekanntlich Naturalismus, objektiven und subjektiven Idealismus.

wohl denkbar, daß auch ein solcher Fall einträte. Aber in der Hauptsache kann »die« Geschichte solche abstrakte Gesetze nicht aufweisen, da es ihrer Wesensart widerspricht und sie es nur mit komplexen Erscheinungen zu tun hat. Ja — wenn es sich um das Aufzeigen äußerer Regelmäßigkeiten handelt. Diese sind sehr wohl möglich und finden sich sehr oft: *wenn* die Bedingungen erfüllt sind, *wenn* ähnliche Reifezustände vorhanden sind, *wenn* ähnliche Umstände geschaffen werden. Das principium individuationis der Zeit stellt keinen Einwand dar; es spielt an sich schließlich bei allem Geschehen mit, ohne die Wiederholung auszuschließen. Ebensowenig vermag das Moment der Dauer oder der zeitlichen Beschränktheit jene Gesetzmäßigkeiten in Frage zu stellen. Die geschichtliche Welt enthält bei schärferem Zusehen selbst solche Wiederkehr gleichartiger Vorgänge. Gerade weil der Historiker das Gleiche und Abweichende erkennt und unterscheidet, übt er die Methode des Vergleichens aus, die zu jenen Feststellungen von Regelmäßigkeiten führt.

5. Sind nun bestimmte geschichtliche Vorgänge von vornherein für solche Gesetzmäßigkeiten geeignet? In jedem Augenblicke zeigt die »Wirklichkeit« eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Kräften und Verursachungen, die stets ineinandergreifen: geographisches Milieu, Umstände der Zeit, Erbschaft aus der Vergangenheit, Kombinierungen von Rassen, fortgesetzte Willensentscheidungen von Personen bilden sich durchschneidende und stets durchkreuzende Faktoren. Sie werden nicht schon durch bloßes Schauen, sondern erst durch unser kategoriales Denken entwirrbar. Das Ausmaß der mitwirkenden Faktoren selbst ist innerhalb der einzelnen Teilgebiete verschieden. Auch ist die Fähigkeit, sich durchzusetzen und nicht durch fremde Einflüsse abgelenkt zu werden, bei den einzelnen Faktoren nicht gleich. Entsprechend wächst beziehungsweise vermindert sich die Wahrscheinlichkeit, solchen Regelmäßigkeiten zu begegnen. Größer ist sie dort, wo wir es mit relativ einfachen und elementaren Vorgängen, wie den wirtschaftlichen, zu tun haben; seltener dort, wo stark variierende Faktoren mitsprechen. Größer also, wo von vornherein Massenerscheinungen (»Volksgeist«)[1] vorhanden sind, als wo die Individuen stärkere Geltung erlangen. Man wird eine stufenweise Steigerung wahrnehmen. Mit der Einstellung auf verschiedene Kulturen wächst die Wahrscheinlichkeit des Findens solcher Regelmäßigkeiten und die Notwendigkeit, sie aufzustellen, um der Erscheinungen Herr zu werden.

Weiter werden die Regelmäßigkeiten sich vor allem auf die *Formen* des Geschehens beziehen: Formen der Verfassung, der Betriebe, der Stile, der Sprache, der Bevölkerungsvorgänge. Die wechselnden Inhalte und die Variabilität der geschichtlichen Welt schließen gleichbleibende Momente in sich, insoweit es sich um die *Form* des Geschehens dreht. Diese Formen sind nichts Absolutes und Feststehendes, aber sie ändern sich langsamer und verlaufen kontinuierlicher; sie sind weniger mannigfaltig, weil ihre Möglichkeit sich erschöpft. Darum kehren sie öfters wieder. Andererseits sind gerade sie notwendig für die Erfassung des Ganzen. Sie bleiben ein Teil von diesem und sind vom Inhalt nicht zu trennen. Dieser verwirklicht sich überhaupt nur durch die Form. Gehören beide vereint in den Geschehenszusammenhang

der Wirklichkeit, in dem das eine ohne das andere nicht gedacht werden kann, so bleibt es gleichwohl für den diskursiven Verstand möglich, diese Formen für sich zu erfassen. Ich erwähne ein Beispiel. Wenn man die Geschichte des Absolutismus, der absolutistischen Regierungsformen in Europa darstellt, wie es etwa Roscher und dann Koser getan haben[82]), so untersucht man die verschiedenen Äußerungen dieser historischen Erscheinung, ihr Zustandekommen, die führenden Persönlichkeiten, die Folgen für die materielle und geistige Kultur einer Zeit. Es stellt sich heraus, daß für den ordnenden Verstand gewisse Formen wiederkehren und daß die einzelne Wirklichkeit sich nur als Spezialfall allgemeiner Möglichkeiten darstellt. In deren Ausmündung kehren durchaus ähnliche Typen regelmäßig wieder; es kann von einer historischen Regelmäßigkeit gesprochen werden. Dabei ist es kein Einwand, daß diese Formen und das Konstante in der Geschichte des europäischen Absolutismus zeitlich beschränkt sind und nur für eine bestimmte Periode betrachtet werden. Die beschränkte Gültigkeit ist selbst nur eine relative und kann sich durch weitere Vergleiche ergänzen, etwa durch den Absolutismus des Altertums oder der asiatischen Herrscher, wobei dann neue Ähnlichkeiten einerseits, bestimmte Abweichungen andererseits sich herausstellen würden. Nicht anders steht es mit den Fragen der Wirtschaftsgeschichte. Auch diese vollzieht sich in bestimmten Formen. Die landwirtschaftlichen Betriebsformen kehren unter ganz verschiedenen Klimaten und Verhältnissen wieder, obwohl oder gerade weil sie historischen Ursprunges sind. Erweiterung, Fortbildung, Wechsel der Formen ist selbstverständliche Voraussetzung geschichtlichen Geschehens. Aber auch deren Neuauftreten vollzieht sich in bestimmten Abwandlungen gegebener Typen. Sonach sind es vor allem die Formen, die sich wiederholen: sie weisen in ihrer Gleichzeitigkeit gewisse Typen auf und verhalten sich in ihrer Aufeinanderfolge gesetzmäßig.

Daraus aber ergibt sich: nicht alle Gebiete werden in gleicher Weise solche Regelmäßigkeiten zeigen. Wir werden annehmen dürfen: je einfacher die Betätigungen sind, um so gesetzmäßiger werden sie verlaufen, je komplizierter, um so weniger. Denn die geschichtliche Welt stellt sich in jedem Augenblicke als ein Nebeneinander verschiedener Gebiete und Systeme dar. Gerade wenn man Geistesgeschichte treibt, so zeigt sich auf dem politischen Gebiete eine starke Ähnlichkeit und Wiederkehr politischer Ideen, falls man sie auf ihre Wesenheit untersucht. Das principium individuationis, die Gebundenheit allen Geschehens an Ort und Zeit genügt demnach nicht, die Wiederkehr gleichartiger Vorgänge in der geschichtlichen Welt unmöglich zu machen. Die erhobenen Einwände halten nicht stand. Andererseits werden freilich gewisse Erwartungen, die man an diese Entscheidungen knüpft, von vornherein ausscheiden. Jene bedeuten weder ein entdecktes Geheimnis, noch

[82]) Dies nur als Beispiel eines im Grunde stets geübten Brauches, sobald die künstliche Isolation auf den einzelnen Fall verlassen und ein universalistischer Gesichtspunkt eingenommen wird, der von vornherein verschiedene Zeiten und Völker heranzieht. Das macht die Erfahrung des universalistisch denkenden Historikers aus.

lösen sie die Rätsel des Daseins. Dahin gehört auch die Erwartung, die historischen Gesetze möchten oder sollten die Zukunft voraussagen. Wer die Ansicht vertritt, daß dies eine Aufgabe des Historikers sei, muß eine bestimmte Gesetzmäßigkeit, mindestens einen bestimmten Rhythmus des Geschehens annehmen. Aber die Frage scheint in dieser Form falsch gestellt zu sein. Welche Zukunft soll vorausbestimmt werden? Das, was die historische Gesetzmäßigkeit vermag, wird sicherlich nicht nach der Richtung liegen, »die Zukunft überhaupt« vorauszusagen. Höchstens vermag sie innerhalb einer bestimmten historischen Reihe bestimmte Folgen unter Annahme bestimmter Voraussetzungen wahrscheinlich zu machen. Wir haben es in der geschichtlichen Welt niemals mit letzten Beziehungen als solchen zu tun; diese sind bei den komplexen Erscheinungen nicht möglich, oder sie verlangen ein Zurückgreifen auf andere Wissenschaften, die nicht historisch sind. Auch die abstrakten Wirtschaftsgesetze sagen niemals die Zukunft voraus, sondern nur das Eintreten bestimmter Folgen bei ganz bestimmten Voraussetzungen. In der Geschichte selbst haben wir es, der Natur der Sache nach, bloß mit der Konstatierung äußerer Ähnlichkeiten und Gleichmäßigkeiten zu tun. Sie machen eine gewisse Wahrscheinlichkeit des Geschehens denkbar. Es handelt sich dabei teils um Analogien, das heißt Ähnlichkeit der Funktionen, teils um Homologien, um Ähnlichkeit der Formen. Diese selbst sind nicht zu bestreiten, sondern selbst in der politischen Geschichte, die am weitesten davon fern scheint, sehr wohl aufzuweisen.

Es wird damit der Geschichte keine neue Methode empfohlen; wir bleiben auf dem Boden der historischen Logik selbst, wenn wir diese Möglichkeit als erwiesen betrachten. Wir versuchten nur, jene sinngemäß zu interpretieren. Im Laufe unserer Betrachtung sind genug Beispiele gegeben, die den Charakter historischer Regelmäßigkeiten tragen, ohne Anleihen bei fremden Wissenschaften und fremden Methoden zu machen. Die Historiker selbst stoßen mit innerer Notwendigkeit darauf. Freilich wollen wir nun wissen, wie es zu diesen Regelmäßigkeiten kommt, welche Momente denn zusammentreffen müssen, um das Mögliche auch wirklich zu machen. Woher kommt es, daß für den überschauenden Verstand wir dergleichen finden, daß Wiederkehr gleichartiger Vorgänge durchaus zum Wesen des Geschichtlichen selbst gehört? Es sind die metahistorischen Voraussetzungen, die einer eigenen Untersuchung bedürfen.

3.

Der Aufbau der Soziologie.

Von

Hermann Kantorowicz, Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Die Soziologie ist nicht mehr die legendenumwobene Gralsburg, deren Dasein jedem frei stand, zu leugnen oder zu glauben. Aus allen Ländern, auch aus Deutschland, haben allzu viele Pilger sie zu finden gewußt; ihre Lage auf dem Globus intellectualis steht einigermaßen fest. Es wird Zeit, ihre einzelnen Gemächer zu beschreiben; zuvor aber müssen wir noch einmal ihre Außenmauern umwandern. Als Reiseführer dient uns, wie schon oft, die Wissenschaftslehre Heinrich Rickerts mit den Anmerkungen von Max Weber, jedoch mit Vorbehalten. In Webers Sinn ist es, wenn wir alle wissenschaftliche Begriffsbildung als reine Zweckmäßigkeitsfrage auffassen, während die Erkenntnisfrage uns erst bei der Urteilsbildung beginnt. Wir dürfen deshalb die Begriffsbestimmung, bei der wir in später zu erläuternden Punkten von Weber abweichen, sofort vorausschicken. Die Soziologie ist uns die systematische und theoretische Wissenschaft von der Wirklichkeit der Gesellschaften.

1. Sie ist eine systematische Wissenschaft, das heißt, sie will von ihrem Gegenstande Allgemeinbegriffe bilden, seine gesetzmäßigen Zusammenhänge entdecken und ihre Erkenntnisse zu einem logisch verknüpften Ganzen ordnen. Die Allgemeinbegriffe sind entweder Begriffe von durchschnittlich oder stets in der Erfahrung gegebenen Gemeinsamkeiten, oder aber Begriffe von »reinen«, das heißt durch Steigerung einiger, Vernachlässigung anderer Eigenschaften konstruierten Typen; im ersten Fall wird ein generalisierendes, im zweiten ein typologisches Verfahren angewandt (daher man nicht alle systematischen Wissenschaften als generalisierende bezeichnen sollte). Die Gesetzmäßigkeiten werden in mehr oder minder bestimmten Verallgemeinerungen bestehen, die sich nur im idealen Grenzfall streng als »Gesetze« ausdrücken lassen. Die Ordnung endlich kann, nach einer brauchbaren Unterscheidung der älteren Logik, eine deduktiv-erklärende oder klassifikatorisch-darstellende sein. So ergibt sich für die Soziologie, wie auch für andere systematische Wissenschaften, eine ganze Reihe methodischer Möglichkeiten, deren jede sich durch hervorragende Vertreter belegen läßt. Die uns hier besonders nahe berührende Soziologie Max Webers läßt sich überwiegend als ein typologisches, mit ziemlich engen Verallgemeinerungen arbeitendes, klassifikatorisches System kennzeichnen; am Gegenpol steht dann die Soziologie Auguste Comtes als generalisierendes, mit weitesten »Gesetzen« aufwartendes, deduktives System. In jedem Fall bleibt die Soziologie eine systematische Wissenschaft und tritt damit in eine Reihe sowohl mit systematischen Naturwissenschaften, wie Mechanik und Botanik, als systematischen Kulturwissenschaften, wie theoretische Volkswirtschaftslehre

und Linguistik (den verwirrenden Sprachgebrauch, alle systematischen Wissenschaften und demgemäß auch die Soziologie als »Naturwissenschaften« zu bezeichnen, lehnen wir ab). Sie tritt eben damit in Gegensatz zu den »individualisierenden« Wissenschaften, das heißt denen, die etwas Besonderes in seiner Einmaligkeit begreifen wollen. Das sind namentlich (keineswegs allein) die Wissenschaften, deren Gegenstand »Geschichte« ist, also die »historischen« Wissenschaften. (Auch hier haben wir uns vor einem leicht verwirrenden Sprachgebrauch zu hüten, nämlich dem, den Gegenstand und seine Erkenntnis mit dem gleichen Namen zu belegen, also beide Male von »Geschichte« zu reden oder beide Male von »Historie«.) Zu einer dieser historischen Wissenschaften steht die Soziologie aber in einem bestimmten logischen Verhältnis, dem der »Grundwissenschaft«: zur Kulturhistorie. Jede historische Wissenschaft nämlich bedarf einer systematischen als ihrer Grundwissenschaft, deren »Anwendung« sie darstellt, aus doppeltem Grunde. Ein Besonderes kann nur begriffen werden — soweit es überhaupt »begreiflich« ist — als eigentümliche Verbindung allgemeiner Begriffe, oder aus seinem Abstand von einem reinen Typus, Begriffe, die also in einer systematischen Wissenschaft allererst gebildet sein müssen. Aus ihr — oder mindestens aus der vorwissenschaftlichen Urteilsbildung, der »Lebenserfahrung« — müssen weiter die regelmäßigen, also durchschnittlichen oder rein-typischen Zusammenhänge entlehnt werden, ohne die alle Geschichte nur als Gewühl zufällig aufeinanderfolgender Tatsachen oder unübersehbarer Mannigfaltigkeiten erscheinen würde. So steht die Wirtschafts-, Rechts-, Sprach-, Kunst-, Religionshistorie usw. auf dem Grunde der Wirtschafts-, Rechts-, Sprach-, Kunst-, Religionstheorie, so fußt der sich (überheblich) »Historiker« schlechthin nennende Staatshistoriker auf dem Grunde der Staatstheorie (oder sollte es doch, um auch im Begrifflichen »Fachmann« zu sein). Es hatten also im »Methodenstreit« beide Teile recht und beide unrecht: Gewiß gibt es Gesetze oder doch Gesetzmäßigkeiten der Geschichte; aber ebenso gewiß ist ihre Aufstellung nicht die Sache des Historikers; noch kürzer gesagt: es gibt »geschichtliche«, aber nicht »historische« Gesetze. Jede dieser Geschichtswissenschaften umfaßt eine »Seite« der »Kultur«, das heißt der Wirklichkeit, insoweit sie mehr ist als wildwachsende »Natur«, vielmehr von uns gepflegt wird und, weil sie ein »Gut«, ein Träger von Werten ist, gepflegt werden soll. Aber jede umfaßt nur eines der genannten Kulturgüter, eine Seite der Kultur, einen ihrer »Teilinhalte« im Sinne Diltheys. Und doch ist die Kultur ein Ganzes und in allen Kulturgütern jeweils dieselbige; denn jedes Kulturgut bedingt und beeinflußt jedes andere wechselseitig und bewirkt so den jeweils durchgängig gleichen Stil einer Kultur. Es muß also neben jenen »analytischen« Wissenschaften von der Geschichte einen weiteren Zweig geben, der durchaus nicht nur eine bloße Summe der anderen, eine Buchbindereinheit, sondern ihre »Synthese« darstellt: diese synthetische unter den historischen Wissenschaften ist die Kulturhistorie (im engeren Sinne; im weiteren Sinne ist das nur ein Sammelname für alle Zweige der Geschichte der Kultur, im Gegensatz zu der »Naturhistorie«). Auch die Kulturhistorie

bedarf einer systematischen Grundwissenschaft, einer »Kulturtheorie«. Es liegt auf der Hand, daß diese einen ebenso synthetischen Charakter tragen wird wie die Kulturhistorie und, wie diese, eine Kulturwissenschaft sein muß; es liegt nahe, daß die Spezialisten der Analyse sie mit dem gleichen Mißtrauen verfolgen oder beehren werden wie die Kulturhistorie. Sollte diese Kulturtheorie nicht die Soziologie sein? Sehen wir weiter zu.

2. Die Soziologie ist uns eine theoretische Wissenschaft, das heißt, sie will nichts anderes, als ihren Gegenstand allseitig erkennen, um des Erkennens willen erkennen, nicht, um ihn zu einem bestimmten Zweck zu beeinflussen, wie dies die praktischen Wissenschaften tun. Sie will urteilen, nicht beurteilen, beschreiben, nicht vorschreiben, berichten, nicht richten; sie hat Werturteile nicht zum Inhalt, sondern nur gegebenenfalls zum Gegenstande, und alles dies würde von ihr als theoretischer Wissenschaft in aller Strenge auch dann gelten, wenn für die praktischen Wissenschaften das Gegenteil gälte, was ja noch immer strittig ist. Unter den praktischen Wissenschaften heben wir nun die hervor, deren Gegenstand eine Angelegenheit nicht des Einzelnen, sondern der Gesellschaft ist, und heißen sie politische. So spricht man von (den Wissenschaften der) Wirtschafts-, Rechts-, Sprach-, Kunst-, Religionspolitik usw. und (überheblich) von »Politik« schlechthin, wo man Staatspolitik meint. Die Soziologie steht nun wiederum zu einer politischen Wissenschaft im Verhältnis der theoretischen Grundwissenschaft. Einer solchen bedarf eine jede praktische Wissenschaft; man kann nicht (mit methodischer Sicherheit) beeinflussen, was man nicht vorher allseitig erkannt hat, nicht Mittel zu Zwecken »ermitteln«, wenn man nicht weiß, daß diese Mittel, falls wirklich gesetzt, Ursachen sind von Wirkungen, die man erstrebt. So ruhen jene politischen Wissenschaften auf dem Grunde der Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, Sprach-, Kunst-, Religionstheorie usw., und ohne solche Grundlage bieten sie nur zusammenhanglose und zufällige Vorschläge und Einfälle. Auch hier werden wir weiter, und mit gleicher Begründung wie oben, diesen »analytischen« Wissenschaften eine »synthetische« zugesellen dürfen: die Wissenschaft der »Sozialpolitik« (im weiteren Sinne). Es ist die Wissenschaft davon, wie all diese Kulturgüter möglichst zu steigern und dem Maße ihrer Bedeutung gemäß in das rechte Verhältnis zu setzen sind, wofür etwa die Lehre von der »Dreigliederung« ein deutliches Beispiel ist, aber auch die Forderung des »Sozialismus« (während die Sozialpolitik im engeren Sinne sich mit der Hebung der Arbeiterklasse als der — bisher — des Schutzes am meisten bedürftigen Schicht befaßte). Auch die Sozialpolitik bedarf also einer »Sozialtheorie« als ihrer Grundwissenschaft, denn »Theorie« nennt man jede zugleich systematische und theoretische Wissenschaft. Sollte nicht wiederum — wie die Wirtschaftstheorie sowohl die Grundwissenschaft für die Wirtschaftspolitik als die Wirtschaftshistorie ist — die Soziologie jene logisch erforderte Soziatheorie darstellen? Es brauchte also nicht Zufall oder Mißverständnis zu sein, daß die Pflege der Soziologie gerade von sozialistischer Seite so oft gefordert wird.

3. Die Soziologie ist uns — und diese Bestimmung ist die fast allgemeine

— Wissenschaft von den Gesellschaften. Darunter kann, was hier nur anzudeuten ist, mindestens dreierlei verstanden werden.

Gesellschaften im weitesten Sinne sind Beziehungen von »sozial handelnden« Menschen, das heißt von Menschen, die ihr Handeln wechselseitig aufeinander einstellen, die also in seelischer Wechselbeziehung stehen; von einer nicht durch Handlungen (und zwar äußere Handlungen) vermittelten seelischen Beziehung haben wir bisher keine sichere Erfahrung. Auch diese nähere Bestimmung ist die in der Soziologie aller Völker durchaus herrschende; Spann, der in »Wirtschaft und Gesellschaft« (1907) 179 ff. diesen Nachweis im einzelnen geführt hat, zählt als in ihr übereinstimmend so verschieden gerichtete Geister auf wie: Comte, Tarde, de Greef; Spencer, Mill, Giddings; Schäffle, Dilthey, von Mayr, Tönnies, Rümelin, Simmel, Vierkandt, Eulenburg, Jellinek, Münsterberg; Ratzenhofer; Eleutheropoulus; Kistiakowsky. Wo wäre eine zweite Wissenschaft, die über ihren Grundbegriff so einig wäre wie die »nebelhafte« Soziologie? Unter den seither vorgeschlagenen Bestimmungen ist die Max Webers hervorzuheben: Er geht ebenfalls vom »sozialen Handeln« aus, worunter er freilich, unter Verzicht auf das Merkmal der Wechselseitigkeit, dasjenige versteht, das dem »subjektiv gemeinten Sinn« nach »auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 1). Er will weiter das »soziale Handeln« unmittelbar zum Gegenstande der Soziologie machen, während wir es nur als ein Merkmal ihres unmittelbaren Gegenstandes (also der Gesellschaften) gelten lassen; doch wollen wir mit ihm unter Handeln jegliches Verhalten verstehen, einerlei, ob äußeres oder inneres Tun, Dulden, gewolltes Unterlassen. Hiernach gibt es Gesellschaften der kleinsten und flüchtigsten Art, wie der dauerndsten und umfassendsten, von einer Gruppe zweier Menschen, die einander anblicken, bis zum Völkerbund oder zu der katholischen Kirche. Den Gegensatz bilden nur körperlich zusammengeballte Menschenhaufen oder Gruppen, die seelisch auf eine Sache als Mittelpunkt bezogen sind oder auf einen Menschen, der in keiner Beziehung zu der Gruppe steht, zum Beispiel ein Kreis von Menschen, die einen Finger beobachten. Hier kann sich Gelegenheit zur Feststellung sozial- oder massenpsychologischer Erscheinungen bieten (die sich aber immer innerhalb der Einzelseele abspielen), aber nicht zu soziologischen: es fehlt an der Wechselbeziehung, der für die Soziologie und ihre Methode konstitutiven Kategorie. — Wir sprechen hier von »Gesellschaften« schlechthin oder von »sozialen Beziehungen«, gemäß dem internationalen Gebrauch, der alle diese Gebilde mit der Wurzel »soc-« und ihren Ableitungen bezeichnet. Sie also sind es, als deren Theorie wir die Soziologie bestimmen. Innerhalb ihrer empfiehlt es sich, »Streitbeziehungen« und »Friedensbeziehungen« zu unterscheiden. Bei ersteren sind die Bestrebungen der Verbundenen — und ihre wechselseitige Einstellung ist hier sogar besonders enge — überwiegend entgegengesetzt: Ringkämpfer, Nebenbuhler, Prozeßparteien, Kriegführende. Bei letzteren sind die Bestrebungen der Verbundenen überwiegend gleich gerichtet.

Innerhalb dieser letzteren Art von Gesellschaften (im weitesten Sinn) sind dann Gesellschaften im engeren Sinn diejenigen, die überwiegend kraft des Bewußtseins gemeinsamer Interessen der Mitglieder, also »künstlich«, »mechanisch«, durch »Willkür« oder, wie Tönnies neuerdings sagt, durch »Kürwille« bestehen. Den Gegensatz bilden die »Gemeinschaften«, das heißt diejenigen Gesellschaften im weitesten Sinne, die überwiegend kraft des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit der Mitglieder, also »organisch«, »urwüchsig«, »wesenhaft«, durch »Wesenwille« bestehen. Im Sinne dieser von Tönnies angelegten Unterscheidung reden wir von einer Sprachgesellschaft als einem sprachwissenschaftlichen Verein, aber von der Sprachgemeinschaft als der Gesamtheit der die gleiche Muttersprache Redenden; von einer Aktiengesellschaft, aber einer Flurgemeinschaft; von einer Reisegesellschaft, aber einer Lebensgemeinschaft, und so fort. Freilich sollte man diese besondere Art von Gesellschaften mit einem besonderen Namen belegen; Max Weber hat vorgeschlagen, bei diesen »sozialen Beziehungen« (als welche er alle Gesellschaften aufzufassen strebt) von »Vergesellschaftungen« und entsprechend von »Vergemeinschaftungen« zu sprechen. Wir können uns damit schon deshalb nicht befreunden, weil man bei ersterem Ausdruck an die »Vergesellschaftung« der Produktionsmittel denken muß, und schlagen die Ausdrücke »rationale« und »irrationale« Beziehungen oder »Zweckbeziehungen« und »Lebensbeziehungen« vor; dabei rechnen wir aber, anders als Weber (Wirtschaft und Gesellschaft S. 21 f.), die durch Pflichtbewußtsein zusammengehaltenen Beziehungen, z. B. gewisse Ehen, als Lebensgemeinschaft zur zweiten Gruppe. Wir teilen nämlich die Lebensgemeinschaften, indem wir seine so fruchtbare Vierteilung der Bestimmungsgründe alles Handelns (ebenda S. 12) auf diesen Gegenstand übertragen, in »Pflicht«-, »Gefühls«- und »Gewohnheitsbeziehungen« ein. Die meisten Arten der Friedensbeziehungen sollen den herrschenden Werturteilen nach nur Zweckbeziehung oder nur Lebensbeziehung sein, enthalten aber tatsächlich beide Formen. Nur in diesem Sinne kann man zum Beispiel die Familien unter die Lebensbeziehungen, die Handelsgesellschaften unter die Zweckbeziehungen rechnen. Diese Beziehungen haben weiter oft den Hang, aus der einen Form in die andere überzugehen, und zwar meist aus der Lebens- in die Zweckbeziehung, womit der Übergang von »Kultur« in »Zivilisation« zusammenhängen soll.

Das gilt namentlich von jener Friedensbeziehung, die wir Gesellschaft im engsten Sinne nennen. Dies ist »die« Gesellschaft in der Einzahl, die alle anderen Gesellschaften als Ganzheit in sich faßt, wenn sie auch dem Begriff nach nur eine einzelne Gesellschaft ist, so wie »der« Raum, wiewohl »begrifflich« nur einer unter allen Räumen, doch alle einzelnen in sich schließt. Sie meint man, wenn man »Staat und Gesellschaft« einander gegenüberstellt, wenn man von den »Schichten der Gesellschaft« spricht, das Recht als »gesellschaftliche Erscheinung« bezeichnet usw. Wir wollen hierfür, nach dem Vorgange Hegels und anderer, den heute zu Unrecht etwas veralteten Ausdruck der »bürgerlichen Gesellschaft« anwenden; namentlich berührt unsere Einreihung der bürgerlichen Gesellschaft sich mit den Einteilungen

Mohls. Im Gegensatz zu den Gesellschaften, die der Mensch gemacht hat, ist sie die Gesellschaft, die den Menschen gemacht hat: ἄνθρωπος ζῷον πολιτικόν mit Aristoteles, »fac nos singulos, quid sumus?« mit Seneca. Dieser sozialen Beziehung — und das macht ihren Begriff aus — gehört er nur einmal an, dieses eine Mal aber ganz und gar, gleichzeitig mit allen Seiten der Kultur, die eben nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht werden kann, während er Gesellschaften anderer Art mehrfach angehören kann, aber jeder nur mit einer oder einigen Seiten. Das ist nur möglich durch die Wechselbeziehung aller Kulturgüter, ihre gegenseitige Abhängigkeit und Durchdringung — sie ist es, die die bürgerliche Gesellschaft als Einheit erst konstituiert; dabei versteht es sich von selbst, daß diese Wechselbeziehung, etwa des Rechts und der Wirtschaft, der Kunst und der Religion, durch wechselseitig aufeinander eingestellte Handlungen der Mitglieder der Gesellschaft vermittelt werden muß. Es ist bezeichnend hierfür, daß, wenn wir »Staat und Gesellschaft« gegenüberstellen, wir in dieser die Wirtschaft mitgesetzt denken, wenn wir »Wirtschaft und Gesellschaft« in Beziehung setzen, in der bürgerlichen Gesellschaft den Staat mitdenken, und so fort durch alle Kulturgebiete. Sie umspannt eben die Kultur in ihrer nur gedanklich, nicht tatsächlich aufzulösenden Einheit und setzt deshalb eine starke Gefühlsgemeinschaft der Verbundenen voraus, die irgendwie in Abstammungs- oder Nachbarschaftsverhältnissen ursprünglich begründet sein muß. Ihre persönlich-räumliche Grenze reicht demgemäß jeweils so weit, als eine Friedensbeziehung besteht, von der Horde der Urzeit bis zu den staatlich geeinten Völkern der Gegenwart. Wenn sich »die Menschheit« nicht mehr, wie heute überwiegend, als Streitbeziehung der Völker empfinden wird, wird man, wozu Ansätze stets vorhanden waren, von einer im engsten soziologischen Sinne gegebenen »menschlichen Gesellschaft« als der »bürgerlichen Gesellschaft« aller sprechen können; bisher bildet sie nur eine soziale Beziehung namentlich »weltwirtschaftlicher« Orientierung, während die Gemeinsamkeit der anderen Kulturgüter fehlt oder schwach entwickelt ist.

4. Die Soziologie ist uns endlich eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir beschränken sie demgemäß darauf, an ihrem Gegenstand die beiden der Wirklichkeit angehörigen Seiten zu erforschen, also die seelische Wechselbeziehung und deren Äußerung und Verkörperung im Raum. Daraus folgt, daß sie zu den Erfahrungswissenschaften gehört, also mit empirischen Methoden arbeitet. Nicht aber folgt daraus, daß die Soziologie teils eine Körper-(Natur-)wissenschaft, teils Psychologie sei. Das eine versteht sich nach dem, was wir über die Gesellschaftsbegriffe gesagt haben, von selbst; das andere bedarf kurzer Widerlegung, da es die Auffassung zahlreicher Soziologen, unter anderen Herbert Spencers, Gabriel Tardes und Gustav Rümelins d. Ä. ist, während Wundt zwar seine »Gesellschaftslehre« recht und schlecht als 7. und 8. Band seiner sogenannten »Völkerpsychologie« (1917) untergebracht hat, in der Sache aber eine vermittelnde Stellung einnimmt (7, 49). Denn wie sich aus der Beziehung von Gesellschaft und Kultur ergab, ist die Soziologie Wissenschaft von der Kultur und verfährt demgemäß

kulturwissenschaftlich, das heißt, sie liest die Gegenstände nach dem Maße ihrer Bedeutung für die Kultur aus. Die Psychologie aber (in ihrem Hauptteil) sieht hiervon ab, verfährt also naturwissenschaftlich (denn dies sind nach der zweckmäßigsten Einteilung — derjenigen Rickerts — die beiden Möglichkeiten innerhalb der Wirklichkeitswissenschaften). Man darf aber auch nicht in die umgekehrte Verwechslung fallen und daraus, daß die Soziologie bei dieser Auffassung ersichtlich nicht Psychologie ist, schließen, ihr Gegenstand sei gar nicht psychischer Art. Dies tut, wenn ich ihn recht verstehe, Max Weber (Logos 1913, IV, 257). Jedoch im Widerspruch zu seiner eigenen Begründung: wenn er die Soziologie menschliches Handeln erklären läßt »aus den Erwartungen, welche subjektiv über das Verhalten der Objekte gehegt wurden (subjektive Zweckrationalität) und nach gültigen Erfahrungen gehegt werden durften (objektive Richtigkeitsrationalität)«, so braucht solche Erklärung zwar gewiß keine »psychologische« zu sein; denn die Psychologie hat keinen Anlaß, sich mit Erwägungen zu befassen, soweit sie nur die — in anderen Wissenschaften erörterten — objektiven Zusammenhänge nachzeichnen. Aber es sollte nicht bestritten werden, daß »subjektive Erwartungen« etwas Psychisches sind. Das gleiche gilt für den schon erwähnten, als Merkmal des sozialen Handelns aufgeführten »subjektiv gemeinten Sinn«, den Weber mit Recht von dem »objektiv richtigen« unterscheidet. Mit diesem oder den »Bedeutungen« befassen sich nicht die Wirklichkeitswissenschaften, sondern (was ich anderswo eingehend begründen werde) die »konstruktiven« und »dogmatischen« »Ideal«- oder Sinneswissenschaften, wie Mathematik, Geschichtsdeutung und Rechtsdogmatik. Zu ihnen gehört die Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft also nicht. Ebensowenig aber zu den Wertwissenschaften. Diese haben es mit der letzten von den drei Welten, der Welt des Wertes, zu tun; je nachdem Individualisierung oder Systematisierung beabsichtigt ist, in der Form der politischen oder philosophischen Wissenschaften, zum Beispiel praktische Nationalökonomie und Ethik. Hier läuft die Grenze auch zur Sozialphilosophie, während es eine selbständige »Dogmatik« des gesellschaftlichen Seins außer in vereinzelten Gedankengängen, namentlich Simmels, bisher nicht gibt. Nur als Wirklichkeitswissenschaft betrieben, vermag die Soziologie ja auch als Grundlage jener zwei anderen Wissenschaften zu dienen: der sozialpolitischen, die die Wirklichkeit verändern, und der kulturhistorischen, die sie erkennen will.

Wir können nunmehr die Kultur ihrer Wirklichkeit nach auffassen als die bürgerliche Gesellschaft, betrachtet in der Wechselbeziehung aller Kulturgüter, die bürgerliche Gesellschaft als die Kultur, zur Wirklichkeit geworden in den Handlungen der Gesellschaftsmitglieder. Das ist natürlich nur eine Auffassung der Kultur, die soziologische nämlich, die sich allein der Wirklichkeit (im erläuterten Sinne) zuwendet; während die Kultur auch unter anderen Gesichtspunkten als »objektiver Geist«, als reiner Bedeutungszusammenhang (Sinngebilde) ohne Rücksicht auf seine Verwirklichung aufgefaßt werden kann und muß. Für diese sinneswissenschaftliche Auffassung gehören zum Beispiel zum Kulturgut »Wissenschaft« auch alle vergessenen oder noch zu

entdeckenden Wahrheiten; für die soziologische Betrachtung die Wahrheit nur, soweit sie wirklich gewußt und gelehrt wird, andererseits auch alles, was — vielleicht fälschlich — als wissenschaftliche Wahrheit tatsächlich gilt.

5. Wir haben damit den Begriff der Soziologie gebildet. Daß er mit dem Sprachgebrauch unvereinbar sei, wird gewiß niemand behaupten wollen; daß er fruchtbar ist, wird sich daraus erweisen, daß wir zahlreiche Untersuchungen von anerkanntem Wert in seinem Umkreis werden unterbringen können. Ist somit die Soziologie diesen zwei Bedingungen — den zwei notwendigen aber auch hinreichenden Bedingungen aller wissenschaftlichen Begriffsbildung — gemäß genügend abgegrenzt, so können wir nunmehr, von der Konstruktion nach Zweckmäßigkeit fortschreitend zur Erkenntnis von Wahr und Falsch, in Urteilen ihre weitere Beschaffenheit angeben. Wir erkennen alsdann sofort, daß die Soziologie keine bloße Sammelwissenschaft ist, wie etwa die Medizin oder die Theologie, die unter dem technischen Gesichtspunkt der Berufseinheit eine Reihe verschiedenster Gegenstände zusammenfaßt und sie nach den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt. Wir erkennen vielmehr, daß die Soziologie, in unserem Sinne abgegrenzt, also als Theorie der gesellschaftlichen Wirklichkeit, eine Einzelwissenschaft ist; denn sie hat einen einheitlichen Gegenstand, die Wirklichkeit der Gesellschaften, und dementsprechend einheitliche Methoden, die empirischen Methoden der Erfahrungswissenschaften, natürlich mit den Besonderheiten der Methode, die sich daraus ergeben, daß sie überall auf die Wechselbeziehungen achtet (womit die neuestens von Max Weber angebahnte Auflösung der »substantiellen« Zusammenhänge in »funktionale«, zumal in »Chancen«, zusammenhängt). Natürlich steht jedem frei — sofern er jenen zwei Bedingungen genügt —, den Begriff »Soziologie« anders abzugrenzen, und er wird dann zu anderen Erkenntnissen ihrer weiteren Beschaffenheit gelangen müssen. Man hat sie namentlich häufig so abgegrenzt, daß sie als Sammelwissenschaft aufgefaßt werden müßte. So hat, worauf (in § 10) zurückzukommen ist, Georg Simmel unter »Soziologie« außer der Soziologie in unserem Sinne auch die Sozialphilosophie verstanden; man käme dann zu einer Theorie, die die Gesellschaft schlechthin betrachtete, nicht nur ihrer Wirklichkeit nach, sondern auch ihrem Sinne und ihrem Werte nach. Daß diese Begriffsbildung methodisch fruchtbar wäre, ist zu bezweifeln; der schillernde Charakter mancher Ausführungen Simmels spricht nicht dafür. Sprachlich aber wäre zweifellos diese Bildung verwirrend, da wir gerade dann, wenn wir sinndeutende Konstruktion und philosophische (oder politische) Wertung ausschließen wollen, von rein »faktischer«, »soziologischer« Betrachtung sprechen. Eine Sammelwissenschaft bilden auch die sogenannten »Sozialwissenschaften«, worunter, in den meisten Kultursprachen, eine Summe verschiedener systematischer Wissenschaften verstanden wird, namentlich Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, Bevölkerungslehre, sowie die Soziologie selber (während in anderen Fällen Sozialwissenschaft nur ein anderer Name für Soziologie in unserem Sinne ist; wieder andere gebrauchen ihn im Sinne von »Kultur«wissenschaft überhaupt, vermögen aber dann keinen den

Umkreis der Wirklichkeitswissenschaften erschöpfenden Gegensatz anzugeben). Nun mag dieser Ausdruck aus technischen Gründen, gerade seiner Unbestimmtheit wegen, sich als Name von Zeitschriften oder Forschungsinstituten — wofür er oft verwendet wird — empfehlen; die Wissenschaft kann mit ihm nichts anfangen, da sich ein gerade durch ihn angemessen bezeichneter und gerade so fruchtbringend abgegrenzter Gegenstand nicht auffinden läßt, jedenfalls bisher nicht angegeben wurde, wenn wir von dem veralteten Versuch Roschers absehen. Wir werden also weder den Begriff noch den Ausdruck »Sozialwissenschaften« verwenden; weder neben dem Begriff und Ausdruck Soziologie, noch an seiner Stelle. Wir könnten es dabei bewenden lassen, wenn nicht der größte Soziologe (für mich: der überhaupt größte Forscher) unserer Tage den Begriff wieder neu zu beleben versucht und mit dem Ausdruck »Soziologie« belegt hätte. Zwar nennt Max Weber in seinem (was zu beachten ist) unvollendet nachgelassenen Werke »Wirtschaft und Gesellschaft« (1921/22) nicht die Sozialwissenschaften bei diesem Namen, noch zählt er ihre Bestandteile ausdrücklich auf. Aber er schließt in die »Soziologie« die »Nationalökonomie« (ohne Einschränkung, nicht etwa nur die »Sozialökonomik«) ein (S. 9); auch bringt er im zweiten Kapitel (des 1. Teiles) lauter wirtschaftswissenschaftliche, namentlich geldtheoretische Grundbegriffe, die er freilich nur als solche der Wirtschaftssoziologie, nicht der Wirtschaftstheorie gelten lassen will (S. 31, 39), ohne eine Erläuterung dieser überaus heiklen Unterscheidung zu geben, so daß hier vieles dunkel bleibt. Weiter enthalten das III. und IV. Kapitel und der ganze 3. Teil u. a. Ausführungen (von unschätzbarem Werte), die man in der Staatslehre — nicht: Staatsrechtslehre — suchen, wenn auch schwerlich finden würde. Der zweite Teil enthält in Kapitel III Bevölkerungslehre, ferner (in Kapitel VII) eine Rechtssoziologie. Damit wären die hergebrachten Bestandteile der sogenannten Sozialwissenschaften vertreten, aber an einer Begründung ihrer Zusammenfassung fehlt es; andererseits ist auch (2 IV) die Religionssoziologie eingebaut. Es gelingt also nicht, über Max Webers Begriff der Sozialwissenschaften, oder, wie er sagt, der Soziologie, dem Umfange nach Klarheit zu schaffen. Auch sein Inhalt bleibt zweifelhaft. Er nennt die Soziologie — es ist der grundlegende und einleitende Satz des Werks — »eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will«. Aus dieser Definition können wir zunächst das auf das Verfahren der Soziologie Bezügliche streichen, denn es trägt zur Abgrenzung des Gegenstandes nicht bei; eine weitere Wissenschaft vom sozialen Handeln als die »deutend verstehende« usw. ist nicht erfindlich; jedenfalls hat es Weber unterlassen, diesen Begriff durch Ausführung des Gegenteils zu klären. Daß »organische« Soziologie etwa im Sinne Schäffles nicht »verstehende« Soziologie ist, ist, da wir das Verhalten von Zellen und Nerven nicht »verstehen« können, freilich klar, aber auch, daß sie nicht »soziales Handeln«, sondern Gebilde und deren »Funktionen« zum Gegenstande hat. Es bleibt also einfach: die Wissenschaft vom sozialen Handeln. Aber diese Begriffsbestimmung ist zu weit. Abgesehen

davon, daß sie auch die Sprache umfassen würde, da Sprechen in Webers Sinn soziales Handeln ist, deckt sie auch die Geschichte, die Weber ausdrücklich abtrennt (S. 2, Z. 1). Sagt er doch anderswo (S. 141): »mit diesen Typen des Ablaufs von Handeln befaßt sich die Soziologie, im Gegensatz zur Geschichte,« und ebenso, sie »bildet Typen-Begriffe... und sucht generelle Regeln des Geschehens« (S. 9). Die Soziologie ist ihm also die systematische Wissenschaft vom sozialen Handeln. Doch nunmehr und andererseits ist diese berichtigte Definition zu eng; er sagt ausdrücklich (S. 12): »Die Soziologie hat es eben keineswegs nur mit sozialem Handeln zu tun, sondern dieses bildet nur (für die hier betriebene Art von Soziologie) ihren zentralen Tatbestand«. Aber für die Begriffsbestimmung genügt nicht die Angabe des Zentrums; die Grenze — sie mag noch so flüssig sein — muß angegeben werden, und diese Angabe suchen wir vergebens. Vergebens suchen wir auch in dem Füllhorn von Begriffen, das Weber über die Soziologie ausgeschüttet hat, den Begriff der — Gesellschaft; er hat unter den »soziologischen Grundbegriffen«, die das erste Kapitel aufführt, keine Stelle, und so beweist dies, daß hier in keinem bisher geläufigen Sinne eine Einzelwissenschaft »Soziologie« anerkannt wird. Ich vermute, daß es gerade die Unmöglichkeit war, einen für seine Ansprüche genügend scharfen Begriff der Gesellschaft zu finden, die Weber schließlich bestimmt hat, auf den Begriff der Soziologie als einer Einzelwissenschaft zu verzichten; im Gegensatz zu seiner früheren Auffassung. Denn in dem Programm der von ihm begründeten und bestimmend beeinflußten »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« von 1909 wird als das Endziel noch bezeichnet: »das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen zu erkennen«. Das entspricht genau der hier von mir vertretenen allgemeinen Auffassung; (die damals, auf der ersten Tagung der genannten Gesellschaft von mir vorgebrachten Aufstellungen über »Rechtswissenschaft und Soziologie« [Buchausgabe 1911] waren hingegen noch nicht abgeklärt und sollen durch diese Arbeit fortgebildet und zum Teil berichtigt werden).

6. Die Soziologie in unserem Sinne ist endlich, dies erkennen wir weiter, eine selbständige Wissenschaft (wofür man auch »autonome«, »reine« oder »Fachwissenschaft« sagen könnte). Sie ist es, weil wir ihr einen eigentümlichen Gegenstand, die Gesellschaft, zugewiesen haben, und sie also nicht nur über eigentümliche Methoden verfügt, wie etwa (richtiger Ansicht nach) Statistik oder Rechtsvergleichung. Sie ist deshalb nicht nur, wie diese zwei Fächer es allerdings sind, Hilfswissenschaft im Dienste anderer Wissenschaften (die im Verhältnis zu ihnen »Hauptwissenschaften« sind). Aber allerdings ist sie auch, und in zweiter Linie, Hilfswissenschaft, nämlich der analytischen Kulturwissenschaften. So werden wir, nachdem wir die Soziologie als selbständige Wissenschaft behandelt haben (in Abschnitt II), sie auch als Hilfswissenschaft, als Wirtschafts-, Staats-, Sprach-, Kunst-, Religions- und namentlich als Rechtssoziologie untersuchen (in Abschnitt III u. IV).

II.

Das Gebäude der Soziologie wäre damit, flüchtig genug, von außen betrachtet. Wir wollen nun zusehen, ob, was bisher als soziologische Forschung bezeichnet wurde, sich zwanglos in seinem Innern unterbringen oder doch an seinen Toren ansiedeln läßt. Denn keine Luftschlösser — allzu billige Bauten, an denen die Soziologie schon überreich ist — waren hier zu errichten, noch war, was der Wissenschaftshistorie überlassen bleibt, die Wirklichkeit treulich abzubilden; es gilt vielmehr, wie in der Wissenschaftstheorie stets, auf »kritische« Weise vorgehend, das empirisch Gegebene an überempirischen Maßstäben zu messen und so das heute bestehende Gebäude in seiner (logischen) »Ursprünglichkeit« und »Reinheit« wieder herzustellen. Es handelt sich also einfach darum, wie wir betonen möchten, in die schon vorhandenen Gedanken- und Büchermassen eine übersichtliche Ordnung hineinzutragen. Auch in die Namengebung müssen wir etwas größere Folgerichtigkeit einführen, wobei, was die deutsche Wissenschaft namentlich in der Soziologie mehr beachten sollte, durchweg auf die Eignung der Namen für den internationalen Sprachgebrauch zu achten ist. Hierbei wird die oben vorgenommene Einteilung der Gesellschaften auch methodisch fruchtbar werden.

7. Wir betreten zunächst den, wenn nicht wertvollsten, so doch prunkvollsten Teil des Gebäudes, den der Gründer des ganzen Bauwerks als erster bezogen und das seitdem immer neue Bewohner sehr verschiedenen Geistes angezogen hat. Aber ob Comte die Gesellschaft formen läßt durch die Erkenntnis und demgemäß beide die gleichen drei Stufen durchmessen sieht: die theologisch-militärische, aufgebaut auf »Fiktionen«, die metaphysisch-juristisch-kapitalistische, die rein »negativ« von den Fiktionen befreit, endlich die (ebendeshalb) »positiv« genannte »wissenschaftlich-technisch-industriell-sozialistische« Stufe; ob Spencer aus dem Urbrei der Horde die Gesellschaft sich in steigender »Differenzierung« und »Integrierung« immer weiter »entwickeln« läßt, vom »militärischen« immer mehr zum »industriellen« Typus hin; ob Marx und Engels den gesamten Verlauf der Kultur als bloße Auswirkung des »Materiellen«, das heißt der wirtschaftlichen »Produktivkräfte« auffassen, ob Spengler alle Kulturen, völlig unabhängig voneinander, aus einer mütterlichen Landschaft heraus je einen Frühling, Sommer und Herbst hindurch blühen und dann im Winter der Zivilisation untergehen sieht — immer handelt es sich darum, die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft als der Verwirklichung der Kultur zu begreifen. Dabei sind, wie stets, sowohl die Strukturgesetze des Nebeneinander als die Entwicklungsgesetze des Nacheinander gemeint. Der Gegenstand ist durchgängig die »Gesellschaft im engsten Sinne«; wir können diesen, auf die bürgerliche Gesellschaft gerichteten Teil der Soziologie demgemäß, und weil ihm die Hauptpersonen und Hauptzwecke zugekehrt waren, als das eigentlichste Gebiet der Soziologie auffassen; ihren bisher betrachteten, auf die bürgerliche Gesellschaft im Ganzen gerichteten Zweig könnte man gut als Soziologie der Kultur bezeichnen. Wir sehen nun, daß wir in ihr die oben als logisch

notwendig erwiesene »Kulturtheorie« vor uns haben, daher in diesen Werken auch regelmäßig zugleich Kulturhistorie (der Vergangenheit, Gegenwart oder — Zukunft) geboten wird; ihr Daseinsrecht ist damit begründet, zugleich auch ihre besondere Stellung innerhalb der soziologischen Forschung.

8. Nicht alle Soziologen haben sich glücklicherweise an die große, vielleicht allzu große, Aufgabe gewagt, die bürgerliche Gesellschaft im Ganzen zu erforschen. Andere begnügten sich, einzelne »gesellschaftliche Erscheinungen« (»soziale Phänomene«) zu untersuchen. Wir können darunter diejenigen Verwirklichungen der Kultur verstehen, mit deren Theorie sich — aus irgendeinem traditionellen, verwaltungstechnischen, praktischen Grunde oder Vorurteile — die einzelnen analytischen Kulturwissenschaften nicht eingehend befassen können oder wollen oder jedenfalls bisher nicht eingehend befaßt haben. Sie können aber auch von der Soziologie der Kultur als solcher nicht behandelt werden, weil sie nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft als deren Bestandteil, Träger, Auswirkung, sagen wir kurz: Element, auftreten. Sie tragen aber deren Kennzeichen, Brennpunkt der verschiedensten Kulturwerte zu sein, und sind uns nach allen Seiten der Kultur (positiv oder negativ) bedeutsam; sie bilden also einen einheitlichen Gegenstand und sind nach einheitlichen Methoden zu erforschen. Im übrigen bilden sie ein buntes Gemisch. Es sind Verhältnisse, Zustände, Handlungen, Gebilde, Beziehungen der verschiedenen Art; ich nenne beispielshalber Nationalismus und Internationalismus, Militarismus und Pazifismus, den Verkehr, den Krieg, die Presse, die öffentliche Meinung, die Prostitution, das Kino, das Warenhaus, die Bourgeoisie und sämtliche Berufstypen; auch »der Professor« zum Beispiel ist ein soziologischer Gegenstand, und so beruht es wohl nur auf Zerstreutheit, wenn so viele Professoren erklären, sie könnten sich auf keinen spezifischen Gegenstand der Soziologie besinnen. Wir wollen die Wissenschaft, die sich mit diesen Elementen der bürgerlichen Gesellschaft befaßt, die also Theorie der bürgerlichen Gesellschaft ist so gut wie die Kultursoziologie (mit einem allerdings mißverständlichen Namen, aber in Ermangelung eines besseren) als »elementare« Soziologie bezeichnen. Jedes der oben genannten Probleme hat eine reiche internationale Bearbeitung aufzuweisen, namentlich bei den Engländern und den Amerikanern; es wird ewig schade sein, daß Max Webers verheißungsvolles Unternehmen einer »Soziologie der Presse« über bedeutsame Fragestellungen nicht hinausgekommen ist. Es ist klar, daß die Grenzen gerade dieses Gebietes außerordentlich flüssig sein müssen und sich je nach den Interessen und Auffassungen der anderen Wissenschaften fortwährend verschieben müssen, daher dieser Teil des soziologischen Gebäudes gewissermaßen zum Abbruch bestimmt ist, freilich auch immer wieder neue Anbauten — Asyle für sonst obdachlose Probleme — erfährt. Aus diesem technischen Grunde geschieht es, daß wir gewisse innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft auftretende Beziehungen nicht der »elementaren« Soziologie zuweisen, sondern, da sie sehr viel fester abgegrenzt sind, einem anderen Zweige.

9. Da die bürgerliche Gesellschaft nämlich nur eine der sozialen Be-

ziehungen ist, so wäre es unnatürlich, wenn sich die Soziologie nicht auch mit den anderen sozialen Beziehungen beschäftigt hätte, namentlich mit den zu festen Gruppen erstarrten Friedensbeziehungen. In der Tat hat sie das getan, ja, dieser Teil der Soziologie, den wir soziologische »Gruppentheorie« (oder Gruppensoziologie) nennen wollen, dürfte ihren am besten ausgebauten und am allgemeinsten anerkannten Teil ausmachen. Namentlich haben die »Lebensbeziehungen«, weil sie geschichtlich besonders bedeutsam und, als »natürliche« Gebilde, nicht willkürlich vermehrbar sind, sich als dankbare Gegenstände erwiesen. Unter ihnen ist wiederum die Familie geradezu der Liebling der Soziologie geworden; es genügt, an die außerordentlich zahlreichen und weittragenden Forschungen zu erinnern, die sich seit Bachofen und Morgan um das Problem des Mutterrechts bemühen. Diese Bevorzugung erklärt sich im Rahmen unserer Auffassung einfach genug daraus, daß die Familie Keimzelle, Erhalterin und wichtigster Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft ist, diese gewissermaßen im kleinen darstellt, da ihr der Mensch, wenn nicht mit allen, so doch mit sehr vielen Seiten der Kultur zugehört. Kaum geringere Beachtung haben sodann als Träger der Kultur die — soziologisch als Gesellschaften aufzufassenden — Völker gefunden, namentlich die primitiven, die als »geschichtslos« keinen Gegenstand der individualisierenden Geschichtsforschung bilden können und wegen der geringen Differenzierung ihrer Kultur nach Inhalten und Berufen für die synthetische Behandlung mehr als für die analytische geeignet sind. Daraus — und aus der damit eng zusammenhängenden geringeren technischen Durchbildung der fraglichen Kulturgüter — erklärt sich, daß wir zum Beispiel das Recht der Anglo-Amerikaner als den Gegenstand einer eigenen Rechtswissenschaft betrachten, das Recht der im gleichen Gebiet lebenden Indianer als bloßes Material der Soziologie, und so fort in allen Kulturgebieten. Nur innerhalb der Sprachwissenschaft wird ein solcher Unterschied in der Regel nicht gemacht, was sich so rechtfertigen läßt, daß die Sprache bei den Primitiven etwa von ihrem Rechtsleben genau so geschieden ist wie bei den Kulturvölkern, während dies in bezug etwa auf Recht, Religion und Sitte nicht der Fall ist. Wir fassen also die Völkerkunde, soweit sie systematisch verfährt (Ethnologie), als einen Unterteil der Gruppentheorie auf. Weitere Unterteile sind die Forschung in bezug auf die Geschlechter und Altersstufen, die Rassen, die Berufsorganisationen usw. Die soziologische Literatur zu diesen Fragen — man denke nur an die Frauenfrage — ist gewaltig. Zwar befaßt sich »von Amts wegen« mit allen diesen Problemen auch die Bevölkerungstheorie; doch tut sie es nur insoweit, als die statistische Methode reicht, und also nur nach der quantitativen Seite hin. Man kann die soziologische Gruppentheorie deshalb als das qualitative Gegenstück der Bevölkerungstheorie auffassen. An dieser Stelle seien die glänzenden und durchaus nicht nur historisch bedeutsamen Ausführungen Max Webers zu den indischen Kasten und seine Fragestellungen zur Soziologie der Vereine als Muster gruppentheoretischer Forschung hervorgehoben (Religionssoziologie 2, 33 ff.; Verhandlungen des 1. deutschen Soziologentages, 52 ff.).

10. Alle bisher betrachteten Untersuchungen zusammen bilden den besonderen Teil der Soziologie; sie befaßten sich mit einzelnen Arten, Gesellschaften und deren Elementen. Es muß also mit logischer Notwendigkeit einen allgemeinen Teil geben, der die Eigenschaften und Verhältnisse angibt, die allen oder vielen Gesellschaftsarten gemein sind, und der diese zu klassifizieren gestattet. Er muß auf dem besonderen Teil als seiner empirischen Grundlage aufbauen; zugleich wird er für diesen die logische Grundlage darstellen. Er hat sich, wie in den Wirklichkeitswissenschaften meist, später entwickelt als der besondere Teil; man kann als seine Begründer Gabriel Tarde mit seinen »Lois de l'Imitation« (von 1890) und Ferdinand Tönnies mit »Gemeinschaft und Gesellschaft« (1887) betrachten, wobei jenes Werk mit »Erfindung« und »Nachahmung« zwei der wichtigsten, in allen Gesellschaften formend wirksamen Kräfte ans Licht zog, dieses die schon erwähnte grundlegende Einteilung der Friedensbeziehungen brachte. Als eigene Richtung aber, mit Bewußtsein und Programm, trat dieser Zweig der Soziologie erst auf mit Georg Simmels Arbeiten seit 1894, wie sie in seiner »Soziologie« von 1908 zu einem bunten — allzu bunten — Strauß zusammengefaßt sind. Das Entscheidende war dabei sein Gedanke, daß die »Form« der Gesellschaften von ihrem »Inhalt« unabhängig ist: die Form kann die gleiche bleiben, wenn sich auch der Inhalt wandelt, und umgekehrt (zum Beispiel ist die Verfassung der Vereinigten Staaten trotz der gewaltigen Veränderungen des Zustandes der Gesellschaft seit der Begründung die gleiche geblieben; umgekehrt wird sich oft ein Unternehmen ohne Änderung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse zu steuerrechtlichen Zwecken aus einer offenen Handelsgesellschaft in eine G. m. b. H. verwandeln). Die Form kann also für sich zum Gegenstand der Untersuchung genommen werden. Da nun die Besonderheit der einzelnen Gesellschaften in ihren Inhalten (Zwecken, Pflichtvorstellungen, Affekten, Gewohnheiten) besteht, so bedeutet die Form, das heißt die Weise der Wechselbeziehung, namentlich Organisation und Rechtsform, zugleich das Allgemeine. So ergibt sich eine »formale« oder »allgemeine« Soziologie, der wir nun den besonderen Teil als die »materiale« Soziologie gegenüberstellen könnten. Sie hat außer den schon genannten Problemen der Erfindung und Nachahmung und der Zweck- und Lebensbeziehungen mit Begriffen zu tun, die in jeder Art von Gesellschaft irgendwie verwirklicht werden, es mag sich nun um eine Räuberbande handeln oder etwa um die Entente Cordiale: Führerschaft und Gefolgschaft, Über- und Unterordnung, Wettbewerb, Arbeitsteilung, Parteienbildung, Vertretung usw. Simmel hat in der ersten Entdeckerfreude diesen Teil der Soziologie für den einzigen erklärt, der als selbständige Wissenschaft mit eigenem Gegenstande möglich sei. In der reifsten Form, die er seinen Gedanken gegeben hat, den »Grundfragen der Soziologie« von 1917, läßt er diese »reine« oder »formale« Soziologie nur noch als einen von drei Teilen der Soziologie gelten; er unterscheidet noch die »Philosophische Soziologie« und die »Allgemeine Soziologie«. Aber beiden Bezeichnungen liegen Mißverständnisse zugrunde, die sehr gewöhnlich sind, freilich bei einem Denker wie Simmel auffallen. Die »philo-

sophische Soziologie« ist, wie er selbst (S. 31) sagt, teils Erkenntnistheorie, teils Metaphysik; sie hat es also — mindestens im erkenntnistheoretischen Teil — nicht mit dem Gegenstand der Soziologie zu tun, sondern mit dieser selber; sie ist nicht philosophische Soziologie, sondern Philosophie der Soziologie, also eine philosophische Disziplin, nämlich Wissenschaftslehre, im übrigen Sozialphilosophie. Der Problemkreis der »Allgemeinen Soziologie« ist sodann (S. 28 ff.) »erfüllt von dem *ganzen* geschichtlichen Leben, soweit es gesellschaftlich geformt ist, immer aber diese Gesellschaftlichkeit als *Ganzes* umgreifend«. Genau so drückt sich übrigens Durckheim aus. Aber das »Ganze« ist doch ein »Besonderes«, kein »Allgemeines«; das Verhältnis des Ganzen zum Teil (etwa des Baumes zu seinen Ästen) ist ein durchaus anderes als das des Allgemeinen zum Besonderen (etwa des Begriffs Baum zu seinen einzelnen Vertretern). Simmels Allgemeine Soziologie ist also das, was wir als »Soziologie der Kultur« im besonderen Teil untergebracht haben, und seine »formale« bildet den »allgemeinen Teil«. Nachdem die Verwechslung aber begangen und nachweislich Verwirrung gestiftet hat, wollen wir vom Gebrauch des Ausdrucks »allgemein« absehen und es bei dem eingebürgerten, handlichen und einwandfreien, namentlich international verständlichen Ausdruck »Formalsoziologie« bewenden lassen; auch Durckheims Ausdruck »morphologie sociale« wäre brauchbar. Dagegen müssen wir den Ausdruck »Beziehungslehre«, den v. Wiese statt dessen neuestens vorgeschlagen hat, als nicht genügend begründete Neuerung betrachten, zumal er allzu abstrakt ist, nach Mathematik (»Funktionstheorie«) schmeckt und den fast einzigen Vorteil des Fremdwortes für die wissenschaftliche Sprache, Ableitungen zu erleichtern, vermissen läßt (während man zwanglos »Formalsoziologe« und »formalsoziologisch« sagen kann; zum mindesten hätte man von Beziehungs-»theorie« sprechen müssen). v. Wiese hat diesen Forschungen dankenswerterweise innerhalb der neuen Kölner Vierteljahrshefte ein eigenes Archiv gegründet. Allerdings ist die Zahl der Formalsoziologen noch gering, und einer der tüchtigsten Forscher dieser Richtung, Vierkandt, hat mit Recht bemerkt, daß Simmels Auftreten hier nicht restlos glücklich gewirkt hat. In der Tat sind seine Untersuchungen trotz aller Feinheit und Tiefe gelegentlich ins Spielerische verfallen; die Formalsoziologie wird dieser Gefahr am ehesten entgehen, wenn sie darauf verzichtet, Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, die gerade infolge der fast völligen Unabhängigkeit der Form vom Inhalt nur allzu leicht willkürlich oder platt ausfallen. Hingegen hat sie eine große, auch praktische Bedeutung als Lehre von den Kategorien des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. Man denke an die heftigen Erörterungen innerhalb der Jugendbewegung über das Problem des »Führers«; auch hierfür hat übrigens Max Weber die entscheidenden Gesichtspunkte aufgestellt (Parlament und Regierung, 1918, S. 32 ff.). Die Formalsoziologie wird also eher als »klassifikatorisches« denn als »deduktives« System auftreten müssen.

III.

Wir haben nunmehr das Gebäude der Soziologie auch im Innern besichtigt. Wir fanden eine Anzahl von Parteien, die in leidlich geschiedenen Wohnungen

untergebracht sind; daß sie untereinander durch viele Türen in Verbindung stehen, braucht kein Schade zu sein. Wohl aber ergeben sich gewisse Schwierigkeiten dadurch, daß einzelne Bewohner in anderen Gebäuden Verwandte besitzen und dort des öfteren Besuche machen. Wir müssen auf diesen wichtigen Punkt, nunmehr ohne bildlich zu sprechen, eingehen. Wir behandeln dabei nicht mehr, wie im ersten Abschnitt, das begriffliche (wissenschaftstheoretische) Verhältnis der Soziologie zu anderen Wissenschaften, sondern ihre und ihrer Teile inhaltliche Verknüpfung mit diesen.

Wir haben es mit zwei Erscheinungen zu tun, die wir als das Auftreten von Schwester- und von Hilfswissenschaften bezeichnen können und die uns aus anderen Wissenschaften bekannt sind. So behandelt etwa unsere Privatrechtswissenschaft zahlreiche (keineswegs: nur) Gegenstände, die auch in der Volkswirtschaftslehre behandelt werden, zum Beispiel das Eigentum, das Geld, den Tausch. Aber die eine Wissenschaft behandelt eben die rechtliche, die andere die wirtschaftliche »Seite«: beide laufen parallel, und es ergeben sich nicht etwa eine einzige Wissenschaft mit gemischter Methode, sondern zwei Schwesterwissenschaften. Andererseits können diese Gegenstände, und überhaupt die meisten der Rechtswissenschaft, auf ihren »Wert« hin, das heißt auf die Gerechtigkeit der fraglichen Rechtssätze hin, untersucht werden. Alsdann ergibt sich eine eigene Disziplin, die Rechtsphilosophie, die den Gegenstand der Rechtswissenschaft und die Methode der Philosophie entlehnt, so daß hier die Philosophie als Hilfswissenschaft auftritt.

11. Wenden wir dies nun auf die Soziologie an, so ergibt sich, daß ihr bedeutsamster Teil, das, was wir die »Soziologie der Kultur« nannten, von diesen Verhältnissen ganz unberührt bleibt: die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft im ganzen sind ein Gegenstand, der in keiner anderen Wissenschaft vorkommt. Über diesen Teil ihres Gebäudes kann die Soziologie schreiben: My house is my castle. Es handelt sich um ihr eigenstes Problem.

Die übrigen Teile der Soziologie werden von den anderen Kulturwissenschaften weniger rücksichtsvoll behandelt. Entweder müssen sie ihre Gegenstände mit ihnen teilen, derart, daß die analytischen Kulturwissenschaften nur eine inhaltliche Seite des Gegenstandes untersuchen, während ihn die Soziologie nach allen übrigen behandelt und eben deshalb auch in seiner Abstraktheit von allen Inhalten, einfach als Gesellschaft oder als Element einer Gesellschaft, erfassen kann. So untersucht zum Beispiel die Rechtswissenschaft die Kriege, Vereine, Familien nur nach der kriegs»rechtlichen«, vereins»rechtlichen«, familien»rechtlichen« Seite hin, obwohl sie doch viele andere Seiten haben; die Wirtschaftswissenschaft die Arbeitsteilung nur, wo sie wirtschaftlichen Zwecken dient, obwohl sie doch eine ganz allgemeine Erscheinung ist; die Staatstheorie die Parteienbildung und das Führerproblem nur auf politischem Gebiet; die Religionstheorie nur das Wesen der religiösen Sekten, obwohl es doch auch wissenschaftliche und künstlerische Parteien, Führer, Sekten gibt usw. Hier tritt überall die Soziologie als Schwesterwissenschaft den anderen Kulturwissenschaften zur Seite, und zwar je

nachdem als formale oder elementare Soziologie oder als soziologische Gruppenlehre, ohne daß sich andere als die schon behandelten Probleme ergäben. Es entspricht ihrem synthetischen Charakter, daß sie zu allen Kulturwissenschaften in dies Verhältnis treten kann und demgemäß die allgemeine Schwesterwissenschaft der Kulturwissenschaften ist.

12. Oder aber die anderen Kulturwissenschaften bemächtigen sich der soziologischen Methode. Anfangs verfahren sie — und dieser Schritt konstituiert sie logisch und geschichtlich als selbständige Wissenschaften — »analytisch«, »isolierend«. Ihr Gegenstand tritt gewissermaßen in ein Kloster, indem er der Beziehung zur »Welt« entsagen muß. Das Recht zum Beispiel wird von der »eigentlichen« Rechtswissenschaft, der juristischen Dogmatik, nur noch als Recht behandelt, unter absichtlicher Vernachlässigung seiner Zusammenhänge mit Wirtschaft, Religion, Sitte, Politik, kurz: mit dem »Leben«. Diesem vereinfachenden Verfahren verdanken die »analytischen« Wissenschaften, wie Carl Menger längst gezeigt hat, die weitaus größere Strenge, Sicherheit, Abgeschlossenheit gegenüber der »synthetischen« Soziologie, die immer einen gewissen Mut zur Oberflächlichkeit voraussetzt; aber sie bezahlen diese Vorteile mit Formalismus, Einseitigkeit und Lebensfremdheit. Deshalb verlangen sie nach einer synthetischen Ergänzung durch die Soziologie, nach einer Anwendung soziologischer Methode auf die eigenen Probleme derart, daß ihre Gegenstände nicht isoliert, sondern als Ergebnisse und Erzeuger der jeweiligen gesellschaftlichen Kultur betrachtet werden, also in ihren Wechselbeziehungen zu allen anderen Kulturgütern. Wie also um die Philosophie als selbständige Wissenschaft sich ein Kranz philosophischer Hilfswissenschaften lagert, die Natur-, Rechts-, Staats-, Sprach-, Geschichts-, Religionsphilosophie usw., ebenso ergibt sich auch eine Reihe von soziologischen Hilfswissenschaften durch Anwendung der soziologischen Methode auf die Gegenstände der analytischen Kulturwissenschaften. Es ergibt sich die Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, Sprach-, Kunst-, Religionssoziologie usw. Das sind, wie schon die Namen zeigen, »Grenzgebiete«, und die haben nun einmal die für das polizeiliche Denken unheimliche Eigenschaft, daß sie von mindestens zwei Seiten her betreten werden können. Dies gilt namentlich für den Knäuel wichtigster Fragen, den der Marxismus mit dem Schwert der »materialistischen Geschichtsauffassung« zu durchhauen versucht: die Lehre von der Bedingtheit der Kulturgüter. Ob zum Beispiel und inwieweit die Religion durch die Wirtschaft bedingt ist, das kann man ebensogut von der Religions- wie von der Wirtschaftssoziologie her zu beantworten suchen, aber anders als soziologisch geht es nicht.

Als Hilfswissenschaft kann die Soziologie nun in den Dienst sowohl der systematischen als der individualisierenden Kulturwissenschaften treten. Wir wollen im ersten Fall von Sozialtheorie, im zweiten Fall von Sozialhistorie sprechen. So ergibt sich eine Sozialtheorie der Wirtschaft, des Rechts, des Staates usw., und dementsprechend ihre Sozialhistorie. Der Standpunkt im großen und die Fragestellung im kleinen wird dabei immer

von den Bedürfnissen der Einzelwissenschaft her genommen werden müssen; nur dadurch ergibt sich die Abgrenzung von den stets unparteiisch aufs Ganze gerichteten Wissenschaften Soziologie und Kulturhistorie. Man beachte aber, daß diese Einteilungen, wie alle der Wissenschaftslehre, rein begriffliche sind, die eben deshalb notwendig werden, weil die Wirklichkeit des Denkens, namentlich die einzelnen wissenschaftlichen Werke, meist den verschiedensten soziologischen Disziplinen zugleich angehören. Das kann in einzelnen Fällen auf Begriffsverwirrung beruhen, in anderen bringt es die Sache mit sich. Wennn wir zum Beispiel das großartigste Beispiel solcher hilfswissenschaftlichen Soziologie zerlegen, Max Webers drei Bände »Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie« (1920/21), so finden wir zwar überwiegend Sozialhistorie der verschiedenen (protestantischen, chinesischen, indischen, jüdischen) Religionen. Aber hinein verwoben sind systematische (und zwar typologische) Untersuchungen zur Sozialtheorie der Religion, zum Beispiel über Konfession und soziale Schichtung, über die Einwirkung des »Geistes« einer Religion auf den »Geist« der Wirtschaft, über die Soziologie der Sekten und Kirchen, der Weltablehnung überhaupt und der Askese und der Mystik im besonderen, über die Soziologie der Kasten, der Prophetie usw. Endlich enthält dies »Religionssoziologie« überschriebene Werk nicht minder bedeutende und dort angebrachte Ausführungen zur Soziologie des Staates, der Wirtschaft und der Wissenschaft in ihrer Abhängigkeit von den materiellen und ideellen Interessen der sie vornehmlich tragenden Schichten. Andrerseits hat Max Weber in seinen Reden über »Politik als Beruf« und »Wissenschaft als Beruf« (1919) besondere Studien zur Sozialtheorie des Staats und der Wissenschaft, namentlich der Parteien und der Universität, vorgelegt — Denkmäler der ihm eigenen und in solchen Forschungen dringend erforderlichen Unerschrockenheit und Sachlichkeit. Die Soziologie des Parteiwesens ist überhaupt in Deutschland (auf das wir diese Andeutungen beschränken) durch die politischen Verhältnisse in den Vordergrund geschoben; die Soziologie der Wissenschaft wird in dem Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften in Köln namentlich von Scheler gepflegt. Die Soziologie der Kunst hat in Deutschland sowohl die Primitiven wie die schon Überzivilisierten, sowohl in systematischer wie in geschichtlicher Arbeit aufs Korn genommen (Grosse, Hausenstein, Justi, C. Neumann usw.). Die Sprachsoziologie ist noch wenig entwickelt, obwohl die eifrige Erforschung der »Sondersprache« einzelner Klassen und Berufe (Soldaten-, Seemanns-, Studenten-, Verbrechersprache) die soziologische Fragestellung förmlich aufdrängt. Große Schwierigkeiten bietet die Abgrenzung der Wirtschaftssoziologie von der reinen Wirtschaftstheorie; wahrscheinlich wird man (mit Liefmann) jener sehr viel von dem, was heute Wirtschaftswissenschaft im weiteren Sinne heißt, zuteilen müssen, namentlich alle durch den Staat beeinflußten Erscheinungen, so daß für die Wirtschaftstheorie nur rein inneres Verhalten (»Erwägungen«, aber auch Entschlüsse) von Individuen als Gegenstand verbleibt. Das Hauptproblem für die soziologische Forschung auf diesen Gebieten dürfte die Einkleidung der materiellen Interessen der beteiligten

Schichten in ideale Forderungen sein. Es handelt sich dabei um jene Verhältnisse, die die Aufklärung im Auge hatte, wenn sie die Religionen als »Priesterbetrug« kennzeichnete, oder die die Sozialisten meinen, wenn sie (zum Beispiel Anton Menger) die politische Historie, die »Vulgärökonomie«, die Staats- und Sittenlehre für Werkzeuge des Interesses der herrschenden Klassen ausgeben — krasse Übertreibungen, deren freilich bedeutenden Wahrheitskern herauszuschälen eine fruchtbare (wenn auch keineswegs »dankbare«) soziologische Aufgabe bleibt. Muß doch zum Beispiel jedem, der die wissenschaftlichen Kämpfe als Zeitgenosse von innen her miterlebt, die bisherige Wissenschaftshistorie als himmelblaue Legende erscheinen.

IV.

Die weitere Aufteilung der Gebiete dieser Hilfswissenschaften muß dem Fachmann der einzelnen, sich ihrer bedienenden Hauptwissenschaft überlassen bleiben, wie überhaupt aus der logischen Selbständigkeit der Soziologie nur wenig für die damit im Eifer des Gefechts oft verwechselten technisch-akademischen Fragen folgt, etwa die (aus anderen Gründen zu bejahende) Berechtigung eigener soziologischer Lehrstühle mit einer eigenen Fachschulung. Nur über das Verhältnis der Rechtswissenschaft zur Soziologie seien dem Juristen zum Schluß noch Andeutungen gestattet. Ein Überblick über die reiche Verzweigung, die hier die soziologische Forschung aufweist, kann besser als jede Deduktion die Skeptiker hinsichtlich der »Möglichkeit« der Soziologie belehren. Das Wirkliche für unmöglich zu halten, ist das Vorrecht des Ignoranten.

13. Hier ist die Notwendigkeit soziologischer Unterstützung denn auch ganz besonders deutlich. Denn die eigentliche Rechtswissenschaft hat als »dogmatische« Wissenschaft weder den Wert des Rechtes, die Gerechtigkeit, noch seine Wirklichkeit, das »Rechtsleben«, zum Gegenstand; sie überläßt das erste der Rechtsphilosophie und -politik, das zweite der Rechtssoziologie und -geschichte, und betrachtet selber am Recht nur seinen »objektiven« Sinn, seine Bedeutung. Es ist für die Richtigkeit ihres Verfahrens belanglos, ob der von ihr »konstruierte« Sinn eines Rechtssatzes schon vorher in irgendeinem Kopfe durch Gedachtsein Wirklichkeit gewonnen hat oder durch Anwendung und Befolgung betätigt wurde; es ist für die Rechtsbeständigkeit einer Forderung belanglos, ob sie irgendwem bewußt ist, ob sie von irgendwem irgendwo und -wann geltend gemacht wird. Es handelt sich vielmehr für die dogmatische Rechtswissenschaft um ein durchaus ideales »So-Sein« des Rechts, das lediglich durch seine innere Widerspruchslosigkeit Bestand hat. Eben hierdurch bekommt die Rechtswissenschaft ihren »dogmatischen«, »begrifflichen«, »konstruktiven« und darum leicht »lebensfremden« Charakter, und eben deshalb schreit sie — und schreien die von ihr »Betroffenen« — nach dem »lebenden Recht«, nach »soziologischer« Methode. Denn das »Leben« des Rechts ist sein wirkliches Erkannt-, aber auch Verkanntwerden in den Köpfen und seine wirkliche Anwendung, aber auch Abwandlung, durch die Rechtsunterworfenen, und die Erklärung dieses

Lebens kann nur aus dem Leben der Gesellschaft gefunden werden, deren Element es ist. Diese Auffassung des objektiven Rechts wie des einzelnen Rechtsfalles als eines Stücks gesellschaftlicher Wirklichkeit ist die Forderung der »soziologischen Rechtsschule« (Ferri, Ehrlich, Fuchs), die wir, eine Welle in der umfassenderen »freirechtlichen Bewegung«, seit 20 Jahren in ganz Europa fortschreiten sehen; sie bezieht sich auf sämtliche Fächer und Disziplinen der Rechtswissenschaft und ihre Anwendung. Ihre Aufgaben und Methoden habe ich in meiner oben (§ 5) erwähnten Schrift umrissen; ich möchte mich nicht wiederholen und nur auf die kurzen, aber inhaltschweren Bemerkungen Max Webers verweisen, die seine »Rechtssoziologie« enthält (Wirtschaft und Gesellschaft S. 506—8). Die Forderung einer solchen soziologischen Ergänzung der Rechtswissenschaft nach einzelnen Richtungen hin ist freilich schon sehr viel älter.

14. Schon vor einem Jahrhundert forderte durch Savigny die deutsche historische Rechtsschule, daß Rechtsgeschichte als Sozialgeschichte, als bloße »Seite« des Volkslebens aufgefaßt werden müßte — ein schönes Programm, das leider unausgeführt geblieben ist, obwohl die Werke von W. Arnold, Ihering und einiger anderer schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Anlauf nahmen. Die heutige rechtshistorische Forschung steht hierin weit zurück hinter den Forschungen der Kunst-, Wirtschafts-, Staats-, Religionshistoriker, übertrifft freilich diese oft an Zuverlässigkeit und Peinlichkeit der Einzelheiten. Namentlich bleiben die Akten und Urkunden stumm, solange man sie nicht einstellt in den gesellschaftlichen Hintergrund, aus dem sie erwachsen sind und der, weil den Ausstellern selbstverständlich, nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Je mehr sich die Rechtshistorie deshalb, statt auf Schriftsteller und Gesetze, auf die Akten und Urkunden stützt, desto mehr könnte sie Sozialhistorie werden; bisher hat jedoch weder ihre hergebrachte Verwertung für die deutsche Rechtsgeschichte, noch die neuere Einführung der Papyrologie in die Erforschung des antiken Rechts (durch die Mitteisschule), noch die jüngste Erschließung der mittelalterlichen Prozeßakten für die Strafrechtsgeschichte (durch den Verfasser) einen solchen Ertrag gebracht.

15. Für die Sozialtheorie des Rechts war und bleibt das Grundwerk Montesquieus »Esprit des lois« von 1748, in dem versucht wurde, die Abhängigkeit des Inhalts der Rechtsnormen auf Gesetze zu bringen, und zwar der Abhängigkeit von natürlichen wie gesellschaftlichen Bedingungen (Klima, Bodenbeschaffenheit, Volkszahl; Wirtschaftsweise, Volksreichtum, Sitten und Volksgeist). Wir können hier von Rechtsinhaltstheorie sprechen. Ein Nachfolger Montesquieus, Rudolf Ihering, hat demgegenüber eine Rechtsgestaltungstheorie ausgebildet, indem er im »Geist des römischen Rechts« (seit 1852) u. a. eine Theorie des juristischen »Formalismus«, des Zusammenhangs zwischen Kulturfrühzeit und Rechtsförmlichkeit zu geben suchte. Diese beiden Zweige beziehen sich auf einzelne Rechtssätze oder einzelne Gruppen von Rechtssätzen; ihnen tritt die auf das Recht im ganzen bezügliche Rechtsentwicklungstheorie gegenüber. Ihre berühmteste Ver-

treterin ist freilich nur eine romantische Zustutzung der Lehre Montesquieus: die Theorie der historischen Rechtsschule, wonach das Recht ursprünglich unmittelbar (in der Form des Volksrechts) aus dem Volksgeist hervorgehe, später mittelbar (in der Form des Juristenrechts) aus dem Juristenstande als dem »Vertreter« des Volksgeistes. Auch diese Lehre, deren gewaltige Wirkung auf Rechtsbildung und Politik allbekannt ist und noch heute nicht ganz überwunden ist, kann also nur als »rechtssoziologische« begriffen werden.

16. All diese Zweige der Sozialtheorie des Rechts bezogen sich auf das objektive Recht, die Rechtssätze. Es hat sich aber auch eine Sozialtheorie des subjektiven Rechts entwickelt, die es mit der — gesellschaftlich zu erklärenden — Wirklichkeit der subjektiven Rechte und Rechtspflichten zu tun hat. Hier kann entweder die Frage so gestellt werden: inwieweit und in welcher Art machen die Rechtssubjekte innerhalb der ihnen vom objektiven Recht gezogenen Grenzen von ihren Rechten Gebrauch? Oder umgekehrt: inwieweit und in welcher Art verletzen die Rechtssubjekte die ihnen vom objektiven Recht auferlegten Pflichten? Auf die letztere Frage antwortet die »Soziologie des Unrechts« oder die Kriminalistik, auch »Kriminologie« genannt; auf die erstere eine Soziologie des subjektiven Rechts, die man die Legalistik oder Soziologie des legalen Verhaltens, auch Rechtstatsachenforschung, nennen könnte. Das Hilfsmittel ist in beiden Fällen die juristische Statistik, die in allen Ländern ganz erhebliche Summen und Arbeitskräfte verschlingt; doch ist die »Justizstatistik« überall weit weniger entwickelt als die blühende, wenn auch längst nicht genügend verwertete »Kriminalstatistik«.

17. Dem entspricht denn auch der zurückgebliebene Zustand der Legalistik, die sich kaum irgendwelcher Förderung durch die Dogmatiker des Privatrechts zu erfreuen hat. Außer von den verdienstvollen Forschungen von Eugen Ehrlich zum »lebenden Recht« und von Nußbaums »Rechtstatsachenforschung« ist hier wenig zu berichten; die letztere enthält übrigens großenteils nicht Sozialtheorie, sondern Sozialhistorie der jüngsten deutschen Vergangenheit (»Gegenwart«). Und doch sollte man meinen, wer jahraus jahrein über eheliches Güterrecht oder Handelsgesellschaften oder Rechtsmittel im Prozeß vorträgt, müßte den Wunsch haben, zu wissen, von welchen Bevölkerungsschichten die einzelnen Güterrechtsformen bevorzugt, für welche Unternehmungen die einzelnen Gesellschaftsformen erkoren, in welchen Streitsachen Berufungen eingelegt werden usw. Die »praktische Erfahrung« ist hier, wie überall, zwar unentbehrlich, aber ungenügend.

18. Im Strafrecht, dem methodisch am sorgfältigsten durchgepflügten, freilich auch kleinsten Sondergebiet der Rechtswissenschaft, ist die soziologische Forderung weit besser befriedigt. Hier haben wir eigene »kriminalistische« Vorlesungen, Institute, Zeitschriften, Kongresse. Hier ist freilich auch die Spannung zwischen Recht und Rechtsverwirklichung am größten und besteht ein dringendes und augenfälliges Interesse: die Welt des Verbrechens zu erforschen. Wir können hier eine Lehre von den Formen und eine von den Ursachen des Verbrechens unterscheiden. Die erstere ist

offenbar von größter Bedeutung für die Strafverfolgung: wie kann man die Verbrecher verfolgen, ohne zu wissen, wie sie leben, reden, »arbeiten«? Hiermit befaßt sich die — im einzelnen reich gegliederte — »Kriminalistik« im engeren Sinne; ihr Hauptvertreter war der unlängst verstorbene Hans Groß in Graz, die Zahl der Mitarbeiter, namentlich unter den Strafverfolgungs- und Vollstreckungsbeamten, ist sehr groß. Die Lehre von den Ursachen des Verbrechens wird »Kriminalätiologie« genannt; je nachdem sie die Ursachen in den körperlichen, seelischen oder gesellschaftlichen Eigenschaften des Verbrechers sucht, spricht man von Kriminalanthropologie, -psychologie, -soziologie. Hier geht uns nur die Kriminalsoziologie an. Ihre Heimat ist Italien, ihr bedeutendster Vertreter der auch als sozialistischer Politiker bekannte Enrico Ferri (seit 1879). Von Italien aus hat diese Richtung unter Ablegung mancher Verstiegenheiten in allen romanischen Ländern, auch der neuen Welt, festen Fuß gefaßt. Sie wirkte mittelbar auch, auf dem Umweg über Österreich, in Deutschland, in der germanischen und slawischen Welt; hier wurde bahnbrechend Franz v. Liszt, dessen österreichischer Landsmann und Lehrer Wahlberg sich schon früher ähnlichen Fragen zugewandt hatte. Sie ist namentlich dadurch bedeutsam, daß sie die theoretische Grundlage einer neuen Strafrechtspolitik, derjenigen der sogenannten »soziologischen Strafrechtsschule«, geworden ist. Diese lehrt, daß die Strafe nicht Vergeltung ist für begangenes Unrecht, gemessen am Grade der Verschuldung, sondern Sicherung der Gesellschaft gegen zukünftiges Unrecht, und demgemäß angepaßt sein muß der Gefährlichkeit des Täters. Es ist die Auffassung, die in den letzten Jahrzehnten, wie alle Strafgesetzbücher und Entwürfe beweisen, von Erfolg zu Erfolg geschritten ist. Den höchsten Triumph hat sie in dem hauptsächlich von Ferri verfaßten amtlichen italienischen Strafgesetzentwurf von 1921 gefeiert.

Es ist kein Zufall, daß mit diesem kühnen — um nicht zu sagen: verwegenen — Werk soziologischer Erkenntnis Italien einen unscheinbaren, aber bedeutungsvollen Schritt verbunden hat, zu dem, so viel ich weiß, ein großes Kulturvolk sich noch nie verstanden hatte: es hat Text und Begründung nicht nur in der einheimischen Sprache veröffentlicht, sondern auch in französischer, englischer und deutscher, um so die internationale Erörterung dem Vaterlande nutzbar zu machen. Kein Zufall — denn mehr als jede andere Kulturwissenschaft hat schon bisher die Soziologie auf den internationalen Charakter der Wissenschaft den größten Wert gelegt. So ist es denn auch wiederum die Soziologie, die, als erste Kulturwissenschaft seit dem Kriege, zu einem wahrhaft internationalen Kongreß einlud, der unter reger Beteiligung deutscher Forscher im Herbst 1921 in Turin stattgefunden hat. Es ist die menschlich schönste Aufgabe der Soziologie, auch in dieser völkerverbindenden Arbeit ihren »synthetischen« Charakter zu bewähren.

4.

Freiheit vom Worte.

Von

Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld, Hamburg.

Inhaltsverzeichnis.

Nationalökonomische Erläuterung.

1. Als »Allwirtschaftslehre« ist weder eine neue Wissenschaft gemeint, noch soll es ein neuer Name sein für die Nationalökonomie. Es handelt sich auch nicht um diese Wissenschaft als Ganzes, nur um ihre Theorie. Es gilt, nationalökonomische Theorie vom Boden einer ganz anderen Grundauffassung aus zu treiben, vom Boden jener nämlich, die ich die »allwirtschaftliche« nenne. Dieser Name, das wird sich zeigen, hebt den Gegensatz zur herkömmlichen Grundauffassung bloß in einseitiger Weise hervor. Auch so aber dient das Neuwort zum sprachlichen Symbol der Forderung, daß sich die nationalökonomische Theorie von Grund aus läutern soll. Wie sich daraufhin ihr Inhalt gestaltet, inwiefern er sich um bestimmte Theoreme bereichert, ob daneben eine Ausmerzung von Scheinproblemen eintritt, mag vorläufig dahinstehen. Jedenfalls geht aus der veränderten Grundauffassung eine neue Haltung der Theorie hervor. Nationalökonomische Theorie von dieser neuen Haltung, das verstehe ich unter Allwirtschaftslehre.

Wird aber der Theorie einer Wissenschaft eine andere Grundauffassung zugemutet, stülpt dies nicht die ganze Wissenschaft um? Wenn es auch sonst zuträfe, hier liegen die Dinge seltsam anders. Neu ist diese Grundauffassung bloß für die Theorie, keineswegs für die Wissenschaft als Ganzes. In der Nationalökonomie sondert sich eben die Theorie von dem weit überwiegenden Rest der Wissenschaft in einer ganz eigentümlichen Weise ab. Gerade in Sachen der Grundauffassung ist die nationalökonomische Theorie hinter ihrer eigenen Wissenschaft nachweislich zurückgeblieben; sie ist rückständig geworden. Nun soll sie aufholen. Nichts anderes ist der Sinn der Forderung, daß sich diese Theorie zur Allwirtschaftslehre läutere. Man sieht, die Wissenschaft als Ganzes gerät darüber keineswegs aus den Fugen; umgekehrt, ihr Gefüge wird ins rechte Lot gerückt.

Allein, eine Wissenschaft denkt man sich doch mit ihrer Theorie aufs innigste verflochten; da bedarf es schon ausnehmender Verhältnisse, ehe ein solcher Zwiespalt in der Grundauffassung einreißen kann. Denkbar bleibt überhaupt nur der Fall, daß sich die Theorie förmlich eingekapselt hätte, als ein Spezialgebiet der Wissenschaft, um das sich die übrigen Gebiete gar nicht weiter scheren. Aufs Haar so liegt es aber in der Nationalökonomie. So gut wie vollständig mangelt es bislang an inneren Beziehungen zwischen Theorie und Empirie in dieser Wissenschaft. Beides führt ausgesprochen sein Eigenleben, geht seine Wege für sich. Verständlich ist dies schon aus dem Werdegang dieser Wissenschaft; darauf soll ein flüchtiger Blick noch fallen. Der letzte Grund wurzelt in der eigentümlichen Art, in der die National-

ökonomie eine Erfahrungswissenschaft ist. Erfahrung schöpft sie aus dem, was uns alle als Alltag umgibt, was also jedermann in irgendeinem Grade schlechthin bekannt ist; daher auch meine einstige Kennzeichnung dieser Wissenschaft als »Erkenntnis des Bekannten«. Daraufhin eröffnen sich ihr zwei gesonderte Wege der Erfahrung: die gemeine Erfahrung, wie ich es damals nannte, und die Erfahrung im Wege wissenschaftlich festgestellter Tatsachen. Schlägt nun die Theorie einseitig den Weg der gemeinen Erfahrung ein — ein Theoretiker vom Range Friedrich v. Wiesers hat sich ausdrücklich dazu bekannt —, während die Ausbeute der aus der Gegenwart und Vergangenheit der Wirtschaft feststellbaren Tatsachen ausschließlich den empirischen Gebieten der Wissenschaft überlassen bleibt, dann allerdings können sich Theorie und Empirie weitab voneinander entwickeln, selbst bis zu völliger Entfremdung zwischen beiden, schon in der Grundauffassung. Ohnehin steht ja die gemeine Erfahrung auch dem zu Gebote, der in Tatsachen forscht; er vermag also Theorie dieses Ursprunges jederzeit für seinen eigenen Bedarf zu improvisieren, und so hält er sich erst recht unabhängig von der zünftigen Theorie. Aber alle diese Dinge erheischen doch ein näheres Eingehen auf den Sachverhalt.

2. Bekanntlich zerfällt die Nationalökonomie ganz ausgesprochen in einen theoretischen Teil und in eine große Zahl empirischer Gebiete, woran sich erst noch mancherlei technische Anhängsel knüpfen. Davon ist der theoretische Teil, also die theoretische Nationalökonomie, vornehmlich in der Nachfolge der »klassischen« Schule aufgewachsen, im Geiste einer »Güterlehre«, einer Theorie der Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion der Güter. Diese theoretische Nationalökonomie entfaltet sich zu einer Unzahl engerer »Lehren«; so »vom Werte«, »vom Preise«, »vom Kapital«, »vom Zins«, »von der Rente«, »vom Lohne«, »vom Einkommen«, »von der Produktivität«, »vom Gelde« usw.... Alle diese verschiedenen »Lehren« aber sind mehr oder minder ausgeartet in Zerfahrenheit und Zerstrittenheit, und nachweisbar mußte es so kommen, solange man nationalökonomische Theorie nur vom Boden der herkömmlichen Grundauffassung aus zu treiben weiß. Kein Wunder, wenn daraufhin — und schon seit einigen Jahrzehnten, namentlich vom Methodenstreit Menger-Schmoller her — die theoretische Nationalökonomie steigend sich selber zum Problem geworden ist, zu einer brennenden Frage hinsichtlich ihres Sinnes, ihres Berufes, ihrer ganzen Haltung überhaupt. Auch ich habe vor zwanzig und mehr Jahren eine recht einschneidende Kritik an der herkömmlichen Art geübt, Theorie zu treiben. Gleich vom Beginn an verfocht ich die Ansicht, daß der Nationalökonomie nicht mehr, wie es so oft versucht wurde und immer wieder versucht wird, durch eine »Revision der Grundbegriffe« zu helfen wäre; sitzt doch gerade in diesen »Grundbegriffen« der Wurm. Nur eines hilft: eine »Revision des Grundbegreifens«!

Dies nun läuft auf resoluten Auswechsel der Grundauffassung hinaus, um endlich auch in der Theorie Schritt zu halten mit der sonstigen Entwicklung unserer Wissenschaft. Das Verdienst an dieser Entwicklung gebührt

der Empirie, der Forschung in Tatsachen. Wie überaus viel die Nationalökonomie ihrer Empirie verdankt, das spiegelt sich schon äußerlich in ihrem gewaltigen Wachstum. Über dem Ausbau ihrer empirischen Gebiete hat sich die Nationalökonomie zu einem ganzen Bündel von Fachwissenschaften entfaltet, von denen jede für sich wieder in die Breite und Tiefe gediehen ist. Ihrem Umfang und der Fülle ihres Inhaltes nach sucht unsere Wissenschaft daraufhin wahrlich ihresgleichen. Zugleich aber verschob sich ihr geistiger Schwerpunkt bald nach der Empirie hin. Daran ändert auch jener oberflächliche Eindruck nichts, dem die allgemeine Meinung stets wieder erliegt; für diese verharrt ja die Theorie auch dann im Vordergrund und wird für das Hauptstück der Wissenschaft genommen, wenn sie doch nur einer täuschenden Fassade gleichkommt, ohne jeden organischen Zusammenhang mit dem mächtigen Bauwerk dahinter. So ist es aber tatsächlich um die nationalökonomische Theorie von heute bestellt. Sie ist des Anspruchs verlustig gegangen, den jede Theorie einer reifen Wissenschaft erheben darf: vornehmlich von sich aus der Empirie die Ziele zu setzen und die rechten Wege zu weisen, unbedingt aber das letzte Wort der Erkenntnis zu sprechen, über die Ergebnisse der Empirie noch hinaus. Von solcher Führung und geistigen Obergewalt der nationalökonomischen Theorie ist heute nichts zu spüren. Einseitig gehorchen die empirischen Gebiete den herrischen Anregungen des Lebens selber. Nur von da her gestalten sie ihr reiches Eigenleben aus und nehmen im übrigen selbstherrlich ihre Entwicklung, ohne Acht und Rücksicht darauf, was nebenher in der Theorie getan und unterlassen wird. So konnte es auch kommen, daß sich die Forschung in Tatsachen für ihren eigenen Teil eine Grundauffassung zu erarbeiten wußte, weitab von jener, an der die Theorie durchschnittlich immer noch festhält.

Von der Grundauffassung, wie sie in der reifen Empirie unserer Tage lebt, der Theorie förmlich zum Trotz, war schon zu sagen, daß sie durchaus in Einklang stünde mit jener, die ich die allwirtschaftliche nenne. Übrigens erfolgt diese Nennung, die mir aus Gründen der klaren Stellungnahme geboten erscheint, erst hinterher. Denn vertreten habe ich eine grundsätzlich gleiche Auffassung bereits im Vollzuge meiner damaligen Kritik, besonders in der erkenntniskritischen Schrift »Die Herrschaft des Wortes«. Schon damals war hervorzuheben, daß ich mich bei meinem scharfen Angriff auf die Theorie völlig in einer Linie mit der Empirie weiß. Es ist mir aber keineswegs darum zu tun, die Empiriker zu Kronzeugen für die Richtigkeit meiner Ansicht zu pressen. Vielmehr genügt hier der schlichte Hinweis auf jenen Einklang der Auffassungen. Hat doch dieser Hinweis überhaupt nur den Sinn, darzutun, daß ich mir bewußt bin, ganz und gar nichts Neues zu vertreten, und daß mir jeder Anspruch fremd bleibt, »grundstürzend« in unsere Wissenschaft einzugreifen. Die Theorie hinkt einfach dorthin nach, wohin sich die Empirie längst schon durchgearbeitet hat; das ist alles.

3. In der Welt der wirtschaftlichen Tatsachen majorisiert die gewordene Vergangenheit allemal die werdende, die Gegenwart. Dort aber, wo der Stoff

so viel reicher sich darbietet, in der weithin sich dehnenden Vergangenheit, dort bewegt sich auch der geistige Blick freier, weniger gebunden an Interessen, nicht so beengt durch das Allzunahe. Dies hat der Wirtschaftsgeschichte die Vorhand eingeräumt, so daß vornehmlich sie die fragliche Auffassung zu erarbeiten wußte; Wirtschaftsgeschichte nicht als Abart der Geschichte gemeint, sondern als vollwertig nationalökonomische Forschung. Sie ist uns wahrhaft zum Lehrgang geworden, Wirtschaft richtig zu sehen als einen Tatbestand des Lebens, und richtig auch als Problem zu sehen. So tritt uns vor allem aus den reifsten der wirtschaftsgeschichtlichen Leistungen die fragliche Auffassung klar entgegen. Es ist überhaupt nur diesem angeblichen »Historismus« zu verdanken, wenn sich jene Auffassung seither auch in einer steigenden Zahl der Arbeiten durchsetzt, die von der Gegenwart des Wirtschaftslebens handeln. Und sie setzt sich, in hellem Gegensatz zur durchschnittlichen Haltung der Theorie, sogar bis in diese hinein durch; mindestens gilt dies für einzelne Gipfelleistungen, so für Georg Friedrich Knapps »Staatliche Theorie des Geldes«, für Alfred Webers »Industrielle Standortslehre«.

Offenbar klärt sich diese Auffassung so recht erst bei der vollen Reife des fachlichen Denkens ab. Ihr erstes Aufkeimen jedoch reicht weit in die Vergangenheit zurück. Im Grunde ist der Hang nach dieser Auffassung ebenso alt wie der wissenschaftliche Sinn in der Nationalökonomie. Ihre Keime ließen sich ohne Zweifel noch weit vor den »Klassikern« nachweisen. Unter diesen hätte Adam Smith, wäre es auf den tieferen Gehalt seines grandiosen Werkes angekommen, die Ausreife gewaltig fördern können. Aber leider vollzog sich die weitere Entwicklung weniger im Lichte als im Schatten seiner Leistung. Schale Wortgläubigkeit war sofort dahinterher; ein bloßes Fortspinnen begann, und nicht etwa der vielen Ansätze zu reifster Theorie, nein, ein kleinliches Fortspinnen ausgerechnet nur von dem, was sich dieser Kenner des Lebens von richtigen Gemeinplätzen her und sozusagen nur für den eigenen Gebrauch als Theorie zurechtlegte, mit der leichten Hand dessen, der wirkungsvoll fürs Leben schreiben will, nicht aber verantwortungsvoll für die Lehre. So hat man dieses urgewaltige Buch, die unerhört erfolgreiche Streitschrift für die Neuwirtschaft von damals, als ein Lehrbuch auszubuchstabieren sich nicht gescheut. In der weiteren Folge davon ist unsere Wissenschaft mit dem Wasserkopf der »klassischen« Schule aufgewachsen. Auch schon David Ricardo krittelte buchstabierend an Smith herum. Seinem überlegen scharfen Geiste stand freilich mehr als »gemeine« Erfahrung zu Gebote. Immerhin, und das entschied für die Epigonen, schon er erhob das einseitige Ausschlachten der gemeinen Erfahrung zum Forschungsprinzip der nationalökonomischen Theorie. Ricardo verhalf einer Wissenschaft, die tatsachenhungrig wie keine ist, bereits zu einem Zeitpunkt, als ihre eigentliche Tatsachenbasis noch überaus schmal war, zu einer ganz verfrühten Reife ihrer Theorie. Diese Reife ging natürlich nicht unter die Oberfläche; aber für den Eindruck auf die Zeitgenossen genügte auch dies, in der verhängnisvollsten Weise. Von da ab lag unsere Theorie an der

Kette ihrer »Grundbegriffe«, gefangen in der »klassischen« Auffassung. Weil sie ausschließlich aus der gemeinen Erfahrung schöpfte, war sie ein Gebiet ganz für sich geworden; sie blieb wie von einer chinesischen Mauer umzogen, jedoch in verkehrtem Sinn: im Innern eitel Kampf der wortverhetzten »Theorien«, während draußen, ganz ungestört davon, die Forschung in Tatsachen an der eigentlichen Erkenntnis arbeitet. Man gehe die Reihe der Wissenschaften hin und her durch, dieses Verhältnis findet sich kein zweites Mal.

In der Folge konnte es nur im Widerspruch zur »klassischen« Schule geschehen, daß die fragliche Auffassung aus ihren Keimen schlüpfte. Solange aber dieser schöpferische Widerspruch in einer Theorie stecken blieb, die abermals nur auf gemeiner Erfahrung beruhte, wie etwa bei den »Romantikern«, war nicht viel erreicht; der vorzeitigen Reife war bloß eine verfrühte Opposition gemacht. Ungleich mehr hat Friedrich List ausgerichtet durch die Vehemenz, mit der er gleichsam das Wirtschaftsleben selber gegen dessen theoretische Verkennung zum Kampfe aufrief. Die entscheidende Wendung trat erst ein, als eine bewußt lebensvollere Auffassung der Wirtschaft als ein Programm aufgestellt wurde, dem in der Folge auch seine Erfüllung beschieden war durch das Aufblühen der Empirie in unserer Wissenschaft, durch eine methodische Pflege der Forschung in Tatsachen! Diese hatte ja nie ausgesetzt, der Faden war nie gerissen. Nun, in der Hochflut empirischer Leistungen, während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — das Beispiel der gewaltigen Schriftenreihe des »Vereins für Sozialpolitik« sagt hier das Beste —, gedeiht die Auffassung, die alle Wirtschaft richtig als Leben zu packen sucht, endgültig zur Reife! Wilhelm Roscher, der selber in theoretischen Dingen von naivster Wortgläubigkeit umfangen blieb, hat eigentlich nicht viel mehr als den äußeren Anstoß dazu gegeben. Den Geist steuerte Bruno Hildebrand bei, vor allem aber mein alter Lehrer Karl Knies. Sein »schlecht geschriebenes« Jugendwerk — allerdings taumelt und stolpert da der Ausdruck über die Fülle der Gedanken — trägt wohl das Hauptverdienst daran, wenn sich die deutsche Nationalökonomie gleich in ihrem eigenen Bereich zu jener Läuterung durchrang, die anderwärts ganz andere und krumme Wege einschlagen mußte. Um es vorgreifend anzudeuten: Soziologie, als »Forderung«, hat sich bei uns zuerst in der Nationalökonomie selber durchgesetzt, in deren empirischen Teilen, unbekümmert um die rückständige Theorie; während in anderen Ländern das Schwergewicht einer orthodoxen Theorie dazu führte, daß sich Soziologie bloß neben der Nationalökonomie gestalten konnte, gleich als gestempelte Soziologie auftretend. Dies verschuldet zwar den Schein unserer angeblichen »Rückständigkeit« in Soziologie; letzten Endes bedeutet es doch einen Vorsprung. Er verriet sich ja bisher schon in der werbenden Kraft der deutschen Nationalökonomie geläuterter Auffassung — in bezug auf diese ist der Ausdruck »historische Schule« ein durchaus schiefer; gibt er doch den bloßen Weg, den die Läuterung notgedrungen einschlagen mußte, für die Sache aus. Der Gang, den es bei uns nahm, ist aber auch verheißungsvoll für die Zukunft. An der orthodoxen

Theorie der Romanen und Angelsachsen droht alle ihre Soziologie dauernd abzuprallen: der Versuch, in dieser Form die Theorie zu läutern, müßte ja als ein unzulässiger Eingriff von außen empfunden werden. Bei uns erledigt sich das Gleiche zwanglos als eine häusliche Angelegenheit der Nationalökonomie; sie selber rechnet einfach mit der rückständigen Auffassung ihrer Theorie ab. Da wird nur in eigener Sache das Schiefe gerade gebogen.

Bei einem bloßen Hinweis darauf, wie sich in der Nationalökonomie, ihrer eigenen Theorie zum Trotz, jene lebensvolle Auffassung durchgerungen hat, kommt das Besondere einzelner Fälle unmöglich zu seinem Recht. Geschweige, daß sich auch die ganz absonderliche theoretische Stellung einzelner, zum Beispiel Albert Eberhard Schäffles, zureichend würdigen ließe. Er hat unstreitig für die Theorie nach einer tieferen Grundauffassung gerungen. Es ist aber klar, eine eingerottete Grundauffassung läßt sich nicht so eins zwei über den Haufen rennen, ohne daß Erkenntniskritik eingreift. Ihr fällt die Aufgabe zu, den herkömmlichen Gedankengang überall dort aufzulockern, wo er im geheimen seine falschen Ruhepunkte findet.

An Erkenntniskritik gebricht es auch jenem unvergleichlichen Werke, mit dem Gustav v. Schmoller den zünftigen Theoretikern ins Handwerk des Lehrbuchs gepfuscht hat. Darum setzt er sich mit der Theorie ganz wie von gleich zu gleich auseinander. Und doch offenbart sich an diesem Buche wie nie zuvor die Kluft zwischen den zwei Grundauffassungen: zwischen der rühmlich erarbeiteten und jener unrühmlich ererbten, die heute noch im breiten Durchschnitt ganz so festgehalten wird wie einst, als sie beim naiven Einsatz der Theorie das notwendige Übel war. Freilich, der Verzicht auf Erkenntniskritik ist bei einem Buch eher verständlich, hinter dem die Summe der Forschung in Tatsachen steht; deren Ergebnisse wissen für sich selber zu sprechen. Nur fehlt es bei Schmoller auch da an der letzten theoretischen Zuspitzung. Man kann unseren Empirikern ihre Abneigung gegen Theorie von der heute noch durchschnittlichen Sorte gewiß nachfühlen. Aber ein Lehrbuch gleichsam ohne Theorie, übertreibend gesagt, das kann die Mission für sich allein nicht erfüllen, die ihm bei seinen sonstigen Qualitäten zufiele. Es bricht wohl der geläuterten Auffassung kraftvoll Bahn, unterhöhlt die Grundlagen der herkömmlichen Theorie. Dennoch bleibt diese daneben aufrecht, im falschen Schein, schlechthin die nationalökonomische Theorie vorzustellen, trotzdem schon ihre Zeit so offenkundig abgelaufen ist. Was aber fallen will, das soll man stoßen. Den Stoß selber muß Erkenntniskritik führen. Diese wird sich freilich nur dann endlich durchsetzen, sobald ausführende Theorie hinter ihr steht, getragen von der geläuterten Auffassung. Hier schreibe ich gleichsam nur das Vorwort dazu.

4. Nennt man die Auffassung, durch die sich die nationalökonomische Theorie läutern soll, die allwirtschaftliche, die geläuterte Theorie dann Allwirtschaftslehre, so hebt dies nicht den eigentlichen Wandel hervor, der sich hier vollziehen soll, mehr nur einen einzelnen Erfolg davon. Was sich im letzten Grunde dabei wandelt, wird erst in der Folge absehbar: es soll die »Wortgebundenheit« der herkömmlichen Theorie überwunden werden, zu-

gleich das »Güterselige«, das »Unsoziologische« ihrer Haltung. Jener einzelne Erfolg aber beruht darin, daß die geläuterte Theorie im Verbande ihrer Wissenschaft spezifisch mehr zu leisten vermag als die herkömmliche. Kurz gesagt, besitzen wir vorläufig nur eine Theorie der Wirtschaft von heute: eine Theorie aber, die gerade infolge dieser Einschränkung selbst ihrem engen Vorwurf nicht gerecht wird. Was also nottut, ist eine Theorie, die ausdrücklich auch der Wirtschaft von heute darum besser beikommt, weil sie einfach der Erfassung aller und jeder Wirtschaft gewachsen bleibt, wie immer auch das Wirtschaftsleben seinen Formen nach geartet war und wäre. Eine Theorie, solcher Leistung fähig, darf sich wohl Allwirtschaftslehre nennen.

Dem Namen »Allwirtschaftslehre« wird hoffentlich die Mißdeutung erspart bleiben, als ob da ein »Inbegriff« gemeint wäre, der sowohl »Volkswirtschaftslehre« wie auch »Weltwirtschaftslehre« und »Privatwirtschaftslehre« umspannt. Es ist bedenklich genug, drechselt man wie hier aus einem imposanten Ganzen und zweien seiner zahlreichen Teile eine ebenmäßige Reihe, um sich daraufhin zu gewöhnen, daß man eine Wissenschaft von diesem Range in einem Atem nennt mit der Zusammenfassung einiger ihrer empirischen Spezialgebiete auf der einen und mit einem ihrer technischen Annexe auf der anderen Seite; handelt es sich bei der »Privatwirtschaftslehre« im Kerne doch um die Kunstlehre vom unternehmungsweisen Erwerb, also um Unternehmungsführungslehre, die man natürlich nicht mit ihrer eigenen Hilfstechnik, Buchhaltungslehre usw. verwechseln darf. Dieses Nebeneinanderstellen mag vom Standpunkte des Lehrbetriebes noch hingehen, bei dem man auch mit praktischen Interessen zu rechnen hat, und so zum Beispiel auch mit dem sehr erheblichen Belang von engeren Berufslehren des modernen Geschäftslebens. Theoretisch aber läßt sich eine Reihe überhaupt nicht ernst nehmen, die schlankweg nebeneinanderstellt, was in der verwickeltsten Weise ineinander hängt. Der Gipfel wäre nun mit jener widersinnigen Deutung des neuen Namens erstiegen: Allwirtschaftslehre als »Inbegriff der drei Wissenschaften von der Wirtschaft«.

Für unsere Wissenschaft selber, da ziehe ich doch den Namen »Nationalökonomie« allen anderen vor, weil er nachgerade zu einer bloßen Wortmarke verflacht ist, ohne daß man seinem eigenen Sinn noch viel Gehör schenkt. Anders schon beim Namen »Volkswirtschaftslehre«. Wie es in dieser Verdeutschung um so deutlicher anklingt, engt dann ihr Name den Vorwurf unserer Wissenschaft ausdrücklich ein. Weist doch das Wirtschaftsleben wohl heute und bei uns, aber nicht zu allen Zeiten und überall die Sozialform der »Volkswirtschaft« auf. Mittelbar stellt daher jener einengende Name die Nationalökonomie als eine Art »Gegenwartswissenschaft« hin. Ganz so faßt es auch die landläufige Meinung über die Nationalökonomie auf. Daher erblickt man in der sogenannten Wirtschaftsgeschichte nur eine bloße Ergänzung der Nationalökonomie, zu der ihr angeblich die Geschichtswissenschaft verhilft. Gerade darüber ist nun unsere Wissenschaft in schöpferischer Tat längst zur Tagesordnung übergegangen. Was da als Wirtschafts-

geschichte erwuchs, ist auch nur empirische Nationalökonomie, mit ihren Problemen aber auf Vergangenes eingestellt. Zwar wird niemand blind für das vorwaltende Interesse sein, das wir als Lebende dem Leben um uns entgegenbringen, dem wir selber verflochten bleiben. So ruht auch für die wissenschaftliche Arbeit in der Nationalökonomie der Ton stets auf dem heutigen Wirtschaftsleben; und die Art, wie sie dieses geistig zu bewältigen vermag, wird allemal der Gradmesser ihres Erfolges sein. Aber diese Tatsachen des praktischen Interesses erschüttern nicht im mindesten das grundsätzliche Verhältnis: als Erfahrungswissenschaft steht die Nationalökonomie vor dem Tatbestand des Wirtschaftslebens überhaupt, einem gewaltigen Strom erlebter Wirklichkeit. Eitel Bewegung bleibt ja auch das Gegenwärtige, nicht bloß dem Stoff nach, als Geschehen; auch als Gestaltung dieses Stoffes besagt das Wirtschaftsleben etwas durch und durch Gewordenes, das auch nie aufhört, ein Werdendes zu bleiben. Zeitliche und örtliche Grenzen sind jedenfalls dem Vorwurf unserer Wissenschaft grundsätzlich nicht gezogen. In diesem Geiste versuchte ich einst die Nationalökonomie auch zu kennzeichnen, an der Hand bewußt unaufgelöster Begriffe und in roher Annäherung bloß, als die »Erfahrungswissenschaft vom Alltagsleben aller Zeiten und Völker«.

Man könnte mich nun fragen, weshalb ich nicht gleich den Namen unserer Wissenschaft umgeändert wissen will, aus »Volkswirtschaftslehre« in »Allwirtschaftslehre«; das wäre sie doch, meiner Auffassung nach. Gewiß ist sie das, ihrer eigenen Theorie herkömmlicher Haltung zum Trotz; und sie ist Allwirtschaftslehre nicht bloß im Grundsatze, sondern ausdrücklich auch der tatsächlichen Auffassung nach, soweit diese in der Empirie lebt, im markigen Großteil der Wissenschaft. Aber gerade dies hält mich von der Neubenennung ab. Ich würde es ja begrüßen, wenn mehr Einheit im Gebrauch des zureichend abgegriffenen Namens »Nationalökonomie« zustande käme, auch auf Kosten der krankhaften Neubildung »Sozialökonomik«. Dagegen erschiene es mir recht müßig, an einer einmal so eingebürgerten Bezeichnung zu rütteln. Wozu? Nur um der Wissenschaft auch noch im Namen aufzudringen, was sie in der Sache zum besten Teile längst schon errungen? Da bleibt es meine Anschauung, daß einer Wissenschaft, die sich selber gefunden hat, gar nichts gleichgültiger sein kann als ihr eigener Name.

5. Bloß der nationalökonomischen Theorie halse ich den Namen »Allwirtschaftslehre« auf, unter dem Vorbehalt ihrer Läuterung. Übrigens auch ihr nur vorübergehend. Je früher sich das Neuwort wieder entbehrlich machen würde — hätte sich nur erst die so benannte Auffassung auch in unserer Theorie überwiegend durchgesetzt, wären Theorie und Empirie nur erst glücklich im Geiste geeint, dürfte also die »allwirtschaftliche« als die nationalökonomische Grundauffassung schlechtweg gelten —, je früher mithin dieser Name als Streitruf im Kampfe schon seinen Dienst getan und abdanken könnte, um so besser! In der Zwischenzeit aber ist diese Nennung für die Theorie sicher nicht gleichgültig. Die nationalökonomische Theorie, im Durchschnitt, hat sich ganz und gar noch nicht selber gefunden. Im Gegenteil, sie hat sich

innerlich verloren, an eine Einzelheit des großartigen Vorwurfes unserer Wissenschaft, an einen vereinzelten »Fall« von Wirtschaft, nämlich an das »heutige« Wirtschaftsleben! Wahrhaft innerlich verloren. Es ist nicht an dem, daß sich der Inhalt der herkömmlichen Theorie darin erschöpft, ein Gedankenbild zurecht zu zimmern ausschließlich von der heutigen Wirtschaftsweise, sagen wir von der »Erwerbswirtschaft« — alle wirtschaftliche Selbstbehauptung ist heute Erwerb von Einkommen, und beim unternehmungsweisen Erwerb die Aktivität der Wirtschaft. Auf das Besondere dieser Wirtschaftsweise, das ist das Bedenkliche, hat sich die Theorie gleich von Grund aus festgelegt. Daraus erwachsen für die Denkbewegung in der herkömmlichen Theorie geheime Bindungen; geheim, weil sich der Theoretiker ihrer gar nicht bewußt ist. So denkt er gleichsam zwangsläufig in der Ausrichtung auf das geschichtlich Zufällige der »Erwerbswirtschaft«. Was da unterläuft, darf man nicht so ausdrücken, als bediene sich diese Theorie eines Begriffsapparates, der »auf die Erwerbswirtschaft zugeschnitten» wäre. Entscheidend sind dafür allerdings die sogenannten »Grundbegriffe«. Diese aber, das wird noch klarer, legen das Denken keineswegs auf bestimmte Begriffsinhalte fest, sondern auf bestimmte Probleme. Und so enthüllen sich jene Bindungen darin, daß die herkömmliche Theorie — kraft der Gewalt von problemvertretenden Worten — eingebunden bleibt in eine auf die »Erwerbswirtschaft« zugeschnittene Problematik! Offenbar fällt es der allwirtschaftlichen Auffassung als Aufgabe zu, der Theorie herauszuhelfen aus dieser fatalen Verstrickung ins »Erwerbswirtschaftliche«.

Es ist klar, wie böse sich die Erkenntnis verzerren muß, wenn die Theorie, wider Willen und Wissen, an jedes beliebige Wirtschaftsleben immer nur die einseitig der »Erwerbswirtschaft« abgesehenen Probleme heranbringt; oder, falls man dieses Klischee vorzieht, wenn die Theorie über Wirtschaft überhaupt bloß in erwerbswirtschaftlichen Kategorien zu denken vermag. Zum Beispiel also, daß sie überall nur das tauschmäßige Größenspiel einzelner Handlungen vor sich sieht, die immerzu auf Tauschgewinn, ob nun in »Geld« oder »Wert«, ausgerichtet ablaufen, in ihrer Vereinzelung stets wieder nach »Nutzen und Kosten« beurteilt, usw. Gleichwie Faust Helena in jedem Weibe, erblickt die herkömmliche Theorie Erwerb in jeder Wirtschaft. Die Rolle des Zaubertränkleins spielt hier die Auffassung der »klassischen« Schule. Von ihr kommt ja die Theorie auch dann nicht los, sobald sie den »Klassikern« im Äußeren widerspricht; denn ob man nun zum Beispiel »objektiv« oder »subjektiv«, wie es so schön auseinandergehalten wird, die Entscheidung über das Größenspiel der Handlungen im Tausche fallen sieht, das verschlägt auch nicht das mindeste, solange man eben stets wieder die vereinzelten Handlungen gegeneinander im Spiele wähnt. Dort zum Beispiel, wo der Tausch fehlt, wird dann einfach der »innere« Tausch in das Wirtschaftstreiben hineingesehen, und so weiter. Auf der anderen Seite ist es ganz gut verständlich, wie die »klassische« Schule dazu kam, an dem Zaubertränklein just dieser Auffassung zu brauen. Ihr drängte sich die »erwerbswirtschaftliche«, als die gerade noch im Status nascendi befindliche Verfassung damaligen

Wirtschaftslebens, besonders wuchtig auf; überdies wußte sie die gemeine Erfahrung in der Hauptsache nur mit börsenmäßiger Erfahrung empirisch zu unterfüttern.

Wie nachhaltig die »klassische« Auffassungsweise darin wirkt, das theoretische Denken innerlich hörig zu machen der »Erwerbswirtschaft«, dafür liefert Karl Marx ein Beispiel. Seine Kritik heutiger Wirtschaft bewegt sich vornehmlich im Zuge eines Problems, das wie kein zweites der »klassischen« Auffassung spottet. Schlechtweg ein Problem ist es gar nicht, denn es hebt gleich eine Fülle bedeutsamer Probleme in sich auf, Probleme nämlich aus den Grenzgebieten der Sozialwissenschaften untereinander, und in die Ethik hinein. Diese Probleme leiden keineswegs an peripherischer Verflachung; denn gerade dort, im Grenzbereich, wachsen die verschiedenen Erkenntnisarten, die gegenüber dem menschlichen Zusammenleben möglich sind, in der Bedeutsamkeit ihrer Probleme förmlich aneinander empor, gleichwie Flammen bei ihrer Berührung auflodern. Unter jenen Vorbehalten aber darf man es immerhin ein nationalökonomisches Problem nennen und als das Scheitelproblem unserer Wissenschaft erachten, dieses gewaltige Problem des Wirtschaftsschicksals der Menschen und ihrer Gemeinschaften! Marx selber rollt das Problem ganz einseitig auf; das ist seine Sache. Auch so aber mußte ihn die Wucht dieses Problems hinausreißen über die Denkweise herkömmlicher Theorie. Denn in der »Güterlehre« findet dieses Problem keinen Platz; das hieße, den Stier in die Hühnersteige sperren. Rein nur die quantitativen Ausläufer des Problems, Einkommensfragen usw., zwängen sich dem Gedankengang dieser Theorie gerade noch ein, als »Lehre von der Verteilung der Güter«. Das Problem selber atmet allwirtschaftliche Auffassung; für diese spielt eben das Menschenschicksal, soweit es von der Wirtschaft her bedingt ist, nicht auch nur eine lockere Begleiterscheinung der Güterschicksale, wie in der »Güterlehre«. So könnte man erwarten, daß der Schwung jenes Problems ganz von selber auch alle die geheimen Fesseln sprengt, die ganze »erwerbswirtschaftliche« Vernagelung des Denkens überwindet. In hundert Gedankengängen nebenher ringt sich Karl Marx auch frei von dieser Beschränktheit der herkömmlichen Theorie. Im Kern jedoch, gerade vom streng theoretischen Standpunkt aus, da stellt er doch nur die abgeleierte Werthypothese in den Dienst seiner Kritik! Der Lösung des einseitig aufgerollten Problems, wie sie ihm vorschwebt, verleiht er in unbewußter Resignation die Gestalt der »Mehrwert-Theorie«. Das ist helle »Güterlehre«. Nicht nur verschwimmt nun alles zur »Wert«- und »Waren«-Kaballistik, sofort spielen auch wieder, trotz aller Betonung des »Gesellschaftlichen«, ausdrücklich die vereinzelten Handlungen gegeneinander, Zug um Zug, Lohn und Leistung — »erwerbswirtschaftlich« ausgerichtetes Denken also von reinstem Wasser! Fast könnte man sagen »kapitalistisches« Denken, nur eben hier mit verkehrtem Vorzeichen. Die Kritik am Heutigen geht ja bekanntlich strikt verneinend aus; aber sie bewegt sich dabei in Denkformen, die das Verneinte insgeheim wieder bejahen. Denn wie stellt sich der entscheidende Sachverhalt dem Kritiker dar? Als Ausbeutung des Lohnarbeiters, in dem Sinne,

daß ihm der »Mehrwert« vorenthalten werde. Danach würde also in einem stets wieder Zug um Zug gedachten Geschäfte der eine Partner übers Ohr gehauen. So läuft letzten Endes alles, die Lösung des schwungvollsten Problems unserer Wissenschaft und die schärfste Kritik heutiger Wirtschaft, theoretisch läuft dies alles nur zu einer Vorstellung in die Spitze aus, deren platt »erwerbswirtschaftliche« Konzeption kaum zu überbieten ist: zur Vorstellung einer Abart von Bemogelung beim Tausche!

6. Es ist jene Schwäche der herkömmlichen Theorie, was einsehbar zum innerlichen Bruch führt zwischen Theorie und Empirie. Versagt nämlich die Theorie hinsichtlich aller vergangenen oder sonst anders gearteten Wirtschaft, wie sie im Arbeitsfelde unserer Wissenschaft doch auch zum Tatsächlichen gehört, dann bleibt dem Empiriker nichts übrig; er muß im gegebenen Falle seine eigene Theorie improvisieren. Das geschieht auch regelmäßig; in vereinzelten Fällen allerdings so, daß der Empiriker daneben gutgläubig auch an der »orthodoxen« Theorie festhält. Dies nötigt ihn wohl zu einem Eiertanz. Übrigens lehrt das Beispiel Werner Sombarts, dem die Empirie unserer Wissenschaft so Unschätzbares dankt, daß selbst dabei Grazie walten kann.

Hier rechne ich nun mit dem Einwand: Wozu überhaupt dieser ganze »Historismus« der Empirie, so weit zurück hinter unserer Zeit! Der Einwand ist von zwei ganz verschiedenen Seiten her zu erwarten und ist dann auch von ganz verschiedenem Tenor. Er droht von seiten dessen, dem meine Auffassung des Heutigen, als bloßen »Fall« von Wirtschaft, in die Nase sticht; denn ihm selber erscheint die Gegenwart sinnvoll nur als verlängerte Vergangenheit, die Zukunft nur als ein festes Sitzenbleiben auf der Gegenwart. Für die andere Seite, da hätte selbst die Gegenwart nur als Sprung in die Zukunft hinüber einigen Sinn, und so erscheint die Vergangenheit schon gar von keinerlei Belang. Natürlich ist mit diesen Anschauungen über den Wert der Vergangenheit, da sie jenseits von Wahr und Falsch halten, keine Diskussion möglich. Dagegen wird es der Erkenntniskritik wohl nicht schwer fallen, schlüssig zu vertreten, wie sehr sich dieser angebliche »Historismus« einfach in der Bahn der Notwendigkeiten richtigen Erkennens bewegt! So viel war hier schon zu sagen, es bleibt schließlich eine Aufgabe der Erkenntnis wie jede andere auch, sucht man nicht bloß der Wirtschaft um uns geistig Herr zu werden, sondern auch der verklungenen oder der entlegenen Wirtschaft. Ist die herkömmliche Theorie dem nicht voll gewachsen, muß unweigerlich Remedur eintreten. Dies besorgt die allwirtschaftliche Auffassung. Wer sie deshalb des »Historismus« anklagt, nun, der kann auch ruhig dem Dachdecker Verstiegenheit nachsagen, oder dem Zoologen animalische Neigungen.

Remedur ist in der anderen Richtung nicht minder geboten. Nur scheinbar ist eine Theorie, die sich vor aller andersgearteten Wirtschaft zu schwach erweist, um so stärker in bezug auf die Wirtschaft von heute. Gewiß nicht auf solche Art läßt sich das wissenschaftliche Denken zu einem »Spezialwerkzeug« für bestimmte Aufgaben gestalten. Bewegt sich eine Theorie so

ganz zwangsläufig, der einseitigen Problematik gemäß, in ihrem Denken, so erblüht daraus überhaupt kein Vorzug für sie; und ausdrücklich auch nicht jenem Vorwurf gegenüber, dem sich das Denken dabei zuwendet, nämlich der Wirtschaft von heute. Auch in dieser Hinsicht besagt es immer nur ein einseitiges und hilfloses Festgeranntsein des theoretischen Denkens. Darin liegt nichts von besonderer »Begabung« für Erkenntnis des Heutigen, sondern klipp und klar nur Beschränktheit überhaupt. Oder sollte sich die Sünde nicht rächen, wenn das theoretische Denken einer Wissenschaft so wenig über sich selbst Bescheid weiß, so wenig sich selber in der Hand hat, daß es automatisch einseitig sich bewegt? Es rächt sich dies vorerst so, daß sich die Theorie für die Wirtschaft stets wieder am Erwerb vergreift. Wie weithin aber sind Wirtschaft und Erwerb zweierlei! Wem das heute noch nicht aufgegangen ist, dem ist wirklich nicht zu helfen. Heute sieht man vielfach den Erwerb, gleichwohl ihn selber die schwersten Krisen umlauern und fallweise auch ereilen, inzwischen doch vergleichsweise gedeihen, wie zum Hohn der Wirtschaft. Denn diese schüttelt sich dauernd und weltenweit in einer ganz unerhörten Krise. Krisen in der Wirtschaft hatten wir immer, eine Krise statt der Wirtschaft erst heute. Nicht ohne tiefe Beziehungen dazwischen schlagen ja zwei Krisen zusammen: eine Versorgungskrise ohnegleichen, eine beispiellose Zerrüttung des ganzen Spieles zwischen Bedarf und Deckung, und eine schwere Sozialkrise, indem die breitesten Schichten mit ihrem alten Wirtschaftsschicksal hadern, während eine immer noch breite Schicht ihrem neuen zu erliegen droht.

Mag der Erwerb in der heutigen Wirtschaft noch so wuchtig vorwalten, für ihre Zusammenhänge noch so belangvoll sein, die Wirtschaft selber macht er noch lange nicht aus. Darum vermag eine einseitig an ihm ausgerichtete Problematik der Theorie zu nichts anderem zu führen, als zur Erarbeitung eines Zerrbildes der Wirtschaft. Dies bestätigt sich in dem dürren Tauschmechanismus, in der öden Preisakrobatik, als »Hauptinhalt« der heute durchschnittlichen »Wirtschaftstheorie«; man muß sie wirklich zwischen Gänsefüßchen setzen. Gewiß erheischt auch das Größenspiel in der Wirtschaft die eindringlichste Würdigung, und keineswegs nur, um die einschlägigen Theoreme technisch auszuwerten. Aber diese Theoreme dürfen nicht so völlig in die Luft gebaut werden; und das gilt von ihnen, trotz dem falschen »Fundament« einer offenen oder versteckten Werthypothese. Ihnen fehlt der Unterbau, weil eben ganz einseitig das Größenspiel der Wirtschaft erfaßt wird, zuschulden der nur auf »Angebot und Nachfrage«, auf »Soll und Haben« eingestellten Problematik. Die wahrhaft fundamentalen, die Dinge der Gestaltung in der Wirtschaft, kommen für die herkömmliche Auffassung beinahe völlig um ihr Recht. Geschweige, daß man der abschließenden Gestaltung gerade auch der heutigen Wirtschaft achtet: zum Höchstgebilde nämlich der Volkswirtschaft, und zu deren lebensnotwendiger Verflechtung mit ihresgleichen. Unsere durchschnittlichen Lehrbücher der »Volkswirtschaftslehre« setzen auf ihr Titelblatt just das, was ihr Inhalt schuldig bleibt oder geradezu verneint; das letztere, seine Blindheit also gegenüber der Volks-

wirtschaft offen zu dokumentieren, ist nicht einmal das Schlimmste. Schlimmer mutet eigentlich das überwiegend geübte Flickwerk in diesem Betracht an, die Verbrämung überhaupt der Theorie herkömmlichen Schlages mit allwirtschaftlich anmutenden Arabesken. Dem ziehe ich beinahe noch den wenigstens folgerichtigen Stumpfsinn der »klassischen« Schule strenger Observanz vor, auch wenn sie beispielsweise nicht einmal das Gebilde der Unternehmung im Blickfeld hatte. Kraß ausgedrückt, war ihr ja eigentlich das ganze Wirtschaftsleben nur eine Börse, mit freiem Zutritt für jedermann, bloß daß der eine mit Geld, der zweite mit Land, ein dritter mit Arbeitskraft am Schranken erschien.

7. Ein richtiges und daher peinigendes Gefühl dafür, wie trüb und verzeichnet sich das Bild der Wirtschaft ausnimmt im Spiegel der herkömmlichen Theorie, hat eigentlich nie gefehlt. Vielleicht in dieser Stimmung hat man von dem »Geldschleier« gesprochen, der über dem Wirtschaftsleben läge. Ihn müßte man erst lüften, um die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Man versuchte ihn wegzuziehen; aber was vermochte man bei gleichbleibender Grundauffassung hinter ihm zu erschauen? Doch nur die »Güterbewegung« in ihrer »naturalen« Unverhülltheit. Es entzog sich notwendig der Einsicht, wie auch dieses ganze »Güterleben« stets nur das Außenbild der Wirtschaft bedeutet, weil es doch stets nur die sinnfällige Begleiterscheinung aller Wirtschaft ausmacht, wenn man die Güter ihren Schicksalsweg ziehen sieht bei ihrem Werden, Wandern und Vergehen. So haftet auch jener »Geldschleier« eigentlich nur der »Erwerbsmaske« an, die vor dem Blick der herkömmlichen Theorie die Wirtschaft trägt. Abreißen braucht man ihr diese Maske ebensowenig als gesondert jenen Schleier lüften. Beides fällt zugleich und ganz von selber, sobald nur die Wirtschaft richtig als Wirtschaft und Wirtschaft richtig als Leben gesehen wird im Geiste der allwirtschaftlichen Auffassung. Das heißt natürlich nicht, als würde nun wieder der Erwerb übersehen oder etwa die Rolle des Geldes; sondern umgekehrt, auch beider Einspielen in die Wirtschaft hinein und beider eigene Bedingtheit aus der Wirtschaft heraus, auch dies würde daraufhin erst richtig gesehen. Anders steht es ja auch nicht um den »königlichen Kaufmann« von Geistes Gnaden; auch er weiß Wirtschaft richtig als solche zu sehen, und den Erwerb stets nur in seiner realen Verflochtenheit darin; auch er, könnte man sagen, denkt allwirtschaftlich, also in Gestaltungen, in Gebilden, nicht aber in der »erwerbsduseligen« Beschränktheit der Theorie, nicht rein nur in Gütern, in Geld und Waren; das überläßt er dem Krämer.

Als die Theorie noch Herr im Hause war, die Empirie noch nicht zu respektieren brauchte, da durfte sie ohne alle Beklemmung einem Eindruck sich hingeben, der sie sozusagen aus der Logik der Tatsachen überkam[1]. Ist nämlich das theoretische Denken darauf verhaftet, aus aller Wirtschaft Erwerb herauszusehen, dann muß dem Denkenden folgerichtig die danach geartete, die »Erwerbswirtschaft«, selber im Licht der »Wirtschaft überhaupt« erscheinen. Mit anderen Worten, das »Erwerbswirtschaftliche« muß dann als das »Naturgemäße« der Wirtschaft bedünken. Dieses stolze Bewußtsein nun,

mit der ureigensten Natur aller Wirtschaft im reinen zu sein, das muß man den Epigonen der »Klassiker« nachfühlen; man versteht dann die souveräne Sicherheit, mit der sie ihre »ewigen und unerschütterlichen Naturgesetze der Wirtschaft« in die Welt hinausposaunten, die Bauernregel von Angebot und Nachfrage stets voran. Aber in dieses Wespennest der »Gesetze« will ich lieber noch nicht stechen.

In welche Verlegenheit gerieten dagegen die Spätgeborenen dieser Art Theorie, als ihnen die Empirie langsam über den Kopf wuchs! Was im Rahmen dieser Empirie ausreifte, dank dem freieren Blick über alle Wirklichkeiten und auch Möglichkeiten der Wirtschaft hinüber, das mußte natürlich den Glauben an das »Naturhafte« der Wirtschaft erschüttern, das ließ an dem »Naturgemäßen« ihrer »erwerbswirtschaftlichen« Artung irre werden. Daneben aber blieb nach wie vor die »erwerbswirtschaftliche« Versteifung der Problematik, soweit nämlich die grundlegenden Probleme an den sogenannten »Grundbegriffen« vor Anker liegen, und äußerlich noch das starre Erkenntnisschema der »Güterlehre« hinzutritt. Und so blieb auch die gewisse Eingebundenheit, die innerliche Hörigkeit des theoretischen Denkens, trotz der Erschütterung jenes naiven Glaubens; eines verspreizt sich dann mit dem anderen, ein geheimer innerer Widerspruch vergiftet die Theorie. Dann ist es auch ganz gleichgültig, ob sich der einzelne Theoretiker als »Klassizist«, als »Vulgärökonom« oder als »Marxist« fühlt und gebärdet; denn was jene Dinge anlangt, auf dem Fliegenleim der »Grundbegriffe« sitzen sie alle einträchtig fest. Es klingt bloß sonderbar und ist doch so einfach, daß es wirklich ohne Einfluß bleibt, wie sich der Theoretiker herkömmlichen Schlages emotionell und gesinnungsmäßig zur Wirtschaft von heute stellt. Ob er sie bejaht oder verneint oder sich der Abstimmung zu enthalten sucht, intellektuell bejaht er sie insgeheim allemal, einfach weil seine Denkbewegung im grundsätzlichsten Sinne an spezifischen Eigenheiten von ihr ausgerichtet bleibt. Wie immer sein Denken sich im Bereiche der wirtschaftlichen Zusammenhänge bewegt, dorthin sind dessen Bewegung fixe Richt- und Drehpunkte ein für allemal gesetzt. In diesem Ausmaß entlarvt sich das herkömmlich theoretische Denken unserer Wissenschaft als ein noch innerlich unfreies! Einer Erfahrungswissenschaft läßt sich Schlimmeres nicht nachsagen.

So trachtet die allwirtschaftliche Auffassung nicht bloß danach, unsere fachliche Theorie leistungsfähiger zu machen. Das theoretische Denken in unserer Wissenschaft soll sich auch von dem Makel reinigen, als erfahrungswissenschaftliches Denken ein dogmatisch gebundenes zu sein. Den Finger darauf habe ich gleich in meiner Erstlingsschrift gelegt; in ihrem Titel nannte ich den »Wertgedanken« ein »verhülltes Dogma« der Nationalökonomie. Denn was ist dieser »Wertgedanke«? Die aus Zwang der »klassischen« Auffassung festgehaltene Ansicht, hinter »Wert« ein spezifisch nationalökonomisches Problem zu ersehen. Für seinen eigenen Teil wäre das Wort »Wert« in unserem Bereiche recht harmlos, als der sprachnotwendige Name für einen schlichten Tatbestand. Es fällt nämlich, und am klarsten aus dem Tauschverkehr heraus, jeder Güterart für sich wieder eine Art »wirtschaftlicher Di-

mension« zu, schlagwörtlich ausgedrückt, im Sinne einer »Allpreisfolge«. Danach wird jede Gütermenge für sich wieder veranschlagbar, sei es als Aufwand oder schlechthin als Teil der Verfügungsmacht. Wie nun diese größenhafte Veranschlagung im Einzelfall erfolgen soll und kann, je nach ihrem Zweck und je nach der Möglichkeit, den betreffenden Teil der Verfügungsmacht irgendwie zu jenen Preisgrößen oder technischen Mengenverhältnissen in Beziehung zu setzen, die letzten Endes für die Veranschlagung selber von entscheidendem Belang sind, das macht die sogenannten »Werttheorien der Privatwirtschaftslehre« aus, die Lehre vom »Einstands-«, »Bilanz-«, »Veräußerungs- usw. Wert«. Bei unseren nationalökonomischen »Werttheorien« im eigentlichen Sinne, da handelt es sich um etwas ganz anderes: um die Suche nach der Hypothese eines »Allpreisgrundes«! Etwas wird da unterstellt, was die Preise nicht wieder nur auf Preise zurückführen soll, die Erklärung vielmehr nach einem Ruhepunkt hintreibt, als das letzte Warum der Preise. Das wäre also irgend etwas, selber größenhaft geartet, dimensional, von dem aus aber das ganze Größenspiel der Wirtschaft endgültig beherrscht würde, so daß man dieses gleichsam auf einen Posten gebracht hätte. Was dieser Allpreisgrund nun seiner Sache nach sei, und wie davon der allbeherrschende Einfluß auf alle Größen des Wirtschaftslebens ausgeht, das hat jeder »Werttheoretiker« für sich wieder aus seinen Fingern gesogen. Festgenagelt aber auf diesen so verführerischen Wahn einer summarischen Allerklärung des wirtschaftlichen Größenspiels, hat sie allesamt die »erwerbswirtschaftliche« Ausgerichtetheit ihrer Grundauffassung. Man sucht ja nach dem »Wert als Allpreisgrund« zwar immer jenseits des »Wertes als Allpreisfolge«, jenseits des »Tauschwertes«, um im Rotwälsch der »Güterlehre« zu reden, und wird nicht müde, ihn besonders gern in der Richtung jener oberflächlichen Redensart vom »Gebrauchswert« zu suchen, die gerade Adam Smith so erquicklich geringschätzig beiseite schob, was ihm aber zum Ruhm eines Schöpfers der »grundlegenden Unterscheidung des Wertes« verholfen hat, o ja! Sinnvoll aber ist dieses Haschen nach dem »Allpreisgrund« überhaupt nur dann, wenn sich aller Zusammenhang der Wirtschaft »atomistisch« auflöst in ein System tauschmäßig gegeneinander spielender, in Geld- oder Lustgewinnabsicht vollzogener Handlungen; kurz, wenn man unter dem Druck der »klassischen« Auffassung in aller Wirtschaft eitel Erwerb sieht.

Neuerdings wird eine sogenannte »wertfreie«, das ist auf die Werthypothese verzichtende Nationalökonomie unter den Theoretikern zur Mode. Nur sehr bedingt gereicht dies dem zur Genugtuung, der schon vor fünfundzwanzig Jahren dem Wertwahn öffentlich abgesagt hat. Denn hier wird keineswegs der steile Weg der Selbstbesinnung beschritten, der unmittelbar herausführt aus der Enge jener rückständigen Auffassung. Man handhabt das bequeme Aushilfsmittel der »glücklichen Inkonsequenz«. Durch sie überschlägt sich das grundsätzlich falsch eingestellte Denken nach dem Richtigen zurück; man treibt also »Purzelbaumerkenntnis«. Für die »Güterlehre« hat das »Wertfreie« den Sinn, daß sie vorläufig dort ein Loch bekommt, wo es inzwischen gar zu auffällig geworden ist, daß etwas »nicht stimme«.

Für die Theorie als Ganzes sieht sich die Sache anders an. Auf der schiefen Bahn der Inkonsequenzen gleitet unsere Theorie vorerst in noch tiefere Zerfahrenheit hinab. Das Durcheinander der Wertgläubigen steigert sich eben noch durch die Wertverächter. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß auch hier die Erlösung sich nahe, ist nur erst das Chaos da. Vielleicht würde die Läuterung der nationalökonomischen Theorie schließlich auch im Wege dieser Inkonsequenzen eintreten; sie könnte sich sozusagen einschleichen, im Sinne eines langsamen Abstreifens schlechter Gewohnheiten. Es liegt aber kein Grund vor, dieser tröstlichen Aussicht zuliebe den Kampf um die Selbstbesinnung abzubrechen. Nur der Schluß läßt sich daraus ziehen, aus diesen Anzeichen vom Eintritt eines unbewußten Läuterungsprozesses der Theorie selber, daß es wirklich um gar nichts Großes mehr sich dreht. Bloß um einen letzten Gnadenstoß.

8. Dagegen ist es zweimal schon in wahrhaft großem Zuge gelungen, das nationalökonomische Denken aus der inneren Unfreiheit herauszuführen. Das eine Mal, als unsere Altmeister gegenüber der »klassischen« und »romantischen« Verbohrtheit das »Relativitätsprinzip« aufstellten. Diese erste und große Tat der Selbstbesinnung leitete die Wende ein vom naiven zum Reifezustand unserer Wissenschaft. Das zweite Mal, als Max Weber die »Werturteile« aus der Wissenschaft hinauswies. Das ergab die Oberstufe in der Erhebung der Nationalökonomie zum vollen Rang einer Erfahrungswissenschaft! Auch in diesen beiden Fällen kam es darauf an, dem wissenschaftlichen Denken herauszuhelfen aus innerer Gebundenheit.

Am Beispiel des »Freihandels« sei dies in Kürze beleuchtet. Natürlich dürfte man nicht davon ausgehen, daß »Freihandel« ein schlechthin eindeutiger Tatbestand sei. Das wäre naive Wortgläubigkeit, wie sie besonders wieder im »klassischen« Zeitalter unserer Wissenschaft geblüht hat. Über den gemeinten Tatbestand muß natürlich schon als solchen volle Klarheit herrschen. Zweierlei steht dann der Wissenschaft ohne weiteres zu, indem sie in bezug darauf den erlebten Zusammenhang aufrollt. Einmal kann sie den »Freihandel« selber, ob nun abstrakt erfaßt oder in einem konkreten Fall, auf den zureichenden Grund zurückführen, also zeigen, wie es überhaupt zu ihm kommt. Dann aber kann sie feststellen, was vom »Freihandel« seinerseits an Folgen ausgeht, wofür er selber den zureichenden Grund spielt. Neben diesem Zweierlei, wenig dem Anschein, unendlich viel der Tatsache nach, ermöglicht sich nun außerdem, als Drittes, eine Stellungnahme zum »Freihandel«, indem man ihn auf »Falsch oder Richtig« beurteilt, ihn ablehnt oder ihm beifällt. In der Sache wird dabei vorerst über seine Zweckrichtigkeit in irgendeiner Hinsicht geurteilt. Der »Absolutismus« im Urteil, wie er die »klassische« Schule, aber auch ihre Widerparte von damals, kennzeichnet, wurzelt nun darin, daß sich der Urteilende jedesmal an den zufälligen Standpunkt innerlich verlor, von dem aus er selber das Urteil fällte; es unterlief also ein »Absolutismus des Standpunktes«. Man hatte zum Beispiel nur die englischen Verhältnisse und nur die seiner Zeit im Auge, und sah vielleicht auch da hauptsächlich nur mit den Augen des Handels selber auf die zu

beurteilende Sache des »Freihandels«. Von einem anderen Standpunkt aus, in der Relation also auf ein anderes Land, eine andere Zeit, auch nur auf eine andere Interessenlage, hätte das Urteil vermutlich ganz anders ausfallen müssen.

Der Urteilende war also in der Gewalt seines zufälligen Standpunktes; darin war sein Denken unfrei! Er glaubte so das letzte Wort über die Sache des »Freihandels« zu sprechen, ohne zu ahnen, wie viel dazu fehlte. Mittelbar hatten alle diese »klassischen« Urteile einen voreilig dogmatischen Charakter. Das »Relativitätsprinzip« entlastete unsere Wissenschaft auf einen Schlag von zahllosen solcher Quasi-Dogmen. Die »klassische« Schule, nebenbei gesagt, hätte sich von rechtswegen gleich damals die Gänsefüßchen zugezogen. Denn auch dieser Fortschritt zur Wissenschaft vollzog sich hauptsächlich auf ihre Kosten. Das sollte man nicht übersehen. Man verleiht doch auch in anderen, zum Beispiel den Naturwissenschaften, den Ehrentitel der »Klassiker« nicht gerade an jene, von denen man überwiegend nur lernt, wie man es nicht machen soll. Ihre literarischen Verdienste dabei in allen Ehren.

Die ganze alte Nationalökonomie sündigte also in Stumpfheit des Urteils, da ihr die Abhängigkeit jedes Urteils vom Standpunkt des Urteilenden entgangen war. Allein, selbst wenn man diesen plumpen Fehler vermeidet, im Geiste des »Relativitätsprinzips«, droht erst noch eine weitere schwere Gefahr, der »Absolutismus der Zielsetzung«! Jener Zielsetzung, die hier letzten Endes über das Urteil entscheidet. Auch das bereits differenzierte Urteil über die »Richtigkeit des Freihandels« ist immer nur bedingt von wahrhaft allgemeiner Geltung; eben nur so weit, als es möglich ist, daß man diese »Richtigkeit« gemäß der Beziehung auf klar hervorgestellte Zwecke verficht, mithin ausgesprochen als »Zweckrichtigkeit«. Aber diese Hervorhebung wird in der Regel bloß näheren Zwecken gegenüber möglich sein, so etwa: Belebung des Verkehrs, Ausgleich der Deckungsmöglichkeiten des Bedarfs usw. Geht man aber darüber hinaus und pflichtet dem »Freihandel«, der mancherlei Zweckrichtigkeit halber, die man darzulegen wüßte, gleich schlechthin bei, um ihn daraufhin zu fordern, oder lehnt ihn in einem anderen Falle schlechthin ab und bekämpft ihn, so schließt dies unbestreitbar in sich, daß man die betreffenden Zwecke dadurch selber bejaht, oder im Gegenfall verneint. Es ist dabei gleichgültig, ob man diese Zwecke nun bejaht, im anderen Falle verneint, je nachdem sie, selber als Mittel aufgefaßt, fernere Zwecke und schließlich einen Endzweck erfüllen helfen, der dem Urteilenden vorschwebt; oder weil sich das, was dabei vorgeht, in einer Richtung bewegt, die dem Urteilenden für schlechthin richtig gilt, indem ein an letzter Stelle Richtunggebendes, ein »letzter Wert«, dahinaus verweist. Das Urteil ergeht in beiden Fällen in der entscheidenden Beziehung auf eine letzte Zielsetzung, und die entzieht sich wohl in aller Regel der ganz klaren Hervorstellung. Sie liegt zuletzt irgendwie immer in der persönlichen Gesinnung vor Anker, gemäß Seelenstimmung, Interessenlage, Jugendeindrücken, Eingebundenheit in Tradition, weiß Gott was alles noch.

Aber dieser Zielsetzung, die alles Urteilen letzten Endes beherrscht, ist

jedermann in irgendeinem Grade ausgeliefert. Sie kommt in diesem Ausmaß für ihn einer starren inneren Einstellung gleich, die sich in seinen Urteilen ebenso sicher auswirkt, als er nicht heraus kann aus seiner Haut. Auch dies begründet eine innere Verlorenheit an einen Zwang im Denken, hier beim Urteilen; mithin besagt es abermals Unfreiheit im Denken! Denn ergeht ein Urteil über eine Sache, deren Zweckrichtigkeit man im Munde führt, letzten Endes gleich auch hinsichtlich ihrer Gesinnungsrichtigkeit, um es so zu nennen, so verstößt dies offenkundig gegen die Würde einer Erfahrungswissenschaft. In ihrem Bereich ist einfach ein Urteil nicht zulässig, das sich selbst im günstigten Falle nicht durchzusetzen vermag bis zur allgemeinen Anerkennung, dem also der grundsätzliche Ausspruch auf Allgemeingültigkeit versagt bleibt. Bei Urteilen aber, die in jenem Sinne über die Schnur hauen, schließt sich ihre allgemeine Anerkennung grundsätzlich aus. Es gelänge wohl, bis zu irgendeinem Punkte eine streng sachliche Diskussion zwischen den verschiedenen Urteilenden vorzutreiben; solange es sich nämlich ausgesprochen um Zweckrichtigkeit handelt und solange man die Zwecke, auf die sich das Urteil bezieht, als Mittel auffassen kann gegenüber nächstgemeinsamen Fernzwecken — Ausdrücke aus der »Herrschaft des Wortes« — und solange diese Fernzwecke selber noch klar hervorstellbar bleiben. Darüber hinaus aber, in Sachen der Stellungnahme zu diesen Fernzwecken selber, ist es mit der weiteren Auseinandersetzung an der Hand von Gründen zu Ende. Von da ab redet man aneinander vorbei, weil jeder in der eigenen Befangenheit stecken bleibt, hilflos, aber unangreifbar zugleich. Der eine bejaht, was der andere verneint, und umgekehrt. Im besten Falle, um mit Max Weber zu reden, brächte es die weitere Auseinandersetzung in einem solchen Falle nur mehr ans Licht, worin sich die beiden Parteien überhaupt in ihrer letzten Zielsetzung scheiden, in ihren »Idealen«, und darin, was ihnen als »letzte Werte« gilt. Ideale, Werte — an sich wäre dies etwas höchst Persönliches. Allein, jegliche innere Fühlung in dieser Hinsicht, von Mensch zu Mensch, je inniger sie vorwaltet, im Sinne eines Teilens der Ideale, in Gestalt eines gleichgerichtet letzten Wollens, dies alles stiftet bekanntlich in um so tieferem Sinne Gemeinschaft; und so ist auch jene innere Stellungnahme weithin Gemeinschaftssache. Auf der anderen Seite erscheinen diese bis ins Gesinnungsrichtige sich überstürzenden Urteile, eben weil sie letzten Endes unbegründbar sind, nicht minder als quasi-dogmatisch geartet, sie nicht voreilig, sondern unfreiwillig dogmatisch. Im ganzen handelt es sich anscheinend um »ichstarre« Urteile; im tieferen Sachverhalt jedoch sind es häufig »gemeinschaftsstarre« — »klassenstarre«, »völkischstarre« usw. — Urteile.

Ungefähr so lassen sich jene eigentümlichen Urteile in den laufenden Zusammenhang stellen und von der Analogie zur eigenen Sache her beleuchten, jene »Werturteile«, gegen die Max Weber schon vor Jahren so eindrucksvoll sein Veto eingelegt hat. Mitten inne, zwischen der lahmen Formel von der »Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft« auf der einen Seite und der landläufigen Vorstellung von einer vermeidbar gedachten »Sub-

jektivität« im Urteilen auf der anderen Seite, hat er mit genialer Sicherheit durchgegriffen und diese gleichsam unvermeidbar subjektiven Urteile ans Licht gezogen; und mit höchstem Scharfsinn hat er uns gezeigt, wie es da warmblütig auf letzte Zielsetzungen ankäme, nicht aber hölzern auf letzte »Voraussetzungen«. Die Urteile dieser Artung vorweisen, war für Max Weber eins damit, energisch auf ihrer Ausmerzung zu bestehen, im Zeichen der Reinheit der Erkenntnis, der inneren Freiheit erfahrungswissenschaftlichen Denkens. Das schloß einen gewaltigen Fortschritt zur Wissenschaft in sich.

Nun bleiben erst noch jene gewissen Reste innerer Unfreiheit unseres fachlichen Denkens zurück. Ganz verstohlen lastet da auf ihm, was sich in der Folge noch deutlicher enthüllen wird, als der Zwang »problemstarren« Erkennens. Gewiß sind diese Reste schon in der Auflösung begriffen. Immerhin, wenn auch nur an dieser einen Stelle, es gilt im Grunde doch, ein rühmliches Beginnen Max Webers fortzusetzen!

Soziologische Zusammenhänge.

9. In Max Webers hinterlassener Soziologie greifen zwei Teile gedanklich aufs innigste ineinander. In dieser Hinsicht ganz und gar eins, scheiden sich die beiden Teile trotzdem scharf in der Sache. Besonders vom zweiten Teile wird hier nur andeutungsweise zu reden sein. Mit seinem Inhalt schlägt dieser zweite Teil, gleich früheren Leistungen Max Webers, für meine Auffassung in die tiefste jener drei »engeren« Sozialwissenschaften ein, deren eine die Nationalökonomie selber ist, die Nationalökonomie als die Wissenschaft vom »Ökonomisch-Sozialen«. Vorläufig sind es natürlich leere Worte, wenn ich noch weiter vorgreife und sage, wie daneben auch das »Politisch-Soziale«, drittens noch das »Spezifisch-Soziale« in Anschlag käme; und dieses Dritte wäre nun der »Stoff« jenes zweiten Teiles der Weberschen Soziologie! Dagegen sei der erste Teil kurzerhand als »Systematische Soziologie« bezeichnet. Dieser Disziplin kommt für mein Gefühl beispielsweise auch der »Abriß der Soziologie«, das Alterswerk Albert Eberhard Schäffles, nahe; aber selbst Georg Simmels »Soziologie als Formenlehre«, und ferner wohl die »Beziehungslehre«, auch nach den Ansichten Leopold v. Wieses.

An mehreren Stellen dieser »Systematischen Soziologie«, die ein so gewaltiges Wissen verrät, und in der Zucht einer so seltenen Schärfe im Denken, scheidet nun Max Weber seine eigene Behandlung der Wirtschaft ganz ausdrücklich von »Wirtschaftstheorie«. Was er selber treibt, setzt er ihr als »soziologische Theorie der Wirtschaft« entgegen. Danach wäre also »Wirtschaftstheorie« an sich etwas Nicht-Soziologisches! Da herum dreht sich nun alles.

Vorweg gesagt, soll nach und nach folgendes klar werden. Weder die nationalökonomische Theorie der herkömmlichen, noch jene der neuen Haltung besagt Soziologie im fachwissenschaftlichen Sinne. Mit seiner Scheidung ist demnach Max Weber im vollen Recht. Aber der entscheidende Gegensatz greift darin ein, daß die herkömmliche »Wirtschaftstheorie« auch

in ihrer Haltung durchaus unsoziologisch geartet ist. Dagegen muß die neue Haltung der nationalökonomischen Theorie, wie sie aus der allwirtschaftlichen Auffassung hervorgehen soll, grundwesentlich eine soziologische sein! Läutert sich also die Theorie im soziologischen Geiste, so bedeutet dies keineswegs ein fragwürdiges Abdrängen nach einem anderen Fachgebiet. Die nationalökonomische Theorie bleibt, was sie ist. Gerade darum aber, um es richtig zu sein, was sie zu sein hat, muß sie sich mit soziologischem Geiste erfüllen. Dahinaus führt im ganzen der Weg. Da er jedoch von jener Aufstellung Max Webers ausläuft, von dessen Scheidung zwischen »Wirtschaftstheorie« und »soziologischer Theorie der Wirtschaft«, ist eine Auseinandersetzung mit der Soziologie unvermeidlich.

Es fällt mir nicht ganz leicht, darüber zu sprechen. Selber habe ich oft genug an Dingen gearbeitet, die in irgendeinem Sinne auf Soziologie hinausliefen; ich tue es im Grunde auch hier und denke es in Zukunft erst recht zu tun. Mein skeptisches Verhältnis aber zur Soziologie habe ich nie verleugnet. Es ist ja auch eine üble Sache mit Worten, gleich »Soziologie«, die gleichsam schon jeder Zweite in einem dritten Sinn versteht. Meint nun ein in seinen geistigen Eingeweiden so vergrimmtes Wort gar Wissenschaft, dann mag leicht nur jener »Wechselbalg«, jener »Hexensabbat für alle Spiel- und Abarten menschlicher Erkenntnis« dahinterstecken, von dem ich einstens so unhöflich sprach. Mindestens war dies pedantisch. Zu meiner Rechtfertigung wiederhole ich, daß man in Sachen der Erkenntnis den magersten Prozeß immer noch höher stellen muß als den fettesten Vergleich, weil dieser auf Kosten der Echtheit der Erkenntnis geht. Aber selbst mit solcher Pedanterie vereint es sich durchaus, wenn ich Max Webers hinterlassene Leistung auch meinerseits nicht besser zu benennen wüßte, denn als Soziologie! Soviel Mißbrauch mit diesem Worte getrieben wird, hier scheint es mir mit Fug und Recht verwendet. Diese Leistungen gehen klar in einer Linie damit, wie auch der Skeptiker — ohne sich etwas zu vergeben, wofür der Beweis noch nachgetragen wird — von Soziologie sprechen kann: überall dort nämlich, wo sich die innere Einheit aller der Wissenschaften bewährt, die einträchtig vom menschlichen Zusammenleben handeln! Dazu gehört von altersher die Geschichte, die Statistik, gehören die Wissenschaften von Wirtschaft, Staat und Volk, in ihrer Art auch die Wissenschaften von Religion, Recht, Kunst, Wissenschaft, Schrifttum, bedingt auch die von der Sprache — alles nur kunterbunt und lückenhaft aufgezählt.

Gleich in Max Webers Systematischer Soziologie setzt sich die Bewährung jener inneren Einheit vieler Wissenschaften gegenständlich durch. Hier liefert sie Erkenntnisinhalte — und in welcher Fülle —, die sich keineswegs auf die verschiedenen »alten« Wissenschaften aufteilen. Mit diesen überschneiden sich diese Erkenntnisse bloß, bilden aber eine rechtmäßige Einheit für sich, als Fachwissenschaft von besonderer Struktur. Es gestaltet sich da im Kerne ein vorwaltend klassifikatorisches System von Begriffen heraus, das gleichsam quer über alle »alten« Fachwissenschaften spreitet. Sofort drängt sich ein Vergleich damit auf, wie sich die »systematischen« Natur-

wissenschaften zur Biologie verhalten. Allein eine Aussprache darüber könnte doch nur verwirren, geht sie nicht ganz tief; dazu sind aber die fraglichen Verhältnisse noch viel zu oberflächlich angeschnitten. Es bleibe auch in der Schwebe, ob sich alle »soziologisch« erarbeiteten Begriffe schlankweg in die »alten« Wissenschaften übertragen ließen. Max Weber verwahrt sich mehrfach dagegen. Keinesfalls dürfte man wähnen — auch dieser Wahn hat auf den armen Namen »Soziologie« Anspruch erhoben —, als ob hier allen anderen Fachwissenschaften grundsätzlich das »Allgemeine abgesaugt« würde. Der Rest wäre ja tatsächlich nicht mehr zu gebrauchen! Natürlich wahrt sich also jede der »alten« Fachwissenschaften daneben ihre eigene Problematik und kraft dessen auch ihre eigene Begriffsbildung. Trotzdem ist etwas anderes gut denkbar: daß sich von hier, von einem Begriffssystem dieser eigentümlichen Sattellage aus, die Terminologie aller Wissenschaften unseres Kreises vereinheitlicht, soweit dies das Eigenrecht jeder Fachwissenschaft nicht verletzt. Besseres könnten wir uns nicht wünschen. Im Angesichte dieser überragenden Leistung steht es auch zu erwarten.

10. Hier ist es an einem klassischen Beispiel klar geworden, wie sich eine Fachwissenschaft mit Recht als Soziologie ansprechen läßt. Man kann aber das Recht auf Verwendung dieses Namens auch im umfassenderen Sinne erörtern, um so zu erfahren, »was alles« sich Soziologie nennen läßt. In ganz unmaßgeblicher Weise will ich dies versuchen. Aber da ich auch dabei meinen Standpunkt wahre, als gelernter Zweifler an der Denkfestigkeit der Worte, bedarf es einer grundsätzlichen Aussprache. Es ist da vieles zu sagen, was auch zur engeren Sache der nationalökonomischen Theorie gehört.

Meiner Schrift über die »Herrschaft des Wortes« hat es das beste an Unterbau und noch mehr an Abklärung entzogen, daß mir die kurz vorher erschienene »Kritik der Sprache« Fritz Mauthners sträflicherweise unbekannt geblieben war. Allein, so enge mein Beobachtungsfeld damals gewesen ist, auf dem ich seit langem derlei »Sprachkritik« trieb, im Dienste der fachlichen Theorie und bald auch Erkenntniskritik, eine bessere Wahl hätte ich selbst mit Vorbedacht nicht treffen können. Denn gerade da, auf dem Gebiete der nationalökonomischen Theorie, sind die Worte dem Denken schon in einer ganz absonderlichen Weise über den Kopf gewachsen. Da läßt sich allerdings für die rechte Art, mit Worten umzugehen, manches lernen. Offenbar handelt es sich um die sogenannten »Grundbegriffe« der Nationalökonomie; »Wirtschaft«, »Gut«, »Wert«, »Preis«, »Kapital«, »Zins«, »Rente« usw. Jene »eingeborenen Fachausdrücke« unserer Wissenschaft also, von denen das herkömmlich geartete theoretische Denken immer wieder auszugehen sucht gleich wie von ewigen Fixpunkten. Meine Auffassung geht nun dahin, daß ich in diesen »Grundbegriffen« überhaupt nur Worte sehe; allerdings sind es die über das naive theoretische Denken »herrschenden« Worte. Keiner dieser Ausdrücke gilt mir einfach als ein vieldeutiges, ein in höchst wandelbarem Sinn gebrauchtes Wort. Eigenfachliche Erfahrungen haben mich vielmehr gewitzigt, einem so auffallend problematischen Worte ganz buchstäblich seinen eigenen Gehalt an Problemen nachzurechnen. Es

gilt da, aus dem Wort jene Probleme herauszuhören, für die, unausgesprochen und daher unentwickelt, wie sie inmitten der naiven Theorie geblieben sind, vorerst das Wort rettend einspringt. In der Tat, nicht nur für fehlende Begriffe gibt es dies, auch für fehlende Probleme! Es spielt das Wort auch in diesem weitergehenden Sinne den Helfer unseres theoretischen Denkens; dem bekommt aber diese Hilfe schlecht genug.

Heraushören übrigens heißt nicht Abhorchen; da wäre man auf dem Holzweg. Es geschieht zwar sonst ganz üblicherweise, daß man den Worten, besonders auch den »Grundbegriffen«, ihren geistigen Gehalt durch definitorischen Druck zu »entquetschen« trachtet; gegebenenfalls in einer veredelten Form: man deutet das Wort nicht schlechthin wörtlich aus, etwa also »Sozio«-logie, sucht vielmehr den durchlaufenden Sinn bei den verschiedenen Verwendungen des Wortes hübsch in der Runde herum »abzuhorchen«. In unserer Theorie wird diese Umfrage beim lebendigen, sprachverwendeten Worte heute noch als ein probates Mittel anempfohlen, allen Ernstes, um selbst auf die grundlegendsten Dinge zu kommen. Nun, dazu ist das ganze Verfahren des »Abhorchens« doch etwas zu kindisch, um der Probleme habhaft zu werden, die von solchen Worten »vertreten« sind; jene unausgesprochen bleibenden Probleme also, die gleichsam hinter dem Worte heraus, als »transverbale« Einflüsse, unser Denken umgarnen. Wer sich der so zu verstehenden »Herrschaft des Wortes« zu entwinden sucht, muß schon sachlichere Wege gehen. Beiläufig gesagt, hat einst in der gleichen Richtung auch Eugen v. Böhm-Bawerk nicht einfach den Weg des »Abhorchens« beschritten; er hat vielmehr den Gedankengängen zahlloser der »Kapital- und Zinstheorien« selber kritisch nachgespürt, auf der Suche nach den einschlägigen Problemen.

Diese Existenz von problemvertretenden Worten, gleich den nationalökonomischen »Grundbegriffen«, führt zu einem köstlichen Verhältnis: dank einem solchen Worte ist nämlich der Denkende, soweit er theoretische Aspirationen hegt, in der verhängnisvoll glücklichen Lage, sich über sein Problem auszuschweigen, indem er einfach ein Wort ausspricht! Dies geschieht dann natürlich in fragender Form, zum Beispiel: »Was ist Kapital?« Bevor ein Wort diese problemvertretende Kraft erlangt, muß wohl eine lange Geschichte seiner theoretischen Verwendung hinter ihm liegen. Offenbar braucht es seine Zeit, bis sich derlei »Bahnungen« des theoretischen Gedankenverlaufs gestalten. Dann aber genügt es, daß man gleichsam nur auf den Knopf dieses Wortes drückt, und das theoretische Denken ist sofort auf ganz bestimmte Probleme eingestellt. Von diesen erbaulichen Dingen hat nicht nur die »gute alte Logik«, der ich es einst vorwarf, keine Ahnung; davon weiß auch manche sehr neue »Wissenschaftslehre« nichts. Mehr als eine nimmt nicht minder unsere famosen »Grundbegriffe« als Begriffe ernst, als Worte, deren fester Denkinhalt mindestens Postulat wäre; statt hinter diesen einfachen Witz der theoretischen Sprache zu kommen, daß hier überhaupt nur bloße Richtungen der theoretischen Denkbewegung ausgesteckt sind.

Im Grunde gilt nun auch von dem Worte »Soziologie« Ähnliches. Freilich

nicht für den Alltag. Im Leben draußen ist das Wort schlechthin ein Unbegriff, Wortmarke einer Wissenschaft, die eben deshalb, weil niemand was Rechtes von ihr weiß, so sehr an Reiz gewinnt. Wozu noch der Stachel beiträgt von der platten Wortdeutung her; denn im Durchschnitt dürften wohl die einen mit geheimem Grauen, die anderen mit geheimen Hoffnungen, beide aber übereinfallend so etwas wie »Sozialismologie« herausbuchstabieren. Dagegen wird an jeden theoretischen Kopf das Wort einfach als Problem anpochen. Nur legt sich nicht jeder Rechenschaft darüber ab. Es sind natürlich keineswegs die Probleme der Soziologie gemeint, sondern die Soziologie selber als Problem. Um das Problem handelt es sich, das schon im Vermächtnis Max Webers auf zwei verschiedenen Wegen gelöst erscheint. Es stehen aber noch andere Wege offen. Denn wie hier die Dinge liegen, entfaltet sich die naive Frage »Was ist Soziologie?« zu der nachsinnlichen Frage: In wievielerlei Weise überhaupt ist jene Bewährung innerer Einheit unter den Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben möglich?

Von daher gesehen ist Soziologie nicht schon von vornherein eine einzelne Fachwissenschaft, auch nicht eine Gruppe solcher, noch aber eine »Universalwissenschaft« oder sonst dergleichen; sondern vorerst schlecht und recht eine Aufgabe, der Erkenntnis gestellt, nachhinkend den »alten« Fachwissenschaften, oder, besser, eine zusätzliche Forderung, an das erkennende Denken gerichtet! Und es kann sich nun erst erweisen, in welcher und wievielerlei Art sein Genügen findet, was als Soziologie da hinterher »gefordert« wird.

Von jener bedachtsam entfalteten Frage her gabelt sich also der Weg nach allen »Möglichkeiten von Soziologie«. Selbstverständlich sind diese »Möglichkeiten« hier nicht erkenntnistheoretisch gemeint. Dazu fordert für uns hier diese Frage nicht auf, daß man nun im Wege der eindringlichsten Selbstbesinnung aufdecke, welche »Soziologie« nennbaren Erkenntnisarten sich als »möglich« herausstellen, wie sie es tun, und unter welchem Um und Auf des Stoffes, des Vorganges, der Begriffsbildung usw. sie es tun. Das wäre ein unendlich weiter ausholendes Beginnen und hier fehl am Orte. Was jene Frage fordert, ist vielmehr rein nur die harmlose Umschau, welche Möglichkeiten dafür vorliegen, im schon übersehbaren Kreise der Wissenschaften einfach den »Namen Soziologie« rechtmäßig zu vergeben.

11. Eine Bewährung jener inneren Einheit unter den erwähnten Wissenschaften ermöglicht sich gleich so, daß man einfach alle unsere Fachwissenschaften — natürlich auch jene, die schon für ihren engeren Teil auf diesen Namen Anspruch erheben — als Soziologie zusammenfaßt, also einen Sammelnamen daraus macht: »Soziologie als Inbegriff«! Von Belang wäre diese Zusammenfassung, um die Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben gleich als Ganzes von den Naturwissenschaften abzugrenzen. Dem eingebürgerten Sammelnamen »Geisteswissenschaften« wäre demnach »Soziologie« als eine gleichsam berichtigende Erläuterung zur Seite gedacht.

Hier sei durchaus vorgreifend eingeschaltet, daß es selbstverständlich immer zulässig bleibt, überall dort, wo uns die erlebte Wirklichkeit als das menschliche Zusammenleben entgegentritt, durch eine veränderte Einstellung

des erfahrenden Denkens auch »Natur« zu sehen; dann erblickt man also zum Beispiel dort, wo für uns Staat oder Familie oder Genossenschaft und Ähnliches tatsächlich ist, etwa nur mehr »Systeme verwickelter Reizauslösung«, im Geiste Hugo Münsterbergs. Eben darum sind diese Systeme selber ausdrücklich nicht mehr menschliches Zusammenleben, und so bleibt der hervorgestellte Gegensatz gegenüber der Natur und den Naturwissenschaften unerschüttert aufrecht. Soziologie als Inbegriff würde also auch jene Naturwissenschaften ausschließen, die sich mit solchen »Reizauslösungssystemen« beschäftigen müßten; so stünde insbesondere die »Psychologie als Naturwissenschaft« außerhalb der Soziologie. Den hier gemeinten Gegensatz scheint mir nun »Soziologie als Inbegriff« glücklicher ins rechte Licht zu rücken, als wenn man den Naturwissenschaften etwa die »Kulturwissenschaften« entgegensetzt. Freilich, sobald der Gegensatz schon im Worte scharf anklingt, wie auch in diesem Falle, schmeichelt er sich unserem Denken stets ein; pflegen wir doch zum Beispiel im Lehrbetrieb unserer Wissenschaft auch der theoretischen Nationalökonomie sofort eine »praktische« Nationalökonomie zu paaren, obgleich dies mehr ein schlechter Witz als ein guter Name dafür ist, daß neben den theoretischen Gebieten auch die empirischen Gebiete zum Gegenstand einer Vorlesung werden. Gewiß steht hinter der Wortklammer »Kulturwissenschaften« das sehr ernst zu nehmende, geniale Theorem Heinrich Rickerts: ein durchgängiges »Beziehen auf Kulturwerte«, als »Prinzip der Auslese«. Erstens aber kann man schon über das Kategorische dieses Vorganges anderer Meinung sein. So stellt sich gerade unsere Wissenschaft darin in Gegensatz zur Geschichte, daß hier ein »Beziehen auf Probleme« in Kraft steht. Zweitens gilt hinsichtlich des Wortes »Kultur«, daß sich jeder mindestens einbildet, und auch darauf etwas einbildet, ein ganz Bestimmtes zu meinen. Ob nun dieser störrige »Kulturbegriff« jedesmal wieder mit dem Dienst des Wortes als Sammelname im Einklang steht, das bezweifele ich auch in eigener Sache. Dagegen hat man sich längst gewöhnt, unter »Soziologie« alles nur Erdenkliche verstanden zu wissen, um so weniger also selber dabei etwas zu denken; und dies macht das Wort zum Sammelnamen außerordentlich geeignet.

Nur leider, weil dieser Name so geduldig ist, wirkt sich der Fluch seines Ursprungs — er stammt ja vom Reißbrett der »positivistischen« Wissenschaftslehre Comtes — fortzeugend in ihm aus. Des Namens »Soziologie« bemächtigt sich stets wieder allerlei interessanter Versuch, die Tatbestände menschlichen Zusammenlebens naturwissenschaftlich schief zu treten. Dann wird zum Beispiel der Staat selber wissenschaftlich so zu behandeln versucht, als ob er ein »Reizauslösungssystem« wäre. Diese Aftersoziologie wird unausrottbar die Erlustigung der Geister bleiben, die von der Wahrheit der einen Wirklichkeit stets nur zur Simpelei der einen Wissenschaft weiterzudenken vermögen; als ob es nicht von der einen Wirklichkeit ein spezifisches Zweierlei an Erfahrung gäbe! Ist doch daraufhin die »Universalmethode« gleichwertig der Zumutung, daß alle Tiere, auch die Kiementiere, in der Luft, oder wieder alle, auch die Lungentiere, unter Wasser leben sollten;

oder daß man mit dem Meißel auch malen, mit dem Pinsel auch bildhauern sollte. Was immer bei solchen »Verstauchungen« des Erkennens herauskäme, tatsächlich haben sie der Soziologie nebenher die ominöse Deutung zugezogen, die Einbruchsstelle der Naturwissenschaft auf unser Gebiet zu sein. Damit allein schon ist aber die ganze Absicht einer summarischen Zusammenfassung unserer, im Gegenhalt zu den Naturwissenschaften, dauernd durchkreuzt: der sonst so taugliche Sammelname ist eigentlich verpfuscht. Ich glaube hier trotzdem von Fall zu Fall von »inbegrifflich-soziologischen« Dingen reden zu dürfen.

12. Bei der »Soziologie als Inbegriff« gelangt das »herausgehörte« Problem gar nicht weiter zur Lösung. Nur mittelbar liegt eine richtige Lösung wenigstens in der ideellen Verlängerung davon; sie wird in der Folge im Sinne einer »Soziologie als Erkennntnislehre« zu deuten sein. Ganz anders erfüllt sich die Soziologie als Aufgabe, das will sagen, bewährt sich die innere Einheit jener Wissenschaften, sobald dies hinausläuft auf »Soziologie als Fachwissenschaft«. Am Beispiel der Systematischen Soziologie Max Webers deutete ich es obenhin an, wie es um diese Disziplin bestellt wäre, und warum sie mit Recht ihren Namen trüge. Natürlich lastet es späterer Erkenntniskritik auf, daß sie das Besondere dieser Systematischen Soziologie herausarbeitet, im Kreise der Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben. Das Gleiche steht auch für jene »dritte« Sozialwissenschaft aus, in deren übrigens schier unermeßlichen Bereich wohl die glänzendsten Leistungen Max Webers fallen. Es erhebt hier eine zweite, ganz anders gegeartete Disziplin den Anspruch auf den Namen Soziologie, sagen wir, als »Analytische Soziologie«! Wie ich es schlagwörtlich schon angedeutet, dreht es sich um die Wissenschaft vom »Spezifisch-Sozialen«; noch weiter vorgreifend gesagt, um die Wissenschaft von aller Gestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste dessen, was die Menschen, ob nun unmittelbar oder mittelbar, innerlich zusammenführt, selber also auf Zusammenhalt, innere Verbundenheit hinausläuft. Wie nahe sich dies mit »innerem Einverständnis« und »Gemeinschaft« berührt, gemäß der tiefsinnigen Deutung von Ferdinand Tönnies, leuchtet grell heraus. In der Tat, für diese dreifältige Auflösung der »Sozialwissenschaft«, die ich doch früher stets unaufgelöst zur Geschichtswissenschaft in Gegenhalt brachte, war mir schließlich nichts bestimmender als die allmähliche Einfühlung in die so ganz besondere Art, wie Ferdinand Tönnies in die Tiefe schürft. Dazu kam noch der frappierende Eindruck von Max Webers Vordringen auf Neuland sozialer Erkenntnis.

Wenn nun die »analytische Soziologie« sozusagen in der Richtung der »Gemeinschaft« bohrt, dann bliebe für die »zweite« Sozialwissenschaft, neben der Nationalökonomie, doch wohl die Einstellung auf »Gesellschaft«, im Geiste von Tönnies? Ja, so ungefähr liegt es bei jener Wissenschaft vom »Politisch-Sozialen«, die man am besten an der Staatslehre veranschaulichen könnte, ohne daß diese schon den erschöpfenden Inhalt dieser Wissenschaft darböte. Und vielleicht gar nicht dieses »Zweite«, aber ausgerechnet jenes »Dritte« soll nun Soziologie heißen? Gewiß; da waltet einfach der Unterschied

zwischen wortfromm buchstabierender Deutung — »Sozio-logie« gleich »Gesellschaftslehre« — und einer Deutung und Nennung gemäß dem wissenschaftlich Ausschlaggebenden, dem Probleme! Denn nachweislich gerade dort, an jener »dritten« Stelle, läuft alles, alle Wissenschaft überhaupt vom menschlichen Zusammenleben, in die letzten Tiefen der Erkenntnis aus; im Einklang dazu ist ja auch der Ausdruck vom »Spezifisch-Sozialen« gewählt. Dort aber, wo alle anderen Disziplinen ihr gemeinsames Rückgrat wissen, dort wohl bewährt sich abermals ihre innere Einheit; dort ist mit Fug und Recht abermals von Soziologie zu sprechen. Auch in diesen harmloseren Dingen der Benennung braucht man nicht immer nach der Pfeife des Wortes zu tanzen. Auch da ist es besser, lieber auf die Worte zu pfeifen, sobald man der Sache zureichend sicher ist. Mindestens liegen also schon zwei Spielarten von »Soziologie als Fachwissenschaft« vor, sehr ungleichen Gefüges. Ob es deren noch mehrere gibt? Vielleicht. Hier bin ich an keiner »Inventur der Soziologien« am Werke; ich rolle diesen Zusammenhang absichtlich nur so weit auf, als es die nationalökonomische Theorie allwirtschaftlicher Haltung tiefer verständlich macht. Es steht nun knapp davor. Nur rasch ein paar Worte vorher, die vielleicht nicht ganz überflüssig sind.

Man sieht, wie die Dreiteilung der engeren Sozialwissenschaft nichts mit einer »Dreiteilung des sozialen Organismus« zu tun hat. Ebensowenig ist sie in Mystik eingegründet. In Sachen der Nationalökonomie als reiner Erfahrungswissenschaft habe ich stets den Schnitt vor alle Mystik gezogen. Dem Theoretiker erscheint ja besonders jene kleinliche Mystik als recht minderwertig, jene Mystik als Mache, in die sich Theorie gelegentlich dort hüllt, wo sie aus Schuld falscher Einstellung sich selber verstrudelt. Nach meiner Überzeugung darf aber an die Theorie einer Erfahrungswissenschaft erst recht nicht Mystik als Weltanschauungssache heran; auch nicht zeitgenössisch verquickt mit Mystik als Psychose, oder gar mit Mystik als Gewerbe.

Noch eine zweite Verwahrung. Notgedrungen stelle ich fest, daß schon in meiner Schrift »Herrschaft des Wortes« alles hinaustrieb auf ein »Denken in eitel Gebilden«, auf »Allzusammenhang«, »Allbedungenheit«, auf »Einheit«, »Einmaligkeit« und »Persönlichkeit«, um so überall »Leben« zu sehen, als Gestaltung der »Erlebungen«; an Stelle aller Flachheit im Gefolge von »Kausalitätskoller und Gesetzesdusel«. Auch diese kecken Worte gingen schon 1901 in Druck; geläufig waren sie mir lange vorher. Und wenige Jahre nachher, nachdem ich in dem Büchlein von den »Grenzen der Geschichte« den Scheidestrich zwischen der »erlebten« Zeit der Geschichte und den »Rechenpfennigen der geologischen Jahrmillionen« gezogen, suchte ich jene Grundauffassung, die allem »Naturalismus«, oder meinetwegen aller »Mechanistik« und aller »Berechenbarkeit«, für unsere Denkgebiete aufsagt, noch in die Tiefe zu arbeiten, in meinen Aufsätzen »Zur sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung«, im »Archiv für Sozialwissenschaft«. Dies alles geschah aber doch im hellen Bewußtsein, dabei nur ins eigene Fach hinein den Erfüller und Werkfortsetzer einer geistigen Bewegung zu spielen, die in ihren Anfängen

mindestens bis auf Fichte zurückgreift, die seither ins Breite gediehen war und für zahlreiche Leistungen unserer Wissenschaft sich längst von selber versteht. Da vollzieht sich einfach am erhabenen Gebilde der Wissenschaft der unaufhaltsame Prozeß einer organisch richtigen Weiterbildung, der aber von seiner eigenen Zeit als eine Wende empfunden wird. In dieser geistigen Strömung trieb auch mein Beginnen und setzt sich nun mit verstärktem Nachdruck fort. Aber es hat damit nichts zu schaffen, wenn neuestens eine überhitzte Nachempfindung jener Wende sich zur Botschaft einer »Neuen Lehre« aufbläht, die auf allen Gebieten des Erkennens alles von unterst zu oberst zu kehren wähnt, im Saltomortale zu einer Art »November-Wissenschaft«.

13. Mit der Produktion von »Soziologie als Fachwissenschaft« ist es allein nicht getan. Als Aufgabe erfüllt sich Soziologie zum besten Teil erst so, daß jede der sonstigen Fachwissenschaften, kraft der Art ihres eigenen Vorgehens, die innere Einheit von ihnen allen wahr macht: »Soziologie als Methode«! In der Tat, die Wissenschaften von Geschichte, Wirtschaft, Staat, von Recht, Kunst und so fort, sie alle, richtig betrieben, arbeiten in ihrer Art dauernd an Soziologie. Sofern sie die viel berufene »soziologische Methode« befolgen? Nun, gewiß nicht alles, was sich so nennt, ist es auch schon in jenem Geiste. Allzu häufig glaubt man »soziologisch« vorzugehen, wenn sich das fachliche Denken jener gewissen Aftersoziologie preisgibt; wobei die Psychologie als Naturwissenschaft in den meisten Fällen die Kupplerin spielt. Aber die Bastardierung von zwei wurzelfremden Erfahrungsweisen kann natürlich zu nichts Rechtem führen; meist nur zu krampfhaften Versuchen, Lehrsätzlein als »Gesetze« herauszuquetschen, und zu ähnlichen Mißbildungen unserer Art Erkenntnis. Der Scheidestrich gegen derlei »soziologische Methode« kann gar nicht scharf genug gezogen werden. Das Ziel ist beileibe nicht diese Entartung der fachlichen Erkenntnis, im Gefolge des »positivistischen« Wahnes, alles über einen Leisten schlagen zu müssen.

Die soziologische Methode entspringt vielmehr aus der Auffassung vom wahren Beruf einer Fachwissenschaft unseres Kreises. Ein Vorgehen ist gemeint, das ebensowohl dem Eigenwert des Faches genügt wie auch den Ansprüchen auf Wahrung der inneren Einheit aller Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben. Innere Einheit, das ist das Fehlen von Widersprüchen natürlich auch; doch in erster Linie denke ich dabei an wechselseitige Ergänzung, an ein lebendiges Zusammenspiel aller zu erschöpfender Erkenntnis des gemeinsamen Vorwurfes. Müssen doch alle diese Wissenschaften im geschlossenen Vereine das menschliche Zusammenleben bewältigen — das ist und bleibt ja der erhabenste Vorwurf aller Erfahrungswissenschaft! Bei keiner jener Wissenschaften kommt es daher schlechthin so auf Erkenntnis an, als wäre dies ihre Spezialsache und sie allein auf der Welt. Sondern darauf kommt es an, daß jede wohl das Ihre tut, ausdrücklich aber unter Wahrung des notwendigen Zusammenspieles aller. Dann erst ist die Fachwissenschaft auch als solche von vollem Werte. Es erweist sich in der Folge noch klarer, wie jede dieser Fachwissenschaften ganz not-

wendig jene Einheit bejahen muß, um sich selber in voller Richtigkeit zu ermöglichen. Aber schon der Idee nach ist das soziologische Vorgehen der Fachwissenschaft gleichbedeutend mit ihrem richtigen Vorgehen schlechthin. Für die Nationalökonomie nun, da verknüpft sich dieses soziologische Vorgehen mit der allwirtschaftlichen Auffassung.

Eine Sache kann man auch aus ihrem Gegensatz klar machen. Die Allwirtschaftslehre, als nationalökonomische Theorie soziologischen Geistes gemeint, findet ihren erläuternden Gegensatz vorweg in der herkömmlichen Theorie, in der »Güterlehre«. Recht im Widerspruch zu allem, was eben zu sagen war, sitzt da eine Fachwissenschaft gleichsam auf dem Isolierschemel! Zwar nur mit ihrer Theorie; mit dieser aber vorbildlich. Darin prägt sich die »unsoziologische« Haltung dieser Theorie aus. Es ist aber sofort klar, daß niemand an diesem »Unsoziologischen« innerlich Anstoß nimmt, dem die Wirtschaft selber als etwas an sich »Unsoziales« gilt; das will sagen, wer also leugnet, daß Wirtschaft und menschliches Zusammenleben grundwesentlich verflochten sind. Eine richtige Auseinandersetzung darüber ist hier unmöglich. Vorgreifend sei aber doch einiges gesagt, nur wieder, um den Boden etwas aufzulockern.

Es ist eine weit verbreitete, fast die allgemeine Ansicht, Wirtschaft sei, rein grundsätzlich genommen, die Sache des »Einzelnen«. Für die »Güterlehre« ergibt dies nebenher einen drolligen Widerspruch; denn hier ist ja allemal nur Erwerb als die Wirtschaft gedacht, und wenn der »Einzelne« auch alles könnte, erwerben, wie es hier in Frage steht und für »Wirtschaft« angesehen wird, das kann er in seiner Vereinzelung nicht! Als »Güterlehre« verhöhnt sich also die heutige Theorie soweithin selber, als sie das grundsätzlich »Unsoziale« der Wirtschaft behauptet. Aber jene Ansicht übersteht noch ganz andere Widersprüche; zu fest stützt sie sich auf geheime Rückhalte. Da spukt von rechts das »Wirtschaftliche Prinzip«: »Suche den höchsten Nutzen mit den geringsten Kosten zu erzielen!« Daran hänge die Wirtschaft; ein Handeln gemäß diesem Prinzip stünde jedoch auch dem »Einzelnen« zu, daher also Wirtschaft grundsätzlich dessen Sache sei. Nun, was sich aus dem hellen Widersinn jener landläufigen Fassung dieses »Prinzips« überhaupt als vernünftiger Sinn herauswickeln läßt, ist einfach der von mir so genannte Grundsatz der technischen Vernunft: »Handle stets mit dem vergleichsweise mindesten Aufwand!« Diesem Grundsatz bleibt freilich auch der »Einzelne« unterworfen, weil auch er handelt und dies technisch vernünftig zu besorgen hat; aber damit ist natürlich für die »nichtsoziale« Artung der Wirtschaft auch nicht das mindeste bewiesen. Von links dagegen meldet sich Herr Robinson, der ja allemal herhalten muß, sobald sich die »Güterlehre« in einem lichten Augenblick zurückbesinnen will vom Erwerb auf Wirtschaft. Denn buchstäblich erwerben, darüber ist man sich klar, könnte auch Robinson nicht, gewiß aber wirtschaften. Kann er dies nun wirklich? Warum nicht! Nur führt er nicht jene »Musterwirtschaft«, jene sozusagen noch nicht sozial entartete, die man ihm nachrühmt; sondern umgekehrt, eine ganz und gar verkrüppelte Wirtschaft treibt er, weil einfach in der Robin-

sonade das menschliche Zusammenleben bis zum äußersten Grenzfall eingeschrumpft erscheint. Davon selbst abgesehen, wie sehr sich Robinson überhaupt nur kraft seiner materiellen und geistigen Erbschaft aus dem Zusammenleben zu behaupten weiß, kann man im Grundsatz sagen: die Robinsonade ist nicht die durchgehende Einheit für den Aufbau, nur ein letztes Eins hinter dem Abbau des Wirtschaftslebens. Auch dieser abgesprengte Wirtschaftssplitter widerlegt also bloß scheinbar den grundwesentlichen Zusammenhang von Wirtschaft und Zusammenleben.

Wie die ganze Sache für meine eigene Auffassung liegt, kann wieder nur vorgreifend angedeutet werden. Ganz unabhängig vom Worte »Wirtschaft«, ohne auch nur im mindesten von dessen Deutung auszugehen, läßt sich ein Tatbestand nachweisen, den man hinterher darum »Wirtschaft» nennen muß, weil man ihn sprachrichtig gar nicht anders nennen kann; und erst und überhaupt nur darüber, über den Zwang zu dieser Nennung des vorher festgesetzten Tatbestandes, entscheidet der deutbare Sinn des Wortes. Der Tatbestand selber ergibt sich als der Auslauf einer spezifischen Teilgestaltung des menschlichen Zusammenlebens. Darin sehe ich den grundwesentlichen Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Zusammenleben. Wirtschaft, als Leben, ist Gestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung. An die Stelle dieser Teilgestaltung menschlichen Zusammenlebens setzt nun die nationalökonomische Theorie unverzagt jenes »Güterleben«, in dessen Konstruktion sich diese Theorie auch erschöpft.

Als »Güterleben« ist eben keineswegs eine Teilgestaltung vom Zusammenleben abgehoben. Da hat man sich vielmehr einen Mechanismus der Güterbewegung zurechtgelegt, dem alles Menschliche gerade nur die Begleiterscheinung abgibt. So ist ja tatsächlich das starre System im Geiste dieser verschrobenen Stoffbehandlung beschaffen; die noch so täuschende Auswattierung dieses Systems mit allwirtschaftlichen Einfällen ändert daran nichts. Diese Konstruktion eines »Güterlebens« geht auch nur scheinbar in der Formel »Individualismus« auf. Selbst angenommen, es wäre ein solcher Gedankenbau nur als das Werk und die Freude von »Individualisten« denkbar, so liegt in der Sache selber ebensowenig »Individualismus« als »Universalismus« damit vor; soweit diese Kartothekbegriffe überhaupt etwas sagen. Denn was mit der »Güterlehre« geboten wird, besagt keinerlei Stellungnahme zum, sondern ein glattes Herausstellen aus dem Zusammenleben! Dies geht so weit, daß man es in der Reinzucht dieser Theorie sogar für zulässig erachtet, von den menschlichen Handlungen gänzlich zu abstrahieren! Und dabei spielen sich als »Handlungen« ohnehin nur Tauschhandlungen auf, die als »atomistisch« vereinzelte ihr gewinnstrebiges Gegenspiel aufführen. Wird eben in der letzten Folgerichtigkeit gedacht, so darf wohl überhaupt nur die nackte Güterbewegung hier übrig bleiben. Sie erst liefert das »ungetrübte« theoretische Spiegelbild der Wirtschaft! Nebenbei gesagt, daß alle Welt die in diese Extreme auszüngelnde »Güterlehre« als »Wirtschaftstheorie« geduldig hinnimmt, im unerschütterlich guten Glauben, das sei und bleibe nun einmal »die«

nationalökonomische Theorie, das bringt wahrhaftig nur die abstumpfende, entnervende Gewöhnung eines ganzen Jahrhunderts zuwege.

14. Das völlige Un- oder eigentlich Widersoziologische der »Güterlehre« beruht darin, daß hier die Theorie einer Fachwissenschaft vom menschlichen Zusammenleben völlig »abgedreht« hat; und zwar so heftig, daß alle unmittelbaren Beziehungen zu den übrigen Fachwissenschaften schrill abreißen. Gerade nur die »formalistische« Jurisprudenz, die in mehr als einer inneren Verwandtschaft zu unserer heutigen Theorie steht, macht die Drehung willig mit. Alle anderen Wissenschaften aber wissen damit nichts anzufangen, wenn aus der Wirtschaft als Leben, aus einer Teilgestaltung des Zusammenlebens, ein rein mengenhaftes »Güterleben« geworden ist, nichts als ein ausbalanciertes Werden, Wandern, Verteiltwerden und Vergehen der Güter. Soweit es also auf die überlieferte nationalökonomische Theorie ankäme, dürften die übrigen Fachwissenschaften gleichsam stets nur um die Ecke des »Güterlebens« herum in das Wirtschaftsleben hineinsehen. Dies alles übertreibt nicht! Denn bei der »Güterlehre« handelt es sich doch um wissenschaftliche Auffassungen, und da müßte folglich das Grundsätzliche der Sache auch schon das für die Sache tatsächlich Entscheidende sein. Mein Bild der Sachlage weicht also nur so weit von der Wirklichkeit ab, als in dieser selber, in der Theorie als »Güterlehre«, abermals die »glücklichen Inkonsequenzen« am Werke sind, und geschäftig, das Krumme unter der Hand wieder gerade zu biegen.

Zum Vergleich setze ich hierher eine Stelle aus dem »Grundriß« von Schmoller: »Der Grundgedanke unserer Volkswirtschaftslehre ist der, daß das Wirtschaftsleben der Menschheit sich vollzieht in einer Summe von politisch-gesellschaftlichen Körpern, die sich teils neben-, teils nacheinander unserem Blicke darstellen.« Selbst wenn ich zugebe, daß man an Theorie ganz andere Ansprüche stellen muß, als ihnen hier genügt wird, zugestanden also, es wäre dies erst auf dem Wege zu eigentlicher Theorie: gut, aber dann würdige man zum mindesten diesen Weg! Er verliert sich nicht seitwärts in die Öde einer bloßen Mengenbewegung von Gütern, sondern führt mitten hinein in die Gestaltung menschlichen Zusammenlebens. In dieser, wenn auch erst werdenden Theorie, da regt sich eine ganz andere und lebensfrische Auffassung. Es wird unverkennbar in Gebilden gedacht, in richtigen Lebensformen, nicht in Gütern. Besonders deutlich verrät sich die Freiheit des Denkens von dem Zufälligen heutiger Wirtschaft. Mithin, in aller Naivität, zugleich aber mit dem Vollwert des bodenständig Aufgewachsenen, tritt uns hier allwirtschaftliche Auffassung entgegen! Nicht aber jene krämerhaft güterselige und erwerbsduselige Auffassung der »Güterlehre«, die unser fachliches Denken so weit abführt von seinem wahren Vorwurf, daß man sie fast eine widerwirtschaftliche heißen könnte.

Trotzdem wird diese »Güterlehre« heute noch mit solcher Gewißheit als die abgestempelt »nationalökonomische« Theorie empfunden, daß ich auf den Einwand gefaßt bleibe: Schmoller spricht hier eben als Soziologe, und es ist helles Unrecht, legt man seine Haltung als Maßstab an die nationalökonomische Theorie! Warum als »Soziologe«? Vielleicht gar, weil er von

politisch-»gesellschaftlichen« Körpern redet? Das wäre ja ein völliger Rückfall in die wortfromm buchstabierende Deutung des Sachverhaltes. Was sich tatsächlich als »soziologisch« hier an Schmoller bekundet, ist bloß die richtige Art, wie er ein Nationalökonom zu sein strebt: Einfach um Nationalökonomie richtig zu betreiben, hält er es mit der soziologischen Methode! Das will sagen, seiner Wissenschaft sucht er völlig gerecht zu werden, ausdrücklich auch insoweit, als sie ihre Mission im Kreise der Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben zu erfüllen hat. Alles, was er in der notwendigen, unentrinnbaren Einseitigkeit seines Faches sagt, ist dann so gesagt, um unmittelbar einen lebendigen Widerhall zu finden in all den vielerlei Wissenschaften, die sich gemeinsam um den gleichen Vorwurf mühen. Gewiß wickelt der Nationalökonom die Zusammenhänge dieser Welt des Lebens stets einseitig auf — Einseitigkeit ist ja von Wissenschaft gar nicht zu trennen! Allein eben so, daß sich die einseitig aufgerollten wie von selber verknüpfen mit jenen Zusammenhängen, die wieder innerhalb der anderen Erkenntnisgebiete entwirrt werden, nämlich in den übrigen Fachwissenschaften. Woraus dann allmählich, von vielen Seiten her, immer dichter, immer engmaschiger, immer fester umschnürend, jenes geistige Netz sich gestaltet, das von unserem, stets nur im Zusammenhang sich auslebenden Denken listig der Wirklichkeit übergeworfen wird, im Sinne einer Erkenntnis, die ihres Stoffes wahrhaft Herr ist. Nur der rechte Zusammenhang im Vorgehen aller verbürgt diesen letzten, höchsten Erfolg. Niemals könnte dies ein hölzernes Nebeneinander tun, von stets wieder anders ausartenden Verschrobenheiten im Schema der geistigen Bewältigung des Stoffes. Welcher Stoff aber fordert mehr zur Einheitlichkeit seiner Bewältigung heraus als der, der doch selber von so majestätischer Einheit ist, durch den Allzusammenhang des Erlebten!

Wieviel unserer Theorie bisher entgangen ist, als bloßer »Güterlehre«, läßt gerade auch die Behandlung des Wirtschaftslebens in Max Webers Soziologie gut ermessen. Im Rahmen des ganzen Zusammenlebens wird hier an die Wirtschaft mit einer viel einfacheren Problemstellung herangegangen, als es in der Nationalökonomie der Fall sein müßte. Denn gerade für den Teil der Wirtschaft ist vorwaltend nur Systematische Soziologie am Werke, trotz der räumlichen Verteilung der »Wirtschaftssoziologie« auf beide Teile des Vermächtnisses; auch im zweiten Teil setzt Analytische Soziologie gleichsam erst nur an. Für die eigentümliche Wandlung seiner Erkenntnisziele ist es ja bezeichnend, daß Max Weber die soziologische Analysis zwar gegenüber Religion, Recht, Kunst so wundervoll handhabt, während er die Wirtschaft, trotzdem dort überall von der Beziehung auf sie ausgegangen war, als solche doch vergleichsweise vernachlässigt; und doch bleiben auch alle ihre besonderen Gestaltungen, sofern man sie einseitig als »Gemeinschaft« sieht, nicht minder dieser Analyse unterworfen!

Aber so einfach die Behandlung des Stoffes ausfällt, als »empirisch« und »formal« von Max Weber selbst gekennzeichnet, trotzdem also da alles auf reine Klassifikation, auf »Begriffskataloge« hinauszutreiben scheint, wie hoch überragt nicht trotzdem diese soziologische Theorie der Wirtschaft die her-

kömmliche unseres Faches! Die eigentlichen »Lehren« fehlen natürlich; man vermißt sie kaum. Wie einen Hohn aber empfindet man es gerade hier, daß Wirtschaftstheorie erst dann als »nationalökonomisch« gelten soll, wenn sie von den »Grundbegriffen« und von der Wassersuppe der gemeinen Erfahrung allein sich nährt und dann klapperdürr einherstelzt, gleich der »Güterlehre«. Als »Reinheit« der Theorie predigt man diese unglaubliche Versimpelung theoretischen Gebarens! So kann es kommen, daß erst von einer spezifisch nicht-nationalökonomischen Leistung, gleich der Max Webers, wahrhaft das »Meer von Licht« ausgeht, ergossen über die Fülle der Gestalten und Gesichte empirischer Wirklichkeit der Wirtschaft, wenn diese mit den tausend scharfen Augen der Tatsachenforschung gesehen wird. Aus keinem anderen Grunde aber zeigt sich diese Leistung Max Webers, und auch in der Gedankenführung, so überlegen der herkömmlichen »Güterlehre«, weil sich jene allwirtschaftliche Auffassung, von der schon die meisterhaften empirisch-nationalökonomischen Arbeiten Max Webers getragen waren, selbst bei dieser veränderten Problemstellung sieghaft durchsetzt! Darum begegnet sich auch diese soziologische Wirtschaftstheorie so vielfach mit allen Ansätzen geläutert nationalökonomischer Theorie. Im ganzen, so kann man ruhig sagen, schuf hier Max Weber im voraus das richtige, und ein höchst wertvolles Gegenstück zur Allwirtschaftslehre! Trotz der anderen Einstellung ist ein köstliches Vorbild geboten, und eine reiche Schatzkammer hat sich aufgetan. Weniger für die Grundlehren, im Sinne etwa einer »Theorie der Ewigen Wirtschaft«, um so mehr aber für die Formenlehre, für die »Theorie der gewordenen Wirtschaft« überhaupt.

Methodologische Glossen.

15. Was immer man sagen wollte gegen jene eingerostete Art, nationalökonomische Theorie zu treiben, es prallt alles an dem blinden Glauben der Methodologie ab, hier läge klipp und klar ein »Zwang unseres Denkens« vor. Täte man immerhin bei dieser »Güterlehre« der Wirklichkeit mehr oder minder Gewalt an, es verschlägt nichts; so müsse man einfach vorgehen oder überhaupt darauf verzichten, der Deskription eine Theorie gegenüber zu stellen, die nicht selber Soziologie wäre.

Worin soll nun eigentlich jener Zwang beruhen, der alle nationalökonomische Theorie bei der »Güterlehre« landen ließe? Die methodologische Formel dafür lautet bekanntlich: hier walte der Zwang zur »isolierenden Abstraktion«! Das wisse jedes Kind, wie unentbehrlich sie für alles Erkennen auf unseren Gebieten sei, analog zum experimentellen und theoretischen Vorgang in anderen, zum Beispiel in den Naturwissenschaften. Aber schon mit dieser Analogie hat es meines Erachtens die schwersten Bedenken. Die Formel selber, von der »isolierenden Abstraktion«, scheint mir ziemlich viel von einer Selbsttäuschung an sich zu haben. Hier aber wäre sie mehr als ein Ammenmärchen der naiven Theorie vorerzählt, um diese in das wohlige Gruseln einzulullen, ihr Verhalten entspringe aus einem »Zwang unseres

Denkens«. Im Verfolg dieser Ansichten würden hier aber ganz trostlose Abschweifungen drohen. Denn von da aus ginge es tief hinein in eine kritische Erörterung der »idealtypischen« Begriffsbildung, im Geiste Max Webers. Jenes wunderbaren Erkenntnismittels, ohne das in unseren Wissenschaften weder Empirie möglich wäre noch auch Theorie im richtigen Sinne. Wobei jedesmal als »Idealtypus« das »Wesentliche«, es mag sich nun in »Wertbezogenheit« oder in »Problembezogenheit« von der unendlichen Mannigfaltigkeit alles Wirklichen abheben, so übersteigert wird, daß es kraft seiner eigenen Zusammenhänge die ganze Fülle der wirklichen Zusammenhänge entbehrlich macht; wir glauben dann bei diesem emporgezerrten Geflechte ihrer roten Fäden schon die »ganze« Sache zu erfassen. An sich nun hätte dieses Hervorheben, dieses Betonen des »Wesentlichen« nichts mit »Isolieren« zu tun; bleibt doch sozusagen die ganze Wirklichkeit insgeheim daran hängen; denn jederzeit und in jedem Ausmaße ließe sich auch das »Zurückgedrängte«, das steigend »Unwesentliche«, noch einbeziehen, ohne das Gedankenbild zu verwirren.

Dem Anschein richtiger »Isolierung« leistet aber etwas anderes Vorschub: das Einspielen der »Fiktion«! Alles hängt an der Einsicht, daß die »idealtypische« Begriffsbildung in zwei Spielarten auftritt. Sie kann auch von etwas anderem ausgehen als von der Empirie, mit deren Hilfe zwar auch kein »Abbild« der Wirklichkeit, aber deren geistiges »Nachbild« erzielt wird. Man kann nämlich von vornherein auch in rein konstruktivem Sinne mit eitel »legitimen Fiktionen« arbeiten; ich meine bei der Begriffsbildung selber, und nicht bloß in Sachen der Hilfserwägungen, die als solche in der Wissenschaft allemal mit Fiktionen arbeiten. Hier überall spielt absehbar die Frage des »Rationalen« herein, dessen hohen Erkenntniswert Max Weber so klar hervorhebt. Jedenfalls ist dieser rein konstruktiv entstandene »Idealtypus« nicht vom Werte eines geistigen »Nachbildes«, sondern einer bloßen »Nachdichtung« der Wirklichkeit! Diese Nachdichtung erscheint trotzdem als um so rechtmäßiger, je »freier« sie geartet ist; das will in diesem Falle sagen, je ungehemmter sich dabei das Denken gemäß der Vernunft bewegt. Bei solchen »freien Nachdichtungen« der Wirklichkeit folgt man einfach den Spuren des vernunftmäßig Selbstverständlichen!

So erstehen in unserer Theorie jene Theoreme, mit denen eigentlich nur Gemeinplätze breitgetreten sind; auch damit sich abzugeben, bleibt das Los unserer Wissenschaft, als »Erkenntnis des Bekannten«. Die herkömmliche Theorie gibt sich überhaupt nur damit ab. Da sie mit ihrer Begriffsbildung grundsätzlich nirgends hinter der Empirie fortarbeitet, kennt sie Nachbilder der Wirklichkeit eigentlich nur als Füllsel. Sie baut am System der »Güterlehre« fast ausschließlich mit Nachdichtungen. Aber diese sind bei ihr allemal »unfreie«! Denn hier gehorcht das konstruktive Denken, wenn es dem »Rationalen«, dem vernunftmäßig Selbstverständlichen auf der Spur bleibt, von vornherein jenen ungewußten »erwerbswirtschaftlichen« Einstellungen, die gleich Bindungen von ihm wirken. Als Abschluß ein zusammenfassendes Bild. Für alle legitimen Fiktionen, für die erkenntnisnotwendigen Unter-

stellungen überhaupt, drängt sich das Gleichnis von Hilfslinien auf, ohne die ja eine regelrechte Zeichnung nicht zustande kommt. Im Zuge des Gleichnisses könnte man übertreibend nun sagen, die ganze »Güterlehre« sei eine Zeichnung aus eitel Hilfslinien, diese aber alle unter einem schiefen Winkel gezogen! Natürlich ist mit diesen halb orakelhaften Vorstößen auf das Gebiet schwierigster Methodologie hier nichts anzufangen. Zum Glück läßt sich der ganzen Sache auch schlichter beikommen.

Niemand wird leugnen wollen, wie packend anschaulich, wie eingänglich es ist, setzt man für das verwirrende Treiben des Wirtschaftslebens das »Güterleben« ein, obwohl es im Grunde doch bloß der Wirtschaft schales Außenbild bleibt. Damit treten uns sozusagen die »res gestae« des Wirtschaftslebens in schlichtester Ordnung vor Augen. Dieses Ganze der Vorstellungen von der ewigen Wiederkehr im Auf und Ab der Güterbewegung, von dem vermeintlich damit schon erfaßten »wirtschaftlichen Kreislauf«, kommt einer Art »Volksausgabe« der nationalökonomischen Theorie gleich, jedoch mit einem Stich ins hanebüchen Drastische, Kolportagehafte. Gewiß, auch die reife Theorie wird sich die anschauliche Kraft dieser Art Reduktion des Wirtschaftslebens nicht entgehen lassen, der Reduktion nämlich auf den nie fehlenden Begleitvorgang aller Wirtschaft, eben die Güterbewegung. So wird man zum Beispiel gelegentlich immer wieder mit der hilfreichen Vorstellung des »Güterstromes« arbeiten. Die Theorie braucht fallweise auch keine Scheu zu tragen, sogar in einem tieferen Sinne »in Gütern zu denken«. Als einer Hilfe nämlich beim Vorgang des Erkennens wird man sich stets wieder des Tricks bedienen, die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens gleichsam vom Objekt her aufzurollen, eben von den Gütern her. Dies wird namentlich hinsichtlich aller Dinge des Größenspiels der Wirtschaft öfters so zu pflegen sein. Besonders aber gilt dies in Sachen der Theoreme, die vornehmlich zum Berufe ihrer technischen Auswertung erarbeitet werden, auf die also irgendeine der Kunstlehren im Schlepptau unserer Wissenschaft lauert; ob nun die Kunstlehre in der Richtung der Finanzwirtschaft, oder jene des Erwerbsbetriebes in der Unternehmung, oder der bewußten Eingriffe in das wirtschaftliche Treiben, im Sinne irgendeiner »Politik«, zum Beispiel der »Zollpolitik«. Derlei Theoreme, die auf der Kippe zwischen Wirtschaft und Technik halten, dürfen einsehbar einen besonders reichen Gebrauch von der »Vergüterung« des Wirtschaftslebens machen. Hier gilt es gleichsam überhaupt nur die Hilfslinien zu ziehen, um sich an ihnen in der Wirklichkeit praktisch zurecht zu finden. Die eigentlichen, die Grundlinien, weiß dann die Praxis selber schon einzuzeichnen, weil sie Auge in Auge mit der Wirklichkeit verharrt. Hingegen aber, daß die Theorie überhaupt nur am Ziehen dieser Hilfslinien ihr Genüge finden soll, bis sich die Wirklichkeit theoretisch nur mehr in einer Zeichnung aus eitel Hilfslinien spiegelt, nein! Fiktionen, der Erkenntnis hilfreich zur Seite, das ist schön; Fiktionen im Dienste der Technik, das ist schön und gut; aber Fiktionen einfach an Stelle aller Erkenntnis, das ist übel!

Wo in aller Welt steht es geschrieben, daß unsere Theorie die wirtschaft-

lichen Zusammenhänge grundsätzlich nur vom Objekt her aufrollen soll? Gerade dies entspricht aber dem starren Schema der Stoffbehandlung in der herkömmlichen Theorie, im Sinne der »Güterlehre«. Mit der beschönigenden Deutung, so verlange es eben der »Zwang zur isolierenden Abstraktion«, ist es ja wirklich nichts. Welcherart Zwang hier tatsächlich waltet, kommt bald zur Sprache. Vorher soll aber einiges Wasser in den allzu starken Wein dieser Kritik am Herkömmlichen gegossen werden. Einmal möge es um einen Grad verständlicher werden, warum die Theorie von heute an ihrem Vorgehen festhält und auch festhalten zu müssen glaubt; denn jene methodologische Ansicht von der Allgewalt der »isolierenden Abstraktion« steht gewiß nicht allein hinter jenem schier unerschütterlichen Glauben; das setzt bei jeglichem Theoretiker Methodologie, also zuviel voraus. Zweitens aber darf man der Theorie von heute nicht die Anerkenntnis vorenthalten, wieviel sie trotz aller Verschrobenheit zu leisten wußte, wenigstens in Einzelheiten der Erkenntnis.

16. Was die »Güterlehre« überhaupt leistet, sei kurz überschlagen. Für die Erkenntnis leistet die herkömmliche Theorie als Ganzes nicht allzuviel. Wenn sie uns vom Wirtschaftsleben stets nur den Kolportageroman des »Güterlebens« zu erzählen weiß, das hat nichts Überwältigendes an sich. Für die Empirie unserer Wissenschaft selber aber leistet sie platterdings nichts. Der echte Empiriker, der Forscher in Tatsachen, merkt den »Kommerzialismus» der Theorie heraus und dankt für sie. Sie selber hätte zwar den Ehrgeiz, für alles nationalökonomische Denken überhaupt die Grundlage zu erarbeiten. Die »Grundbegriffe« will sie ja festlegen. An dieser Absicht gemessen nehmen sich aber ihre »Lehren« als ein trefflicher Wortwitz aus, angesichts ihrer theorienspeienden Artung und daraus folgenden Selbstverneinung. Der Empiriker gebraucht die fraglichen Worte, vom »Wert« angefangen, in der harmlosesten Unbekümmertheit, einfach in ihrem Alltagssinn, also im wechselnden Sinn, gemäß dem ganzen Zusammenhang; im Gleichnis gesprochen: Über die gleiche »Schiene« des Wortes rollen verschiedene Züge, je nach der Verkehrslage, dem Gedankenverlauf. Nicht viel anders als die Empiriker halten es aber selbst die Theoretiker, gleich zwei Zeilen hinter ihrer »Definition«, und tun gut daran. Jedenfalls, denkt man sich einmal die ganze Theorie als »Güterlehre« weg, es wäre also jenes Bild aus eitel Hilfslinien, an dem man nun schon ein Jahrhundert zirkelt, einfach ausgelöscht — die Empirie unserer Wissenschaft, ihre Tatsachenforschung, würde gar nichts merken! Nach wie vor würde sich jeder Empiriker, auf Grund der gemeinen Erfahrung einerseits, seiner empirischen Einsicht andererseits, für seinen Hausbedarf an Theorie selber eindecken. Um in dieser Ausmalung noch einen kecken Schritt weiter zu gehen: unserer Wissenschaft wäre beileibe nicht der Kopf abgeschnitten, bloß eine Art knolliger Wucherung, die eigentlich nur ein »Reizzustand« hervorgerufen hat, nämlich die Reibung mit den Aussprüchen der Praxis des Lebens!

Dahinzu in der Tat muß man auch die herkömmliche Theorie ernst nehmen. Hier liegt wirklich eine Leistung von ihr vor. Sie alimentiert die

Kunstlehren, die ihre theoretische Untergründung von unserer Wissenschaft fordern. Zwar kommt sie, wie sie einmal ist, auch diesem Dienste nicht vollwertig nach; sie bietet schlechte Hausmannskost. Immerhin war es anzudeuten, wie zu technischer Verwertung gerade die »güterseligen« Theoreme brauchbar, fallweise sogar unentbehrlich wären. Jedenfalls ist es diese einseitige Leistung, die Kunstlehren theoretisch zu fundamentieren, worauf die ganze »Güterlehre« zugeschnitten erscheint. Daher ihr »Kommerzialismus«, daher ihr Parteinehmen für das Größenspiel der Wirtschaft, daher auch ihr Hang nach allem, was einem »Gesetze« von weitem ähnlich sieht; und wenn es allemal auch nur die »idealtypisch« bündige Darlegung eines Zusammenhangs besagt, den man sich jederzeit an den fünf Fingern abhaspeln kann. Hier spukt übrigens die kurzsichtige Meinung, alle technische Erwägung sei hinsichtlich ihrer »ratio« auf einen allgemeinen Satz angewiesen.

An diesem ganz einseitigen Zuschnitt unserer Theorie verrät sich deutlich auch ihre Unreife. Ihrer unleugbaren Schwäche, in Sachen der Erkenntnis sowohl als des inneren Wissenschaftsbetriebes, bleibt sie sich instinktiv bewußt. Dieses Gefühl schlägt nun in den kleinlichen Ehrgeiz um, zum mindesten der Praxis etwas zu bieten; man sucht also ein für das praktische Handeln sofort verwertbares Wissen zu produzieren. Das Leben bestürmt ja gleich schon die unentwickelte Theorie mit seinen Fragestellungen. Das macht die Theorie einerseits altklug; auf der anderen Seite fühlt sie sich ihrer selbst unsicher. Daher auch die dämonische Gewalt aller naturwissenschaftlichen Gedankengänge über sie, was übrigens ganz allgemein das Stigma naiver Theorie von »unsoziologischer« Haltung bleibt. Sieht doch unsere Theorie mit neidisch bewunderndem Blick, wie weit ihr die Naturwissenschaften darin voraus sind, sich als Erkenntnis im Dienste des Handelns zu erschöpfen, also der Technik nachzulaufen. Solange der nationalökonomischen Theorie noch diese Eierschalen technischer Haltung ankleben, fürchtet sie nichts so sehr, als für »unpraktisch« zu gelten. Wie könnte sie also ihren einseitigen Zuschnitt auf Technik, der übrigens auch hier entwicklungsnotwendig vorangeht, so leichthin abstreifen wollen! Man sieht, gerade dies mauert sie um so tiefer in den Glauben ein, als nationalökonomische Theorie sei sie entweder so, wie sie ist, oder überhaupt nicht möglich! Fern bleibt ihr der Gedanke, wie viel mehr eine Theorie gerade auch dem praktischen Leben zu bieten vermag, wenn sie nur erst sich selber in Reife gefunden hat. Am allerwenigsten aber wird bei dieser Sucht, alles auf technische Verwertbarkeit anzulegen, an den Vorwurf unserer Wissenschaft gedacht, der doch erhaben genug ist, um auch seiner selbst wegen erkannt zu werden: das menschliche Zusammenleben, hier in seiner Teilgestaltung als Wirtschaftsleben.

Allein, trotz ihrer bebenden Gier, dem praktischen Leben etwas zu sein, blieben der »Güterlehre« auch theoretische Erfolge, richtiger Gewinn an Erkenntnis, im einzelnen durchaus nicht versagt. Unser Denken scheint robust genug, um selbst über innere Hemmungen hinweg seine Sache richtig zu tun. So wäre es ein lächerliches Mißverständnis, zu glauben, man müßte

im Zeichen der allwirtschaftlichen Auffassung die heutige Theorie »en bloc« verwerfen! Vielleicht bringt man dann mehr an wertvollem Inhalt heraus, als es heute davon den Anschein hat. Heute nimmt sich unsere Theorie eigentlich als Ein Widerspruch aus, eine einzige wechselseitige Verneinung. Dennoch ist unendlich mehr vorhanden als die Schwänze der Löwen, die sich da gegenseitig auffressen. Es gilt bloß, den reichen Inhalt an Gedanken vor der theoretisch schiefen Einstellung des Denkens selber in Schutz zu nehmen. Dafür genügt es im großen und ganzen — denn einiges bleibt ja wohl nachzutragen —, wenn man die eitel »Hilfslinien« jener Gedankenzeichnung ihren wahren Sinn wieder gewinnen läßt, indem schon die Theorie selber die Haupt- und Grundlinien einzeichnet. Nur muß dies im festen Zuge und einheitlich geschehen. Flickarbeit verfängt nicht.

Es liegen hier doch grundsätzliche Verkehrtheiten vor, organische Fehler der Theorie. Darum verträgt sich mit ihnen die geistvollste und scharfsinnigste Art, Theorie zu treiben, genau so gut wie die ödeste; und verantwortlich für diesen Fehler läßt sich weder der einzelne machen noch irgendeine Schule von heute. Darum ändert daran auch keinerlei Verfeinerung der Theorie etwas, wie zum Beispiel die, mathematisch freilich so schief ausgedrückte Scheidung zwischen »Statik und Dynamik«. Noch weniger rettet alle Verklügelung der Theorie etwas, am wenigsten der so unmathematische Mißbrauch der Infinitesimalrechnung. Aber auch hier wäre mit einem Kurieren an den Symptomen gegen eine so tief sitzende Verfehltheit sicherlich nicht aufzukommen. Das Messer muß rücksichtslos dort ansetzen, wo das Übel zutiefst sich eingenistet hat und dort auch immer weiterfräße, selbst wenn man Pflaster auf Pflaster auflegen würde. Nur ein solches Pflaster besagt es, sobald man zum Beispiel höchst löblicherweise dafür eintritt, die Theorie müsse neben dem »Rein-Ökonomischen« der »Sozialen Kategorie« gebührend Ehre antun. Aber mit einem Mehr an Inhalt der Theorie ist es noch lange nicht getan. Auch eine solche halbe Läuterung vermehrt das Irrsal unserer Theorie vorerst mehr, als daß es ihr zum Heil würde.

Beiläufig gesagt, das »Rein-Ökonomische« hier, in dieser immer wortfrommen, dem Buchstabieren zugeneigten Umgebung, als Gegensatz zu verstehen zur »sozialen Kategorie«, das macht sich unbezahlbar: hat man denn ganz vergessen, was »oikos« besagen will? Wäre dies vielleicht etwas »Nicht-Soziales«? Mit diesem »Rein-Ökonomischen«, wie es als das mit Tausch und Preis Zusammenhängende gemeint ist, hätte zum Beispiel die »Oikenwirtschaft« just am wenigsten zu tun. Da ist eben eine völlige Verschiebung des theoretischen Wortsinnes vom »Ökonomischen« eingerissen, nach dem Tauschgüterwesen hin, nach dem Erwerbswirtschaftlichen!

Im Leben selber ging die Verschiebung anderswo hin, vom Haushalt zum Haushälterischen, zum »Sparsamen«; so wird hier das »Ökonomische« verstanden, und daher auch das »Ökonomische Prinzip«. So wird ja auch im Bereiche der Technik vom »Wirtschaftlichen« hartnäckig dort gesprochen, wo die Technik bloß sich selber bejaht, beim Niedrighalten des Aufwandes nämlich. Keiner bloßen Verschiebung, sondern schon einer geologischen

»Verwerfung« gleich kommt der Ausdruck »Sozialökonomik« als Name unserer Wissenschaft. Äußerstenfalls von einer »Grünfarbenlehre«, nie aber von einer »Farbengrünlehre« kann man reden. Der neue Name war sicherlich gut gemeint, ist aber widersinnig gefügt. Überzeugend wäre diese Randbemerkung allerdings erst, wenn ich hier schon die Wendung vom »Ökonomisch-Sozialen« besser rechtfertigen könnte und des näheren zeigen, in welchem Sinne mir Wirtschaft als eine der drei Teilgestaltungen des Zusammenlebens erscheint, eben als die Gestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste dauernden Einklangs zwischen Bedarf und Deckung. Hier aber, wo diese kürzende Formel für den Tatbestand, der als Vorwurf unserer Wissenschaft erscheint, doch nur für eine »Definition des Grundbegriffes Wirtschaft« genommen würde, fällt diese ganze Erläuterung auf die Nase.

17. Offenbar ist es der »güterselige« Charakter der heutigen Theorie, was sie den übrigen Fachwissenschaften vom Zusammenleben abspenstig macht und so ihre unsoziologische Haltung verschuldet. Freiwillig liefert sich das fachliche Denken diesen Einseitigkeiten nicht aus; auch seine technischen Allüren machen es allein nicht. Das Denken beugt sich da wirklich einem Zwang. Aber er ist nicht im eigenen Wesen des Denkens begründet, wie das Märlein vom Zwang zur »isolierenden Abstraktion« faselt, sondern einfach in einer Notlage dieses Denkens hinsichtlich seiner Problematik! Das ist unschwer abzuleiten. Wenn sich zu diesem verschrobenen Bild des Wirtschaftslebens, zur »Güterlehre«, aus der ganzen Fülle der Zusammenhänge nur jene schürzen, die zwischen den Gütermengen hin und her laufen und immer erst von ihnen zu den Menschen als ihren bloßen »Behandlern«, so waltet da offenbar ein bestimmtes »Prinzip der Auslese«. Nun entscheidet über die Auslese dessen, was vom Standpunkt der nationalökonomischen Theorie aus für »wesentlich« gilt, für sie gleichsam in den geistigen Blickpunkt rückt, die »Problembezogenheit« des Erfahrbaren. Alles nämlich, was sich in der Beziehung auf die fachlichen Probleme aus dem Erfahrbaren aufgreifen läßt, ihrer Lösung zuliebe, das schließt sich zum Ertrag jener »Auslese« zusammen. Aber wie steht es mit diesen Problemen in der heutigen Theorie?

Da stoßen wir auf den Urgrund aller Verschrobenheiten dieser Theorie: sie kennt zwar ihrer Probleme eine Menge; nur just von ihren grundlegendsten Problemen, die gleich über die erste Einstellung des theoretischen Denkens ein für allemal entscheiden, weiß sie so gut wie nichts. Da wird von einem »Wertproblem«, von einem »Güterproblem«, von einem »Kapitalproblem« gesprochen und so fort. Viel mehr jedoch, als in diesen Worten selber liegt und sich bei ihrer Umstellung je zu einer Frage — zum Beispiel »was ist Wert?« — entladet, weiß unsere Theorie von ihren grundlegenden Problemen doch nicht. Darin beruht ja ihre »Wortgebundenheit«, der organische Grundfehler heutiger Theorie, daß sie ihre fundamentalsten Probleme nur immer einwörtlich zu stammeln vermag! Das Ungewußte dieser letzten Einstellungen macht diese aber unbeweglich. Die Theorie ist sozusagen zugleich problemblind und problemstarr. Daraus ihre geheimen Bindungen, das Unfreie ihres Denkens! Zusammen aber spannen diese, nur im

Unterbewußtsein sich auswirkenden Probleme die ganze Theorie auf das starre Schema der »Güterlehre«; und dem sekundieren noch theoretische Monstruositäten, gleich dem unsterblich blamablen »Wirtschaftlichen Prinzip« herkömmlicher Fassung. Eines ist das andere wert. So klittert sich der Eindruck zusammen, als wäre die nationalökonomische Theorie schon aus »Zwang des Denkens« darauf verhaftet, das Wirtschaftsleben als »Güterleben« zu sehen, als etwas, das ja keiner »Totalansicht« von der Wirtschaft gleichkommt, sondern eher einem totalen Vorbeisehen an der Wirtschaft. Aus dieser kläglichen Notlage des theoretischen Denkens soll ihm nun die allwirtschaftliche Auffassung endgültig heraushelfen.

Endgültig; denn an Versuchen, dieser »Herrschaft des Wortes« zu entrinnen, hat es schon bisher nicht gefehlt. Auch hier lassen sich dem dunklen Bilde einige Lichter aufsetzen. Man hat es wiederholt und gewissenhaft versucht, über die nationalökonomische Problematik sich Rechenschaft abzulegen. In aller Regel aber machte diese Selbstbesinnung halt vor der starren, wortfesten Grundlage der nationalökonomischen Problematik. Die grundlegenden Probleme haben sich stets dem Blick entzogen; sie verschwinden einfach hinter der spanischen Wand des »Kapitels der Grundbegriffe«. Was man daraufhin allein entfaltet hat, war dann natürlich nur ein System von Problemen der bereits als »Güterlehre« festgerannten Theorie. Immer sind es daraufhin überwiegend »Größenprobleme«; von den Gestaltungsproblemen laufen nur einige untergeordnete nebenher. Die »Güterlehre« selber weiß bloß von einer einzigen, alles beherrschenden Gestaltung: vom Schicksalsweg des Gutes, Produktion, Zirkulation, Distribution, Konsumtion der Güter, als »Kreislauf« gedacht. Nur ganz vereinzelt bohrt sich die Selbstbesinnung nationalökonomischen Denkens auch noch in den festen Grund der Problematik ein, auf der Suche nach den wortverschütteten Problemen.

Derlei ist bloß einmal großen Zuges versucht worden, als Eugen v. Böhm-Bawerk, über ein Zwillingspaar von »Grundbegriffen« hinaus, »Kapital und Zins«, nach den Problemen gerungen hat, die sich hinter diesen Worten bergen. Das hat er nicht nur überlegen durchgeführt; es war in dieser Eindringlichkeit des Denkens auch eine wahrhafte Neuerung, und tief ist es als solche auch empfunden worden. Wie anders erklärte sich auch der gewaltige Eindruck der Leistung Böhm-Bawerks auf die ganze Fachwelt! Der Ruck, den alle spürten, war eben nahe vom archimedischen Punkt der ganzen Theorie ausgegangen, weil Böhm-Bawerk den Hebel eigentlich schon an ihre »Wortgebundenheit« angelegt hat. Allein, da er ihn nur einseitig ansetzte, ist der Hebel abgeknickt. Dem äußeren Verlauf nach wurde der geniale Neuerer zugleich von allen Seiten derer, die er aus der Ruhe des Herkömmlichen aufgestört hat, so sehr in Polemik verwickelt, daß seine Theorie wohl an Durchbildung, nicht aber an erkenntniskritischer Vertiefung gewann. Die erkenntniskritische Verallgemeinerung blieb überhaupt aus. Im Enderfolg konnte die Rückbesinnung auf vereinzelte Probleme doch nicht fruchten. Das Netz war bloß an einer Stelle durchgerissen, nicht abgestreift. In seinem Reste blieb selbst die vorstoßende Theorie hängen; die Theorie

als Ganzes verfing sich neuerdings erst recht arg in diesem Netze. Abermals war die Wortgläubigkeit dahinter geschäftig, und ein kleinliches Fortspinnen der Gedanken. So ging auch dieser rühmliche Vorstoß als Episode aus.

Wie läßt sich nun wirklich der Zwang brechen, der aus dieser verhängnisvollen Notlage unseres fachlichen Denkens erwächst? Keineswegs durch irgendeine Änderung der Methode, soweit »Methode der Darstellung« gemeint ist, in jenem tiefen Sinne Heinrich Rickerts, daß man darunter die Art und den Vorgang der Begriffsbildung zu verstehen hätte. Das hieße das Pferd beim Schweif aufzäumen. Mein Spott über die »isolierende Abstraktion« verhüllt ja keineswegs die Absicht, etwa gar für eine recht lebhaft »abnehmende Abstraktion« freie Bahn zu schaffen, um auf diesem Wege der Wirklichkeit näher zu kommen. Der kommt man so nicht näher. In diesem »abnehmend abstrahieren«, wie es heute Übung ist, sehe ich einfach ein »zunehmend fingieren«, ein Häufen der Unterstellungen, von denen aus an die »unfreie Nachdichtung« der Wirklichkeit geschritten wird. Dann verdichten sich in der gewissen Zeichnung aus eitel Hilfslinien wohl die letzteren, es erleichtert sich das Einzeichnen der Grundlinien; aber auf diese kommt es geradeaus an, ohne erst solche Umwege einzuschlagen. Die »isolierende Abstraktion« selber bedarf aus dem einfachen Grunde keines Ersatzes, weil sie ja eigentlich gar nicht da ist. Das aber, was wirklich geübt wird, eben die »unfreie Nachdichtung«, räumt den Platz ganz von selber der rechtmäßigen »Methode der Darstellung«, sobald die Sache aus der Tiefe heraus eingerenkt wird.

Das ist möglich nur durch einen Wechsel in der »Methode der Forschung«! Diese ist auch wieder nicht in dem flachen Sinn etwa einer Technik der Behandlung von Tatsachen gemeint, zum Beispiel also im Sinne der »historischen Methode«, das will sagen des richtigen Umgangs mit den »Quellen«, sondern in jenem tiefen Sinn, wie sich das erkennende Denken überhaupt erst darauf einstellt, was ihm das erfahrende Denken vorlegt. Das hier Gemeinte hat schon angeklungen: Es gilt, das als Tatbestand richtig Gesehene erst noch richtig als Problem zu sehen. Dazu gehört mehrerlei. Erstens darf man sich schon am »Stoff« nicht vergreifen, nicht also für »Fakten« an »Daten«, nicht für die Tatbestände des Zusammenlebens an irgendwelcher »Natur«, in »psychologistischer« Unart; aber darüber habe ich mich längst schon in meinen Aufsätzen »Zur sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung« ausgesprochen. Zweitens, was hier den Ausschlag gibt, es müssen wahrhafter Selbstbesinnung abgerungene Probleme sein, worauf man das Erfahrbare erkennend bezieht!

So weicht jeder Zweifel darüber, wie sich die allwirtschaftliche Auffassung über die Schwelle des theoretischen Bewußtseins heben läßt. Sie, die längst schon die beste Empirie unserer Wissenschaft getragen hat, als richtiges Lebensgefühl, soll fernerhin auch die Theorie beleben, als sichere Führung des theoretischen Denkens. Der Weg nun, diese Auffassung vollbewußt zu hegen, führt offenbar nur über die Läuterung der fachlichen Problematik! Beim Erarbeiten dieser Auffassung muß es die National-

ökonomie immerzu nach Klarheit treiben über ihre Probleme, unentwegt bis zu den grundlegendsten zurück, und nach Klarheit auch über den Zusammenhang zwischen ihnen. Als Ertrag dieser Läuterung der grundlegenden Problematik darf es noch nicht gelten, daß man je den verschiedenen »Grundbegriffen« entlang einzeln nach den Problemen tastet, um dergestalt den verhängnisvollen »Ausgang vom Worte« Schritt um Schritt zu überwinden. Vom Schweiß ihres mühseligen Werdeganges darf ja dem Abschluß einer Sache nichts mehr ankleben. Ganz grundsätzlich und in einem Zuge muß das Aufrollen dieser tiefsten Probleme geschehen.

Derlei Arbeit an ihr selber erscheint selbst für eine Erfahrungswissenschaft, die so inniglich wie die Nationalökonomie dem Leben verwachsen ist, zwingend geboten. Vorerst ist es freilich nur auf die Wissenschaft abgesehen, revidiert man ihre Problematik. In ihren Problemen lebt ja eine Wissenschaft ihr tiefstes Leben, und sie erlebt in deren Läuterung ihre eigene Reife. Für die Wissenschaft selber gipfeln auch alle Versuche, ihre Probleme zu lösen, abermals nur darin, diese Probleme selber zu läutern und ihres Zusammenhanges sicherer zu werden. Doch nur scheinbar ist dies »l'art pour l'art« gedacht. Das praktische Leben allerdings heischt Lösungen und harrt dieser immer ungeduldiger. Aber auch das Leben fährt dort am besten. Steht doch die Wissenschaft, je mehr sie in ihren Problemen selber reift, dann auch für immer reifere Lösungen gut, für Lösungen von steigender Leistungswucht. Stockt hingegen die Problematik einer Wissenschaft, wie im Zustand wortgebundener Theorie, soll das Leben dabei viel gewinnen? Ja, als noch das ganze Wirtschaftsleben vergleichsweise ruhig dahinlief, in einem annähernden Beharrungszustand, da war zur Not selbst mit einer Theorie von jener seltsam versteiften Problematik auszukommen. Heute aber, wo alle Wirtschaft Eine Krisis, unsere Zeit Ein Zweifel ist!

18. Im Umriß ist es allmählich hervorgetreten, wie sich die Theorie der neuen Haltung abhebt von jener der herkömmlichen. Den tiefsten Wandel führt die Läuterung der nationalökonomischen Problematik herbei, der Bruch mit der Wortgebundenheit der Theorie. Daraus geht nun gleich mehrerlei hervor, unter sich innig verflochten. Einmal löst sich jene geheime Bindung an die Wirtschaft von heute; hiermit tritt an die Stelle der »kommerzialistischen« Theorie die Allwirtschaftslehre, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Aber es ist gleichzeitig der Zwang zur »unfreien Nachdichtung« des Lebens überwunden; die »Tauschgüterlehre«, die man heute als den notwendigen »Hauptinhalt« unserer Theorie wähnt, sinkt zur Rolle einer Hilfserwägung herab. Damit wieder streift unsere Theorie ihren »unsoziologischen« Habitus ab. Wie sich die soziologische Methode selber durchsetzt, wird noch in naher Folge klarer. Jedoch ein Drittes ist absehbar geworden. Weil sich nämlich die Theorie nur in einem Laufe mit der ganzen nationalökonomischen Problematik läutert, tritt ein weiterer Umschwung ein: aus einer »Theorie der bloßen Lösungen« wird eine »Theorie der Probleme«! Wie das letztere gemeint ist, soll auch noch klarer werden. Dagegen ist es bereits klar, wie das erstere zu verstehen sei. So eigentümlich versteift ist eben die Problematik bei ihr,

daß in der herkömmlichen Theorie von den grundlegenden Problemen wirklich nur einwörtlich gestottert wird, von ihnen gehandelt aber nur ausnahmsweise und ohne rechten Zusammenhang. Als eigentlicher Gehalt der Theorie kehren also nur die Versuche wieder, die alten Probleme immer von neuem zu lösen, wobei die Probleme selber im Unterbewußtsein steckenbleiben. So stumpft das Ganze zu einem Wust von Lösungen ab, die einander im end- und hoffnungslosen Wechsel folgen.

Im engsten Zusammenhang damit endlich ein Viertes. Aus einer Theorie, die sich fast gänzlich aussondert aus ihrer Wissenschaft, um ein pathologisches Eigenleben zu führen, soll eine Theorie werden, die, zu Dank ihrer organisch richtigen Verbundenheit mit dem Ganzen ihrer Wissenschaft, einen hervorragenden Anteil nimmt an deren frischem Leben. Die Theorie von heute weist ja Verbindungen eigentlich bloß mit den Kunstlehren auf, indem sie diese theoretisch zu untergründen trachtet. Selbst diese Verbindungen sind wie zerfasert, angesichts des tumultuarischen Zustandes der »Lehren«. Dem markigen Großteil unserer Wissenschaft aber, der Empirie, bleibt die Theorie gänzlich entfremdet. Das seltsame Verhältnis zwischen ihnen läßt sich auf die Formel bringen; heute lernt die Theorie von der Empirie nichts, noch wüßte sie ihr etwas zu lehren! Sie lernt nichts von ihr, nützt die Ergebnisse der Empirie nicht, weil sie sich grundsätzlich auf der gemeinen Erfahrung aufbaut, getreu der »klassischen« Tradition. Mindestens entscheidet dies über ihr eigentliches Gefüge, so daß Ergebnisse der Empirie immer nur äußerlich einbezogen werden, als Umrahmung der Theoreme, Füllsel des »Systems«. Die Theorie weiß aber der Empirie auch nichts zu lehren. Geschweige, daß sie ihr Probleme übermittelt, bleiben auch die wechselnden Lösungsversuche der starren theoretischen Probleme ganz ohne Eindruck auf die Empirie. Angeblich sollen ja damit die »Grundbegriffe« festgelegt werden. Man weiß mittlerweile, woran man da ist. Der Mißerfolg ist aber schon im Wesen der Sache beschlossen. Denn nur scheinbar drängen die Fragen von der Art: »Was ist der Wert?«, zu einer Fixierung des Denkinhaltes von diesem Worte, als Fachausdruck; vielmehr treiben sie zu immer erneuter Lösung der Probleme, die sich hinter dem Worte verbergen. Daher es auch von den Theoretikern selber nur folgerichtig ist, wenn sie wider Willen stets wieder in den wechselnden Alltagssinn der Worte »Wert«, »Kapital« usw. zurückfallen. Allen Theoremen jedoch, die über diese scheinbaren Wortdeutungen noch hinausgehen, mißtraut die Empirie, und wie es sich erwies mit Recht. Sie fühlt die »kommerzialistische« Verbogenheit des theoretischen Denkens heraus. Das ergäbe stumpfe Werkzeuge für sie; so improvisiert sie lieber ihre eigenen.

Es ist absehbar, auch als Allwirtschaftslehre beutet die Theorie sicherlich die gemeine Erfahrung aus. Dazu verpflichtet schon die Eigenart unserer Wissenschaft als »Erkenntnis des Bekannten«. Nur verfährt sie dann auch ganz anders mit diesem absonderlichen Erfahrungsstoff, der so gesättigt ist mit hausbackener Abstraktion. Auch an ihn bringt sie die voll entwickelten Probleme des fachlichen Denkens heran. Entdeckungen können zwar auch

dann unmöglich herauskommen; im Grund wieder nur Gemeinplätze. Trotzdem beanspruchen die Ergebnisse den Rang von echten Theoremen; denn zurechtgelegt hat man sich diese Gemeinplätze »problembewußt«, als das vernunftmäßig Selbstverständliche im Zuge der Probleme. So entsteht von der gemeinen Erfahrung her jene »Theorie vor den Tatsachen«, die mit der »Güterlehre« zwar auch, aber bloß in verzerrter Gestalt vorliegt. Wird doch in der »Güterlehre« das Ungeklärte der gemeinen Erfahrung immer nur zur Lösung von unbewußten Problemen verarbeitet, die noch dazu einer verschrobenen Einstellung des Denkens gleichkommen.

Der schärfste Unterschied aber sticht damit heraus, daß die Allwirtschaftslehre, soweit sie über »Theorie vor den Tatsachen« hinausgeht, auch als Theorie noch alle Ergebnisse der Empirie in sich verarbeitet! Gerade daraufhin läßt sie die herkömmliche Theorie weit hinter sich; putzt doch diese mit solchen Ergebnissen bestenfalls ihr starres Gerippe auf. Die Allwirtschaftslehre in den betreffenden Abschnitten verfährt mit diesen Ergebnissen natürlich ganz anders als etwa die »Systematische Soziologie«, im engeren die »Soziologische Theorie der Wirtschaft«. Auch diesen edleren Stoff einer schon verarbeiteten und vorher selber erst als Tatsachen erarbeiteten Erfahrung bewältigt die Allwirtschaftslehre stets nach der Richtschnur ihrer klar entwickelten Probleme. Wie sie diese Ergebnisse der Empirie sich einverleibt, sie gleichsam erst noch zuspitzt zu Lösungen ihrer eignen Probleme, das ist gleichbedeutend mit der Form, in der die Allwirtschaftslehre von der Empirie zu »lernen« sucht. Da liegt es sofort nahe, daß sie, umgekehrt wieder, die Empirie zu bewegen trachtet, ihre Ergebnisse auch auf die Lösung der theoretischen Probleme abzustellen. Die Allwirtschaftslehre lernt also in Lösungen und lehrt in Problemen.

19. Im Grunde versteht sich dieses Verhältnis zwischen Theorie und Empirie einer und derselben Wissenschaft ganz von selbst. Ihm widerspricht aber völlig die herkömmliche Haltung der Theorie, sintemalen diese in jener Hinsicht eben nichts lernt und nichts lehrt. So ist es denn auch begreiflich, daß man sich über dieses unnatürliche Verhältnis um jeden Preis hinwegzutäuschen sucht. Dahin scheint mir der Sinn der sonst ganz widersinnigen Formel zu gehen, daß sich Theorie und Empirie in unserer Wissenschaft zueinander verhielten wie »Deduktion« und »Induktion«. Man läßt ja bekanntlich dem Methodenstreit Menger-Schmoller als communis opinio die erheiternde Kunde nachlaufen, es hätte sich bei ihm um den Kampf zwischen »Deduktion« und »Induktion« gedreht. Nun, gedreht hat es sich dabei um sehr vieles, nur sicherlich nicht um dieses, obgleich die Worte »Deduktion« und »Induktion« hin- und herflogen. Im Kern aber prallten einfach die beiden Grundauffassungen zusammen! Zwar blieben sie beide unter der Schwelle des Bewußtseins; dafür ging auch der ganze Streit aus wie das Hornberger Schießen. Den besonders Klugen hat dieser Ausgang die salomonische Entscheidung eingegeben, »Deduktion« und »Induktion« seien eben gleichen Rechtes, gleichberechtigt in der Wissenschaft daher auch Theorie und Empirie! Ein Spruch von erlösender Kraft. Immerhin bringt er das Kunststück

zuwege, einen brüllenden Gemeinplatz schlüssig aus zweierlei Widersinn herzuleiten: daß einerseits unsere Theorie in »Deduktion«, andererseits unsere Empirie in »Induktion« aufgehe.

»Deduktiv« verfahre unsere heutige Theorie, weil da angeblich alles aus dem einen Obersatz abgeleitet sei, daß »jeder seinem Vorteil nachgehe«. Aber davor muß man die arme »Güterlehre« doch in Schutz nehmen. Es steckt beträchtlich mehr in ihr, als von dorther »deduktiv« herauskäme, nämlich nichts! Doch wäre es schließlich eher noch zu verzeihen, daß man den Obersatz einer »Deduktion« in dem sieht, was gar nichts anderes ist als eine der vornehmsten Unterstellungen für eine Konstruktion, für jene nämlich in Sachen der gewissen »unfreien Nachdichtung«. Zwar gehört dann zur »Ableitung« der »Güterlehre« außerdem die Kleinigkeit der gemeinen Erfahrung, und die hat als Ganzes wirklich nicht viel von einem ferneren »Zubehör einer Deduktion«; aber das scheint in methodologischen Fragen unserer Wissenschaft eine zu vernachlässigende Größe zu sein. So verzeihlich also jene kleine Verwechselung, unverzeihlich in jedem Betracht bleibt die Deutung unserer Empirie als »Induktion«. Es macht doch nicht einfach schon der Ausgang überhaupt von Tatsachen die »Induktion« aus! »Induktion« ist immer schon eine ganz bestimmte Behandlung von Tatsachen. Wann allein aber wäre eine solche Behandlung von Tatsachen so ohne weiteres am Platz, wie man es hier anzunehmen scheint? Offenbar doch nur, wenn sich aus Tatsachen überhaupt nichts anderes machen ließe, als von ihnen zu »allgemeinen Sätzen aufzusteigen«. Das trifft nun absolut nicht zu.

Es hat dieser »Aufstieg« ja Sinn, solange man sich in den Niederungen an sich zusammenhangloser Erscheinungsreihen bewegt, wozu alle Naturwissenschaft bei ihrer Tatsachenfeststellung verdammt bleibt, gemäß der ihr eigenen Art Erfahrung: sobald nämlich die erlebte Wirklichkeit, ihres anschaulich erlebten Zusammenhanges entkleidet, nur als anschauliche Mannigfaltigkeit vorliegt, als sinnloses Sein. Mehr sieht dann für unser zusammenhanglüsternes Denken einmal nicht heraus. Hier muß man sich letzten Endes schlechterdings mit dem minderwertigen Erkenntnismittel des »Gesetzes« begnügen, mit diesem Zusammenhangsurrogat, das zwar hinterher der Technik für ihren Bedarf alles bietet, aber dem Streben nach tieferer Erkenntnis fast ebensoviel schuldig bleibt, solange man nicht Metaphysik zu Hilfe ruft. Ganz anders aber dort, wo der anschaulich erlebte Zusammenhang, wie bei uns, schon in den Tatsachen steckt, weil diese von Erlebungen abgehoben sind, als »Fakten«, nicht als »Daten«, so daß also jeder Tatbestand eitel Zusammenhang in sich birgt, den man nur zu erschließen braucht, und darüber hinaus sogar im großen, einheitlichen Zuge aufzurollen vermag. Und trotzdem nun ausgerechnet der Verallgemeinerung, dem »Gesetz«, das letzte Wort der Erkenntnis zuzuschieben, so daß auch wir nichts Höheres als »Gesetze« finden, nichts Besseres als »Gesetze« suchen könnten, das kommt, um ein kräftiges Bild der Brutalität und Stupidität zugleich des unseren Wissenschaften damit zugesonnenen Vorgehens zu liefern, der Forderung gleich, Austern mit der Mistgabel zu essen!

Ins Wespennest ist gestochen; aber vertieft und richtig ausgetragen braucht die Sache hier nicht zu werden. Es ist auch so klar, wo jenes despektierliche Gerede von »Deduktion« und »Induktion« eigentlich hinaus will: man täuscht sich damit wenigstens den Schein eines inneren Zusammenhangs in der heutigen Nationalökonomie vor! Unwillkürlich sieht man unsere Empirie dort »induktiv« hinaufklettern, wo unsere Theorie heutigen Schlages »deduktiv« herabklettert, eben auf der Laubfroschleiter der Verallgemeinerung bis zu den Gesetzen. Und je oberflächlicher dies alles gedacht sein will, bevor es jene beruhigende Täuschung wirklich hervorruft, um so besser stimmt es ja in das ganze Bild dieser landläufigen — »Methodologie«!

Mit dieser Vorstellung von einer »deduktiven« Artung unserer Theorie hat es trotzdem sein ganz Besonderes. An sich gehorcht ja diese Vorstellung sklavisch dem Schema F des naturwissenschaftlichen Erkennens. Die naive Theorie, von jenem kleinlichen Ehrgeiz technischer Verwertbarkeit besessen, weiß nun einmal nicht anders über sich selber zu denken. Merkwürdig aber, zu dieser lächerlichen Vorstellung gleichsam umgebogen und so zur Karikatur geworden, ist trotzdem eine tiefe Einsicht in den wahren Sachverhalt: Hinter dem kindlichen Glauben an eine »deduktive« Ableitung aller nationalökonomischen Theoreme aus einem »Obersatz«, da birgt sich ein richtiger Instinkt davon, wie sich alle nationalökonomischen Probleme insgesamt und notwendig von einem Grundproblem herleiten müßten! Die hier entscheidende Läuterung der Problematik erheischt es ja, daß man aller Probleme gleich in ihrem einheitlichen Zusammenhang habhaft wird. Wie anders nun soll dieser Zusammenhang wahrhaft von Einheit sein, als so, daß Ein Problem beherrschend in die Mitte tritt, um alle anderen aus sich zu entlassen! Freilich, für den herkömmlichen Zustand der Problematik gilt dies wieder nur sehr annähernd; das ist hier eben das Pathologische. Ihre Probleme, von denen die heutige Theorie so wenig weiß, sind einheitlich nur in der gemeinsamen Ausrichtung auf die »Erwerbswirtschaft«. Jedenfalls, es kommt also auf diese »Deduktion der Probleme« an; wenn man es so nennen darf, was an Stelle jener wahnhaften »Deduktion der Theoreme« wirklich in Kraft steht.

20. So erhellt schließlich auch die Art, wie sich die Allwirtschaftslehre des näheren gebärdet, eben als eine »Theorie der Probleme«: In ihr vollzieht sich in einheitlichem Zusammenhang die Entwicklung aller nationalökonomischen Probleme! Allein, wenn sie bloß mit Problemen zu tun hätte, wo bleiben dann die Lösungen, also die eigentlichen Theoreme? Aber dieser Zweifel löst sich ungezwungen. Wie lassen sich überhaupt Probleme aus Problemen herleiten, oder auch in verkehrter Richtung, wie lassen sich gegebene Probleme auf Probleme höherer Art zurückführen? Diese »Filiation der Probleme« vollstreckt sich immer als ein Gleiches, ob nun theoretische Probleme in Frage stünden wie hier, oder praktische Probleme wie etwa in Sachen des technischen Fortschrittes: allemal sind auch die Lösungen mit von der Partie! Zwar läßt sich jegliches Problem zunächst von der Stelle aus entfalten, in Teilprobleme zerlegen. Dann aber stockt der »pro-

gressus«, bis man an die Versuche der Lösungen herantritt und daraus lernt, welche Fragestellungen nun dabei wieder erwachsen. So leben speziellere Probleme auf als Tochterprobleme von jenem, das vorher bloß entfaltet wurde und sich nunmehr erst recht als das »grundlegende« ausnimmt. Dieses Schema dafür, wie Probleme aus Problemen entstehen und umgekehrt wieder auf Probleme zurückführen, gilt natürlich auch für die Nationalökonomie. Mithin wird auch deren Theorie richtiger Haltung schon bei der Problementwicklung fortwährend zu Lösungen gedrängt und bereichert sich so um ihre derberen Inhalte, die Theoreme. Dann aber sind es Theoreme nicht von jener stumpfen Art wie in der »Güterlehre«, keine bloßen Lösungsversuche für eine starre und kaum bewußte Problematik; es vollzieht sich also kein leidiges Kneten und Umkneten, kein hoffnungsloses Herumtasten an den so vagen Lösungsmöglichkeiten eines völlig unentwickelten Problems, von dem stets ein bloßes Wort, der »Grundbegriff«, noch das beste zu sagen weiß. Vielmehr ringen dann offene Fragen nach ihrer klaren Antwort, als voll entwickelte Probleme, klären sich darüber selber und klären sich auch in ihrem inneren Zusammenhang, indem diese Antworten wieder als Zwischenglieder der Filiation dienen. Dies wirkt auch günstig auf die Antworten zurück; denn diese haben nun steigend geklärten Fragen zu genügen. In Theoremen aber, die allemal dergestalt ihrer eigenen Vervollkommnung dienen, daß sich die Probleme an ihnen klären und zurechtrücken, atmet schon das frische Leben einer Erkenntnis, die sich selber richtig gefunden hat! Darum bedeutet die Läuterung ihrer grundlegenden Problematik unverkennbar die höchste und fruchtbarste Form der Selbstbesinnung eines fachwissenschaftlichen Denkens. Damit verglichen ist das Ausgehen von vorweg hingenommenen »Grundbegriffen«, ob sie nun wirr oder »geordnet« vorliegen, nur ein Wühlen im Urschleim der Erkenntnis.

Erst in ihrer geläuterten Form, als Allwirtschaftslehre, kann der nationalökonomischen Theorie die Stellung zufallen, die ihr im Verbande unserer Wissenschaft gebührt. Nichts ist klarer, sie als die »problementwickelnde« Disziplin wird dann erst zum richtigen Kerngebiet der ganzen Wissenschaft! Eben weil sich in ihr die kernhafte Vereinheitlichung aller Probleme der Wissenschaft vollzieht, am Grundproblem. Von der Theorie aus weben dann alle Fäden, und nach ihr wieder zurück. Ihr selber obliegt die Lösung nur der grundlegenden Probleme, die eben gelöst sein wollen, um zu den weiteren hinzutasten. Die mehr randwärts sich entfächernden Probleme heischen ihre Lösung bereits von der Empirie, von der Forschung in Tatsachen, deren zahllose Gebiete sich rund um das Kerngebiet ordnen, während im Außenbereich der Wissenschaft sich erst noch die Kunstlehren vorlagern. Dieses ganze Gefüge baut sich dann nach der Richtschnur dieser Problementwicklung auf; aber auch schon innerhalb der Theorie ordnen sich ihre Inhalte gemäß diesem Zusammenhang der Probleme. Natürlich gilt es überwiegend nur im Grundsatz, daß erst die Theorie allen empirischen Gebieten die Probleme zuschiebt. Dort stößt die Forschung überall mit der Tatsachenwelt des Lebens zusammen; sie vermag also der Wirklichkeit selber die

Probleme abzulauschen, indem sie immer wieder neue Tatbestände richtig als Probleme zu sehen trachtet. Auch brandet vom Sturm des Lebens her ganz unmittelbar das Gewoge neuer Fragen an die Forschung heran. Für alle diese Probleme vom Rande steigt dann die Filiation nicht abwärts, sondern aufwärts; es rücken sich die Probleme, ob sie nun in der Empirie oder im Leben bodenständig sind, gegen die grundlegenden Probleme hin zurecht, kernwärts, bis zum einheitlichen Zusammenstoß aller, am Grundproblem der Wissenschaft. Nicht minder bei dieser rücklaufenden Bewegung klären sich Zusammenhang, Inhalt und Lösung der Probleme. So spielt ein fortwährendes Lernen und Lehren hin und her. Lebendigster Zusammenhang webt von der Theorie, als der »Forschung in Problemen«, nach der Empirie hin, als der »Forschung in Tatsachen«, und schlägt von dort belebend wieder zurück. Darüber erst vergliedert sich die Wissenschaft, die heute wie auseinandergebrochen zu eitel Stückwerk ist, zu einem lebensvollen Ganzen.

Ausklänge.

21. Sinn und Beruf der Allwirtschaftslehre ließen sich anders nicht klären als durch eitel Angriffe auf die herkömmliche Art, nationalökonomische Theorie zu treiben. Eines aber kann man dieser Theorie nicht nehmen: sie oder doch etwas ebenso Naives mußte den Anfang machen! Nur fiel hier dieser Anfang ein wenig zu gründlich aus; alsbald trat ja die »klassische Schule« auf und täuschte sich selber und den Epigonen eine Reife vor, als wäre gleich im ersten Anlauf der Gipfel erstiegen worden. Aber wie es auch kam, niemals hätte eine andere als naive Theorie den Beginn machen können. Denn anders hebt der Werdegang einer Wissenschaft einmal nicht an. So nehmen sich im Grunde alle gerügten Fehler und Schwächen um so verzeihlicher aus, je mehr sie für entwicklungsnotwendig gelten dürfen. Das dürfen sie in hohem Grade. Ihre Reife erlangt eine Wissenschaft, das ist klar, immer erst im Wege der Selbstbesinnung ihres Denkens; es ist nicht minder klar, daß schon viel an Gedachtem da sein muß, ehe man von da aus Einkehr halten kann in das Erdenken.

Was dieser Zwang zu naiver Theorie bedeutet, dem jede Wissenschaft in ihren Anfängen unterworfen bleibt, das tritt nirgends so greifbar hervor wie im Angesichte der restlichen, der Frage nach dem nationalökonomischen Grundproblem! Allwirtschaftslehre, als der Versuch abgeklärter Theorie des Wirtschaftslebens, steht und fällt mit der Antwort auf diese Frage. Natürlich lassen sich alle die Probleme, die von jenem grundlegendsten her ausstrahlen, niemals vollständig übersehen; allein schon der Reichtum des Lebens und seiner Wandlungen sorgt für ewige Unruhe in der Problematik unserer Wissenschaft. Im Grundsatz aber bleibt reife Theorie nur so denkbar, daß von jenem, alles umspannenden Grundproblem aus ein streng geschlossener Gedankengang führt nach allen anderen Problemen. Unbedingt also von dort her richtet sich die ganze Bewegung des theoretischen Denkens einheitlich aus. Darum gebührt der Frage nach dem Grundproblem

unbestritten der Vortritt. Gälte aber ein Gleiches auch für die naive Theorie, für die Anfänge der Wissenschaft? Nun, würde man annehmen, die Geburt einer Wissenschaft fiele sofort mit dem Bewußtwerden ihres Grundproblems zusammen, so kommt dies entfernt wohl der Vorstellung gleich, Deutschland hätte am 28. August 1749 geflaggt, weil Goethe zur Welt kam.

Mittelbar verrät sich damit auch die Wortgebundenheit des theoretischen Denkens als etwas zu seiner Zeit Notwendiges; dem Denken ist sie unentratbar für sein erstes Einsetzen gegenüber der Wirklichkeit. Stets nur den nämlichen Worten entlang, »Wirtschaft«, »Gut«, »Wert«, »Preis«, »Kapital« usw., mit denen das Leben über sich selber zu sprechen pflegt, tastet sich die junge Wissenschaft an die Tatbestände des Lebens heran. Allmählich spielen diese Worte dann die Vertreter der Probleme, um deren Lösung das wissenschaftliche Denken ringt, im unablässigen Versuche, den Zusammenhang der Tatbestände zu entwirren. Die geistigen Kräfte, die sich dabei in ihnen auswirken, verdanken die Worte selber dem sprachschaffenden Denken, aller Wissenschaft voran. Indem sie nun zu Leitworten der Theorie aufsteigen, als deren »Grundbegriffe« empfunden werden, tritt das wissenschaftliche Denken offenkundig in die Fußtapfen des vorwissenschaftlichen. Letzten Endes vom Alltag her entlehnt also die Theorie ihre Problematik. Und wenn es nun der Alltag der Erwerbswirtschaft ist, verfällt die Theorie somit der Einbindung in die einseitig erwerbswirtschaftlich ausgerichtete Problematik. Es »kommerzialisiert« sich die Theorie. Ungefähr so verläuft der Erkenntnisweg der Wissenschaft, bevor Selbstbesinnung eingreift.

Als schüchterner Ansatz regt sich dann erstmals die Besinnung auf den Vorwurf der Wissenschaft, auf ihren »Gegenstand«. Der bisher nur werdenden Wissenschaft mußte dies noch fremd bleiben. Solches Besinnen steht notwendig erst der gewordenen Wissenschaft zu. Zur Nationalökonomie mußten sich alle möglichen Teilerkenntnisse von da und dort zusammenfinden, von Geld und Finanzen, von Landwirtschaft und Handel her, die nun zu einem Lehrgebäude, einem »System« zusammengefaßt wurden, und zwar hauptsächlich im Zeichen der Technik richtiger Führung eines städtischen oder fürstlichen Haushaltes und der öffentlichen Verwaltung dahinter. Für diesen neuen Bereich von Erkenntnis ertastet sich anfänglich nur das Sprachgefühl den Namen, entleiht ihn dem umfassendsten Tatbestand, der Wirtschaft überhaupt, und scheidet ihn durch wechselnde Bestimmungen von seiner älteren Verwendung für engere Vorwürfe; so beginnt man, in Abscheidung von der »ländlichen« nun von »politischer Ökonomie« zu sprechen, von »Nationalökonomie« und Ähnlichem. Es wäre eigentlich anzunehmen, der einmal eingebürgerte Name hätte, mindestens in seinem Kernteil »Wirtschaft«, gleich anfänglich zum Schlüsselwort gedient für die Deutung des Benannten, also der Wissenschaft selber. Tatsächlich ging jedoch die Besinnung zunächst nur auf das Greifbarste des herkömmlichen Inhaltes, auf das Gut! So blieb »Sachgüterversorgung« in dieser Hinsicht die bündigste Art, wie sich die Theorie durch Angabe ihres Inhaltes selber den Paß auszustellen wußte. Im übrigen verließ man sich für die Deutung, wo denn

Nationalökonomie eigentlich hinaus will, meist auf das Schema F der Naturwissenschaft: Nationalökonomie wäre die »Lehre von den Gesetzen der Volkswirtschaft«!

Für den durchschnittlichen Stand der fachlichen Selbsterkenntnis ist aber nichts so bezeichnend wie die Art, in der heute noch viele Lehrbücher alle Skrupel des Woher und Wohin ihrer Wissenschaft unter dem Diktum begraben: »Volkswirtschaftslehre ist die Lehre von der Volkswirtschaft«! Allerdings. Im Grunde aber wird da eigentlich nur die Bindung an das Wort offen und ehrlich einbekannt. Hingegen täuscht es immer schon etwas vor, es geschieht mehr nur, um das Gesicht zu wahren, wenn man irgendeine, wie aus der Pistole geschossene »Definition der Wirtschaft« vorangestellt sieht, oder sogar eine »Definition der Volkswirtschaft«. Denn selbst nach einer wortreichen Explikation dieser Deutung, zumeist mit Ausflügen ins Geschichtliche, pflegt schlecht und recht wieder nur die »Güterlehre« aufzumarschieren. Es hat eben jenes überragende Beginnen von Karl Knies, Volkswirtschaft bewußt als Gebilde zu erfassen, während sie vorher höchstens im stillen so behandelt und gewürdigt wurde, zunächst bloß der Empirie unserer Wissenschaft gefruchtet. Für die Theorie blieb »Volkswirtschaft« die bloße Wortmarke im Namen jener Wissenschaft, die selber nach wie vor das »Güterleben« zu ihrem Inhalt wählte.

22. Nur auf Umwegen begann man es allmählich wahr zu machen, daß mittlerweile das Wort »Wirtschaft« immer deutlicher als das Schlüsselwort der Wissenschaft empfunden würde. Entweder gab man das »wirtschaftliche Prinzip« als den roten Faden aus, der alle nationalökonomische Theorie durchflicht. Oder man griff nach der »wirtschaftlichen Handlung« zurück, um sie als den »elementaren« Erfahrungsstoff der Wissenschaft hervorzustellen. Auch in letzterer Hinsicht war aber der Selbstkenntnis der Nationalökonomie kein besonderer Dienst erwiesen. Denn nur bei der so ganz anders, so viel schlichter gearteten Fragestellung der systematischen Soziologie liefert die Handlung, als Einheit des »verstehbaren« Geschehens, den richtigen Angriffspunkt. Übrigens zeigt sich, von daher gesehen, dann selbst das Wortgefüge »Sozialökonomik« in einer geistigen Verkürzung, bei der auch sein innerer Widersinn sozusagen einschrumpft. Der Ausdruck wird also verzeihlicher. So ist es auch kein Zufall, wenn dieser neue Name in Heinrich Dietzel seinen Schöpfer fand. Ihm, in Sachen der »wirtschaftlichen Handlung« gleichwie Schäffle in Sachen des »wirtschaftlichen Prinzips«, darf man auch das Streben nachrühmen nach einer streng einheitlichen Ausrichtung der Theorie, hier von der »Handlung«, dort vom »Prinzip« her. Mindestens seiner Idee nach taucht bereits hiermit das alles beherrschende Grundproblem auf, wenn auch der Griff nach seinem Inhalt noch fehlgeht. Unverkennbar regt sich erstmals die Auflehnung gegen die blinde Herrschaft des Wortes und gegen das starre Schema des Erkennens in Gestalt der »Güterlehre«.

Inzwischen waren die beiden Grundauffassungen zusammengeprallt: hie Menger, hie Schmoller; der Drang nach Selbstbesinnung lebt nun auf,

gleich dem Recht auch im Streit geboren. Davon laufen zwei ganz verschiedene Strömungen aus. Die eine schlängelt sich am Kern der Sache eigentlich vorbei. Das betrifft die Ausgestaltung einer »Lehre von der Wirtschaft«, zu den sonstigen »Lehren« noch hinzu. Abermals bejaht dies nur die Wortgebundenheit der Theorie, und dies selbst dann, wenn man das gewisse »Abhorchen« nicht gleich zur angepriesenen Methode macht, es vielmehr nur so nebenher einschlüpfen läßt, was das Schlüsselwort alles »meint«. Auch dabei kommt man vom Wort nicht frei. Man bleibt auf die Eingebung vom Wort angewiesen, transverbalen Einflüssen ausgeliefert. Dabei mögen die Ergebnisse der Wirklichkeit noch so nahekommen und auch schon ein einheitlicher Zusammenhang im Erkennen sie auszeichnen, der Weg der Einkehr ist einmal nicht zu Ende beschritten; das Ganze setzt an die Stelle der »klassischen« Frühreife bloß eine Notreife unserer Theorie.

Die andere Strömung führt in den Kern der Sache hinein. Freilich, dem äußeren Verlauf nach scheint sich wenig zu ändern. Woher kommt dies? Jene »Lehre von der Wirtschaft« kann ihren vernünftigen Sinn auch nur in der Absicht sehen, daß sich dabei der Tatbestand klärt, mit dem es unsere Wissenschaft zu tun hat. Hier wäre jedoch jeder Zweifel sinnlos, ob man von »Wirtschaft« reden soll. Denn nicht nur ist es geradeaus die Lehre »von der Wirtschaft«: hier steuert ausdrücklich das Wort selber, ob nun offen oder verstohlen, mit seinen geistigen Kräften wesentlich dazu bei, die Eigenart des Tatbestandes zu ermitteln. Nun bleibt zwar gerade dieses auf dem anderen Wege, beim Ausgang von Problemen statt von Worten, grundsätzlich vermieden; allein, dem Tatbestand selber, wie gesagt, kann man schließlich den Namen »Wirtschaft« doch nicht vorenthalten. In diesem Punkte ändert sich allerdings nichts. »Wirtschaft«, übrigens, ist dann im näheren Sinn des »Wirtschaftslebens« zu verstehen, nicht also im Sinne einer »Wirtschaftsweise« — gleich »Erwerbswirtschaft« — oder gar eines »Wirtschaftsgebildes«; kürzend spricht man eben in allen drei Fällen von »Wirtschaft«.

Gegen diese Nennung ist auch von keinem Standpunkt aus etwas einzuwenden. Der Kampf gegen das Wort gilt ja nicht den Worten als solchen. Er ist beileibe keine Sache der bloßen Terminologie, sondern der letzten Erkenntniskritik. Worauf er es einziglich münzt, ist die ungebührliche Rolle des Wortes beim Erkennen. Es ist eben für die Dauer unerträglich, daß ein erfahrungswissenschaftliches Denken von blind hinzunehmenden Worten seine zeitlich ersten und zugleich logisch letzten Ausrichtungen erleiden soll. Dem so verstandenen Herrschtum der Worte über das theoretische Denken, dem soll der Garaus gemacht werden. Dagegen steht nichts im Wege, daß man selbst diese Worte, sobald ihnen nur einmal die Giftzähne ausgebrochen sind, im Namensdienst so verwendet, wie es Sprachgebrauch und Zweckmäßigkeit erheischen. Es ist richtig, einst habe ich mich auch dagegen gesträubt; diese Worte seien »zuschanden gedacht«, sie taugten nichts mehr für den Dienst eines Namens. Aber davon bin ich längst zurückgekommen, ebenso von der Skepsis gegenüber dem »Wirtschaft« nennbaren Tatbestand selber. Vollzieht man aber diese Nennung, dann allerdings scheint dem Äußeren nach alles

beim alten zu bleiben. Die mehrerwähnte Formel für diesen Tatbestand sieht einer »Definition der Wirtschaft« gleich, wie ein Ei dem anderen. Der ganze Gedankengang, der zu ihr führt, bewegt sich also scheinbar im Zuge der banalen Frage: »Was ist Wirtschaft?« Worin beruht nun trotzdem der grundwesentliche Unterschied?

23. Schon für den Hergang darin, daß nicht die Sache zum Wort, sondern das Wort zur Sache hinzutritt. Darum ist es eine wahrhafte Nennung, nicht aber eine jener »Bestimmungen«, wo dann, ähnlich wie Münchhausen sich beim eigenen Zopf aus dem Sumpfe zerrt, das Benannte sich bei seinem Namen aus dem Ungewissen ziehen soll. Hier führt vielmehr zur Sache hin, auch wenn sie unweigerlich dem Namen der »Wirtschaft« verfällt, ein weitausholender Gedankengang, der mit diesem Worte gar nichts zu schaffen hat. Dieser Gedankengang aber fällt mit der Ableitung des nationalökonomischen Grundproblems zusammen! So entfernt sich hier auch der Inhalt des Beginnens weit von einer bloßen Deutung eines Wortes.

Wie ist es aber möglich: es soll der nämliche Gedankengang sowohl zum Tatbestand führen, der unserer Wissenschaft als Vorwurf gilt, wie auch zum Grundproblem dieser Wissenschaft? Nun, für eine Erfahrungswissenschaft schwebt ihr Grundproblem nicht aus Wolkenkuckucksheim herab. Schon ihr Grundproblem ist bodenständig in solchem Grade, daß es verschwistert bleibt mit dem Tatbestand selber. Das Wechselverhältnis, das hier webt, läßt sich von beiden Seiten her aufrollen. Einmal kann man sagen: der Tatbestand des Namens »Wirtschaft«, richtig als Problem gesehen, ergibt schon das nationalökonomische Grundproblem. Ebensogut läßt sich sagen: das menschliche Zusammenleben, aus dem Gesichtswinkel des nationalökonomischen Grundproblems gesehen, ergibt den Tatbestand, den man nicht anders als »Wirtschaft« nennen kann.

Man denke sich einen bunten Mosaikboden, nicht figural, nicht streng geometrisch gezeichnet, aus Steinchen von drei Farben gefügt. Von ihm ist uns ein Gesamteindruck zugänglich. Aber es steht uns außerdem frei, bald nur jene Figur herauszusehen, zu der sich die roten Steinchen unwillkürlich zusammenschließen, wofür dann die zurücktretende Masse der blauen und weißen Steine den unbestimmten Grund abgibt; bald in gleicher Weise nur die blaue, bald endlich nur die weiße Figur. Das Ganze liefert ein freilich nur plumpes Bild dafür, was unserem geistigen Blick gegenüber dem menschlichen Zusammenleben offen steht! Als Gesamteindruck bleibt da nur die »Schau« möglich. Unser begriffliches Denken aber heftet sich einseitig entweder an die rote oder die weiße oder die blaue Figur. Das hängt von der Einstellung des Denkens ab, und diese entspricht dem Problem, unter dessen Gesichtswinkel über das Zusammenleben gedacht wird.

Zunächst ist es Ein großes Problem, das so recht vom Grund aus das Zusammenleben zu bewältigen erlaubt: das Problem der gestaltungsmäßig verbürgten Dauer; Dauer im Sinne des innerlich erarbeiteten Bestandes der Gebilde, bei richtiger Einpassung in die Umwelt, im Sinne also der gesicherten Wiederkehr des erlebten Geschehens. Das ist jenes Problem der

Andauer, das sich mit dem empirischen Grundgedanken alles Lebens überhaupt berührt — soweit eben das Leben dem begrifflichen Denken noch zugänglich bleibt. Aber dieses Problem spaltet sich notwendig auf und begründet so durch die Dreizahl der Grundprobleme das mehrerwähnte Dreierlei der »engeren Sozialwissenschaften«. Stellt man beispielsweise den Blick auf das Spiel ein zwischen Bedarf und Deckung, dann hebt sich aus dem »Realobjekt«, das ist allemal das menschliche Zusammenleben, der Tatbestand des Wirtschaftslebens heraus, als das gesonderte »Erkenntnisobjekt« unserer Wissenschaft. Nationalökonomisch denken heißt, das menschliche Zusammenleben einseitig zu erfassen als Gestaltung im Geiste dauernden Einklangs zwischen Bedarf und Deckung, um so auch in dieser Weise gestaltungsmäßig verbürgte Dauer, Leben zu sehen; in diesem Falle Wirtschaft als Leben. Und in dieser Einseitigkeit des Denkens prägt sich jenes fundamentale Problem aus, von dem alle übrigen nationalökonomischen Probleme letzten Endes ausgehen.

Mit so verzweifelt weiten Vorgriffen, in Gestalt loser Andeutungen, ist natürlich der Klarheit wenig gedient. Da hilft auch die fernere Andeutung nicht viel, daß jenes Dreierlei des Gestaltung suchenden Denkens — eingestellt bald auf den Einklang zwischen Bedarf und Deckung, bald auf den Einklang zwischen Zwang und Freiheit, bald auf den inneren Zusammenhalt zu Gemeinschaft — auch empirisch übereinstimme mit drei großen Willensrichtungen des Lebens, deren ungefährer Zug sich recht ungenau in den drei Schlagworten malt: Not, Macht, Liebe. Vielleicht aber schwindet wenigstens das Mißtrauen, als ob das Ganze doch nur eine umschreibende Deutung von Worten wäre. Für einen so geschlossenen Gedankengang könnte die Klügelei aus dem Worte heraus ohnehin nichts fruchten. Aber selbst wenn alles unklar geblieben wäre, so viel sieht man mindestens doch ab, daß der angedeutete Gedankengang weit über die Fachwissenschaft hinausdrängt, dem Punkte zu, wo sich abermals alle Fachwissenschaften vom Zusammenleben in ihrer inneren Einheit bewähren!

24. Hier rundet sich auch das Zwiegespräch mit der Soziologie. Drängen jene Grundfragen der Fachwissenschaft ganz in der Richtung, daß man abermals der inneren Einheit aller Fachwissenschaften unseres Kreises gewahr wird, heißt dies nicht wieder Soziologie treiben? Ohne Zweifel: »Soziologie als Erkenntnislehre«! Es gilt da ausgesprochen erkenntniskritische Leistungen, ein besinnliches Versenken in den Tatbestand des Zusammenlebens, tief genug, daß man es absieht, welcher Art Erkenntnis überhaupt und wievielerlei Erkenntnisweisen im besonderen dort »möglich« wären, wo das menschliche Zusammenleben zum Vorwurf wird.

Grundsätzlich steht nichts im Wege, dieses heikle Geschäft als eine Aufgabe ganz für sich zu besorgen. Das würde sich im Stoffe und im Ziele, keineswegs im Vorgang, ungefähr damit berühren, wie Othmar Spann die Soziologie überhaupt auffaßt, als »Analyse des formalen und materialen Gesellschaftsbegriffes«. Ob hier tatsächlich eine Fachwissenschaft vorliegt, dazu fällt noch ein Wort. Im übrigen verbietet sich ein Austrag an dieser

Stelle. Nur soviel bringt sich ganz von selber hier in Erinnerung, daß ich zwar schon die längste Zeit von Soziologie, niemals aber — oder doch einmal nur in einem ganz abgesonderten Sinne — von »Gesellschaft« gesprochen habe, geschweige von »dem Gesellschaftsbegriff«! Ich spreche immer vom Tatbestand des menschlichen Zusammenlebens. Das will sagen, ich suche für jenen Tatbestand, der so wuchtig tatsächlich und auch gedanklich so unverwechselbar ist wie unser eigenes, ichbejahendes Leben, für diesen Tatbestand suche ich nach der denkbar harmlosesten, unvorgreiflichsten Wendung: Zusammenleben, als Dauer im Wechselspiel von Leben zu Leben der Beteiligten. Man wird es vielleicht herausfühlen, wie dies nicht eine faule Umschreibung besagt, sondern gleichsam ein Zurücktreten auf festen Grund. Das hierdurch ermöglichte Totschweigen der »Gesellschaft« aber ist weder Marotte noch Mache, sondern imperativster Zwang der richtigen Gedankenführung hier. Selbst wenn man menschliches Zusammenleben und Gesellschaft so weit hin gleichsetzt, daß man »Gesellschaft« als das Gebilde ansieht, in welchem das Zusammenleben aufgehoben wäre, so unterläuft hier eine »kategoriale Verschiebung«, die nicht weniger problematisch ist, als der Denkinhalt des Wortes »Gesellschaft« selber. Man kann aber doch nicht für den Kampf gegen die »Herrschaft des Wortes« plädieren, um die ganze Untersuchung schließlich und geradeaus in den gähnenden Rachen eines der problematischsten aller Worte hineinzujagen. Denn nicht einfach die »Vieldeutigkeit« dieses Wortes ist die Gefahr, abermals die verstohlene Problematik dahinter!

Aus welchem Grunde soll jene soziologische Erkenntnislehre nicht auch wieder nur eine Spielart der »Soziologie« als Fachwissenschaft« sein? Ich stelle die Gegenfrage: Was führt dazu, derlei Erkenntnislehre zu treiben? Doch vor allem die Absicht, in der eigenfachlichen Theorie mit besonderem Vorbedacht zu verfahren, selbstbesonnen. Dies scheint mir der typische Fall, an »Soziologie als Erkenntnislehre« zu arbeiten. Somit breitet sich hier ein Arbeitsfeld aus, das aus Zwang der Lage von ganz verschiedenen Seiten her bestellt werden muß, von all den verschiedenen Fachwissenschaften her. Schlechthin ein Grenzgebiet ist es sicherlich keines. Zwar stoßen alle »inbegrifflich-soziologischen« Fachwissenschaften hier tatsächlich zusammen; aber sie tun es in der bedeutsamen Art, daß sie alle sich hier in ihrer höchsten theoretischen Zuspitzung zusammenfinden, ausdrücklich je mit ihrem Kerngebiet. Auch eine »Theorie der Theorien« ist es nicht in dem gewöhnlichen Sinne, der schließlich für alles Methodologische zutrifft. Auch das ist es vielmehr in jenem tiefsten Sinn, daß hier für alle Fachwissenschaften das gemeinsame Herz ihrer Problematik schlägt. Dieses Arbeitsfeld ist einzigartig schon deshalb, weil jede Fachwissenschaft an dieser Stelle befugtermaßen in eigener Sache spricht; und doch pfuscht sie hier den übrigen ins Handwerk! Haben doch auch diese ihre eigene Sache zu vertreten. Auf dieses Arbeitsfeld muß sich früher oder später jede der Fachwissenschaften hinauswagen. Denn für jede steht hier das Ureigenste ihrer Haltung als Wissenschaft in Frage. So handelt es sich für jede um eine wahre Ge-

wissenserforschung. Kann man sich dieses höchst persönliche Geschäft nun gleichsam gewerbsmäßig von einem Dritten besorgt denken, der hier für alle im »übertragenen Wirkungskreis« tätig wäre, so daß er dieses seltsame Arbeitsfeld bestellt, gleich einer richtigen Fachwissenschaft?

Freilich, im Grundsatze darf auf dieses Gebiet die Philosophie Anspruch erheben, von ihrem Beruf her als Wissenschaftslehre. Auf ihrer Seite ist sehr viel Erfreuliches geleistet worden. Die Namen Dilthey, Windelband und Rickert, Schuppe und Münsterberg, Scheler und Lask, Husserl und Spranger, Simmel nicht zuletzt, liefern rühmlichste Beispiele. Aber die unerfreulichen Beispiele fehlen auch nicht. Die Formel, mit der neuestens Vaihinger die nationalökonomische Theorie seiner »Als-ob«-Philosophie einschachtelt, scheint hier seitab zu bleiben. Denn ihm ist es überhaupt nur um Fiktionen zu tun. Wo aber schier alles Fiktion ist, wie in der »Güterlehre«, wie lehrreich hätte da für beide Teile eine nur etwas tiefere Analyse ausfallen können! Als Beispiel aus etwas früherer Zeit lese man nach, auf welcher bescheidenen, die Verzeihlichkeiten der communis opinio kaum überragenden Höhe sich die Ausführungen halten, mit denen Wilhelm Wundt in seiner Logik der Nationalökonomie den Paß ausstellt. Niemand wird so beschränkt sein, daß er der eigenen Meinung zu Gefallen gleich eine vernichtende Kritik erwartet. Aber doch Kritik überhaupt, nicht bloß immerzu die gar nicht neue Art, über die alte Misere duldsam hinüber zu sprechen! Die Gefahr, die solcher »Gewissenserforschung im Hauptberuf« droht, liegt ja auf der Hand; die Gefahr, daß da Klitterungen ohne Seele herauskommen, die an das Leben der Fachwissenschaft gar nicht heranfinden; und nicht nur, weil eine bloße Einfühlung in das Um und Auf der Facharbeit niemals dessen Erlebnis aufwiegen kann. Mehr noch, weil diesem gewerbsmäßigen Tun überhaupt der tiefere Sinn versagt bleibt, der Sinn heißen Ringens nach der Selbstbesinnung über das lebenfüllend eigene Tun!

Solches Ringen ist die Soziologie der hier gemeinten, sublimsten Art, sein Preis aber die Allwirtschaftslehre, verstanden als nationalökonomische Theorie, geläutert in soziologischem Geiste — im Geiste Max Webers!

II.

Natürliche und individuell-psychologische Grundlagen des Gesellschaftslebens.

Inhaltsverzeichnis.

5.

Die Selbstbiographie als Quelle historischer Erkenntnis.

Von

Hans W. Gruhle, Heidelberg.

Inhaltsverzeichnis.

Jener Teil der Geschichtsforschung, der sich nicht mit der Feststellung von Tatsachen und ihrer zeitlichen Aufreihung begnügt, sondern Zusammenhänge erforschen will, richtet seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf zwei Gruppen oder Umkreise möglicher »Ursachen«: auf die sozialen Bedingtheiten eines historischen Phänomens und auf seine psychologische Herkunft. Dabei ergibt sich jedoch alsbald, daß diese Gegenstellung wenig glücklich ist. Denn aus der ersten Gruppe können die wirtschaftlichen Zeitumstände, die geltenden Rechtsnormen und sonstigen Einrichtungen der jeweiligen Staatsform, die technischen Möglichkeiten usw. nicht nur als objektive Tatbestände berücksichtigt werden. Auch in ihnen ist vielfach Seelisches eingeschlossen. Nicht jene Banalität ist gemeint, daß Recht, Wirtschaft usw. ja nur Kulturphänomene, also Erzeugnisse menschlicher Verbände, seelischer Gemeinschaften sind. Sondern es soll dieses Moment hervorgehoben werden, daß der eine soziale Faktor wirksam ist (im strengeren Sinne), weil er noch von der Gesinnung einer Gruppe getragen wird, während ein anderer von derselben objektiven Gegebenheit sich als unwirksam erweist, vielleicht, weil er eine aus früherer Zeit übernommene leere Form ist. Man könnte einwenden, daß es sicherlich soziale Faktoren gäbe, die grundsätzlich »seelenlos« seien, zum Beispiel die jeweilige Entwicklung der Technik. Aber man bedenke, daß diese auch nur hemmend oder fördernd, also höchstens regulativ, nicht »kausal« wirken kann, und daß ein gewaltiger Trieb einer menschlichen Gruppe sich die irgendwie nötige Technik schaffen würde. Soziale Faktoren »wirken« also nur — so lautet die Folgerung —, wenn sie seelisch erfüllt sind, sonst sind sie höchstens Regulationen, Formzwänge, mit denen sich die ursprünglichen Triebe wohl oder übel auseinandersetzen oder abfinden müssen. Sucht man nach der Ursachskonstellation eines geschichtlichen Phänomens, so findet man also auch auf der sozialen Seite nur wirkende, das heißt seelisch erfüllte Momente und bahnende, das heißt tote Umstände. Wenn in der Natur eine Bewegung durch äußere Zwänge eine bestimmte Richtung nimmt, so sind diese richtunggebenden Faktoren keine »Ursachen« der Bewegung. Das Gleiche gilt für die bahnenden sozialen Umstände; sie wirken nicht »kausal«. Jene seelenerfüllten sozialen Gegebenheiten aber wirken nur auf Grund ihrer seelischen Erfülltheit; sie sind also auch keine Ursachen im Sinne der Naturbetrachtung, sondern Motive eines Geschehens. Denn wenn ein seelischer Tatbestand auch die Ursache eines anderen seelischen Tatbestandes sein kann, so kommt diese naturwissenschaftliche Beziehung, die des »Sinnes« entbehrt, für den Soziologen und Historiker nicht in Betracht. Er sucht nach dem sinnerfüllten Auseinanderhervorgehen des einen aus dem anderen.

Um zum Ausgangspunkt zurückzukehren: ein historisches Phänomen kann vielleicht gelegentlich »Ursachen« haben: ein Erdbeben, eine Klimaveränderung, die Erschöpfung eines Bodenschatzes usw.; — sie werden nur ein Teilinteresse des Historikers erwecken. Sein Hauptaugenmerk ist auf die Motive des Phänomens gerichtet, — mögen diese Motive direkt greifbar sein, oder mögen sie indirekt aus »wirkenden« sozialen Momenten erschlossen werden. Erst in einer weiteren Nebenbetrachtung wird er die »bahnenden« sozialen Momente untersuchen.

Hierdurch wird — nunmehr schärfer gefaßt — die Forschung nach den historischen Zusammenhängen im wesentlichen zu einer Forschung nach den Motiven, das heißt nach seelischen Tatbeständen, mag es sich um die seelische Verfassung eines Volkes, einer Gruppe oder eines »Helden« handeln.

Der einfachere Fall sei vorangestellt: wie sind die Motive eines einzelnen gegeben, der nicht mehr unter den Lebenden weilt? Ich kenne seine privaten Äußerungen, seine öffentlichen Reden, seine Werke, seine Taten; — wie erfasse ich seine Motive? Ich vermeide fürs erste, das Echo zu berücksichtigen, das sein Wort, seine Tat bei seinen Zeitgenossen fand. Ich versuche, zu ihm selbst vorzudringen, die Persönlichkeit unabhängig von ihrer Wirkung zu sehen. Ich greife mitten hinein in sein Leben und sehe seine staatsmännischen Interessen und Arbeitsgebiete, ich finde seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen, ich lese seine Gedichte und Kritiken zeitgenössischer Dichtwerke, und allmählich wachsen die Einblicke in die einzelnen Zusammenhänge dieser Persönlichkeit zu einem Gesamtbild zusammen; — es erwächst mir eine Struktur dieser Individualität. Wie kommt dieser Aufbau zustande? Ich lerne seine Verordnungen über Reformen in der Erziehung kennen, und ich glaube, daraus seine warme Teilnahme an seinen Mitmenschen, besonders an denen seines Standes, erschließen zu können; — ich höre von seinen Bestrebungen nach selbständiger Provinzialverwaltung, und ich wage daran zu denken, ob nicht ein eigenes Streben nach Selbständigkeit und eigener Verantwortlichkeit dahinter steckt; — ich sehe ihn als Gesandten an großen Höfen eine weithin reichende Wirksamkeit entfalten, und ich vermute eine Neigung zur großen Tätigkeit in der direkten Wechselwirkung von Mensch zu Mensch und im Blickpunkte vieler Zeitgenossen. Ich erfahre von seinem Versuche historischer Studien über die hellenische Antike, und ich fühle seinen Wunsch, neben den Leidenschaften des Alltags ein stilles Feld ruhiger Besinnlichkeit zu hegen; — ich untersuche die Form seiner zahllosen Sonette und finde den Drang nach beherrschter römischer Form, ohne Störung durch die Gewalt innerer Leidenschaften. So wächst also allmählich ein Charakter heraus, den ich als in sich geschlossen, als einheitlich erlebe. Ich habe mich in ihn eingefühlt, ich glaube ihn »erfaßt« zu haben. Sein Bild steht mir schließlich so lebendig vor Augen, als hätte ich ihn selbst noch erlebt. Und wenn es mir gegeben ist, dieses Bild auch wieder lebendig darzustellen, wenn ich sein Wesen aus ersten Anfängen folge»richtig« hervorwachsen lasse, wenn ich alle seine Regungen, Entschlüsse, Taten aus diesem Wesen seines Charakters erkläre, so stimmt mir vielleicht der verehrliche Leser

erfreut zu: so mußte es sein, das ganze Bild überzeugt, alles ist evident. Denke ich selbst nach der glücklichen Schaffung dieses Charakterbildes nun noch einmal ruhig das Leben meines Helden durch, so muß ich freilich gestehen, daß es da einige dunkle Punkte gibt, die sich nicht recht ins große Bild einordnen lassen. Da ist ein Brief aus späten Jahren, der im Ton nicht zu den übrigen paßt; doch liegt der Gedanke nahe, daß er der Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung, einer unwesentlichen Laune sein könnte. Da ist eine etwas seltsame Beziehung zu einem Mädchen, die durch Jahre hindurch schlummert und dann plötzlich unter etwas merkwürdigen Formen wieder aufgenommen wird — und da sind noch einige andere Umstände, die ich nicht recht verstehe. Aber ich helfe mir, indem ich sie für »nicht wesentlich« erkläre; sie machen mich, wie man gern zu sagen pflegt, an meiner Auffassung meines Helden nicht irre. Aber hiermit ist auch das Wort gesprochen, das die Kritik gegenüber dieser einfühlenden Methode herausfordert: »meine Auffassung«. Kann diese den Anspruch machen, richtig zu sein? Ja, hat es überhaupt Sinn, eine Auffassung daraufhin zu prüfen, ob sie richtig sei? Liegt es nicht in ihrem Wesen begründet, subjektiv sein zu müssen? Darf man der überzeugenden Kraft, mit der sich dem Leser oft die Auffassung eines Historikers von seinem Helden aufzwingt, trauen? Ist es nicht vielleicht die Suggestivkraft einer künstlerisch geschlossenen Darstellung, die uns mitreißt, ebenso wie wir im Kunstwerk von der darstellenden Gewalt des großen Schauspielers mitgerissen werden? — In der Tat, die Erfahrung unter den Lebenden gibt uns vollen Grund, mißtrauisch zu sein. Wir kennen ja Zeitgenossen, deren Charakterbild in der Auffassung der Mitlebenden heftig schwankt, auch wenn diese nicht von der Parteien Haß oder Gunst verwirrt sind. Wir kennen Tagesschriftsteller, deren glänzende Wortgestaltungskraft uns ein höchst einleuchtendes Bild eines unserer Bekannten entwirft, und doch müssen wir aus eigener Kenntnis hinzufügen: kein einziger Zug entspricht der Wirklichkeit. Wer hat dann recht? — Aber der Einwand liegt nahe, daß dies nur auf die Zeitgenossen zuträfe; der zeitliche Abstand gegenüber historischen Persönlichkeiten verbürge eine objektivere Würdigung. Sollte dies wirklich auf die Charakterforschung zutreffen, eine Forschung, bei der doch der persönliche Eindruck, die Möglichkeit persönlicher Fühlung, persönlicher Aussprache das wertvollste Material liefern muß? Kann man nicht aus der Geschichte genügende Beispiele anführen, bei denen historische Persönlichkeiten sich höchst verschieden in der Auffassung verschiedener Zeitgeiste widerspiegelten, oder bei denen das Charakterbild gänzlich verschieden ausfiel, je nach der Persönlichkeit des Geschichtsschreibers, der sich mit jener Individualität maß? Es ist hier nicht der Ort, über die Grenzen des Einfühlungsvermögens des Forschers zu handeln und zu untersuchen, wie weit man einen Mörder verstehen kann, ohne doch selbst Mordantriebe zu kennen, oder inwieweit jene Theorie recht habe, daß man doch »etwas von Napoleon« haben müsse, wenn man Napoleons Persönlichkeit gerecht werden wolle. Die klugen Gedanken, die Simmel über diese Frage in seinen Problemen der Geschichtsphilosophie niedergelegt

hat, ließen sich noch nach mancher Seite hin ergänzen. Es ist hier auch nicht der Ort, zu erwägen, inwieweit der sich einfühlende Historiker etwa im allgemeinen ein guter Menschenkenner sein müsse. Denn es sind Fälle bekannt, daß feinsinnige Ausdeuter seelischer Zusammenhänge im Leben recht schlechte Beurteiler anderer Persönlichkeiten waren. Ich könnte mir denken — meine Sachkenntnis reicht zur Entscheidung, ob ich recht habe, nicht aus —, daß zum Beispiel Nietzsche trotz aller seiner stark erlebten »psychologischen« Einsichten im Leben ein recht schlechter Menschenkenner gewesen ist.

Hier soll untersucht werden, ob es denn nicht Mittel gibt, um über jene höchst persönliche Auffassung einer historischen Persönlichkeit hinauszukommen ins Objektive, in die Wahrheit hinein; ob es zum mindesten nicht möglich ist, das subjektiv intuitiv geschaffene Charakterbild objektiv zu stützen.

Der Gedanke liegt nahe: es lägen doch die Äußerungen des zu Schildernden vor; man brauche nur seine Meinungen, insbesondere seine Werturteile, zusammenzustellen, um aus diesen Glaubensbekenntnissen richtige Rückschlüsse auf die charakterologische Basis ziehen zu können, auf der jene erwuchsen. Doch dies wäre ein vergeblicher Versuch. Wie oft sind solche Aussprüche zweckbestimmt! Wie oft widersprechen sie direkt der wahren Meinung des Redners, wenn er mit seinen Worten einen pädagogischen, politischen, eigennützigen oder sonstwelchen Zweck verfolgt! Und wenn sich jemand die Aufgabe stellen wollte, unter diesen Aussprüchen die echten von den zweckverfolgenden zu unterscheiden, so würde er ja gerade wiederum von einer vorgefaßten Meinung ausgehen, von seiner Auffassung der Persönlichkeit: der Forscher würde sich im Kreise drehen.

So scheint nichts übrig zu bleiben, als auf diejenigen Aussprüche des Helden zurückzugehen, die er selbst über seine eigenen Triebfedern getan hat, sei es, daß es gelingt, aus seinen vertrauten Briefen oder gut verbürgten Privatgesprächen seine »wahren« Motive zu erfahren, sei es, daß er in einer Selbstbiographie seinen eigenen Charakter geschildert hat. Ist eine solche Selbstschilderung nun gleichsam die letzte Instanz charakterologischer Urteilsfindung? Inwieweit darf der Historiker ihr trauen?

Bei der Untersuchung der Selbstbiographie als historischer Quelle soll hier nicht der Frage gedacht werden, inwieweit sich jemand in der Anführung von Tatsachen der eigenen Lebensgeschichte irren kann[1]). Sollten ihm bei deren Datierung Irrtümer unterlaufen, so wird sich dies leicht aus anderen Quellen berichtigen lassen. Auch soll nur ganz flüchtig darauf hingewiesen werden, wie sehr sich der Autor bei der Einschätzung der Einflüsse irren kann, die auf seine frühe Jugend eingewirkt haben. Je geschickter die Eltern oder Erzieher bei der Erziehung gewesen sind, je mehr sie es verstanden haben, »den Jungen wild aufwachsen zu lassen«, das heißt ihm nur heimlich

---

[1]) Glagau bringt in seinem Büchlein »Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle«, Marburg 1903, einiges Material.

in rechtverstandener Anwendung des Grundsatzes der Selbsterziehung das Material hinzuleiten, aus dem er dann scheinbar eigenmächtig sein Leben aufbaute, — um so mehr kann sich der Erwachsene über jene Faktoren täuschen, die seine Jugendentwicklung bestimmten [2]). Und auch jener Mann auf der Höhe des Lebens, der noch darüber trauert, welch harte Hand des Vaters den Weg seiner Jugend bestimmte, verkennt oft, wie sehr es gerade diese Härte war, an der sich sein Charakter stählte, — wie sehr er die Festigkeit seines Wesens dieser Unbeugsamkeit des väterlichen Willens verdankt. Keine von solchen Zusammenhangskonstruktionen darf verallgemeinert werden: die gleiche Härte des Vaters macht den einen Sohn zur energischen, fest in sich geschlossenen Persönlichkeit und drückt den anderen in die Unfreiheit eines ewig unselbständigen ängstlichen Schwankens. Wer will mit Bestimmtheit von sich sagen, welche Anlage er stark und fast ungeformt als angeboren durch alle Einflüsse hindurch bewahrt hat und welche andere schwache Gabe der Natur durch geschickte Einflüsse in früher Jugend zu der späteren vollen Entwicklung heraufgezüchtet worden ist? — Man beachte in einer Selbstbiographie auch die Auswahl des Verfassers! Selbst wenn er sich bemüht hat, objektiv alles Wichtige mitzuteilen, so liegt in dem, was er für wichtig hielt, eben schon eine Wertung [3]). Nicht einmal der Naturforscher vermag objektiv zu sein: indem er aus der Fülle der Erscheinungen beschreibend auswählt, wählt er eben schon nach einem vorgefaßten Gesichtspunkt aus, was ihm beschreibenswert dünkt. So führt schon diese Erwägung zu dem Hauptproblem unmittelbar hin: inwieweit ist Selbsterkenntnis möglich, möglich unter der Voraussetzung, daß der Verfasser aus allen Kräften jede Tendenz, jede Färbung vermeidet?

Die Selbsterkenntnis ist ja im wesentlichen ein Suchen nach den Motiven. Freilich nicht in jenem äußerlichen Sinne, in dem das Wort Motiv für gewöhnlich verwendet zu werden pflegt, wenn man nach den Motiven einer einzelnen Handlung fahndet. Da wird mit der Forschung nach den Motiven ja meist die Aufhellung des Zweckes gemeint, den jemand durch eine Handlung verfolgte. Aber der Zweck ist der Gegenstand — so hat man es häufig formuliert —, auf den das Streben zielt; das Motiv ist der Grund, aus dem das Streben kommt. Der Zweck, so lehrt die Psychologie, kann erreicht werden; — es wäre sinnlos, zu sagen, das Motiv könne erreicht werden. Das Motiv ist nicht die Ursache des Wollens, nicht der Gegenstand, nicht der Endzweck des Wollens, sondern dasjenige, durch das ich mich veranlaßt fühle, etwas zu tun, — dasjenige, was mich vermöge meiner Natur zu einem bestimmten Willensakte determiniert, — der Beweggrund. Wenn ich nach dem Beweggrund der einzelnen Handlung forsche, so münde ich sofort ein in jene »Natur«, jenes Naturell, jenen Charakter, der ja in diesem Zusammenhange als Endziel meines Forschens erscheint. Aber man verwechsle den »letzten« Beweggrund nicht mit dem Motiv zu den Mitteln, um einen Zweck

---

[2]) Vgl. Karl Philipp Moritz' Milieutheorie im Anton Reiser.

[3]) Die Auswahl steht bisweilen auch im Dienste ästhetischer Tendenzen: Abaelard.

zu erreichen. Diese Mittel vermag ich verstandesmäßig daraufhin zu prüfen, ob sie geeignet sind, den Erfolg der Handlung zu sichern. Dies interessiert hier nicht. Aber ich kann jene Mittel auch daraufhin prüfen, warum der Handelnde gerade sie und nicht andere wählte. Bei zwei verschiedenen Menschen können Grundmotiv und Zweck der Handlung gleich sein, und doch können beide sich aus verschiedenen charakterologischen Gründen verschiedener Mittel bedienen. Auch bei der Untersuchung der Mittel muß man sich also (neben dem relativ unwichtigen rationalen Moment) des Urgrundes erinnern, aus dem heraus die Wahl gerade dieser Mittel erfolgte.

Bei der Schilderung des eigenen Verhaltens stößt man sehr häufig auf die Angabe des Zweckes einer Handlung, und man findet auch nicht selten erörtert, warum sich gerade dieses und nicht jenes Mittel empfahl. Für den Persönlichkeitsforscher sind diese Erörterungen dann recht unergiebig, wenn er nicht »zwischen den Zeilen« zu lesen versteht, wenn er nicht darauf achtet, welches Urmotiv den Verfasser veranlaßte, gerade dieses Ziel und gerade diese Mittel zu wählen. Aber der Autor selbst gibt diese Urmotive häufig nicht an. Vielleicht vergaß er es nur; vielleicht aber hat er sie auch niemals gewußt? Gibt es unbewußte Motive? Es gibt deren so viel, daß man fast eher geneigt ist, die Gegenfrage zu stellen: gibt es bewußte Motive? — Wenn man eautognostisch berichtet, was man in sich vorfindet, so kann man zwar eine größere Zahl von Gefühlen, Strebungen usw. ziemlich genau beschreiben: — seine Beweggründe findet man indessen nicht ohne weiteres vor. Sie sind einem auch nicht derart entschwunden, wie man wirkliche Erlebnisse vor kurzem gehabt hat und nun in der Erinnerung erst aufsuchen muß. Sondern man hat sie im eigentlichen Sinne nie »gehabt«, das heißt sie waren nie bewußt gegeben. Eine Ausnahme machen vielleicht die Taten der Leidenschaft. Da war irgendein starkes Gefühl wirklich vorhanden, und aus ihm entsproß die schnelle Tat. Über solche Affekte wird man sich kaum täuschen können. Aber in allen Fällen, in denen es sich nicht um eine tiefe Gemütserregung handelt, wird man nach dem Motiv erst suchen müssen, sei es, daß bei einer plötzlichen (impulsiven) Handlung nur ein dunkles »Gefühl« der Beweggrund zu sein scheint (»ich habe ganz instinktiv gehandelt«), sei es, daß ein wohlüberlegter Entschluß die Tat gebiert. Ich stoße dann meist auf eine Kette von Motiven. — Ich frage jemand, warum er einen so vernichtenden Brief über die Eigenschaften eines Dritten schrieb. Er sagt ehrlich: aus Rache. Aber diese Rache (ein kompliziertes Gefühls- und Strebungsgebilde) entspringt aus dem Haß; der Haß entstand aus der Wut über eine frühere ungerechte Behandlung durch den Dritten. Von einer geliebten Person hätte man freilich auch ohne Wut eine ungerechte Behandlung hingenommen. Hier aber lag eine primäre Antipathie vor. Und so ergibt sich in diesem Beispiel als Komplex der Motive: die Fähigkeit zu primärer Antipathie, die persönliche Ansprechbarkeit auf eine Beleidigung hin (Reizbarkeit), die Disposition zu Haß und Rachsucht, die Fähigkeit zur Aktivität der Tat. Dies sind die letzten Motive jenes Briefes, so wie sie der Briefschreiber auf Grund eigenen Nachdenkens in sich vorfindet. Aber kann

er sich nicht irren? Vor allem dann, wenn jene Tat, über die man sich jetzt Rechenschaft gibt, weit zurückliegt, beachtet man einen Beweggrund jetzt vielleicht nicht, der damals wirksam war. Aus der damaligen Motivkonstellation leuchten vielleicht jetzt nur noch die Hauptmotive über jene lange Zwischenzeit herüber. Ich war damals vielleicht auch ein anderer; Leidenschaften arbeiteten in mir, die mir jetzt seit langem fremd geworden sind. Vielleicht verdrängte ich auch Momente aus meinem Gedächtnis, deren ich mich schämte, das heißt ich gestand mir, als ich die Tat beging, vielleicht schon damals die Motive nicht recht ein. Und jetzt, da drei Jahrzehnte verstrichen sind, soll ich die wirklichen Motive finden!?

Indessen, wenn jemand ein Motiv bestimmt als wirksam angibt, hat er recht. Niemand kann ihm die Evidenz dieses inneren Zusammenhanges streitig machen. Denn wo wäre die Plattform, von der aus man dies tun könnte? Nur insofern mag er sich vielleicht irren, als er nicht sein letztes Motiv angegeben oder gefunden hat, sondern in der Kette der Beweggründe an einem vorletzten Gliede haften geblieben ist. Wenn er indessen in einem anderen Falle aus bester Überzeugung erklärt, er wisse selbst nicht, warum er so gehandelt habe, wenn er die impersonale Form wählt, um anzudeuten, »es« kam so aus ihm heraus, sein eigentliches Ich sei gar nicht dabei im Spiele gewesen, — so werden es wohl verdrängte Wünsche, unterdrückte Begierden sein, die den Beweggrund darstellten. Freilich hat er sie nicht jetzt bei der Suche nach den Motiven verdrängt, sondern sie waren vielleicht schon längst aus der Sphäre, über die er sich allein Rechenschaft zu geben vermag, versunken. — Es besteht die Gefahr, daß jemand nicht wirklich zu den letzten Eigenschaften, die seine Persönlichkeit konstituieren, vordringt, sondern daß er — ohne es zu wollen — Wünsche an die Stelle von Tatbeständen setzt. Gerade Charaktere, die gegen sich selbst sehr hart sind, wünschen vielleicht so dringend, eine bestimmte Eigenschaft (zum Beispiel Uneigennützigkeit) zu besitzen, daß sie nun auch diesen Zug an sich vorzufinden bestimmt meinen. Wie oft hat ein Mensch schon geglaubt, aus Güte zu handeln, da er doch nur aus gutmütiger Schwäche nachgab. Wie leicht täuscht sich vor allem der eitle Mensch über seine Motive. Er schreibt seine Memoiren im Bewußtsein des Eindrucks auf die Nachwelt und kann es kaum vermeiden, daß er sich dabei Eigenschaften zuspricht, die er zu haben glaubt und doch nur zu haben wünschte. Auf charakterologischem Gebiete ist dies noch häufiger als auf dem der Begabung. Dichter, die fest davon überzeugt waren, zum Dramatiker geboren zu sein, während sie doch nur als Lyriker Wertvolles leisteten, ließen sich leicht aufzählen. Persönlichkeiten, die von Jugend auf sehr an sich arbeiteten, neigen gern zu der Annahme, sie hätten irgendwelche Eigenschaften an sich ausgetilgt, während sie diese doch nur gewaltsam unterdrückten, ohne ihnen ihre motivbildende Wirksamkeit rauben zu können[4]).

---

[4]) Hierher gehört auch die Tendenz der Selbsterniedrigung bei den mönchischen Autobiographen.

Man vermag sich nicht zu schildern, wie man wirklich ist, sondern nur, wie man sich sieht, wie man sich in sich selbst einfühlt. Gerade der ideal orientierte Mensch zwängt sein Leben oft so stark in fest aufgerichtete ethische Normen, daß das Bewußtsein seiner »eigentlichen« Eigenart gar nicht mehr hochkommt. Allerdings wird dann eben die Tendenz selbst, stets »pflichtmäßig« zu handeln, einer der Hauptzüge seines Charakters sein. Man hat bei solchen Erwägungen gern den Begriff der Echtheit eingeführt. Aber diese Echtheit ist kein Grundbegriff der verstehenden Psychologie, sofern sie an irgendeinem Idealtypus oder sonst an einer außererfahrungsmäßigen Norm gemessen wird, sofern sie »Idee, Richtung« ist. Echt ist nicht dasjenige, was zu irgendeinem Charaktertypus »paßt«, sondern echt ist — sofern der Ausdruck überhaupt verwendet werden soll — dasjenige, was den empirisch feststellbaren Grundeigenschaften einer Persönlichkeit zugehört. Als unecht kann man die einzelne Handlung eines Menschen bezeichnen, die einer Nachahmung eines anderen, einer Mode oder dergleichen entspringt, wenngleich der Zug an ihm, daß er überhaupt jemanden nachahmt, wiederum als echt gewertet werden muß. Aber — wie erwähnt — über das, was echt an mir ist, habe ich keine absolute Gewißheit. Ich habe von mir selbst nur meine Auffassung, genau so, wie ein anderer von mir eben seine Auffassung hat. Es schießt ebenso über das Ziel hinaus, wenn man journalistisch pointierend behauptet, niemandem gegenüber sei man ein schlechterer Menschenkenner als gegen sich selbst, — wie wenn man der Selbstbeurteilung entscheidende Bedeutung beimißt. Auffassung steht hier gegen Auffassung. Weder ich noch der andere hat von vornherein recht.

Derjenige, der über sein Leben nachdenkt und seine Geschichte schreibt, pflegt nun die Taten seiner Vergangenheit nicht im einzelnen auf ihre Herkunft hin zu untersuchen. Er hat von seiner Gesamtpersönlichkeit seine bestimmte Auffassung[5]), und er pflegt diese Auffassung nur leicht abzuändern, wenn er an seine eigene Jugend zurückdenkt. Er hat ja das Bewußtsein der Einheit seiner Persönlichkeit (Entelechie).

Versetzt er sich in seine Jugendjahre zurück, so war er vielleicht stürmischer, weniger intellektgehemmt, unbefangener usw., oder andererseits bescheidener, schüchterner, zaghafter und so fort; aber das, was ihm wesentlich an seiner eigenen Persönlichkeit erscheint, war doch seiner Meinung nach schon damals da. Und so ist das zweite Wort gefallen, das bei der Verteidigung einer charakterologischen Auffassung immer wieder auftaucht: eine Eigenschaft sei nicht wesentlich. Wir — ich von mir und der andere von mir — haben uns unsere Auffassung gebildet; wir haben uns auf eine bestimmte charakterologische Struktur festgelegt, und nun bezeichnen wir alles, was uns zu dieser Struktur nicht zu passen scheint, als unecht oder unwesentlich. Aber wir begehen dabei einen grundsätzlichen Irrtum. Wir übersehen,

---

[5]) Karl Groos spricht von der Selbst»beurteilung«, von einem »meist wenig aufgehellten, aber doch wirksamen Gesamtbild« vom eigenen Wesen. (»Bismarck im eigenen Urteil«, Stuttgart-Berlin 1920.)

daß im Begriff der charakterologischen Struktur ein Doppeltes liegt: der Bauplan in dem Sinne, wie der Bau sein müßte und der Plan des Baues, wie er wirklich ist. Behaupten wir von einer Charaktereigenschaft, sie passe nicht zu den übrigen, so tun wir der Tatsächlichkeit Gewalt an, weil wir normativ orientiert sind. Wir denken an den Idealtypus einer Persönlichkeit. Bei einer »wahren« Schilderung eines Charakters haben wir uns nicht durch diesen Idealtypus irre führen zu lassen: der Biograph hat seine Feststellungen, was da ist, nicht durch die Wertung zu stören, was echt und was wesentlich ist. Er forsche, sei er Biograph oder Autobiograph, nach jenen Wesenszügen, die auf allen Stufen der Persönlichkeitsentwicklung wiederkehren, die zu allen Zeiten als die häufigsten Motive seiner Handlungen aufzufinden sind; er achte darauf, ob er andererseits Taten findet, deren Motive den bisher gefundenen kontradiktorisch entgegengesetzt sind. — Noch ein drittes Wort kehrt in solchen Erwägungen häufig wieder: das von der Tiefe oder Oberflächlichkeit. Will man das viel mißbrauchte Wort wirklich verwenden, so kann es in keiner neuen Bedeutung geschehen als in der, die soeben dem Begriffe echt und wesentlich zugesprochen wurde. Ich kann sehr wohl eine einzelne Entscheidung eines Menschen dann oberflächlich nennen, wenn ich der Überzeugung bin, daß sie, ohne mit dem ganzen Wesen der Persönlichkeit verknüpft zu sein, eilig und unbedacht, vielleicht rein nach Zweckmäßigkeitsmomenten, erfolgte. Ich kann auch die Gesamtpersönlichkeit eines Menschen als oberflächlich bezeichnen, wenn ich meine, daß er über keine starken Leidenschaften verfügt, daß er seinen Willensregungen keine Kraft und keine Nachhaltigkeit zu geben vermag, daß er alles, was ihm neues Erlebnis wird, nicht sorgsam und vielseitig mit dem schon Bestehenden verknüpft. — Aber ich kann nicht, wenn ich eine Gesamtheit von Charaktergrundzügen an jemandem festgestellt habe, einige dieser Züge als tief, andere als nur oberflächlich (peripher) bezeichnen; das wäre sinnlos. In diesem strengeren Sinn gibt es keinen Kern und keine Peripherie eines Charakters.

Es ist eine eigene und noch wenig untersuchte Tatsache, daß man von zwei Charakterzügen zu sagen vermag, sie paßten oder sie paßten nicht zueinander. Man meint damit nicht etwa, daß sie einander ähnlich seien, sondern man meint, daß sie auseinander hervorgehen, oder daß sie gemeinsam auf ein Drittes bezogen werden können. Man findet es zum Beispiel »verständlich«, daß der leicht Gekränkte ängstlich zu sein pflegt. Und im Verfolg dieser psychologischen »Sinn«zusammenhänge, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, schließen sich mir viele Züge zu einem Ganzen zusammen; eben etwas Ganzes (keine Summe), etwas Rundes, eine Gestalt ersteht: ein Idealtypus. Und in der Einfühlung in solche Charaktertypen, von denen jeder hervorragend Einfühlsame immer neue schaffen kann, erliegt man leicht der Versuchung, nun auch den Einzelfall, den Gegenstand der historisch-charakterologischen Untersuchung, zu typisieren, das heißt zu fälschen. Dies gilt in gleicher Weise vom Biographen wie vom Autobiographen und führt wieder zu der Hauptfrage zurück, inwieweit Selbstbeschreibungen »das Wahre« zu geben imstande seien. Vor jenen Biographien

sei besonders gewarnt, die ein in sich geschlossenes, ungemein einleuchtendes, klares Bild einer Persönlichkeit geben. So angenehm ihre Lektüre sein wird, sofern man sich an der inneren »Folgerichtigkeit« und vielleicht noch an der künstlerischen Form erfreut, so mißtrauisch wird man ihr gegenüberstehen, wenn man sich für der geschilderten Persönlichkeit wirkliche Struktur interessiert. Das Leben selbst pflegt keine Idealtypen zu schaffen; der Wahrheitsforscher bedarf ihrer höchstens zur Orientierung; er geht auf die Singularität des Charakters aus. Wenn man freilich folgern wollte, daß also jene Selbstbeschreibungen größeren Glauben verdienten, die gerade das »Widerspruchsvolle«, Uneinheitliche usw. eines Menschen betonen, so muß man sich einer besonderen Tatsache erinnern. Es gibt Persönlichkeiten, die in ihrer angeborenen Anlage auch die Tendenz bergen, sich selbst möglichst zu verkleinern, ja zu zerfleischen. Es ist ein psychopathischer Zug an ihrem Charakter, daß sie an sich selbst nichts Gutes lassen, sondern das Uneinheitliche, Zerfahrene usw. hervorheben (manche konstitutionell deprimierte, manche psychasthenische, auch hysterische Charaktere). Auch diese fälschen also oft das Bild ihrer Persönlichkeit, wenngleich freilich zuzugeben ist, daß sie in milderem Grade oft auch wirklich zerfahren, unstet, haltlos usw. sind. Es gibt ferner noch besondere depressive Phasen im Menschenleben, deren Stimmung verfälscht: — darauf werde ich sogleich noch zurückkommen.

Bisher war davon die Rede, daß sich jemand über sein Motiv insofern täuschen könne, als er erstens in der Kette der Motive vorzeitig haltmache, als er zweitens aus bestimmten außerpsychologischen (zum Beispiel ethischen) Neigungen heraus sich selbst über seine Beweggründe täusche (man darf nicht so sein, also ist man auch nicht so, zum Beispiel Ratherius von Verona), und als er drittens aus psychologischen Tendenzen (Typisierung) sein eigenes Charakterbild färbe. Aber es gibt noch eine weitere Quelle des Irrtums. Es kann nämlich geschehen, daß ich im besten Glauben einen Beweggrund für ein seelisches Verhalten suche, das gar keinen hat. Bisher war ja immer vom Verhältnis von Tat zum Motiv gesprochen worden als einem besonders einfachen Fall. Aber die »Tat« soll hier stets nur als Beispiel Platz finden: jedes seelische Verhalten läßt sich ja darauf untersuchen, inwieweit es eine psychische Herkunft in einem anderen psychischen Geschehen hat, das heißt aus diesem verständlich hervorgeht. Eine Stimmung zum Beispiel wird meistens aus einem bestimmten seelischen Tatbestand einfühlbar hervorgehen, das heißt sie wird zum Beispiel die Reaktion eines so und so gearteten Charakters auf ein so und so geartetes Ereignis sein. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß dies allgemein zuträfe. Es gibt zweifellos seelische Verhaltungsweisen, die sehr wohl eine Ursache, aber keinen Grund haben. Es gibt zum Beispiel Verstimmungen, die ohne alle psychogene Begründung rein somatisch entstehen. Es ist dies eine wissenschaftliche Feststellung, die dem Kulturwissenschaftler nie recht einzuleuchten vermag. Er vermag sich meist von der Einstellung nicht recht zu lösen, daß es die Würde des Menschen antaste, wenn er in seinen seelischen Funktionen außerseelischen Bedingungen unterliegt. Bereitet eine körperliche Erkrankung

Schmerzen, und wirken diese Schmerzen lähmend auf die geistige Konzentration usw. — so lautet meist der übliche Gedankengang —, so ist dies zu ertragen, so betrüblich diese Einrichtung der Natur ist; der »Charakter« wird dann eben danach streben, diese Störungen zu überwinden und über den widerspenstigen Körper Herr zu werden. Wenn aber eine direkte Erzeugung einer bestimmten Stimmung durch körperliche Ursachen behauptet wird, wenn etwa — plump veranschaulicht — sich jemand infolge einer inneren Vergiftung des Körpers das Leben nimmt, ohne daß er selbst von dieser Vergiftung oder überhaupt von einem organischen Leiden eine Ahnung hat, — so weigert sich die weltanschauliche Orientiertheit selbst vieler Gelehrter, dies anzuerkennen. Man sucht durchaus nach einem psychischen Grund und holt diesen oft ganz gewaltsam herbei, nur um sein Motivbedürfnis zu befriedigen. Aber es hilft nichts, auch der Historiker-Biograph muß sich mit der Tatsache abfinden, daß für manche seelische Phänomene grundsätzlich nur Ursachen, aber keine Gründe zu finden sind. Gerade geistig hochstehende Menschen leiden zum Beispiel nicht selten an einer gewissen Periodizität ihrer Stimmungslage, indem grundlos übermäßig heitere, erregte, einfallsreich-produktive Zeiten mit depressiven, gehemmten unproduktiven Phasen abwechseln. Und wenn solche Persönlichkeiten ihre eigene Lebensgeschichte schreiben, besitzen sie natürlich oft nicht die Einsicht in die oben erwähnten Zusammenhänge, sondern sie suchen krampfhaft nach einem inneren oder äußeren Moment, das einen solchen Stimmungsumschlag bedingt habe. Auch in dieser Hinsicht sind also Selbstbiographien kritisch zu prüfen. Die Tendenz, in der seinerzeit die Pathographien unternommen wurden, war sehr verdienstlich: der Historiker bedarf einer ganzen Anzahl entsprechender Kenntnisse. Es ist recht betrüblich, daß die Form, in der jene Pathographien meist geschrieben wurden, dem Kulturwissenschaftler ihre Verwertung erschwerten. Aber auch die Übergriffe, die sich zum Beispiel Moebius erlaubte, indem er die reine Konstatierung abnormer seelischer Zusammenhänge zur Grundlage ästhetischer Wertungen machte, mußten jene Pathographien diskreditieren. Würden berufenere und methodisch klarere Köpfe jene Arbeiten neu aufnehmen, so würde dem Historiker reicher Gewinn erwachsen. Besitzt ein Historiker jene Kenntnisse nicht, so ergibt sich zum Beispiel, daß ein Gelehrter von Rang die Meinung vertritt, Hölderlin sei aus Gram über die Unmöglichkeit, sein griechisches Lebensideal zu verwirklichen, in Geisteskrankheit verfallen. — Der Kunsthistoriker, der sich bemüht, die Wandlungen aufzuklären, die das Lebenswerk eines Künstlers zu zeigen pflegt, stößt gelegentlich auf einen ganz plötzlichen Bruch eines Künstlers mit seiner subjektiven bisherigen Tradition. Binnen weniger Wochen hat sich ein Maler in seinem Stil, in seiner »Handschrift« so verändert, daß er »verbrannte, was er soeben noch angebetet hatte«. Solche plötzlichen Sinneswandlungen können gelegentlich äußeren Einflüssen entstammen (echte Bekehrungen oder Nachahmungen); — häufig aber gehen sie nicht aus Motiven hervor, sondern entspringen »organischen« Ursachen, zum Beispiel dem Ausbruch jener entscheidenden Umwandlung, die mit der schizophrenen Gemüts-

störung verknüpft ist. Alle Versuche eines Kunstgelehrten, solche »Erleuchtungen« schizophrener Natur psychologisch erfassen und folgerichtig aus dem Früheren ableiten zu wollen, sind von vornherein grundsätzlich verfehlt. Es wäre ein interessanter — freilich nicht hierher gehörender — Versuch, festzustellen, ob innerhalb eines schizophrenen Lebensablaufes, nachdem jener erste Abbruch der Lebenslinie einmal erfolgt ist, ein neues Spiel der Motive auf einer anderen, eben der schizophrenen, Basis einsetzt.

Bisher ging ich von der Voraussetzung aus, daß ein Forscher, der in der Kenntnis der geschilderten methodischen Einwände die Stimmungen, Formungen, Taten eines »Helden« auf letzte Motive (Triebkräfte) zurückgeführt hat, wirklich etwas »Letztes« fand, über das hinaus die Analyse nicht weiter fortzuschreiten vermag. Mit diesen »letzten« Grundelementen der Persönlichkeit sind jene Charakteranlagen gemeint, die der Mensch als einen vielleicht nicht so ererbten, aber jedenfalls eingeborenen Schatz erhielt. Dieser Auffassung steht jedoch eine Theorie entgegen, die das Problem von einer ganz anderen Seite angreift (Schule Sigmund Freuds). Hiernach sind jene Motive zwar nicht zu leugnen, sie mögen in der Tat vielleicht als Hilfsmomente in den Aufbau der Persönlichkeit und in die Führung des Lebens ein wenig eingreifen; doch bestehen sie nur neben den Hauptmomenten. Jene aufsuchen, das bedeutet, sich dem Unwesentlichen hingeben; — diese feststellen, heißt wahrhafte Analyse, heißt Tiefenpsychologie treiben. Alles, was sich gemeinhin der Erkenntnis und auch der Selbsterkenntnis des Autobiographen als Motiv darbietet, ist nur ein Gleichnis. Es gilt, hinter dem Sinnbild eben den Sinn zu finden, so ähnlich, wie der Kunstgelehrte erkennen »soll«, daß die leichte Neigung der Achse des Chores gegen die Achse des Langhauses nicht aus örtlichen, bautechnischen, ästhetischen usw. Gründen entspringt, sonder viel »tiefer« begründet ist: der Erlöser hatte am Kreuze das sterbende Haupt leicht geneigt. — Alle sogenannten Motive sind äußerliche, periphere, oberflächliche Motive; die wahren Gründe liegen in der Sexualität, zumal in der des Kindes. Aus jener Frühzeit ragen die Geschlechtstriebe bestimmend in das Leben des Erwachsenen hinein, mag es sich nun um den Trieb handeln, die Mutter zu besitzen und den konkurrierenden Vater zu beseitigen, mag der sexuelle und allgemeine Selbstbehauptungs-, Machttrieb die urtümliche Triebfeder sein. Der Verkleidungen, deren sich die Sublimierung oder sonstige Transsubstantiation dieser Triebe bedient, ist unendliche Zahl: — es gilt eben, aus allen diesen Verkleidungen den Kern herauszuschälen. Demjenigen Leser, dem diese wenigen Sätze noch kein anschauliches Bild von dieser modernen Charakter-, besser Triebforschung zu geben vermögen, diene als Beispiel eine Auffassung Napoleons aus diesem »psychanalytischen« Kreise:

N. kämpft für Korsika, weil dies ihm die Mutter symbolisiert, später aber gibt er Paoli preis, weil dieser den Vater versinnbildlicht; gegen den Vater muß er sich immer wenden, ihn, der ihm die Mutter streitig machte. Den Vater erkennt er wieder im Grafen de Marboeuf, von dem es ja außerdem noch hieß, daß ihm die Mutter mehr als Freundin war. Er kämpft gegen Ludwig XVI. als das Vatersymbol und

schließt sich erst nach dessen Tode ganz an Frankreich an, die neue Mutter, mère patrie, die nun frei geworden ist (Oedipus-complex). Er kämpft um Italien, das einerseits Korsika bedeutet und das wiederum die Mutter repräsentiert (war sie doch Halbitalienerin). Er demütigt Franz von Österreich, Friedrich Wilhelm III., die Könige von Spanien, Portugal, Neapel, Pius VII., sie alle Vaterimago. Und wenn er sich Europa zu Füßen legen will, so bedeutet das die völlige Herrschaft über die Mutter. — So besteht die gewaltigste Periode der modernen Weltgeschichte in Napoleons Kampf mit dem Vater um die Mutter.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, sich mit diesen in neuerer Zeit mannigfach gewandelten Theorien, die alle ursprünglich auf Freud zurückgehen, kritisch auseinanderzusetzen. In überraschender Einseitigkeit wird die Fülle der seelischen Regungen auf wenige Urtriebe zurückgeführt. Es ist die Aufgabe des Psychanalytikers, lediglich diese Übersetzung vorzunehmen. Es ist in der Tat eine Art Übersetzung in eine besondere Sprache. Der Analytiker kennt ja die Bedeutung der Symbole, die dem Laien, dem Historiker, dem Selbstbiographen fremd sind. Alle drei haften am Oberflächlichen, da ja erst die Kenntnis der wahren Bedeutungen die Tiefe, eben jene Urtriebe, erschließt. Wenn der Psychanalytiker also eine Charakterschilderung, die der Historiker liefert, oder eine Autobiographie in die Hand bekommt, so ist dies für ihn nicht vergebliche Arbeit gewesen: der Anhänger Freuds weiß sie ja in seine Sprache zu übersetzen. Freilich kann er sich mit diesem Material, dieser Vorarbeit nicht bescheiden; denn ihm sind nun wiederum vielfach Züge des Lebens »wichtig«, die der Historiker als unwesentlich zur Seite schob. Gerade die Kleinigkeiten des Alltags, gerade jene Momente, die der sich selbst Beschreibende als belanglos verdrängte, verraten den wahren Charakter, sofern man um die Geheimnisse der Verdrängung, der Affektverschiebung, der inneren Zensur usw. weiß. Hier taucht also das Moment der Auslese — anders orientiert — wiederum auf. Sofern der Autobiograph nicht selbst Psychoanalytiker ist — dann nämlich kann er auch in der eigenen Seele »Tiefen« lesen —, ist er der schlechteste Menschenkenner: er verrät viel in dem, was er verschweigt, und er muß erst übersetzt werden in dem, was er sagt.

Es ergibt sich hieraus wohl zur Genüge, daß hier eine andere, mit der bisherigen Methode nicht vereinbare Charakterforschung vorliegt. Ein konsequentes Denken kann ein Kompromiß nicht zulassen: gesteht man der Freudischen Lehre überhaupt Berechtigung zu, so muß man auch zugeben, daß jede bisherige Persönlichkeitsschilderung auf halbem Weg stehen blieb.

Will man den Wahrheitswert einer Selbstbiographie recht ermessen, so muß man sich neben den bisher dargelegten Gesichtspunkten noch einiger besonderer mehr äußerer Umstände bewußt sein. Es ist sehr wichtig, zu untersuchen, in welcher Lebensperiode denn der Autor sein Dokument abfaßte. Handelt es sich um eine Art Tagebuch, das die einzelnen Ereignisse und deren seelische Verknüpfungen jeweils unmittelbar hinterher festlegt, so steht der Verfasser meist noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebnisses: seine Affekte werden stärker, die Erinnerung an die Einzelheiten wird leben-

diger und getreuer sein. Tagebücher werden also die seelische Gesamtlage (insbesondere die Stimmungen und Reaktionen) richtiger wiedergeben. Und auch die Motive werden noch besser gefaßt werden können, sofern sie in den wechselnden und schwankenden Zuständen des Gemütes liegen. Die lebhaftere Reaktion (Ansprechbarkeit des Gemütes) der Jugend wird sich allein im Tagebuch ausdrücken können; die Leidenschaften, deren der Mensch überhaupt fähig ist, werden sich echter dort widerspiegeln. Aber die Jugend liebt es auch, einen Affekt auszukosten; sie schwelgt im Gefühl. Nicht nur in den Jahren der Pubertät, sondern noch in den nächsten zehn Jahren freut sich der Jugendliche an seinen Emotionen und ihrer motorischen Auswirkung. Vielleicht war das Erlebnis gar nicht sehr stimmungsreich, der Affekt gar nicht sehr tief; aber dann beim Einschreiben ins Tagebuch kostet man ihn erst recht aus; da fügt sich schildernd und ausmalend Wort an Wort. Die Worte berauschen; sie steigern sich mehr und mehr und täuschen so schließlich ein großes Erlebnis vor, das in Wahrheit keines war (»psychologische Poesie«). Achtet man auf den Forscher, der die Gefühlswelt der Sturm- und Drangperiode oder der Romantik zu erfassen sich bemüht, so sieht man, daß er sich dieses Momentes nicht immer genügend klar wird. Er hält für echt, was nur schöne Form war. In unserer eigenen Zeit läßt es sich leichter erkennen, daß die große Geste, der Überschwang prunkvoller und gefühlstrunkener Worte junger Literaten nur auf die Ausdrucksweise, nicht auf die echten Erlebnisse mancher junger Tagebuchschreiber abgefärbt hat. — Ähnliches gilt vom Brief. Hier kommt noch dazu, daß der Schreiber nicht nur »sich ausschreiben«, das heißt eine Stimmung abreagieren will, sondern er will vielleicht mit dem Briefe etwas Bestimmtes erreichen oder zum mindesten dem Briefempfänger etwas geben. Er weiß, worauf dieser anspricht; er will ihn vielleicht irgendwie interessieren, oder er hat schließlich selbst Freude an einer künstlerischen Form. (Man denke an Franz Michael Leuchsenring.) So ist der Brief als Quelle fast noch gefährlicher. Man kann es erleben, daß jemand am Vormittag einen weltschmerzlich entsagenden Brief schreibt und am Abend in einem anderen fröhliche Stimmung und allerlei Scherze produziert. Nichts wäre verkehrter, als aus einzelnen Briefen auf die Grundstimmung des Autors in jener Zeit zu schließen. Es gibt auch Menschen, die mit einem bestimmten Freunde — teils in Erinnerung an gemeinsame Vergangenheiten, teils in Anpassung an dessen Charakter — einen wehmütig sentimentalen Ton durch einen ganzen Briefwechsel beibehalten, während sie mit einem anderen Bekannten gleichzeitig einen leichtherzig fröhlichen Austausch pflegen.

Briefe und Tagebücher geben also, vor allem in den jungen Lebensjahren, alles viel lebendiger, frischer, wahrer. Aber sie treffen nur die augenblickliche seelische Verfassung und setzen sich selten mit der Grundstruktur der eigenen Persönlichkeit auseinander. Der jugendliche Autor, der seine Tagebücher mit den Worten beginnt: »Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde.

Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein« — ist nicht nur wegen dieser Worte ganz besonders psychologisch zu werten, sondern es unterscheidet sich auch das Produkt seines Geistes grundsätzlich von der Autobiographie eines Mannes auf der Höhe der Jahre, der rückschauend seinen Lebensweg überblickt. Letzterem wird die Lebendigkeit seiner früheren Erlebnisse kaum mehr bewußt sein: ihm wird die Auffassung seiner eigenen Persönlichkeit weniger, aber einheitlichere Gesichtspunkte liefern, er wird mehr konstruieren, abrunden, ausgleichen, und so wird sein Werk in einem besonderen Sinne »Dichtung und Wahrheit« werden. Endlich wird man noch jene Autoren gesondert einschätzen, die erst im hohen Alter daran gehen, ihr Leben zu schildern. Sie vermeinen meist, zu einer solchen Aufgabe besonders geeignet zu sein. Fern von allen Leidenschaften des Lebens, weise die Fülle ihrer Erlebnisse wägend, glauben sie objektiv zu verfahren und allein der Wahrheit zu dienen. Ihre Selbstschilderungen sind wohl am wenigsten brauchbar. Ihr Gedächtnis verläßt sie sehr häufig; sie schwelgen in belanglosen Kindheitserinnerungen, sie wissen das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht mehr zu scheiden. Ihre Überzeugung, durch ihre große Erfahrung vor jedem Irrtum geschützt zu sein, verwehrt ihnen jede Selbstkritik. Man braucht nur daran zu denken, welch schlechte Erzieher alte Leute zumeist sind, um zu ermessen, wie starr sie geworden sind, wie ihre Einfühlungsfähigkeit auch gegenüber der eigenen Vergangenheit dahinschwand.

Der Historiker, der eine Selbstbiographie verwerten will, achte neben dem Alter auch auf die besonderen Lebensumstände, unter denen der Autor schrieb. Die Umgebung des Kerkers, die Eindrücke der Verbannung in fremdes Land färben natürlich die Darstellung. Die Sehnsucht taucht die Zeit der vergangenen Jugend in ein rosiges Licht, während diese vielleicht in Wirklichkeit keineswegs rosig war. Die Verärgerung über wirkliches oder eingebildetes Unrecht schiebt die Schuld an irgendeiner Verkettung der Umstände dem Gegner zu und erkennt nicht die Motive, die in der eigenen Persönlichkeit liegen. Man erinnere sich an Michael Kohlhaas und an seine Unfähigkeit zur Einsicht in sich selbst. Es ist eine richtige Meinung des Volkes, daß der Traurige alles durch eine schwarze Brille sieht. Wenn es also feststeht, daß ein Verfasser seiner Lebensbeschreibung zur Zeit, da er sie schrieb, an einer Depression litt, sei es, daß ihn äußere Schicksale niedergedrückt hatten, sei es, daß ihn eine autonome Melancholie quälte, so muß man jene Erfahrung bedenken. Er wird nicht nur der Grundstimmung seines Lebens und seines Charakters eine düstere Färbung geben, sondern er wird auch bei der Suche nach den Motiven höchst einseitig auswählen. Freilich werden solche Fälle nicht häufig sein. Denn der Schwermütige ist meist geistig und motorisch gehemmt; er wird sich sehr selten zu der Energie, die eine Lebensbeschreibung immerhin erfordert, aufraffen können. Das Gegenteil gilt von der heiteren Verstimmung. Sie ist produktiv, energisch, unermüdlich. Sie faßt alles von der leichten, unbekümmerten, heiteren Seite. Sie übersieht die Komplikationen, kennt keine Kritik und entwirft ein allzu glückliches Bild vergangener Zeiten. Es gibt cyclothyme Persönlichkeiten, bei

denen gehobene (manische) und gedrückte (melancholische) Zeiten eigengesetzlich wechseln. Und es zeigt sich auch in den Tagebüchern dieser — oft besonders differenziert und sensitiv konstruierten — Persönlichkeiten, daß dieser Wechsel sich deutlich widerspiegelt. In besonderem Sinne gilt von diesen Individualitäten das Wort, daß zwei Seelen in ihrer Brust wohnen (Künstler). Denken sie über sich nach, so glauben sie nicht selten, von irgendwelchen Ideen oder Wünschen bewegt, daß die eine von ihnen ihre wahre Seele sei und die andere deren Verunstaltung. Aber so darf die Frage nicht lauten. Weder die eine noch die andere ist »wahr«: die wahre Seele ist das eine Mal depressiv, das andere Mal euphorisch gespiegelt.

Ein psychologisch wenig erfahrener Forscher wird es kaum für möglich halten, daß ein Autobiograph im Zustande einer eigentlichen Psychose sein Leben beschrieb. Denn der Laie stellt sich einen Psychotiker fälschlich als einen geistig verwirrten oder tobsüchtigen oder blöden Menschen vor. Aber es gibt schizophrene Störungen, die die formale Ordnung des Denkens nicht ohne weiteres antasten, sondern sich in der Sphäre des Gemütes und der Motive auswirken. Wenn man erfährt, daß ein Verfasser seine Niederschrift in einem Zeitpunkt größter seelischer Erregung, religiöser Ekstase, göttlicher Begnadung usw. verfaßte, so wird man diese Niederschrift wissenschaftlich nur mit besonderer Vorsicht verwerten dürfen. Denn man weiß, daß seltsame plötzliche Umwandlungen der ganzen Lebenseinstellung, große Bekehrungen, mystische Erleuchtungen oft der Ausdruck schwerer psychotischer Alterationen gewesen sind. Der Religionshistoriker, sofern er sich mit religionsgeschichtlich bedeutsamen Persönlichkeiten befaßt oder etwa das Wesen der Konvertiten zu seinem Studium macht, wird tiefer psychopathologischer Kenntnisse nicht ermangeln dürfen. Der Kunsthistoriker, der den Gründen der plötzlichen Stilwandlung eines Künstlers nachforscht, wird sie nicht ohne weiteres in den Briefen und Tagebüchern aus dieser Zeit finden können. Denn wenn die plötzliche Umwandlung wirklich das erste Anzeichen einer Psychose ist, so braucht diese doch in den sprachlichen Äußerungen noch keineswegs offenbar zu werden: der Künstler selbst erklärt seinen neuen Stil vielleicht aus allen möglichen Einflüssen, plötzlichen Erkenntnissen oder dergleichen heraus. Aber er hat dann trotz seiner bona fides unrecht. Oder aber die Psychose ist auch in den Aufzeichnungen schon manifest; dann werden diese allenfalls die Psychose, nicht aber die Gründe der Stilwandlung verraten. Dann ist ein solcher — oben schon erwähnter — Fall gegeben, daß ein seelisches Ereignis wohl Ursachen, aber keine Gründe (keinen Sinn) hat.

Ein Historiker, der für eine Biographie Aufzeichnungen des zu Schildernden verwenden will, muß sich selbstverständlich auch aus anderen Quellen über die Gesamtpersönlichkeit seines Helden vergewissern. Er muß festzustellen versuchen, ob dieser ein ausgeglichen stetiger oder ein schwankend unsteter Charakter war, ob er sich schnell einem Einfall, einem Einfluß hingab oder beharrlich an seinen eigenen Meinungen hing, ob er ein langsam sachlich reflektierender (psychologisch gesprochen: mehr optischer) Typus war oder sich eines glänzend formulierten sprachlichen Ausdrucks

so erfreute, daß er ihm zuliebe die Sache der Form anzupassen bemüht war (motorischer, oft = jüdischer Typ). Die Kenntnis des Charakters wird nötig sein, nicht nur, um ihn dem Bilde gegenüberzustellen, das der Autobiograph von sich selbst entwirft, sondern um eben aus jener Kenntnis an die Selbstbiographie die gebührende Kritik anlegen zu können. Und dies führt zu einer weiteren Reihe von Gesichtspunkten: der Form der Selbstbeschreibung.

Oben habe ich schon auf die Bedeutung hingewiesen, die dem Prinzip der Auslese dessen zukommt, was dem Schreiber wichtig und was ihm unwichtig erscheint. Hier dagegen soll die Form im engeren Sinne noch kurz betrachtet werden. Form ist ja hier in mehrfachem Sinne Ausdruck. Man hat in der Kinderpsychologie an der Wiedergabe kleiner Erzählungen die Typen der Erzählenden herausgestellt, sofern sie sich (neben der Auswahl des wiedergegebenen Stoffes) in der gewählten Form ausprägen, und man fand bei der letzteren den einen Pol in dem Typus: da war ein und da war auch ein und da kam ein usw., und den anderen Typus in der Form: es war an einem wunderschönen kühlen Sommermorgen, als.... Beide Extreme und alle Zwischenformen kehren auch in der Selbstbiographie Erwachsener wieder. Bei dem Gebildeten leuchten sie zwar nicht mehr so deutlich hervor wie beim Kinde. Wenn sich jedoch der Soziologe für Arbeiterselbstschilderungen interessiert, wird er oft diese Typen recht rein wiederfinden.

Diese Formen sind wichtig; sie verraten die Seele, verraten sie oft mehr, als es der Inhalt vermag, ebenso wie die Handschrift eines Briefes oft mehr besagt als sein Inhalt. Es ist durchaus unrichtig, wenn die glattere, das heißt meist mehr feuilletonistische Form als die Art des Gebildeten angesehen wird. Wenigstens dürfte man hier unter »gebildeter« nur gewandter, schmiegsamer, motorischer verstehen. Aber unter dieser äußeren Gewandtheit stecken psychologisch wieder zwei verschiedene Typen: der eine durch Anlage sprachgewandt, ja vielleicht sprachbegabt, innerlich reich an Erlebnissen und Ausdrucksmöglichkeiten und vielleicht nur durch schlechte Vorbilder in die üblichen Gleise des Zeitungsstiles geschoben, — der andere sprachunbegabt, erlebnisarm aber erfreut durch klingende Phrasen, die er aus irgendwelchen schlechten Mustern memorierte. Ich kannte einen Goldarbeiter, der später zum Mörder an seiner Geliebten wurde, um die Alimentationsgelder zu sparen, — welcher noch kurz vor der Tat herzliche Liebesbriefe an sein Mädchen schrieb, nicht, weil es ihm so ums Herz war, sondern »weil man eben so schreibt«. In einem Briefe eines einfachen Mannes (mehrfachen Diebes) an seine Frau heißt es: »So gingen wir im nächtgen Dunkel königlicher Pracht und freuten uns, ich glaube, wie nur ein König sich gefreut. Unsere Kleidung waren Bettlerfetzen! Weißt du es noch? Und jetzt? Die Seele gleichet dem Galeerensklaven auf einer langen bangen Reise, der sich krümmet bei dem Schlage der entmenschten Wächter mit der handbewehrten Knute. So die Seele, die sich krümmet gleich dem Skorbione unterm Steine und so lang schon auf Erlösung harret.« Dies ist die reine Freude am Klang, an der lang hinrollenden Phrase. Nicht was dort steht, ist für den Mann charak-

teristisch, sondern nur seine Lust an der Übertreibung, am Exzeß. Oben war schon die Rede davon, daß solches Schwelgen im Reden Zeichen der Jugend, aber auch Nachahmung einer Mode sein kann. Hier bedenke man noch, daß es, sofern es das ganze Leben standhält, auch einen Charakter verraten kann. Jeder Gebildete wird lächelnd die Hohlheit der Phrasen jenes Arbeiters erkennen; aber er wird sich viel leichter fangen lassen, wenn ein gleicher Phrasenschwall auf seinem eigenen Bildungsniveau einherstürmt. In unserer eigenen Zeit, die an überpointierten Wortspielereien ja kaum ihresgleichen hat (Wilhelm Hausenstein), sei man bei der Entscheidung besonders vorsichtig, ob eine solche Schreibart eines Selbstbiographen Ausdruck einer Wesensart oder das Echo einer Zeitmode ist.

Wie der Erzieher leicht geneigt ist, die Begabung eines Knaben zu überschätzen, der sich lebendig und interessiert zeigt, so wird man auch bei einer Selbstbeschreibung oder an Briefen ein rasches Tempo leicht für den Ausdruck eines hohen Intelligenzniveaus halten. Man darf nicht vergessen, daß eine solche Leidenschaftlichkeit des Stiles lediglich — ist sie keine Nachahmung — eine Temperamentssache ist. Und hier möchte ich eine Warnung wiederholen, die oben von der historischen Einfühlung überhaupt ausgesprochen wurde. Man soll sich durch die Gewandtheit der Form, die Überzeugungskraft einer fortreißenden Darstellung nicht einfangen lassen. Banal ausgedrückt: deshalb, weil etwas einleuchtet, braucht es nicht wahr zu sein. Man tut einem Verfasser vielleicht gelegentlich Unrecht, wenn man sich durch eine reichliche Verwendung des Ornamentes zum Zweifel an seiner Zuverlässigkeit und seinem Verantwortungsgefühl gedrängt sieht. Aber man wird in der Mehrzahl der Fälle doch recht behalten, daß ein knapper, klarer, »römischer« Stil Schärfe des Verstandes und sachliche, verantwortungsbewußte Einstellung verrät. Freilich bleibt dabei noch immer dahingestellt, ob es sich um einen selbstsüchtigen Gewaltmenschen oder um eine anima candida handelt. Aber nicht nur jener grobe Unterschied zwischen Ornamentstil und Konstruktionsstil ist charakterologisch aufschlußreich, sondern viel feinere Momente verraten die Persönlichkeit. Ob jemand um den Ausdruck ringt oder altgeprägte Formen verwendet, ob er bei neuen Formulierungen nur streng dem Material entspricht oder spielerisch verschroben herumprobiert, ob er voll Sorgfalt immer wieder mit anderen Wendungen das Gleiche zu umschreiben versucht oder mit wenigen Worten das Notwendige kurz und bündig hinschleudert, ob er sich gegen selbsterhobene Einwände verteidigt oder unbekümmert den Nagel auf den Kopf trifft: — das alles wirft ein klares Licht auf sein Naturell, seinen Charakter. Aber es ist hier nicht der Ort, vom Stil als Ausdruck zu reden. Nur auf diese Quelle charakterologischer Erkenntnis sei nachdrücklich hingewiesen; die Biographie pflegt sich ihrer viel zu wenig zu bedienen. Liegen Briefe und Werke aus dem ganzen Leben eines Menschen vor, so vermag man auch die Entwicklung seines ganzen Wesens aus seinen Stilwandlungen deutlich zu erkennen; man vermag zum Beispiel aus der Sprachänderung Hölderlins die Zeitspanne seiner schizophrenen Auflösung herauszulesen.

Hat man sich in den Stil eines Menschen recht eingefühlt, so kann man ihn zuweilen auch zur ungefähren Datierung von Bruchstücken seiner Niederschriften benutzen (auch ohne die Trics Rutzscher Zwerchfellbewegungen). Dies ist aus der Literaturgeschichte schon wohl bekannt; aber dort handelt es sich meist nur um die mehr oder weniger belangvolle Frage, ob in irgendein Schriftwerk eine Stelle erst später eingeflickt worden ist. In charakterologischer Hinsicht ist dies Moment noch wenig beachtet worden. Manche Selbstbiographie wurde ja in mehreren Etappen geschrieben, und es kann nützlich sein, die ungefähre Datierung aus dem Stil festzustellen. Aus der Auffassung einer Persönlichkeit heraus freilich die Echtheit irgendwelcher Dokumente zu beurteilen, ist ein schwieriges und gefährliches Unternehmen.

Der Historiker, der sich für die geistige Einstellung und Stimmung einer bestimmten sozialen Schicht interessiert, wird es immer mit Freude begrüßen, wenn er neben den übrigen — hier nicht zu erörternden — Quellen auch Selbstbekenntnisse von Angehörigen dieser Schicht zur Verfügung hat. Man hört dann nicht selten, daß eine Schrift für die Gesinnung einer ganzen Gruppe »typisch« sei [6]). Aus den obigen Ausführungen wird nun hervorgehen, welch schwierige Behauptung damit aufgestellt wird. — Der Forscher hat sich aus irgendwelchen Anhaltspunkten zum Beispiel eine bestimmte Meinung vom Offizier und Politiker des 16. Jahrhunderts gebildet. Stimmt diese mit dem Bilde überein, das die Selbstbiographie Agrippa d'Aubignés liefert, so wird er ihn erfreut als einen Typus jener Schicht und Zeit ansprechen. Ist jene Übereinstimmung nicht vorhanden, so wird der Gelehrte nicht zaudern, aus der Abenteuerlust, dem Temperament, der Gewandtheit, dem Eigensinn und Stolz d'Aubignés abzuleiten, warum dieser kein Typus seiner Zeit sei, sondern eben durch die genannten Charaktereigenschaften oder zum mindesten deren Exzessivität eine Sonderstellung einnehme. Und so wird es mit jeder sozialen Schicht in jeder Zeit gehen; die Frage wird nicht ruhen: wer als ein Typus anzusehen sei und welcher nicht. Der Forscher, der sich um das Lebensbild eines Menschen bemüht, der eben durch seine menschlichen Qualitäten und die daraus entspringenden Taten seine Mitwelt weit überragte, wird — wenn er weise ist — seine Auffassung des Helden an der anderer Forscher messen können. Und wenn er sich schließlich mit Inbrunst eingefühlt hat und seine Auffassung temperamentvoll vertritt, so schildert er doch immerhin eine Singularität, deren kulturelle Bedeutung auch dann bestehen bliebe, wenn einzelne Züge ihres Wesens anders gesehen werden können. Dieses Forschers Einstellung ist zumeist: Sehet, welch ein Mensch!

Wenn aber ein Kulturhistoriker den einzelnen nur als Vertreter seiner Gruppe zu verwenden gedenkt, so hat er es schwerer. Er will ja gerade vom

---

[6]) Werner Mahrholz: »Keine andere schriftliche Urkunde gibt so getreu Weite oder Enge, geistige Reife oder Kindlichkeit einer Zeit wieder, wie es die eigene Lebensbeschreibung tut.« (»Deutsche Selbstbekenntnisse«, Berlin 1919.)

Singulären absehen und dasjenige schildern, was ihn mit seinen Gruppengenossen eint. Und da ergibt sich der alte Gegensatz vom Idealtypischen und Durchschnittstypischen, der überall auftaucht, wo die Psychologie in die anderen Wissenschaften hineinragt. Der eine Historiker oder Soziologe schildert in genialer Einfühlung eine Schicht, einen Typus vergangener Zeiten, und er entnimmt treffliche Belegstellen einer anschauungskräftigen Selbstbiographie »als Beweis«. Schwer kann man sich seiner geistvollen, packenden Schilderung entziehen; alles leuchtet ein und führt den Leser zu der Überzeugung: dieser Forscher ist eins geworden mit jener Zeit; er hat sie verstanden. Die andere Art des Gelehrten unterdrückt sein künstlerisch sich einfühlendes Temperament. Sorgfältig vergleicht er alle Überlieferungen miteinander; er liest alle Selbstzeugnisse jener Zeit und neigt mehr zum Zählen als zum Wägen; denn dieses Wägen kann leicht irreführen. Er erinnert sich, daß jede Selbstbiographie ein Stück Kultur ist, »gesehen durch ein Temperament«[7]), und er streicht manches Prunkstück aus der Kette der Selbstbiographien aus als »nicht typisch«. Er hat sicher recht, daß sich viele glänzende, weithin bekannte Selbstschilderungen nur idiographisch, nicht nomothetisch (in besonderem Sinne) verwenden lassen. In jenen Schichten der Gebildeten, in denen der Umgang mit der Feder Gewohnheit ist, werden viel leichter mehrere parallel laufende Selbstzeugnisse gefunden werden, aus denen der Forscher den Typus erarbeiten kann. Handelt es sich aber um die Auffassung einer kulturell einfacheren, schreibungewandten Schicht, so werden die Dokumente viel seltener und oft ganz einzeln sein. Dürfen wir wirklich im armen Mann von Toggenburg einen Vertreter seiner Schicht und Zeit sehen? Spiegelte sich hier nicht seine Zeit in der Persönlichkeit eines ganz ungewöhnlichen Mannes? — Wenn der moderne Soziologe sich seiner eigenen Zeit zuwendet und deren Selbstbeschreibungen prüft, so möge er sich doch stets dessen erinnern, daß der Typus unseres Arbeiters, unseres Bauern, unseres Bürgermädchens, unseres Landstreichers nicht schreibt, nicht schreiben kann. Wer dennoch schreibt, seien es August Bebel oder Lena Christ oder die (leider so einseitig ausgewählten) Arbeiter Levensteins, ist eine ungewöhnliche — in ihrer Schicht ungewöhnliche — Persönlichkeit. Vielleicht besteht ihre Ungewöhnlichkeit nur in ihrem Talent zum Schreiben. Aber wer ein Talent hat, nutzt es gern; wer gern schreibt, wird zum Künstler oder Literaten, und beide sind im strengen Sinne nicht mehr ehrlich.

Daß man vor einigen Jahren begann, die Selbstzeugnisse von Kindern und Jugendlichen zu sammeln, war sicher ein sehr verdienstliches Unternehmen. Nur vergesse man nicht, daß ein solches Archiv nicht über das Kind unserer Zeit, sondern über das literarische Kind unserer Zeit Licht verbreitet. Oben war davon die Rede, wie leicht die Sprache, die Niederschrift eines Kindes, eines einfachen Mannes sich an Vorbildern orientiere.

---

[7]) »Die Darstellung der Geistesverfassung der Zeiten in dem Stil eines überlegenen Menschen, der selbst an der Seele der Zeit mitschafft.« (Georg Misch, Geschichte der Autobiographie I., Leipzig-Berlin 1907.)

Darin liegt eine neue Warnung. Wer den Drang und das Vermögen zum Schreiben in sich findet, pflegt auch zu lesen, und so strömen fremde Gedanken in ihn ein, die er verarbeitet. Gewiß, daß er sie verarbeitet und wie er sie verarbeitet, ist sicher ein Charakteristikum für ihn; aber dadurch entfremdet er sich durchaus seiner Schicht; er wird atypisch, er steigt den Weg zu einer anderen Schicht hinan. Die Zurückbleibenden lesen nicht, oder besser, die Lesenden sind höchstens wieder eine kleine Gruppe in der Schicht, am Rande der Schicht.

Die Frage also wird nicht ruhen: Wer ist ein Typus seiner Schicht und seiner Zeit? Und sie wird wiederum von den verschiedenen Zeiten recht verschieden beantwortet werden. Der sorgsam prüfende, vorurteilslose Forscher wird sich durch jene Theorie nicht blenden lassen, daß jede Gruppe einer Zeit gleichsam einen reingezüchteten Sprößling, eben einen Idealtypus, herausstelle, der alles zeige, was für die Gruppe »wichtig«, »wesentlich« sei, und daß es ganz gleichgültig sei, ob sich jene Persönlichkeit auch nur noch einmal wiederhole. Der wahre Forscher wird sich nicht scheuen, das Odium des Vergleichens, des Zählens auf sich zu nehmen, und wird so mühevoll, aber weise zu seinem Typus gelangen. Die Wissenschaft wird über sprachlich-motorische Pointierungen (in der Art der »Händler und Helden«) hinwegschreiten in der Erkenntnis, daß solche Aufstellungen in die amüsanten Aufsätze der Tagesliteratur gehören. Die historische Erforschung einer einzelnen Persönlichkeit und die soziologische Aufstellung eines Typus wird wesentlich kritischer und verantwortungsvoller zu Werke gehen und sich dennoch vor Augen halten, daß die eigene Einfühlung nur eine Einfühlung ist, nicht nur quellenmäßig, sondern auch zeitgeistig gebunden.

6.

Die nationale Grenze vom soziologischen Standpunkte.

Von

L. M. Hartmann, Wien.

Inhaltsverzeichnis.

Die staatlichen Grenzen sind historisch variabel. Es gab Jahrhunderte, zum Beispiel das XV.—XVII., in denen sie innerhalb Europas sich geradezu kaleidoskopartig verschoben haben, ohne daß man in den Veränderungen ein einheitliches Prinzip nachweisen könnte. Es waren »künstliche Grenzen«, um die es sich handelte, nicht nur weil sie mit den Naturvorgängen und physischen Gegebenheiten nicht im Zusammenhange zu sein schienen und durch menschliche Willensakte festgesetzt waren, sondern auch in dem anderen Sinne, daß das, was abgegrenzt wurde, der Staat, eben nichts anderes ist, als ein rechtlich geordneter Komplex menschlicher Handlungen, und daß, wenn diese rechtliche Ordnung auch dies- und jenseits der Grenzen eine verschiedene ist, ein biologischer Unterschied zwischen diesen und jenen Staatsangehörigen nicht zu bestehen braucht, ebensowenig wie die natürlichen wirtschaftlichen Vorbedingungen des Handelns verschieden sein müssen.

Anders steht es mit den gewöhnlich als »natürliche« bezeichneten Grenzen, zum Beispiel Meeresküste, Gebirge, Wüste. Vom Standpunkte der Geologie und ihrer Weltzeit aus betrachtet, sind allerdings auch sie variabel. Der Historiker aber, der mit verhältnismäßig kleinen Zeiträumen rechnet, kann sie für seine Zwecke im wesentlichen als konstant betrachten insofern, als die natürlichen Gegebenheiten, die der Grenze zugrunde liegen, die Existenz der Meeresküste, des Gebirges, der Wüste fortbestehen. Ein anderes Bild ergibt sich allerdings, wenn man diese Grenze natürlich gegebener Räume in Zusammenhang bringt mit der Abgrenzung der Menschen, die auf ihnen wohnen, und mit den Staaten, die von ihnen gebildet werden, wenn man ihre Funktion in bezug darauf untersucht, ob und bis zu welchem Grade sie dazu beitragen, nicht die geographischen Räume, sondern die Menschen zusammenzufassen und zu trennen, inwiefern sie also strategische und Verkehrsgrenzen zu bilden imstande sind. Denn hier kommt noch ein beweglicher Faktor in Betracht, der nicht »natürlich«, sondern gesellschaftlich, also historisch ist, nämlich die technische Naturbeherrschung durch die Menschen. Der Gotthardstock zum Beispiel ist eine »natürliche Grenze« und war ein absolutes Verkehrshindernis, bis um das Jahr 1200 die Schöllenenschlucht durch die hangende Brücke überwunden und seither immer mehr der Verkehr zwischen den Ländern nördlich der Alpen einerseits und dem Langensee und Mailand andererseits sich auf dem Gotthard zusammendrängte; hier folgten allmählich die staatlichen Grenzen, und der Kanton Tessin wurde staatlich der Schweiz angegliedert. Natürlich bedeutet auch jeder Tunnelbau und jede Landstraße, die Führung von Eisenbahnlinien und die Verbesserung der Schiffahrt zwar nicht eine Verschiebung der »natürlichen« Grenze, wohl aber ihrer gesellschaftlichen Funktion.

Aus doppeltem Grunde müssen daher die staatlichen Grenzen vom Standpunkte des Staates, das heißt der Menschen und ihrer Organisation, betrachtet werden: erstens, weil diese Menschen es sind, welche bestimmte Grenzen für sich anstreben und festsetzen, und zweitens, weil diese selben Menschen in immer steigendem Ausmaße imstande sind, die Funktionen der sogenannten natürlichen Grenzen zu verändern. Schon aus diesem Grunde dürfte es richtig sein, was Fr. Ratzel betont, daß die Bedeutung der »natürlichen Grenzen« für die sich entwickelnden Völker höher zu veranschlagen ist als ihre Stellung zu den fertigen [1]).

In naturalwirtschaftlichen Verhältnissen ist das Streben der Staaten auf en Gewinn von Land und den dazugehörigen landwirtschaftlichen Arbeitskräften gerichtet; nicht nur der Staat, sondern jeder einzelne Bürger strebt nach Landbesitz als der einzigen Quelle des Lebensunterhaltes, aus dem entweder der Staat die Naturalrente oder der Einzelne als Kolonist unmittelbar die Früchte bezieht. Je fruchtbarer das Land und je weniger geschützt, desto anziehender ist es für den Eroberer. Prinzipiell achtet er keine anderen Grenzen als die für ihn unüberwindlichen, wie zum Beispiel Wüsten, hohe und steile Gebirge. Tatsächlich sind seiner Eroberungslust Grenzen gezogen durch das Ausmaß seiner eigenen Volkskraft im Vergleiche mit der Kraft der benachbarten Staaten, so daß von beiden Seiten strategische Grenzen erstrebt werden, wenn unfreiwillig der Eroberung Grenzen gezogen werden, oder wenn infolge zeitweiliger Erschöpfung ein Stillstand herbeigeführt wird. Man denke an die absichtlich möglichst unbewohnt gelassenen Grenzmarken in Afrika [2]) oder bei den alten Germanen; man denke auch an die Geschichte des Wachstums des Römischen Reiches. Es gibt nichts Buntscheckigeres als die Landkarten des Mittelalters; insbesondere mag auch an die merowingischen und karolingischen Erbteilungen erinnert werden, bei denen das Prinzip der unmittelbaren Eroberung zwar ausgeschaltet war, aber — ganz abgesehen von dem mangelnden geographischen Überblicke — die staatlichen Grenzen auch deshalb ganz unsinnig erscheinen, weil sie nur auf der Grundlage gegenseitiger Kompensation oder auch deshalb zustande gekommen sind, um jedem der Söhne oder Enkel Karls des Großen einen Weg nach Italien und Rom offen zu halten.

In ähnlicher Weise wirkt auch der merkantillistische Machtstaat noch auf die Grenzen ein. Das Eroberungsprinzip gilt weiter und kann ebensowenig wie früher eine allgemeingültige Norm für die staatlichen Grenzen abgeben, da seine Anwendung in einem Staate eine gleichartige Anwendung bei den Nachbarn verhindert. Das System des europäischen Gleichgewichtes, das diese Norm ersetzen sollte, besagte eigentlich nichts anderes, als daß eben dadurch, daß die verschiedenen Eroberungstendenzen zum Teil

---

1) Fr. Ratzel, Anthropogeographie I², 263.

2) Ders. im Ber. über die Verhandl. der k. sächsischen Gesellsch. d. Wissenschaft, phil.-hist. Kl. 44. Bd. (1892), 88 ff.

sich summierten, zum Teil einander gegenseitig paralysierten, ein Ruhezustand hergestellt werden könne. Insofern war aber eine Veränderung eingetreten, als die Naturalwirtschaft überwunden und infolgedessen nicht nur innerhalb eines jeden Landes, sondern auch zwischen den einzelnen Ländern eine wirtschaftliche Differenzierung eingetreten war. Es handelt sich nicht mehr nur darum, daß der einzelne Staat möglichst viel Land irgendwelcher Art gewinne, sondern auch darum, was für Rohstoffe und Manufakturen gewonnen werden könnten, die dem eigenen Lande fehlen, um dadurch dem Staat oder — was dasselbe war — dem Dynasten des Territorialstaates möglichst große Reichtümer und Einnahmen zu verschaffen. Um das Ziel der Autarkie, des Sich-selbst-Genügens, und der Unabhängigkeit von allen anderen Staaten zu erreichen, um den selbst produzierten Reichtum selbst zu verwerten, sollte alles, schlechthin alles, sozusagen im eigenen Hause, das heißt im eigenen Lande, wachsen und bearbeitet werden. Daher der Drang nach Eroberung von Kolonien mit Bodenschätzen, mit tropischen Pflanzenprodukten, mit besonderen Manufakturen usw. Auch diese Politik enthielt einen inneren Widerspruch, nicht nur, weil sie sich zu der Tendenz der Differenzierung und Arbeitsteilung in Gegensatz stellte, sondern auch, weil die Absicht war, die eigene Überschußproduktion in der Fremde gewinnbringend zu verwerten, dagegen aber sich gegen die Produktion der fremden Staaten abzusperren. —

Von nationaler Abgrenzung war unter diesen Verhältnissen selbstverständlich nicht die Rede; denn die Nation im staatlichen Sinne, als bestimmender Faktor, bestand noch nicht, da der Bewohner eines Landes als Untertan nur Objekt, nicht aber Subjekt politischer Betätigung war. Auch Montesquieu und Rousseau zogen hier noch nicht die Konsequenz ihrer Lehren. Im Contrat social stellte sich Rousseau die Frage, welches Volk zur Gesetzgebung, also zur richtigen staatlichen Existenz, geeignet sei, und zu den Voraussetzungen, die hierzu gegeben sein müssen, gehören nach seiner Ansicht unter anderem Verbindung durch gemeinsame Abkunft oder Interesse oder Übereinkommen; Schutz gegen plötzlichen Überfall und Fähigkeit, allein oder durch Verbindung mit einem Nachbarn den anderen abzuwehren. Vor allem aber müsse das Volk so geartet sein, daß es der anderen Völker nicht bedarf, ebensowenig wie die anderen seiner, daß es weder reich noch arm ist und sich selbst genügen kann[3]). Rousseau ist also hier noch vollständig in den Gedankengängen des Merkantilstaates befangen. Ebenso bekennt er sich aber im Anschluß an das Projekt des »Ewigen Friedens« zu der Anschauung, daß die Berge, Meere und Flüsse, die den Staaten in Europa als (natürliche) Grenzen dienen, die Zahl und Größe dieser Staaten dauernd festgesetzt haben und daß so das politische System dieses Erdteiles gewissermaßen die Arbeit der Natur selbst ist. Die »natürlichen Grenzen«, wie zum Beispiel für Frankreich: Alpen, Rhein, Meer und Pyrenäen, können zwar, so meint Rousseau,

---

[3]) Rousseau, Contrat social l. II ch. 10.

gelegentlich überrannt, nicht aber auf die Dauer beseitigt werden und sind daher gleichsam Garantien des europäischen Gleichgewichts [4]).

Doch mußte die Rousseausche Lehre von der Volkssouveränität und vom Selbstbestimmungsrechte der Völker ihre notwendige Rückwirkung auf die Beurteilung der staatlichen Abgrenzungen haben, wie sie in den Schriften und Reden der Männer der Revolutionszeit zum Ausdruck kam. Man gewöhnte sich eben zum ersten Male daran, die Grenzen des Staates als Grenzen des Volkes anzusehen, da dieses jetzt zum Rechtssubjekte geworden war; es war ein ganz neuer Gesichtspunkt gewonnen, da nicht mehr das Interesse des abstrakten Staates oder des Dynasten, sondern der Wille und die Zusammengehörigkeit des Volkes als entscheidend galten. Schon die Teilungen Polens wurden von der fortgeschrittenen öffentlichen Meinung als unnatürliche Willkür empfunden — ebenso wie Arrondirungen und Ländertausch als tyrannische Gewaltakte, weil man eben an die Bewohner als Willenssubjekte und nicht mehr bloß an das Land dachte. Aus dieser Anschauung, die dem Talleyrand der Konstituante wie Mirabeau, Pétion wie Robespierre gemeinsam war, entsprang das Gesetz, das in die französische Konstitution von 1791 aufgenommen wurde, nach welchem das französische Volk auf jeden Eroberungskrieg verzichtete und sich anheischig machte, seine Kräfte niemals gegen die Freiheit irgendeines Volkes zu verwenden [5]). Der freiwillige Anschluß eines Volkes oder Volksbestandteiles an ein anderes dagegen ist das Gegenteil einer Eroberung. Das Selbstbestimmungsrecht ist Naturrecht und daher, so mußte man schließen, stärker als das positive Recht, auf Grund dessen kraft Eroberung oder Vertrag der Dynasten die Grenzen gezogen waren. Zu voller prinzipieller Klarheit über die Grenzen ist man aber auch im revolutionären Frankreich zunächst nicht gekommen, weil man sich nicht darüber klar wurde, wer eigentlich von dem Begriffe der »nation« oder des »peuple« umfaßt werde und weil man auch mit Rousseau es in aller Naivität als selbstverständlich annahm, daß die Grenzen der »nation«, wenigstens in Frankreich, mit den sogenannten natürlichen Grenzen im Sinne Rousseaus zusammenfielen, daß diese Grenzen gesetzt seien »durch das ewige Schicksal«. Man war geneigt, entweder eine Art prästabilierter Harmonie zwischen Volks- und »natürlichen« Grenzen anzunehmen oder vorauszusetzen, daß sich die Einheit des sich selbst bestimmenden Volkes durch den von der Natur gesetzten Rahmen gebildet habe und durch ihn zusammengehalten werde.

Es ist gewiß kein Zufall, daß nicht in Frankreich, wo die traditionellen staatlichen und sogenannten natürlichen Grenzen im großen ganzen zusammenfielen mit den Volksgrenzen, sondern in den Ländern, wo die Volksgrenzen und die Staatsgrenzen auseinandergingen und in einer Zeit, in der durch Napoleon die alten Grenzen willkürlich zerrissen wurden, das Problem

---

[4]) Ders., Projet de Paix perpétuelle de M. l'abbé de St. Pierre. — Die französische Auffassung der Rheingrenze auch in einem Ausspruche von J. Görres nach dem Frieden von Lunéville; vgl. Treitschke, D. Gesch., I, 173.

[5]) Vgl. Sorel, L'Europe et la Révolution française I, 318; II, 84 ff.

der nationalen Grenze im Zusammenhange mit dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes ins Auge gefaßt wurde. Es handelte sich nach Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes noch darum, die einzelnen Subjekte dieses Selbstbestimmungsrechtes festzustellen und damit die Grenzen zwischen diesen Subjekten. Erst dadurch erschienen dann, wie es konsequent war, die Grenzen des Staates von innen heraus und durch die Menschen selbst gesteckt, nicht durch zufällige Konstellation oder durch die vom Standpunkte der Menschen zufällige Konfiguration der von ihnen bewohnten Länder. Fichte hat in der 13. »Rede an die Deutsche Nation« diesen Gedankengang vielleicht am frühesten und deutlichsten dargelegt, wenn er sagt: »Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre inneren Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinander geknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen; es gehört zusammen und ist natürlich Eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser inneren, durch die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, um deswillen ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen, und wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz ein Volk waren.« Daraus ergibt sich die Lehre von der nationalen Staatsgrenze als der »natürlichen«, das heißt wohl im Sinne Fichtes der vernünftigen, derjenigen, nach welcher die Entwicklung der Menschheit hinstrebt. Denselben Sinn hat es, wenn er ausführt, daß allenthalben, wo eine besondere Sprache angetroffen wird, auch eine besondere Nation vorhanden ist, die das Recht hat, selbständig ihre Angelegenheiten zu besorgen und sich selbst zu regieren[6]). Es ist dies in der Tat erst die vollständige theoretische Überwindung des »berüchtigten Lehrgebäudes eines künstlich zu erhaltenden Gleichgewichtes der Macht unter den europäischen Staaten«. Er charakterisiert es sehr richtig, wenn er sagt: »Jeder will dem andern das Seinige rauben, wenn er irgend kann. Ruht einer, so geschieht dies nur darum, weil er sich nicht für stark genug hält, Streit anzufangen; er wird ihn sicher anfangen, sobald er die erforderliche Stärke in sich verspürt. Somit ist das einzige Mittel, die Ruhe zu erhalten,

---

[6]) Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 102; Fichte VII, 453. — Vgl. auch E. M. Arndt, Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze (1813): »Was sind die Naturgrenzen eines Volkes? Ich sage, die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache.« Ausgewählte Werke (Leipzig, Hesse), 13. Bd. S. 148.

dieses, daß niemals einer zu der Macht gelange, dieselbe stören zu können, und daß jeder wisse, es sei auf der anderen Seite gerade so viel Kraft zum Widerstande, als auf seiner Seite sei zum Angriff; daß also ein Gleichgewicht und Gegengewicht der gesamten Macht entstehe, wodurch allein, nachdem alle anderen Mittel verschwunden sind, jeder in seinem gegenwärtigen Besitzstande und alle in Ruhe gehalten werden. Diese beiden Stücke demnach: einen Raub, auf den kein einziger einiges Recht habe, alle aber nach ihm die gleiche Begierde, sodann die allgemeine, immerfort tätig sich regende wirkliche Raubmacht, setzt jenes bekannte System eines Gleichgewichtes in Europa voraus; auch nach diesen Voraussetzungen würde dieses Gleichgewicht freilich das einzige Mittel sein, die Ruhe zu erhalten, wenn nur erst das zweite Mittel gefunden wäre, jenes Gleichgewicht hervorzubringen und er aus einem leeren Gedanken in ein wirkliches Ding zu verwandeln.«[7]). Fichte führt hier die Konsequenzen seiner Gedankengänge nur insofern aus, als er auch vom allgemeinen Standpunkt aus die Notwendigkeit der nationalen Einigung der Deutschen darlegt. Aber es ergibt sich aus dem Zusammenhange, daß er die Lösung des Problems allgemein in der Herstellung der in seinem Sinne »natürlichen Grenzen« erblickt; denn daß ein Volk »die fremde Völkerschaft, so wie dieselbe besteht, als Bestandteile des Staates sich anfüge, dabei hat es nicht den geringsten Gewinn, und es wird niemals in Versuchung kommen, dies zu tun«.

Bekanntlich sind die Grundsätze Fichtes nicht diejenigen gewesen, die von den in den Befreiungskriegen siegreichen Mächten der »Neugestaltung Europas« zugrunde gelegt wurden. Diese suchten vielmehr zu den vorrevolutionären staatlichen Formen zurückzukehren, indem sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Innern und nach außen verleugneten. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts aber ist nichts anderes als die allmähliche Auflösung des Werkes des Wiener Kongresses durch die demokratischen und nationalen Kräfte der Völker[8]), allerdings in beständigem Gegensatz zu den imperialistischen Tendenzen, die nichts anderes waren und sind, als die Tendenzen des alten merkantilistischen Staates, angepaßt an die neuen wirtschaftlichen Gestaltungen des hochkapitalistischen Staates, aus denen sich die Widersprüche der inneren wie der äußeren Politik erklären. Ihre Überwindung muß sich in der äußeren Politik durch die Anerkennung der nationalen Grenzen als der staatlichen vollziehen.

Wie aus Fichtes Ausführungen hervorgeht, erfüllt das Zusammenfallen der staatlichen mit der nationalen Grenze ein Postulat, das für jede allgemeine rechtliche Regelung gestellt werden muß; man kann sagen, daß dieses in einem bestimmten Stadium der Völkerentwicklung dem kategorischen Imperative entspricht, weil die Maxime des einen Volkes als Norm für alle Völker gelten kann; denn sie entspringt, sobald das Volk als solches zum Subjekte geworden ist, eben dem Zusammengehörigkeitsgefühle eines jeden

[7]) Fichte, 13. Rede an die Deutsche Nation.

[8]) Vgl. A. Stern, Geschichte Europas I, 37.

Volkes und daher dem Selbstbestimmungsrechte aller Völker. Die Eroberungsgrenzen, die dem Willen und der Macht des einen Staates entsprechen, sind nicht nur auf die Dauer auch für den erobernden Staat von Schaden, weil fremdnationale Bestandteile die Entwicklung des Staates stören, weil eben das Zusammengehörigkeitsgefühl selbst und zentrifugale Strömungen die Aktion des Staates hemmen, sondern sie vergewaltigen und schädigen vor allem den besiegten Staat; strategische Grenzen, die für den einen Staat, das eine Volk günstig erscheinen, müssen eben deshalb für den anderen von Nachteil sein. Eine »gerechte« Grenze kann also nur die nationale sein, von der es von vorn herein keineswegs feststeht, daß sie auch eine natürliche im Sinne der physikalischen Geographie sein muß.

Immerhin ist die Frage nicht abzuweisen, in welchem Verhältnis diese natürlichen Grenzen zu den Sprachgrenzen stehen, und im Zusammenhange damit die weitere Frage, ob und bis zu welchem Grade die Sprachgrenze als konstant anzusehen ist. Als sicher ist wohl anzunehmen, daß nicht alle, auch nicht alle stark hervortretenden natürlichen Grenzen auch nationale Grenzen sind: man denke an die böhmischen Randgebirge, an den Karpathenbogen usw. — wogegen andere, wie zum Beispiel die Pyrenäen, vielfach auch die Alpen, in auffallender Weise mit den nationalen Grenzen sich decken, wobei allerdings keineswegs immer an die Hauptkämme zu denken ist. Flüsse sind in der Regel keine Sprachgrenzen, weil sie auch keine Verkehrsgrenzen sind [9]). E. Hanslik hat den Versuch unternommen, nachzuweisen, daß sich »die großen Sprachgebiete Europas ungefähr mit den großen Gebieten der horizontalen Gliederung des Erdteiles decken« [10]); »die germanisch-slawische Sprachgrenze liegt um die Linie des aufhörenden gegliederten Westeuropa, und die ostslawische Sprachgrenze folgt annähernd der Grenzlinie des ungegliederten Osteuropa;« diese fällt zusammen »mit der Grenze zwischen dem Stauungslande des westlichen Europa gegen das flachgelagerte Land des östlichen Europa«; »die Übereinstimmung des nationalen mit dem geologischen Bau ist nicht zu verkennen«. »Die großen germanisch-romanischen Nationen des westlichen Europa sind auf das ozeanische, die slawischen auf das kontinentale und das Übergangsgebiet beschränkt.« Noch wichtiger ist vielleicht die Feststellung, die wir Wettstein verdanken, daß die Sprach-

---

9) Vgl. zum Beispiel J. v. Radowitz, Gesamm. Schriften II (1852), S. 20 f. — Ratzel, Anthropogeographie I² S. 349 ff.: »Es ist ein Unterschied zwischen Völkergrenzen, die die Natur zieht, und künstlich festgesetzten politischen Grenzen. Für die letzteren empfehlen sich die Flüsse immer vor allen anderen, auch aus strategischen Gründen, und daher ihre Verwechslung mit »natürlichen Grenzen«. Die Flüsse sind die natürlichsten Grenzmarken nur dort, wo es sich um künstliche Zerteilung großer, grenzenloser Gebiete ... handelt.« — Vgl. auch E. M. Arndt, a. a. O. 151.

10) E. Hanslik, Kulturgeographie der deutsch-slawischen Sprachgrenze, in Viertelj. f. Soz. u. Wirtsch.-Gesch. VIII (1910). Und dazu und zum Folgenden meinen Vortrag über »Die Nation als politischer Faktor« in: Verhandl. des II. Deutschen Soziologentages vom 20.—22. Okt. 1912 in Berlin (Tübingen 1913).

grenze in Österreich, insbesondere die zwischen Tschechen und Deutschen, sich mit der Grenze zwischen der pontischen und baltischen Flora bis auf Einzelheiten deckt [11]). So erscheint Hanslik die Sprachgrenze als eine durch die Natur vorgezeichnete Linie, die Kämpfe um die Sprachgrenze bis zur dauernden Kolonisation als ein »Herausarbeiten der Naturgrenzen Europas in der Geschichte, als ein Erheben der natürlichen Grenzen zu Kulturgrenzen. Es liegt mit einem Wort ein Reifevorgang in derselben vor, ein Ausreifen der Grenzen«. Man mag das Wort, wenn man sich bewußt ist, daß es sich um ein Bild handelt, gelten lassen. Man kann auch, wenn diese auf einem Teile der Erdoberfläche gemachten Beobachtungen sich durch weitere Beobachtungen vervollständigen und verallgemeinern lassen, die nationale Grenze als eine erstarrte Bewegung auffassen, die an einem natürlichen Hindernisse halt gemacht hat. Es ist eine Art unwillkürlicher Anpassung an natürliche Gegebenheiten, die sich nicht plötzlich vollzieht, sondern so, daß Volksbestandteile, die sich über das für sie geeignete Ausbreitungsgebiet hinaus bewegen, hier in Gefahr geraten, zusammenzuschmelzen und zugrunde zu gehen. In diesem Sinne kann man auch die über das geschlossene Siedelungsgebiet hinaus zerstreuten Minoritäten verstehen, die sich überall finden, so daß in sehr vielen Fällen auch die nationale Grenze nicht in strengem Sinne eine Grenzlinie, sondern im Ratzelschen Sinne einen «Grenzsaum» darstellt.

Nicht minder wichtig aber ist, daß auf einer bestimmten Stufe, bei uns zur Zeit der landwirtschaftlichen Kolonisation, die nationale Grenze dauernd festgelegt bleibt, wie sich erfahrungsmäßig feststellen läßt, also historisch als konstant betrachtet werden kann. Dies gilt für die so heiß umstrittene deutsch-tschechische Sprachgrenze im Norden, wie für die deutsch-italienische

---

[11]) Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse in Wien, Bd. 35 (1895): Wettstein, Über bemerkenswerte neue Ergebnisse der Pflanzengeographie, S. 537 f.

Wettstein geht von der Überlegung aus, daß von den gleichen Faktoren wie die Pflanzen auch die Tiere, ja wir selbst abhängig sind. — Er weist darauf hin, daß die Verbreitung der europäischen Völker in großen Zügen mit der gewisser Florengebiete übereinstimmt... beispielsweise in Österreich-Ungarn, das Anteile von vier der genannten Florengebiete umfaßt. »Wir finden die baltische Flora über das ganze Alpengebiet und dessen Vorberge mit Ausnahme des Südabfalles verbreitet, wir finden sie wieder in den böhmischen Randgebirgen, in den gebirgigen Teilen Mährens, endlich in der Bergregion der Karpathen. Überall fällt mit diesem Florengebiet das Areale der Germanen zusammen, wenn es auch vielfach (Karpathen) heute nur mehr in Inseln angedeutet ist. In das Gebiet der pontischen Flora teilen sich Magyaren und Slawen, und die scharfen ethnographischen Grenzen am Ost- und Südostabfall der Alpen sind zugleich überaus scharf ausgeprägte pflanzengeographische Grenzen. In der Umgebung des Mittelmeeres fällt die Verbreitung der Romanen auf das genaueste mit der der mediterranen Flora zusammen, und nur die große Ausdehnung romanischer Elemente im Osten Ungarns ist eine Erscheinung, die pflanzengeographisch kein Analogon besitzt. Und ähnliches

im Süden, die noch heute zusammenfällt mit der Nordgrenze des byzantinischen Reiches, wie sie im 6. Jahrhunderte von Narses festgestellt und durch eine Reihe von Kastellen verteidigt wurde. Auch das Übergreifen des Französischen nach dem Süden des St. Bernhard in Aosta ist nur durch das Übergreifen des burgundischen Reiches seit dem 6. Jahrhundert zu verstehen. Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz deckt sich im wesentlichen mit der Grenze des burgundischen Königreiches gegen das Deutsche Reich. Und das gleiche gilt im wesentlichen auch für die Sprachgrenze in Elsaß und Lothringen, deren Lauf im wesentlichen dadurch zu erklären ist, daß zum Teil schon in cäsarischer Zeit einzelne germanische Völkerstämme auf dem linken Ufer des Rheins angesiedelt wurden, während die Besitznahme bloß durch Grundherren als herrschende Klasse über einer romanischen hörigen Bevölkerung hier wie in Burgund nicht zur Germanisierung der Unterworfenen, sondern zur Romanisierung der Herrschenden, also nicht zur Verschiebung der Sprachgrenze geführt hat[12]).

---

finden wir auch in den anderen Ländern Europas; die Grenzlinien der Florengebiete kennzeichnen seit langer Zeit schon Gebiete, in denen die Interessensphären der Nationen sich berühren; ich möchte da nur das Rheingebiet, Oberitalien und den Ostabfall der Alpen namhaft machen.«

Scharfetter, Zeitschr. f. Schulgeographie 31 (1910), S. 33 (Bericht von Marek über den Vortrag »Völkergrenzen und Pflanzengrenzen«): »Pflanzen- und Völkergrenzen fallen unter zwei Umständen annähernd zusammen: 1. wenn die Pflanzengrenze ein Hindernis bildet, das den Völkern es unmöglich macht, sie zu übersteigen — oder 2. wenn die Vegetationslinie der Ausdruck wechselnder ökologischer Bedingungen ist, denen die Menschen ebenso wie die Pflanzen unterworfen sind ... Zu der zweiten Gruppe gehören folgende Fälle: In Mitteleuropa zieht die Grenze zwischen Deutschen und Magyaren einer-, Italienern und Slawen andererseits annähernd dort, wo die eßbare Kastanie ihre polare Grenze hat. Die deutschen Sprachinseln im Trentino sind gleichzeitig Enklaven nordalpiner Florenelemente, wie die zerstreuten italienischen Siedlungen des Gailtales gerade in den Gebieten liegen, wo Versprenglinge der mediterranen Pflanzenwelt vorkommen.«

[12]) Vgl. hierzu Verhandlungen des 2. Deutschen Soziologentages S. 86 ff. und für die deutsch-französische Sprachgrenze insbesondere:

Übersicht bei H. Witte, Studien zur Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze, in »Deutsche Geschichtsblätter« I (1899), 145 ff. — Ders., Das deutsche Sprachgebiet Lothringens in seinen Wandlungen, in »Forsch. z. deutschen Landes- und Völkerkunde« VIII/6 (1894). — Ders., Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet, ebenda X/4 (1897). — C. This, Die deutsch-französ. Sprachgrenze im Elsaß, in »Beitr. zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen«, V (1888). — A. Schricker, Älteste Grenzen und Gaue im Elsaß, in »Straßburger Studien« II (1884), S. 305—402. — H. J. Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung, in »Forsch. z. D. Landes- und Volkskunde« I/7 (1886). — Zemmerich, Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der franz. Schweiz, ebenda VIII/5 (1894). — Auf Grund namentlich der Forschungen von Zimmerli (Die deutsch-franz. Sprachgrenze in der Schweiz, 1891 ff.): H. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz (1901). — Die meisten dieser gründ-

So ergibt sich als Charakteristik für die nationale Grenze die Stabilität. Nicht nur, weil sie allein vom Volke und seinem Zusammengehörigkeitsgefühle ausgeht und weil die Entwicklung unserer Zeit zum Selbstbestimmungsrechte drängt, eignet sie sich daher vor allem zur staatlichen Grenze. Wenn sie als Maßstab für die Ausdehnung der Staaten gewonnen wird, nähert man sich dem Zustande des Gleichgewichtes, das, wenn es — um mit Fichte zu sprechen — »aus einem leeren Gedanken in ein wirkliches Ding« verwandelt werden soll, eben nicht ein labiles, von der jeweilig wechselnden äußeren Machtkonstellation abhängiges und wechselndes, sondern nur ein stabiles sein kann, die Grundlage für eine höhere politische Organisationsform der Welt, nach der offenbar die Entwicklung der Menschheit hindrängt und die derart beschaffen sein muß, daß sie die Explosionen, welche von Zeit zu Zeit den rechtlichen Zusammenhang der Menschheit zersprengen, verhindert. Wenn sie nur auf der nach diesem furchtbaren Weltkriege gesteigerten Sehnsucht der Kulturmenschen nach Ruhe begründet wäre, könnte sie ein Traum sein. Sie wird aber zur Notwendigkeit durch die fortschreitende kulturelle und wirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Völkern, ihre Differenzierung und gegenseitige Abhängigkeit. Im Gegensatz zu dieser Entwicklung steht jeder Zwang, der von einem Volksindividuum auf das andere ausgeübt wird, jede Ausbeutung des einen durch das andere, wie sie der Imperialismus auszuüben strebt; auch jede konservative Aufrechterhaltung eines Status quo, einer an einen beliebigen, willkürlich ausgewählten Zeitpunkt der Vergangenheit anknüpfenden »Legitimität« auf Kosten des Selbstbestimmungsrechtes, und jede Organisation, die zu diesem Zwecke geschaffen wird. Vorbedingung für die Sainte Alliance des peuples, von der Béranger gesungen, ist natürlich die Konstituierung dieser Völker selbst, und zwar innerhalb ihrer nationalen Grenzen. Denn die imperialistischen Staaten können nicht eine Allianz eingehen im Namen der Völker, deren Grenzen sie nicht respektieren, und die Völker können nicht zu Worte kommen, wenn sie nicht als Individualitäten konstituiert sind. Die Vorbedingung für die Herstellung einer dauernden internationalen Rechtsordnung ist daher die nationale Abgrenzung.

---

lichen Arbeiten liefern reiches Material, ohne jedoch die prinzipiellen Gesichtspunkte herauszuheben.

III.

Grundkategorien und Elementarformen der Vergesellschaftung.

Inhaltsverzeichnis.

7.

Über einige soziologische Grundfragen.

Von

Eberhard Gothein, Heidelberg.

Inhaltsverzeichnis.

I. Lose Formen der Vergesellschaftung.

Kürzlich sah ich mich unter noch obwaltender Zwangswirtschaft in die Lage versetzt, meine Brotkarte auf dem Heidelberger Rathaus abzuholen. Ich fand mich binnen kurzem eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge in eine Masse von Schicksalsgenossen, die, wie ich, den richtigen Abholungstag versäumt hatten und nun durch doppelten Zeitverlust ihre Nachlässigkeit büßen mußten. Immer neue drängten von den geöffneten Türen her, weit mehr, als bei der sorgfältigen Prüfung der Ausweise, der Verteilung der Karten, der Einzeichnung und Quittierung am Schalter abgefertigt werden konnten. Von vorn und von den Seiten schoben sich mit Schultern und Armen die Begehrlichen vor; jeder suchte dem anderen einen Vorsprung abzugewinnen; die Abgefertigten bahnten sich rücksichtslos, doch halb zerquetscht durch die Masse ihren Weg nach außen; — kurz, es bot sich das Bild eines Chaos vor dem Schalter, im Kontrast zu der ruhig gleichmäßigen, bureaukratisch-mechanischen Betätigung hinter demselben.

In dieser unbehaglichen Lage machte ich mir sofort mit meinem Spinoza klar, daß es in großen wie in kleinen Dingen der Inbegriff aller Lebensweisheit ist, das Unabänderliche zu ergründen und zu begreifen, um es so zu bewältigen, wenn auch nicht überall bis zum »amor fati« — was hier doch schwer gewesen wäre — zu gelangen: »Was ist und was will eigentlich diese Masse, und was kann sie dich lehren?« Meine Blicke schweiften zugleich über die Köpfe der Masse hinaus auf den Marktplatz und die Hauptstraße, in Heidelbergs »fröhliche Gassen«. Auch dort, wenn auch weniger gedrängt, so doch ebenso regellos eine Menge Kommender, Gehender, Stehender, ein beständiges Auf und Ab! Eine solche Straßenbevölkerung ist, sagte ich mir, die unterste Stufe aller Massenerscheinungen, ein bloßes Konglomerat ohne Beziehungen untereinander, ohne gemeinsames Ziel, bewegt von mannigfaltigen Zwecken, in seinem Bestand unablässig wechselnd, als Einheit nur zusammengefaßt durch den gleichen engen Raum der Straße. Aber alsbald erinnerte ich mich, wie die Statistik, je regelloser eine Erscheinung, um so lieber in ihr den verborgenen Regelmäßigkeiten nachspürt. Wie es Sigmund Schott für Mannheim getan, erörtert sie die Verkehrsdichtigkeit der einzelnen Straßen; sie beobachtet das Auf- und Abschwellen nach den einzelnen Tagesstunden; sie bemerkt doch schon eine Gliederung nach den einzelnen Abschnitten der Straße und führt sie auf die verschiedenen Zwecke des Publikums zurück, ob diese nun durchgehender Verkehr, ob lokale Bedürfnisbefriedigung, ob behagliches Auf- und Abschlendern sich nennen. Indem der Statistiker dieses Auf- und Abfluten auf typisch sich wiederholende Zwecke bezieht, deren Gleichartigkeit doch niemals ins Be-

wußtsein dieser Kommenden und Gehenden tritt, bringt er bereits in das Wirrsal Ordnung und begreift es als gesellschaftliche Erscheinung, wenn auch als unterste Form einer solchen, wie Hans Sachs im Ameisenhaufen das Symbol der Welt erblickte und Goethe ihn deshalb rühmte.

Im Vergleich hierzu kam mir doch der Haufen, in dem ich mich widerwillig selbst befand, schon als eine höhere Stufe vor. Jeder Einzelne in ihm verfolgt doch denselben Zweck wie der andere; sie werden alle hierdurch und nicht bloß durch denselben engen Raum zusammengefaßt; sie haben alle die gleiche Beziehung auf die eine zweckerfüllende Person hinter dem Schalter und verfolgen ihr Handeln, von dem sie sich selber abhängig fühlen, mit gespannter Aufmerksamkeit. Und doch, sagte ich mir, fehlt ihnen bei der äußeren Einheit des Zweckes jede Einheitlichkeit im Geltendmachen desselben, und somit jede Wechselbeziehung untereinander; im Gegenteil, jeder sucht dem anderen nur einen Vorteil abzugewinnen; die Gesamtheit, von der er sich doch abhängig fühlt, erscheint ihm nur als Hemmung, die er nach Möglichkeit beseitigen will; sein Verhältnis zu ihr ist also nur negativ. Diese Anzahl zusammengekommener Leute selber ist nur eine gestaltlose, fließende Masse, noch keine gesellschaftliche Gruppe.

Unterdessen begann ein Kind auf dem Arme seiner Mutter, deren Marktkorb sich in meine Seite preßte, heftig zu schreien. Die Umstehenden wurden, von einigen mitleidigen Frauen abgesehen, unbilligerweise ärgerlich, einige wohl auch unruhig. Ich stelle mir vor: »Hier soll nur etwas passieren! Die Stimmung ist ohnehin unruhig gespannt; die abscheuliche, kaum zu atmende Luft dieses Raumes, die einstweilen das einzige Gesamtergebnis dieser Masse ist, tut das Weitere hinzu. Ein neuer psychischer Zustand, der im eigentlichen Sinne des Wortes in der Luft liegt, wird ausgelöst und äußert sich in einer Panik. Jeder will dann heraus, rücksichtslos gegen den anderen, womöglich gegen sein Leben. Draußen aber zerstiebt die Masse, zerfällt in ihre Atome. Also wieder eine andere soziologische Erscheinung negativer Art, aber doch höchgt aktiv: die Masse negiert die Masse. Eine Massenerscheinung tritt hervor, die im höchsten Maße unsozial ist, so sehr sie gerade durch die Tatsache der Masse hervorgerufen ist. Hier ist das Äußerste des unbedingten Sichgeltendmachens des Individuums gegeben.«

Doch diesen Gedanken hing ich nicht lange nach; denn ich hatte sie vor Zeiten bereits genugsam ausgesponnen und niedergelegt[1]). Vielmehr begann ich nun selber zu räsonnieren und auf den nächstliegenden Gedanken zu geraten: »Warum wird hier nicht, wie es sich für eine richtige Zwangswirtschaft gehört, das Reihestehen angeordnet, so daß in einer wohlgefügten Kartenpolonaise jeder zu seiner Zeit nach Recht und Billigkeit drankommt? Das war ja der erfreuliche Anblick, der uns so viele Jahre über die Disziplinierbarkeit des deutschen Volkes in einen leider täuschenden Traum gewiegt hat.« In der Tat, wo das geschieht, ist bereits eine höhere Stufe gesell-

---

[1]) E. Gothein, Die Panik. Verhandlungen des ersten Soziologentages.

schaftlicher Erscheinungen erreicht. Die Macht der Einteilung, wenn auch nicht nach bestimmter, so doch nach bestimmbarer Zahl, macht sich geltend; denn wenn auch die Masse selber fließend und unbestimmt bleibt, so wird sie doch jetzt zur wirklichen Einheit gerade im kontinuierlichen Prozeß der beständigen Auswechslung der Kommenden und Gehenden. Der Knäuel, der verworren war, wickelt sich ab. Der Zweck hat sich nicht geändert, nur die Methode. Und gleich ändert sich auch mit dieser molekularen Veränderung des Komplexes der geistige Habitus, so daß jeder Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung daran seine Freude haben könnte. Eine gute Stimmung hält ihren Einzug; denn wo ein Zahlenmaß ist, folgt auch die Harmonie nach. Und doch würden wir hier nur eine Vorstufe echter Gruppenbildung haben; »mehr mechanisch als organisch«, würde Simmel, der das Wirken der Zahlen so fein erforscht hat, sagen. Denn jede Wechselbeziehung mangelt diesen Leuten; die äußerliche Ordnung stellt, obwohl ihr eine gemeinsame innerliche Stimmung entspricht, keine innerlich zusammenhängende Einheit her. Doch zeigt sich, daß die Beendigung eines chaotischen Zustandes durch einen von außen herantretenden starken Willen schon als Wohltat empfunden wird. Eine Perspektive von weltgeschichtlicher Bedeutung! Wie beglückt ist der Mensch, zu gehorchen, wenn er nur an seinen rechten Platz gestellt wird und leicht zu seinem privaten Zweck kommt! Vielleicht warten auch diese gedrängten und bedrängten Menschen auf dies erlösende Wort?

Aber nichts von alledem geschah; denn jenseits des Schalters gab es ja kein Gedränge, und mit pflichtgemäßer Pünktlichkeit rollte sich dort das Geschäft in den geordneten Bureaustunden ab. Da durchfuhr mich wie ein Blitz der Gedanke: »Wäre Max Weber hier! Er würde gewiß, entsprechend der Verschiedenheit der Temperamente, die ihn so oft ungeduldig mit mir machte, sich nicht mit solcher beschaulichen Versenkung in den Tatbestand begnügen, sondern er würde das gebietende Wort selber sprechen, und die Masse würde die gleiche Ordnung alsbald aus sich heraus schaffen. In demselben Augenblick, wo sie einen Einheitswillen aus sich heraus entwickelt, würde sie aber auch eine vollständige gesellschaftliche Gruppe sein; sie würde handeln durch ihre Organe, die Ordner der Reihe, sie würde vielleicht sogar eine Tätigkeit nach außen entfalten und dem Beamten nahelegen, sich etwas zu beeilen, mindestens aber das Fenster zu öffnen. Sie genösse freilich nur ein ephemeres Dasein, weil der Zweck selber, der sie zusammenhält, nur vorübergehend ist; sie erfaßt ihre Mitglieder zwar nur mit einem kleinen Teil ihres Wesens und Willens, aber sie hebt diesen Bruchteil als eine Klammer um diese sonst so verschiedenartigen Summanden heraus. Sie zeigt die Wechselbeziehung der Einzelnen unter sich und mit dem Ganzen, das zwar nur in ihrer Vorstellung ein solches ist, aber eben durch die Vorstellung, daß hier ein Ganzes, eine bewußt gewollte Einheit nötig ist, wirklich wird. —

Dem abseits gelegenen Gedanken, ob es sich hierbei um einen Gesellschafts- oder einen Unterwerfungsvertrag handle, ob jener Retter in der

Not zuerst ein »negotiorum gestor« sei und dann zum Mandatar werde, und ob hier eine Form der Selbstverwaltung ohne Delegation vorliege, gab ich nur kurz Audienz. Mehr beschäftigten mich die Lebensäußerungen dieser kurzlebigen, aber energischen sozialen Gruppe: Sie besitzt Trieb und Fähigkeit zur Selbsterhaltung; denn barsch wird jeder, der sich vordrängen will, in die Reihe zurückgewiesen werden. Sie äußert eine Assimilationskraft, die man als eine Fähigkeit zur Selbstveränderung bezeichnen möchte; denn obwohl ihr Gesamtbestand bis auf den letzten Mann alle halben Stunden wechselt, bleibt sie in ihrer Form und in ihrer Gesinnung ungeändert bestehen. So weit will ich aber nicht gehen, ihr auch Zeugungskraft zuzuschreiben, wenn ich in Gedanken auch schon sehe, wie ihr Beispiel an allen anderen Schaltern Nachahmung findet. Wo so viele Wechselbeziehungen, so viel Einheit bewußt gewollt statthaben, da drängt sich das Wort auf, das heute allgemein gebräuchlich, weil allgemein verständlich ist: Diese Gesellschaftsgruppe ist »organisiert«, während jene frühere äußere Ordnung nur mechanisch war. Und warum sollte man deshalb hier nicht von einer «organischen Gesellschaftsform« reden?

Als sich mir dieses verpönte Wort auf die Lippen drängte, stieg vor mir eine andere liebe Gestalt eines Dahingegangenen, Georg Jellinek, auf; und da ich als Historiker, der ich nun einmal bin, kein größeres Glück des Daseins kenne, als Schatten zu beschwören und mit ihnen zu disputieren, befanden wir uns auch sofort in lebhafter Debatte. Teils nach persönlicher Erinnerung, teils nach dem psychologischen Gesetz der Kontraste versetzte ich mich mit Behagen aus dem übelriechenden Gedränge in die duftige, heitere und geschmückte Umgebung einer familiären »Tanzgesellschaft«, die doch auch und nicht nur dem Worte nach eine »Gesellschaftsform« ist. Worin besteht ihr Reiz, dem ich mich jetzt, etwas vor mich hinträumend, ergab? In freiester Beweglichkeit trotz strengster Ordnung, im Reichtum mannigfaltiger Wechselbeziehungen bei einer gesicherten Einheit, der alle Teilnehmer dienen! Da ist zunächst ein einheitlicher Wille und Zweck, der stillschweigend zugestanden ist und eben deshalb verhüllt wird und sich verleugnet. Denn alles geht vom Gastgeber aus und bezieht sich zuletzt auf ihn. Es ist eine Veranstaltung, die zu seiner oder der Seinigen Vergnügen sich vollzieht — das setzt man wenigstens voraus. — So ist auch der Plan einheitlich entworfen, während er ganz frei erscheint und auch wirklich in seinem Rahmen, der als solcher nicht gesprengt werden darf, Änderungen, Einschiebungen, Erfindungen aller Art verträgt.

Dieser Rahmen umfaßt eine bunte Mannigfaltigkeit beständig wechselnder kleiner und kleinster Verbände, die ebenso eng wie flüchtig sind; denn was kann diesem Erfordernis besser entsprechen als der Tanz? Sie alle sind zu dem Zweck des unmittelbaren Vergnügens bestimmt, womit nicht ausgeschlossen ist, daß sie auch eine schicksalsvolle Zukunft in sich bergen können; sie sind hierin ganz selbständig; aber aus ihnen allen ergibt sich die Atmosphäre des allgemeinen Vergnügens, von dem sie selber getragen sind.

Daß der »Ball« mehr als eine äußere Einheit, ein Sammelbegriff wie Wald oder Blumengarten ist, spricht sich eben darin aus, daß er sich seine eigenen Konventionen schafft, die sich als ein Fortbauen an einem überlieferten Gewohnheitsrecht darstellen, während zugleich eine allgemeine Konvention, gleichsam ein internationales Recht, im Hintergrunde steht. Es fehlt ihm nicht an Organen, solchen, die nur dienend außerhalb des Verbandes stehen: Köchin, Lohndiener usw., und solchen, die ihm angehören, wie der Tanzordner. Der Herr des Hauses selber fühlt sich als »der erste Diener seines Staates«. Auch gewährt dieses kleine ideale Reich, in dem wir den Geist der Gesellschaft in seiner flüchtigsten Erscheinung haschen, seinem mannigfach gegliederten Staatsvolk auch ein ebenso einheitliches wie mannigfaltiges Staatsgebiet. Da ist der Tanzsaal selber und das Rauchzimmer und allerlei lauschige Plätzchen, von wo man unter Palmen ungestraft sitzend das Spiel des Lebens heiter ansieht.

In eins von ihnen ziehen der Freund und ich, da wir über die Tanzjahre hinaus sind, uns zurück und lassen, nicht ohne den Kampf ums Wort, unsere Künste der Dialektik gegeneinander spielen. Denn eben ist Simmels Soziologie erschienen und gibt unerschöpflichen Stoff. Im Anblick dieser harmonischen Unordnung, »dieses ewigen Fließens und Pulsierens, das die Individuen verkettet, in dem sich fortwährend die Vergesellschaftung knüpft und löst und von neuem knüpft«, fühlen wir mit Simmel an uns selbst die soziologische Grundtatsache, daß das Ich sich zugleich innerhalb und außerhalb der Gesellschaft stellt, daß diese eine »Synthese zwischen Gliedstellung und Fürsichsein der Einzelnen und der Gruppen« ist. Von Ricardo meinte Senior, daß er wohl das Grundrentengesetz beim Spazierengehen im Ährenfeld habe entdecken können, von Therese im Wilhelm Meister, der klugen, sicheren Frau als solcher, meint Goethe, daß sie aus ihrer Viehwirtschaft das Verständnis für einen wohlgeordneten Staatshaushalt erworben habe. Beides mag dahingestellt sein; daß man aber aus dem Drehen der tanzenden Paare und den kunstreichen Verschlingungen der Reigen, aus der Kritik der Mütter und aus der Flucht der Väter ins Rauchzimmer die Geheimnisse des Gesellschafts- und Staatslebens ergründen kann, unterliegt keinem Zweifel. Heinrich Heine und Nietzsche haben es richtig geahnt; und warum wäre wohl für die guten Diplomaten der alten Schule das Tanzen eine so wichtige Beschäftigung gewesen? Denn tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel.

Ob es sich aber bei dieser unstreitig hohen Form der Vergesellschaftung um einen Organismus handle — schließlich ist die Eintagsfliege auch ein solcher und ein recht hoher, — oder ob hier nur eine »teleologische Einheit« vorliege, darüber konnte ich mit Jellinek nicht einig werden, obgleich wir beide übereinstimmten, daß der Gegensatz der beiden großen Weltanschauungen, der individualistisch-utopistischen und der kollektivistisch-universalistischen, hier vollkommen, bei einem Übergewicht der letzteren, ausgeglichen sind.

Aus diesen Träumen weckte mich die banale Tatsache des realen Lebens, daß ich endlich bis an den Schalter geschoben war und meine Brotkarte in

Empfang nehmen konnte. Sie beendete auch meine empirisch-soziologische Erforschung, die ich hier nach dem unübertrefflichen Muster des ehrenwerten Herrn Pickwick gepflogen hatte. Mit erheblichen Schwierigkeiten, aber mit Höflichkeit errang ich mir den Ausgang und fühlte dabei nochmals die Wahrheit des Simmelschen Wortes, daß das Wesen der Freiheit großenteils im Gefühl der Befreiung bestehe. Dem Angedenken aber an die drei großen Schöpfer der Soziologie, die durch enge Freundschaft miteinander verbunden waren, Georg Simmel, Georg Jellinek, Max Weber, mögen die folgenden ernsteren Ausführungen gewidmet sein.

II. Der Umschlag der Quantität in die Qualität.

Aus der vagen, durch Zeitstimmungen stark bestimmten Auffassung der Soziologie als einer Wissenschaft von allem Menschlichen überhaupt, sofern sich nur irgendwelche Beziehungen zwischen dem Einzelnen und seiner Vor-, Um- und Nachwelt knüpfen ließen, hat Simmel sie auf das bescheidene, aber gesicherte Maß eines einzelnen, jedoch überall auftretenden Problems beschränkt, indem er ihr ausschließlich die Untersuchung der Formen der Wechselwirkung oder Vergesellschaftung als Gegenstand anwies und nur beispielsweise die Inhalte aus allen erdenklichen, wichtigen und unwichtigen Lebensgebieten herbeizog, um an ihnen zu zeigen, wie sich in gleichmäßiger Weise die Einzelmenschen zu Massen oder Gruppen geringerer oder größerer Festigkeit zusammenfinden. Er hat sogar, obwohl man dieses Problem selber ein psychologisches nennen kann, Abstand genommen [2]) von der Psychologie, die zwar für Schilderung und Erklärung der gesellschaftlichen Tatsachen unentbehrlich sei, sich aber nur in die Grundlinien einordne, die von einem rein formalen Denken gezogen werden. Alles erscheint hier als die Ausführung des einen Problems: »Wie ist Gesellschaft möglich?«, das er selbst mit dem Kantischen Problem: »Wie ist Natur möglich?« in Parallele setzt, indem er die Unterschiede beider aufweist.

Ob die Gesellschaftslehre sich wirklich auf jenes knappe Programm wird einschränken lassen, ist zweifelhaft; aber jedenfalls hat ihr Simmel das Nötigste, eine Kategorienlehre, gegeben, die sich darin erschöpft, die Wirkung der allgemeinsten Beziehungen zu untersuchen. Maß und Zahl, Oben und Unten, Draußen und Drinnen usw. sind für diese Betrachtungsweise weit mehr als nur übersichtliche Rubriken zur Ordnung einer unübersehbaren Fülle von Erscheinungen. Sie sind für Simmel vielmehr selber wirksame, gesellschaftbildende Kräfte. Daß diese Wirksamkeit doch selbst nur eine psychologische ist und daß insofern auch diese Kategorienlehre in die Reihe einer Sozialpsychologie tritt, möchte freilich Simmel nicht anerkennen, da er ja diese Kategorien in einen Gegensatz zu den psychischen Kräften bringt.

Mit gutem Rechte hat er an die Spitze seiner Untersuchung die Kategorie der Quantität gestellt, indem er untersucht, wie die gesellschaftlichen Gruppen

---

[2]) Soziologie S. 23 f.

durch Maß und Zahl nicht nur geformt, sondern auch in ihrem innerlichen Wesen bestimmt werden. Denn ein oberster Satz geht, wenn auch nicht ausdrücklich an die Spitze gestellt, durch alle Betrachtungen hindurch und kehrt in mannigfaltigen Wandlungen immer wieder: »Die Quantität schlägt in die Qualität um[3].« In der Hand eines Beobachters, wie es Simmel war, dessen Blick aus allen Nähen und Fernen das Gleichartige zu erfassen und herbeizuholen verstand, der alles Tote, was er anfaßte, zu beseelen wußte, ist dieses Prinzip sehr fruchtbar geworden. Es sei nur an die glänzenden Ausführungen über die qualitative Bedeutung der Zweizahl, die der Drei, der Zehn, ebenso an die der relativen Größenbeziehungen, wie der Majorität als solcher, erinnert. Einige ihm besonders zum Beweise dienende Beispiele seien herausgehoben: Das qualitative Verhältnis, wie es der kleinsten Gruppe, nämlich der Zweizahl in Ehe, Freundschaft usw. eignet, wandelt sich in seinem Wesen um durch Hinzutritt eines Dritten, so schon des Kindes. Diese Verschiebung hält aber nicht Schritt mit der weiteren Quantitätssteigerung: Weitere Kinder in der Ehe, weitere Frauen in der Polygamie machen keinen großen Unterschied mehr. Oder: der Einfluß hervorragender Persönlichkeiten in ihrem Kreise bleibt nicht der gleiche, wenn sich auch ihre Anzahl in demselben Maße vermehrt, wie der Kreis wächst. Ein einzelner Millionär in einer kleinen Stadt hat eine größere Bedeutung als zehn in einer zehnfach größeren. Vor allem: die Kollektiverscheinungen erklären sich nicht aus bloßer Zusammensetzung der einzelnen Komponenten: die Moral von Verbänden, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, politischer, sogar religiöser Körperschaften ist gemeinhin wesentlich geringer, jedenfalls anders als die Moral der einzelnen Mitglieder.

Man sieht sofort, daß diese Beispiele von komplizierten Erscheinungen hergenommen sind und daß bei der Mannigfaltigkeit der psychologischen Momente, die hier ineinander spielen, der Schlußeffekt auch in anderer Weise abgeleitet werden kann, als es durch die zunächst dem Betrachter sich aufdrängenden Größenmomente geschieht. Auch hat Simmel das Prinzip, das er verwendet, weder logisch noch psychologisch näher begründet. Dies aber ist nötig, damit man entscheiden könne, ob und inwieweit es Geltung beanspruchen kann. Stellt es sich als ein Irrtum heraus, so mag man ihm doch

---

[3]) So in kürzester Form mehrfach. Eingehender zum Beispiel S. 57: »Mit der quantitativen Änderung des Kreises ändert sich die Wirksamkeit seiner Elemente auch dann, wenn ihre eigene Quantität in genauer Proportion mit der des Kreises steigt oder fällt.« Oder S. 58: »Die Relation soziologischer Elemente hängt nicht nur von den relativen, sondern zugleich von den absoluten, numerischen Quanten dieser Elemente ab.« Oder S. 92 bei Besprechung der von der Moral der Mitglieder abweichenden Moral von Gruppen: »Es gibt wenig Fälle, in denen die Distanz der gesellschaftlichen Einheit von den Elementen, die sie bilden, so stark, ja fast in die Karikatur ausartend, fühlbar und wirksam wird.« Oder S. 74: »Die Tatsache, daß soziologisch bei gewachsener Quantität spezifisch neue Gesamterscheinungen auftreten, die bei niedrigerer nicht einmal pro rata vorhanden scheinen« u. s. f.

zubilligen, daß er fruchtbar sei. Man pflegt dann einen solchen fruchtbaren Irrtum mit einer mehr geistreichen als zutreffenden Wendung eine subjektive Wahrheit zu nennen. Wahrheit aber ist als die Übereinstimmung einer Aussage mit der Sache immer objektiv; und auch am Irrtum ist nur das Stück einseitig gefaßter Wahrheit in ihm fruchtbar. Dieses also gilt es in jedem Falle herauszuschälen.

Zunächst liegt in der Behauptung, daß die Quantität in die Qualität umschlage, eine logische Paradoxie vor. Ist sie ein Nonsens, eine gedankliche Unmöglichkeit, oder ist sie eine Aporie, ein auflösbares Problem? — Quantitätsbemessung besteht in einer Aneinanderreihung gleichartiger Einheiten, oder wo es sich um die Messung einer einzelnen geschlossenen Einheit handelt, geschieht dies durch ihre Zerlegung in gleiche Teile, als deren Zusammenfassung jene gedacht wird. Wir zählen in dem einen Falle, wir messen in dem anderen; beides beruht auf der gleichen Synthesis des Gleichartigen, die wir vollziehen. Unter Qualität hingegen verstehen wir die wesentlichen Eigenschaften eines Dinges, die mit seiner Vielheit oder Größe schlechterdings nichts zu tun haben. Bestimmte die Quantität die Qualität, oder schlüge sie gar in sie um, so müßte eine Wesensänderung des Einzelnen, inhaltlich Bestimmten aus bloßer Aneinanderreihung des Gleichartigen hervorgehen. Wenn sich hingegen Ungleichartiges aneinanderreiht, wie es besonders bei dem geheimnisvollen Prozeß des organischen Wachstums stattfindet, so wird das Endergebnis neue Eigenschaften aufweisen, die sich jedoch im Prinzip, wenn auch nicht für unsere tatsächlich erreichte Kausalerkenntnis, auf Mischung zurückführen. Die Beispiele Simmels für eine Wesensänderung durch Quantitätsverschiebung beziehen sich, wenigstens zum Teil, auf eine Aneinanderreihung ungleichartiger Größen.

Seine Behauptung jedoch geht dahin, daß gerade die Vermehrung gleichartiger Größen schon eine solche Veränderung mit sich führe. Er wählt zum Beweis das abstrakteste aller Beispiele[4]): »Mit einer Zahl, etwa mit 6, sind ja nicht 6 einzelne nebeneinander stehende Elemente gemeint, sondern eine Synthese dieser. Sechs ist nicht 1 + 1 + ... + 1, sondern ein neuer Begriff, der sich aus dem Zusammenkommen dieser Elemente ergibt und nicht pro rata in jedem derselben für sich realisiert ist.« Eben hierauf begründet er vor allem die Ansicht, daß »die lebendige, funktionelle Wechselwirkung von Elementen ihre Einheit ist, die sich über ihrer bloßen Summe und in soziologischem Gegensatz zu ihr erhebt«. Nun stellen wir uns allerdings jede bestimmte abgegrenzte Größe als eine Einheit vor, gleichviel, ob sie aus 6 oder 600 oder beliebig vielen Einheiten zusammengesetzt ist. Als eine solche Einheit wird sie in Rechnung gesetzt und wirkt auch in der natürlichen Welt als solche. Sobald wir sie aber nicht als 1, sondern als »6« auffassen, bedeutet das nichts anderes, als daß wir sie in jene 6 Teile, die somit gleichartig sind, zerlegen. Als 6 ist sie eben nichts anderes als ihre Synthesis. Eine Zahl ist ja überhaupt nichts als ein Ausdruck für unsere Tätigkeit des

---

4) S. 66.

Zählens, für jene Synthesis von lauter gleichartigen Einheiten, die die Grundeigenschaft unseres Intellekts ist.

Ganz folgerichtig erblickt dann Simmel wie in der einen Zahl, so auch in jeder zusammengesetzten Größe ein Selbständiges, von seinen Elementen Verschiedenes und mit einigen besonderen Eigenschaften Ausgestattetes, gleichviel, ob es sich um zahlenmäßig bestimmte Größen oder um völlig unbestimmte wie »große Massen« und »kleine Gruppen« handle. Sogar von den Zwischenstufen zwischen diesen unbestimmten Elementen gilt das gleiche. Simmel erkennt zwar die Bedeutung der kontinuierlichen, ununterbrochenen Reihe an. Sie mache es unmöglich, feste Abteilungen zu machen, so daß die Fangschlüsse der Sophisten, wo der Weizenhaufen, und umgekehrt, wo der Kahlkopf anfängt, unberechtigt sind. Aber schließlich kommt er doch, mindestens für die sozialen Verhältnisse, zu dem umgekehrten Ergebnis: den kleinen Mengen einerseits, den großen andererseits wohnen bestimmte, nur ihnen zugehörige Eigenschaften inne. Die Zwischenstufen beruhen nun nicht auf Mischung, sondern jede (wie viele?) ist etwas für sich. Die Sprache hat nur nicht genügend Ausdrücke, um sie zu bezeichnen [5]. So wird überall die, wenn nicht vollständige, so doch relative Unabhängigkeit eines Ganzen von der Beschaffenheit seiner Bestandteile, die »Distanz der Einheit von ihren Elementen« als soziologische Grundtatsache postuliert. Simmel zieht nur Beispiele aus der menschlichen Gesellschaft heran; da es sich aber hier nicht um eine besondere Eigentümlichkeit von Menschen, sondern um Größen schlechthin handelt, müßte der Satz allgemein gelten.

Auf seine allgemeine logische Form gebracht, würde er etwa lauten: »Kommt den Sammelbegriffen, die eine Anzahl von Einzeldingen als solche umfassen (nicht etwa als Wesensbegriffe aus Abstraktion einzelner Eigenschaften derselben entstanden sind), eine Selbständigkeit zu, die sich in Wesensunterschieden gegenüber ihren Elementen äußert?« Dazu käme die Unterfrage: »Sind auch die abgestuften Sammelbegriffe, die jeweils größere und geringere Mengen umfassen, unter sich wieder wesensverschieden?« Selbst der mittelalterliche Realismus, der, der platonischen Ideenlehre folgend, die absolute Realität der Begriffe zu seinem Grundsatz machte, hat damit nur die abstrahierten, nicht die kollektiven Begriffe im Auge gehabt [6]; Simmel aber müßte konsequenterweise zu diesem Übermaß des Realismus gelangen. Wenn die heutige Logik von »Kollektivbegriffen« handelt [7], stellt sie wohl verschiedene Arten derselben fest: Vorstufen, wo nur die Möglichkeit, von einer bestimmten Masse auf ihre Teile zurückzugehen, gegeben ist, äußerliche und zufällige Einheiten bloßer Stückzahl, Systeme, die zur Basis ihrer Einheit eine kausale Beziehung haben, und endlich solche, die eine teleologische Einheit aufweisen, eine gemeinsame Zweckbeziehung ihrer

---

[5]) S. 74.

[6]) Bei Plato selbst, der eine scharfe Sonderung der Begriffsarten noch nicht kannte, mag man im Zweifel sein.

[7]) Sigwart, Logik, II, 220 f.

Teile oder Mitglieder. In diesen sieht Sigwart aber ausdrücklich nur eine andere Betrachtungsweise der kausalen Verbindung, und gerade am meisten da, wo, wie im Staat — und wir können hinzufügen: in gesellschaftlichen Verbänden überhaupt — die Zusammenfassung aus bewußten, von Zwecken geleiteten Handlungen hervorgeht. Hier müßte doch die verbindende Einheit desselben Zweckes die bleibende Gleichartigkeit, die den ganzen Sammelbegriff allein konstituiert, von selber mit sich bringen. Bei den anderen mechanischen Aneinanderreihungen aber geschieht das erst recht.

Mit der Logik kommt man hier nicht weiter; sie läßt nun einmal keine Brücke von der Quantität zur Qualität schlagen. Aber die Erscheinungen, wie sie doch von Simmel richtig beobachtet sind, fordern eine Erklärung. Sehen wir zu, ob sie sich nicht zunächst in möglichst einfachen und durchsichtigen Verhältnissen der Natur finden, und ob wir von hier aus auch zur Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge gelangen können: denn man soll die Grenzen des Naturerkennens nicht zu ängstlich abstecken. Zunächst nimmt die Volksmeinung, die wir mit ihrem geraden Sinne nicht verachten sollen, für die von Simmel vertretene Meinung Partei. »Er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht«, ist offenbar ein volkstümlich treffender Ausdruck für die Verschiedenartigkeit des Gesamtbegriffes Wald von den Einzeldingen, die ihn zusammensetzen, den Bäumen. Allerdings ist in der Tat ein Wald noch etwas mehr als nur eine Summe von Bäumen; es kommen ungleichartige Elemente, nämlich der übrige Pflanzenwuchs und die Lebewesen verschiedenster Art bis zu den im Boden höchst wirksamen Mikroben, hinzu. Sieht man aber hiervon ab, so liegt doch hier der Fall gerade so, wie bei der Zahl 6: Für unsere Anschauung, und zwar zunächst für die rein physiologische, ist der Wald allerdings eine Einheit; wollen wir ihn aber in seiner Entstehung und in seinen Eigenschaften begreifen, so müssen wir zurückgreifen auf die einzelnen Bäume. Nur kommen diese Eigenschaften und Wirkungen, die schon der einzelne Baum sämtlich besitzt und äußert, in der Vereinzelung nicht zur vollen Geltung, weil entgegengesetzte Naturkräfte sie hemmen oder unterdrücken: die Beschattung des Bodens wird oftmals unterbrochen, die Verdunstung vollzieht sich rascher, die Laubdecke kann sich nicht halten usw. Die Verschiebung in der Qualität ist also nur eine Art Umgruppierung. Latente Eigenschaften, was in diesem Falle nur zurückgedrängte und deshalb verkümmerte bedeutet, kommen unter günstigen Bedingungen, wie sie hier die Vielheit gewährt, zu stärkerer Geltung.

Nehmen wir nach dem reicheren Beispiel der organischen Natur ein einfacheres der anorganischen. Das Meer ist zugleich eine geschlossene Einheitsanschauung und ein Sammelbegriff für eine ungeheure Masse von Wassertropfen [8]). Es kann als Ganzes keine anderen Eigenschaften zeigen, als die aus der mechanischen Summierung der Eigenschaften der Tropfen bestehen. Für ein Infusorientierchen ist übrigens der Wassertropfen wenn auch nicht gerade das Weltmeer, so doch ein Landsee. Allein der iso-

[8]) Sigwarts potentieller Kollektivbegriff.

lierte Tropfen zeigt in der Tat einige Eigenschaften der Kohäsion und Adhäsion, die bei der Massenhaftigkeit des Meeres wegfallen. Hier ist also wirklich eine Qualitätsverschiebung vorhanden, die sich auf die Quantitätsvermehrung zurückführt; aber sie bedeutet nur, daß andere, bisher minder wirksam gewordene Eigenschaften der Wassermoleküle jene früher vorwaltenden verdrängten, ein Prozeß, der diesmal nicht durch äußere Einflüsse, sondern durch innere Vorgänge bestimmt wird. Auch hier liegt die Umgruppierung, die kein Umschlag, keine Wesensänderung ist, klar zutage.

Begeben wir uns nun auf ein Gebiet des Wirtschaftslebens, auf dem zwar menschliches Handeln waltet, aber an natürliche Bedingungen oder an rechnungsmäßige Konsequenzen gebunden ist. Eine eigentümliche Anwendung findet die Verschiebung der Wirkung bei Vergrößerung der Quantität in dem sogenannten Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag [8a]). Hier zeigt sich die Divergenz von Kapital- und Ertragsvermehrung in einer doppelten, regelmäßig verlaufenden und deshalb durch Kurven darstellbaren Weise. Einmal erhöhen sich die Roherträge selber nicht entsprechend der Zufuhr an Dünger und Arbeit; sodann erniedrigen sich die Reinerträge noch mehr als jene, weil gleichmäßig steigende Kosten bei nur langsam wachsenden Roherträgen einen gesteigerten Abzug, schließlich bis zum Verschwinden der Rente, mit sich bringen. Die Gründe liegen also im ersten Fall in dem empirisch festzustellenden Grade der Sättigung, der Aufnahmefähigkeit des Pflanzenwuchses, im zweiten in der ungleichen Zusammensetzung der Kostenbestandteile. Daher ist der Verlauf des kontinuierlichen Prozesses auch in einer Kurve darzustellen oder als eine Differentialfunktion zu berechnen, was das äußerste Widerspiel eines Umschlags ist.

Im weiteren Verfolg dieser Betrachtung stoßen wir hier auf eines der allgemeinsten ökonomischen Gesetze, das Grenznutzengesetz. Denn es beruht zuletzt auf dem Gossenschen Gesetz von der Abnahme des Genußeffektes bei fortschreitender Vermehrung der Genußeinheiten, bis die Grenze der Befriedigung erreicht ist und überschritten wird. Das ist nichts anderes als eine Anwendung des Gesetzes vom abnehmenden Ertrag auf die Konsumtion. Populär wird man freilich gerade hier von einem Umschlag sprechen, wenn nämlich bei überreichlicher Konsumtion der Genuß sich in Übelbefinden verkehrt. In Wirklichkeit handelt es sich aber auch hier um eine kontinuierliche Reihe innerhalb des als Einheitsgröße aufzufassenden Bedürfnisses mit gradueller Abstufung des Genußeffektes bis zum Grenznutzen.

Fassen wir zusammen: Bei einer bloß mechanischen Aneinanderreihung einfacher Elemente wird allerdings, wie bei Druck und Stoß und Tonstärke (hier aber wirkt schon der verstärkende Widerhall mit!) die Ver-

---

[8a]) Man wird es besser das Gesetz vom abnehmenden Kapitalertrag nennen; denn nicht der Boden erträgt weniger, sondern das im steigenden Maße auf ihn verwendete Kapital, wobei die erhöhte Arbeitsintensität dem Kapital gleichzusetzen ist. Denn Arbeit auf den Boden gewendet, schafft Kapital oder leiht ihm den Kapitalcharakter, wenn es sich auch nur um ein rasch umgeschlagenes, also trotz seiner Fixierung an die Scholle höchst mobiles Kapital handelt.

mehrung der Wirkung derjenigen der Ursache proportional sein. Je komplizierter die Vorgänge — im Organismus sind sie am kompliziertesten —, um so größer werden die Divergenzen sein; denn Funktionen, die insgesamt schon in der Einzelerscheinung gegeben waren, aber sich nicht vollständig auswirken konnten, werden bei Vermehrung oder Vergrößerung ausgelöst, während andere, früher wirksame gehemmt werden. Je nachdem die fördernden oder hemmenden Elemente ausgelöst werden, wird sich die Verschiebung nach oben oder unten äußern. Wo es sich hierbei um einen kontinuierlichen Prozeß handelt, versteht es sich von selbst, daß dieser in seinem regelmäßigen Verlauf auch darstellbar ist.

Wo es sich um gesellschaftliche Vorgänge, die uns doch hier allein beschäftigen sollen, handelt, liegt die Sache in manchen Stücken anders als bei Naturvorgängen. Hier hat Simmel die entscheidenden Ausführungen gemacht: Gesellschaft, im ganzen und in ihren einzelnen Gruppen, ist allerdings auch ein Sammelbegriff, eine Zusammenfassung von einzelnen Individuen in unserer Vorstellung. Man könnte zum Beispiel annehmen, daß der Begriff »Straßenbevölkerung«, da sie nur eine räumliche Einheit ohne viele innere Beziehungen darstellt, nur ein Sammelbegriff niedrigster Ordnung wäre, wenn nicht auch sie in ihrem zufälligen Bestande von anderen unzweifelhaft gesellschaftlichen Tatsachen abhinge und um dieses funktionellen Charakters willen selber schon als gesellschaftliche Gruppe, als eine zusammengehörige Einheit anzusprechen wäre [9]). Denn »Gesellschaft« ist noch etwas mehr als ein bloßer Sammelbegriff [10]); sie existiert nicht bloß in unserer Vorstellung, sondern sie ist eine Realität, weil sie der bewußten Zweckverbindung von Menschen, ihrem Willen, der eigentlich allein absolute Existenz beanspruchen kann, entspringt. »Jener Satz Kants«, sagt Simmel [11]), »Verbindung könne niemals in den Dingen liegen, da sie nur vom Subjekt zustande gebracht wird, gilt für die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht, die sich vielmehr tatsächlich in den ‚Dingen' — welche hier die individuellen Seelen sind — unmittelbar vollzieht.« Als Realität ist sie aber eben deshalb nur eine rein geistige, eine Verbindung von Vorstellungen, die schließlich doch jeder Einzelne für sich hat; als Sammelbegriff niederer Ordnung aber umfaßt sie gerade äußerlich reale, greifbare Individuen, die Gesamtheit ihrer Mitglieder.

Für unser Problem, ob die gesellschaftliche Gruppe neue Eigenschaften für sich besitzt, die sich von denen ihrer Mitglieder unterscheiden, scheint zunächst ihre Entstehung aus dem Wollen die Wahrscheinlichkeit zu verstärken, daß dem nicht so ist, da ja die Individuen in der Verfolgung

---

[9]) Siehe oben Kapitel 1.

[10]) Nach Sigwart ein Sammelbegriff teleologischer Art. Ob auf diese Erscheinungen, die als Zweckzusammenhang eine wirkliche Einheit sind, die Bezeichnung Kollektivbegriff anzuwenden ist, nur weil die sie konstituierenden Individuen als solche körperlich getrennt sind, sei hier noch dahingestellt.

[11]) S. 28.

eines einheitlichen Zweckes, der allein das Bindeglied zwischen ihnen abgibt, ihren Willen und die Vorstellungen, aus denen er hervorgeht, summieren. Doch ist dabei folgendes zu erwägen: Von entscheidender Wichtigkeit ist, daß die Gesellschaft zwar real ist und von jedem als Realität, der er sich selber eingeordnet fühlt, empfunden wird, aber doch nur eine Vorstellung ihrer Mitglieder. Denn hier ist ein neues Element eingefügt: die Vorstellung. Alle Gesellschaftsformen sind eben nicht nur von dem Zweck, der sie einheitlich bindet und nach einer Richtung zieht, bestimmt, sondern zugleich von den Vorstellungen modifiziert, die unendlich mannigfaltig sind und die jenen Einheitszweck selber bei den Einzelnen färben. Diese Mannigfaltigkeit ist um so größer, als »jedes Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ist«. Dieses »Außerdem« gibt nicht nur für den Betrachter dem einzelnen gesellschaftlichen Menschen »jedesmal eine besondere Nuance und durchflicht sein soziales Bild mit außersozialen Imponderabilien«, sondern diese mannigfachen auseinanderstrebenden Vorstellungen geben der Gruppe selber ihren Charakter. Dieser Charakter ist zwar aus der Summierung entstanden und zieht den Durchschnitt aus den Summanden; vorher aber war er wegen der Zersplitterung bei den Einzelnen nicht zu bemerken. Simmel selber bemerkt einmal gelegentlich, seinem Hauptprinzip eigentlich zuwiderlaufend[12]): »Wenn die Psychologie der Mitglieder gleich wäre, würde die Wirkung einer Gruppe so genau ihrem Quantum folgen, wie die Energie einer homogenen Materie. Die unübersehbaren individuellen Differenzen der Mitglieder machen dies aber illusorisch.«

Unter allen Vorstellungen ist nun aber die wichtigste die der Masse oder Gruppe selber. Sie kann erst mit dieser selbst entstehen, und insofern fügt sie den bereits vorhandenen Vorstellungen der Einzelnen etwas Neues hinzu, und hieraus vor allem erklärt sich, daß diese als Gesamtheit anders empfinden und handeln als vorher als Einzelmenschen. Aber auch diese durch eine Rückwirkung der Masse hervorgerufene Verschiebung läßt sich unter den jeweiligen Bestand »pro rata« aufteilen. Hieraus erklären sich weitaus die meisten scheinbaren Qualitätsänderungen der Masse: die Masse wirkt als solche durch den Eindruck, den sie auf ihre eigenen Mitglieder macht. Wir rechnen hierzu schon die rein physiologischen Wirkungen der Massen und Gruppen. Auch wenn sie sich nicht zu bestimmten Vorstellungen verdichten, wirken sie schon unmittelbar psychologisch. Gedränge, wirres Geschrei oder leises Murmeln, die schlechte Luft nicht zu vergessen, leihen der Massenerscheinung, obwohl sie sich restlos in Einzelaktionen auflösen läßt, eine eigene Qualität, die die Stimmung der Einzelnen und ihre Willensäußerungen stark beeinflußt. So ist zum Beispiel die feindselige Stimmung Shakespeares, der eine besonders fein organisierte Natur besaß, gegen die Masse hierdurch auffallend stark mitbestimmt. Doch kann diese Art physiologischer Vergiftung, gerade wenn es sich um proletarische oder destruktive Gesamt-

[12]) S. 130.

tendenzen der Masse handelt, auch oft als ein Rauschmittel dienen, wie jedes solches schließlich eine Intoxikation ist.

Andererseits bringt das physische Wohlbehagen, das sich aus einer wohlgeordneten, wohlgesitteten Gesellschaft im erleuchteten, durchwärmten und geschmückten Raum ergibt, ebenso wie das instinktive, die Schwelle des Bewußtseins nicht überschreitende Gefühl der Sicherheit und Einordnung die euphorische Stimmung mit sich. Sie »reißt« den Menschen aus der seinen, die vorher vielleicht recht verdrießlich war, und leiht ihm die Stimmung der Gesamtheit. Immer handelt es sich hierbei um ein zeitliches Nacheinander, was dann den Eindruck des Umschlags und der Verschiedenheit der Gesamtheit von ihren Komponenten erweckt. Die Anzahl solcher instinktiven Eindrücke ist außerordentlich groß und ihre Wirkung von unberechenbarer Wichtigkeit. Ich nenne nur noch den gleichmäßigen Taktschritt und den sich gleichmäßig wiederholenden Ritus, zu denen die Einzelnen zwar völlig gleiche aliquote Teile beisteuern, und die doch als Ganzes wieder die Einzelnen bestimmen, so daß die Summierung erst die Qualität hervorbringt.

Werden nun diese Eindrücke gar zu bewußten Vorstellungen erhoben, so ist ihre Wirkung noch verstärkt; denn nur selten bedeutet die klare Vorstellung eine Bewältigung des Affekts. Darüber hinaus reicht aber die Vorstellung von der Masse und von der eigenen Einordnung in sie, von ihren Zielen, ihren Mitteln. Und wiederum nochmals verstärkt wird dieser Eindruck durch den Nachhall, den jedes Einzelindividuum bei den übrigen findet, sei es, daß er von Einzelnen, besonders von den Hervorragenden, auf die sich der Blick richtet, Führern und Tonangebern, zurückgegeben wird, sei es, daß auch hier die Masse oder Gruppe selbst ihn mannigfaltig zurückwirft. Eine Fülle von wechselseitigen Suggestionen, von bewußter und unbewußter Nachahmung spielt hinüber und herüber und schafft eine scheinbar neue Qualität der Masse. Es sind die eigentlich soziologischen Faktoren im Gegensatz zu der vernunftgemäßen Überzeugung, die der Einzelne, auch wenn er die Gedanken und Absichten einer Autorität bloß nachdenkt, doch sich selber verschaffen muß.

Das näher zu verfolgen, hieße jedoch, die gesamte Massenpsychologie, die bindende Kraft besitzt, auch die, wo die Gemeinschaftsbildung zum Schluß sich in Zersetzung äußert, aufrollen. Nur ein Hauptbeispiel Simmels sei noch zur Erläuterung herbeigezogen. Es betrifft die geringe Moral von Verbindungen jeder Art, die sich als solche Handlungen erlauben, die das einzelne Mitglied entrüstet von sich ablehnen würde. Simmel, der hierin die Distanz zwischen den Eigenschaften der einzelnen und der Gruppe bis zur Karikatur gesteigert sieht, führt diese alltägliche und zugleich durch die Geschichte tausendfältig belegte Erscheinung zurück auf das geschwächte Verantwortungsgefühl des Einzelnen, das die Vielzahl als solche mit sich bringt. Aber man mache die Gegenrechnung: Verbände sind erfahrungsgemäß auch meistens freigebiger, als es die einzelnen Mitglieder für sich, zusammengerechnet, sein würden. Das könnte man noch allenfalls zur geschwächten Verantwortung gegenüber dem gemeinsamen Vermögen rechnen. Aber

Gruppen überhaupt zeigen auch oft und gerade im Moment ihres Zusammentretens nach vorhergehender Mutlosigkeit der Mitglieder eine erhöhte ethische Gesinnung, persönliche Opferfähigkeit, heroische Entschlüsse. Dies ist das Geheimnis jeder Aristokratie; aber auch Demokratien leben geradezu von der Tradition solcher großen, meistens legendarisch verklärten Augenblicke. Und schließlich gehört die Ausbildung aller Sitte und Ehre hierher. Daß ihre Wirksamkeit tatsächlich größer ist als die der individuellen Moral, verdanken sie eben ihrem soziologischen Charakter. Wenn nun in allen Versammlungen die hohen und niederen Entschlüsse einander ablösen, wie es am deutlichsten die Geschichte des römischen Senats, aber auch die aller Parlamente zeigt, so daß nie belehrt die edelsten Mitglieder schmerzlicher Enttäuschung zum Opfer fielen, so zeigt das nur, daß potentiell jederzeit die eine wie die andere Moral in den Mitgliedern vorhanden war, daß es der besonderen Anlässe, oft nur der Augenblicksstimmung bedurfte, um die eine oder die andere zur Geltung zu bringen. Bei diesen Stimmungen wird die Tatsache der Vereinigung selber, der Hinblick auf die Gruppe und ihre vorausgesetzte Überlieferung — denn Gruppen wirken nicht nur wie Massen als Momentgebilde sondern als Dauerinstitutionen — den Ausschlag geben. Man schämt sich bald vor ihr und auch für sie, bald findet man sich durch den Rückhalt, den sie gewährt, bis zur Begeisterung gehoben, bald fühlt man sich durch sie entlastet, oder auch, man resigniert sich ihr gegenüber, von den äußeren anstachelnden oder deprimierenden Umständen, die sie mit sich führt, vom sogenannten »Milieu«, ganz abgesehen. Immer unterstellt sich hierbei der Einzelne der Sache, die er als Zweck der Vereinigung kennt. Er tut es selbst dann, wenn er unter der Hand dabei seinen eigenen Vorteil im Auge hat.

Diese Unterstellung kann ebenso oft wertvoll wie wertmindernd sein. Jedenfalls unterscheidet sich die Qualität der Gesamtheit nicht von den summierten Qualitäten der Einzelnen, zumal jeder in ihr mit einer Teilquote seines sonst ungeteilten moralischen Selbst in Frage kommt.

Zusammenfassend kann man also sagen, daß Massenvorstellungen und die ihnen entsprechenden Handlungen allerdings etwas Neues und Verändertes sind gegenüber den Vorstellungen und den Handlungen der einzelnen Subjekte, die die Masse zusammensetzen, wie sie vor der Agglomeration waren, weil sowohl die physiologischen Wirkungen wie vor allem die Vorstellung der Masse selber neue wirkende Ursachen sind, daß hingegen bei einer bestehenden Masse zwar mannigfaltige Seelenstimmungen durcheinandergehen, daß aber das ganze der Summe der einzelnen mit ihren positiven und negativen Vorzeichen entspricht und sich restlos unter sie verteilt. Die Vielheit, die Quantität wirkt also als Ganzes und bringt Verschiebungen zu Wege; aber sie wirkt nicht als logische Kategorie, sondern psychologisch, indem sie bestimmte Seelenerscheinungen, die potentiell in den Einzelnen bereits insgeheim vorhanden sind, auslöst, und weil sie selber eine Vorstellung ihrer Mitglieder ist.

III. Die „organisierte" Gesellschaft.

Bloße Bilder, die äußerliche Ähnlichkeit vergleichen, um auf eine innerliche zu deuten, üben wohl einen ästhetischen Reiz aus und gehören in die Dichtung; aber sie dienen keinem wissenschaftlichen Zweck. Der Schmetterling, als Symbol der Unsterblichkeit, ist ein von alters gebrauchtes schönes Sinnbild; zur Erklärung des Problems aber trägt er nichts bei[13]). Sobald jedoch die Unterlage eines Vorgangs auch nur zum Teil mit der eines anderen übereinstimmt, findet gemeinhin ein »analoger« Verlauf beider Reihen statt. Wir vermuten ihn wenigstens und finden ihn gewöhnlich in der Erfahrung bestätigt. Wo Abweichungen stattfinden, sind sie bestimmt durch die Mannigfaltigkeit der übrigen Elemente und sind lehrreich, weil sie die Modifizierbarkeit des Grundelementes zeigen. So kann in der Tat der Schmetterling als Beispiel für jede andere organische Entwicklung dienen, da alle seine Bestandteile gleichsam eingewickelt bereits in der Raupe liegen, und wir haben ein Recht, eine analoge, wenn auch stark modifizierte Entwicklung in anderen höheren und niederen Organismen anzunehmen.

Eine solche Analogie ist also nur die Verallgemeinerung eines Sonderbeispiels. Aber auch weitergehend ist die Analogie da zu verwenden, wo zwar die Grundelemente verschieden sind, jedoch der bisherige Verlauf der fraglichen Erscheinungen, auf sein allgemeines Schema zurückgeführt, gleich oder ähnlich ist. Wir schließen dann auch auf einen weiteren entsprechenden Verlauf der beiden Reihen und halten uns für berechtigt, beide unter einem Oberbegriff zusammenzufassen.

Auf solche Weise kann man in der Tat geistige und körperliche Vorgänge miteinander in Parallele stellen: Aus der Natur der Kausalverbindung, wie sie sich in der Körperwelt geltend macht, folgt auch in der geistigen die Ideenassoziation, Spinozas große Entdeckung. Aus dem allgemeinen Begriff der Entwicklung müssen sich ebenso Anwendungen hier wie dort ergeben. Wo vollends ein gleiches materielles Moment zugrunde liegt, liegt auch die Verwendung der Analogie noch näher: Der Kampf ums Dasein führt sich auf das gleiche allgemeine Prinzip der Selbstbehauptung gegenüber widerstrebenden und hemmenden Außenmächten zurück, gleichviel, ob er sich auf physiologischem oder psychologischem Boden abspiele, und Simmel hätte in seiner schönen Abhandlung über den »Streit« unbedenklich auch die naturwissenschaftlichen Analogien herbeiziehen können; er hätte damit die Beweiskraft seiner soziologischen Ausführungen nur verstärkt und sie weiter veranschaulicht. Auch Auslese und Anpassung führen hier wie dort zu den gleichen Erscheinungen.

Im Grunde sind diese wirkenden Mächte, die teleologische Ursachen darstellen und ein gestelltes Ziel bereits voraussetzen, überall aus der Beobachtung der Gesellschaft entlehnt und dienen den Naturwissenschaften nur nach dem Prinzip der Analogie zur Erklärung von Naturvorgängen.

---

[13]) Kants Kritik der Ideen Herders.

Da sie aber dort eine fruchtbarere Anwendung gefunden haben, die sich sofort veranschaulichen läßt, findet jetzt die Rückübertragung statt. Aber auch sonst werden sich die Geisteswissenschaften mit Vorteil an den weiter fortgeschrittenen Naturwissenschaften, jedoch mit gebührender Vorsicht, orientieren können. So ist vor allem der Begriff des »Organismus« zunächst ein körperlicher, und als solcher fest bestimmt; aber er hat in der Geschichte der Staats- und Gesellschaftswissenschaften von alters her eine große Rolle gespielt. Sie mag bisweilen verhängnisvoll gewesen sein, aber sie ist eine historische Tatsache als solche, und die immer wiederkehrenden, an die bedeutendsten Namen der Gesellschaftswissenschaft geknüpften Versuche, die inneren Zusammenhänge der Gesellschaft auf solche Weise begreiflich zu machen, sind jedenfalls nicht schlechthin als Irrweg zu bezeichnen.

Der Vergleich des Staates mit dem menschlichen Körper, der sich durch die ganze Geschichte der Staatswissenschaften zieht, weist drei Strömungen auf, die sich in ihm gleichmäßig geltend gemacht haben. Sie rühren von Plato, von Paulus, von dem Bedürfnis der Juristen, sich eine juristische Person, einen »Körperschaftsbegriff« zu konstruieren, her. Dennoch scheint das Wort »Organnisation« und folgerichtig »Organismus« erst spät in den Staatswissenschaften angewendet zu sein. Kant[14]) führt an, daß »man sich bei der neuerlich unternommenen Umbildung eines großen Volkes — es ist die amerikanische Union gemeint — zu einem Staat sehr schicklich des Wortes ‚Organisation' bedient habe«.

Die Verwendung für die Gesellschaft vollends erscheint noch Jellinek beinahe als eine willkürliche Seltsamkeit. Doch gerade hier scheint der Sprachgebrauch, der sich stets in Bildung von Analogien gefällt und damit so oft der Wissenschaft vorarbeitet, sich völlig entschieden zu haben. Er setzt, jedermann verständlich, eine mechanisierte und eine »organisierte Gesellschaft« einander entgegen. Beides sind Bezeichnungen, die den Naturwissenschaften entlehnt sind und völlig in ihrem Sinne auch hier gebraucht werden. »Mechanisch« in bezug auf Staat und Gesellschaft erläutern wir wohl genauer als »atomistisch-individualistisch«. Ein äußerer Wille faßt hier ganze Gruppen zusammen und verwendet sie, wie der despotische Staat oder auch die autokratisch geleitete Großunternehmung ihre Beamtenschaft. Hieran ändert sich auch nichts, wenn jener Einheitswille die ausgesprochenen oder gemutmaßten Zwecke der Einzelnen vormundschaftlich besorgt, solange jenen sowohl die Verbindung untereinander wie die selbständige Mitwirkung fehlt. Ein »teleologischer Einheitsverband«[15]) liegt aber gerade hier unzweifelhaft vor. Der Zweck wie die Einheit ist in solchen Fällen gerade besonders stark betont. Sie sind aber nur von außen gesetzt. Ein solcher Mechanismus braucht gar nicht atomistisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein; die Gesellschaft braucht hier gar nicht zu Staub zerrieben zu sein;

[14]) Kant, Kritik der Urteilskraft II.

[15]) Die Definition Jellineks, zu der er nach Bekämpfung des Begriffs »Organismus« gelangt. (Staatslehre.)

im Gegenteil kann er sich als ein höchst kompliziertes Kunstwerk darstellen; er gleicht dann einem Uhrwerk oder einem zusammengesetzten Automaten, in dem auch ganze Gruppen von Einzelteilen zu dienenden Abteilungen zusammengefaßt sind, die eigene Maschinen scheinen, die aber insgesamt nur zur Erreichung des einen Zwecks der Gesamtmaschine ineinander greifen, wie man sich an der Konstruktion eines Automobils überzeugen kann. Denn darauf kommt es an, daß die einzelnen Bestandteile zu einem beabsichtigten Einheitseffekt geordnet sind, und daß jeder seine hierdurch bestimmte Stellung ohne eigene Selbstbestimmung angewiesen erhalten hat. Der russische Tschin wie eine zentralisierte Großunternehmung zeigten die feinste Arbeitsteilung, die sich wieder in mannigfachen Stufen der Arbeitsvereinigung, in Bureaus, Ministerien usw. äußert. Man nennt bisweilen lässig auch eine solche Ordnung eine Organisation; aber man sollte doch nur von einem künstlichen Mechanismus sprechen.

Unter diesem steht noch die bloße Anhäufung, das Konglomerat, das man ja auch als »mechanisches Gemenge« bezeichnet[16]). In ihm gibt es weder Gruppen, noch bestimmt sie auch nur ein äußerer, geschweige denn ein innerlicher Einheitswille, der jedem seine Aufgabe und seinen Platz zuweist. Dennoch wird man selbst hier von einer gesellschaftlichen Erscheinung reden, weil auch eine solche Anhäufung von gesellschaftlichen Bedingungen ihrerseits abhängt.

Sobald derselbe Haufe dagegen ein »Auflauf« ist, in dem die Einzelnen, wäre es auch nur aus Neugier, ein gemeinsames, ihnen innewohnendes Interesse zum Grund ihrer Vereinigung haben, wo sich die Einzelnen untereinander anfeuern, wo einzelne Sprecher oder Rufer der Gesamtstimmung Ausdruck geben und sich zu »Wortführern« aufwerfen, da handelt es sich um eine zwar noch sehr rohe Form von Organisation, aber doch schon um eine solche. Man erkennt hieraus, daß zwar eine organisierte Gesellschaftsform an sich einer unorganisierten, mechanischen überlegen ist, daß es aber in den beiden Reihen eine Reihenfolge gibt nach Bestandsfestigkeit in sich, nach Leistungsfähigkeit, nach Bedeutung der Zwecke, kurz nach dem, was wir objektiven Wert nennen. Die hohe Stufe der minderen Gattung ist wertvoller als die niedere der entwickelten[17]).

Der moderne Fabrikbetrieb stellt ein vollendetes Kunstwerk dar, jedoch ein durchaus mechanisches, und bekanntlich legten die Unternehmer selber die längste Zeit den höchsten Wert darauf, daß in ihm nur »ein Wille herrsche«, eben der des Unternehmers. Sie sahen also in der mechanischen Ordnung das Vollkommene schlechthin: Es ist nur ein scheinbarer Wider-

---

[16]) Siehe oben Kapitel 1.

[17]) Dieser objektive innewohnende Wert, der sich auf Überlegenheit gründet, hat natürlich nichts mit der »Wertfreiheit« zu tun, wie sie Max Weber für die wissenschaftliche Betrachtung fordert. Über die stets vorhandene Abhängigkeit des Begriffs »Entwicklung«, also auch des »Organismus« vom Wertbegriff, was allein den Unterschied von bloßer »Veränderung« ausmacht, vgl. Rickert, Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 3. Aufl., 457 f. u. 472 f.

spruch, daß er von den »Organen« — auch ein Wort, das man hier ebenso in seinem uneigentlichen Sinne gebraucht —, seines Wollens zugleich nicht nur hohe Intelligenz, sondern auch starkes Wollen und unter Umständen selbstverantwortliches Handeln forderte; denn sie übten auch dabei nur fremde Autorität aus und fanden selbst ihre eigene abgeleitete Autorität durch diesen Rückhalt um so stärker. Die moderne Großunternehmung hat dieses Problem ebenso, wie es schon früher die Berufsheere und die Gesellschaft Jesu getan haben, praktisch gelöst. Die Zurückführung auf Maß und Zahl im gesamten Prozeß ist hier vollkommen durchgeführt; im Taylor-System, das auch die persönlichen Anlagen zu messen und demgemäß einzustellen lehrt, hat diese Mechanisierung ihre letzte Konsequenz gezogen[18]). Ihr eigentliches Symbol aber und zugleich eines ihrer wirksamsten Mittel ist die Kontrolluhr. Das starke, jedoch nur kurz dauernde Widerstreben der Arbeiter gegen sie erklärt sich nicht daraus, daß sie etwa den Verlust kleiner unrechtmäßiger Vorteile fürchteten, denen ja die ständige Gefahr größerer Nachteile gegenüberstand, sondern aus dem instinktiven Gefühl, daß hier die Entseelung oder »Entpersönlichung« der Arbeit besiegelt werde, was freilich gerade in der Richtung der Doktrin von Karl Marx und seiner Zurückführung des Wertes auf ein Quantum von Arbeitszeit liegt.

Sobald nun aber die Arbeiter, ihrer eigenen selbständigen Zwecke und deren Gemeinsamkeit bewußt, sich verbinden, Ausschüsse wählen, Geschäftsführer bestimmen, nennt man sie »organisiert«, und wenn dieser Verband Einfluß auf die Betriebsleitung im ganzen oder auch nur auf bestimmte Teile derselben gewinnt, organisiert sich stufenweise auch diese. Nur die Wechselwirkung der einzelnen Teile untereinander und mit dem Ganzen, das sie bilden und in bezug auf welches sie allein »Arbeiter« sind, was sie auch sonst als Individuen noch außerdem sein mögen, macht das Wesen der »Organisation« aus. Als Wechselwirkung ist hier eine aktive Teilnahme zu verstehen, nicht bloß eine passive gegenseitige Beeinflussung, wie sie schon die mechanische Arbeitszerlegung bildet, die den einen auf den anderen angewiesen sein läßt.

Die andere Form der Arbeitsteilung, die sich in der Berufsspezialisierung äußert, läßt von vornherein den von ihr Betroffenen ihre Selbständigkeit; der »Markt«, ein abstrakter Begriff, setzt sie allein in Verbindung; sie sind Konkurrenten. Die Konkurrenz aber ist eine der frappantesten Äußerungen der geistigen Mechanisierung, so viel neue, jedoch rein individualistische, psychologische Eigenschaften auch durch sie wachgerufen und gezüchtet wurden; denn sie beruht auf der Objektivierung der Inhalte des Verkehrs,

---

[18]) Im Taylorsystem findet die Anschauung Rickerts, daß auch die psychischen Vorgänge, die sich zunächst nur qualitativ auffassen lassen, doch auch quantitativ sich ausdrücken lassen, ihren praktischen Beleg. Natürlich hat das aber mit einem Umschlag von Qualität in Quantität, was ebenso widersinnig wäre wie der oben widerlegte umgekehrte Umschlag, nichts zu tun. Die Qualitäten haben eben nur bestimmte quantitative Folgen. Nur diese sind meßbar.

der Waren. Sie konnte in einem nennenswerten Umfange erst einsetzen, als die mittelalterliche abgestufte und organisierte Gesellschaft zerfiel und damit der Markt als solcher eine veränderte Bedeutung gewann. Sobald sich aber Konkurrenten verbinden, so schafft der gemeinsame Zweck auch hier eine Organisation, und wenn der Markt selbst eine Form erhält, die eine beständige Verwaltung durch Beteiligung seiner Mitglieder bedarf, so ist auch er organisiert. Man darf daher von dem feinen Organismus der Börse oder der großen Londoner Sales sprechen; das Submissionswesen hingegen ist eine raffinierte Form des Mechanismus, da es nur von außen bestimmt ist und die Persönlichkeit völlig ausschließt. Die Funktionen jener wirtschaftlichen Organismen selber, also hier die Preisbildung, vollziehen sich jedoch völlig mechanisch, gerade so wie die Glieder es tun, wenn sie ihre Kraft nach außen zeigen. Mögen noch so viel persönliche und Massenstimmungen dabei mitsprechen, in ihrem Wesen sind sie gleichsam verleugnet; denn auch sie erscheinen objektiviert: sie werden unter die einheitlichen Namen »Angebot und Nachfrage« mechanisch-systematisch gebracht. So ist die herrschende Werttheorie, die Grenznutzenlehre in ihrem Ausgangspunkt zwar subjektiv-psychologisch und benennt sich selbst hiernach und läuft doch ganz konsequent auf ein mechanisches Vergleichen von Quantitäten hinaus.

Überhaupt wird die Soziologie als eine »nomothetische Wissenschaft« gerade so wie die Naturwissenschaften letzten Endes immer nach mechanischer Erklärungsweise, wo sie eine solche nur erreichen kann, hinstreben. Der Unterschied gesellschaftlicher Verbindungen von natürlichen besteht zwar darin, daß in ihnen der Zweck wirkliche konstitutive Ursache ist, während bei Gegenständen der Natur die Zweckmäßigkeit nur ein heuristisches Prinzip darstellt. Die teleologische Betrachtung in der Natur geht deshalb von oben nach unten; nähme man sie als Realität, so würde die tatsächliche Kausalverbindung und ihr zeitlicher Ablauf umgestülpt[19]); in der Gesellschaft geht sie dagegen den richtigen Weg. Trotzdem suchen wir auch hier nicht bei ihr stehen zu bleiben. Denn die menschlichen Zwecke selber sind ihrerseits wieder motiviert sowohl durch Ursachen, die im triebhaften Empfindungsleben wurzeln, wie durch solche, die von außen als Stoff unseres Handelns selber an uns herantreten. Daher bleibt es die Aufgabe der Soziologie, nachdem sie zuvor den Aufbau der Gesellschaft aus den Zwecken verfolgt und ihre einzelnen Formen auf ihre Zweckmäßigkeit als auf ihr innewohnendes Prinzip geprüft hat, diese Zwecke selber wieder auf ihre Ursachen zurückzuführen und sich hiermit auf Psychologie zu gründen. Die Zweckmäßigkeit ist also für sie zwar mehr als ein bloßer Hilfsbegriff; aber sie ist nicht ihr letztes Wort. Deshalb kann sie auch nie von einer Wertung der einzelnen Erscheinungen absehen; nur darf sie den Maßstab einer solchen nie von außen an sie heranbringen, sondern ihn nur aus der Funktion des Einzelnen im ganzen schöpfen. Andernfalls verfällt sie in Tendenz.

---

[19]) Siehe Rickert, 457 f.

Die Gesellschaft in ihrem Bestande zeigt also eine bunte und wechselnde Mischung von mechanischen und organischen Bestandteilen, und in ihren Funktionen wird sie immer den Mechanismus in weitem Umfang zeigen. Nichts zu schaffen hat jedoch diese Unterscheidung mit dem Gegensatz rationaler und irrationaler Mächte im Sozial- und Wirtschaftsleben [20]). Gerade im Wirtschaftsleben macht sich da, wo mechanische Quantitätsverhältnisse schalten, das irrationale Element stark geltend; sie sind auch nur in ihrer Substanz, nicht in ihren Wirkungen unmeßbar. Imponderabilien geben nach Bismarcks Wort im Völkerleben überall den Ausschlag. Das gilt auch für alle Organisationsformen der Gesellschaft.

Wie überall sehen wir auch in der Entwicklung der Gesellschaft Strömungen und Gegenströmungen. Auf der einen Seite wird ihr Leben immer »mechanischer«, weil in ihren Beziehungen das Individuum als unteilbares Ganzes immer mehr ausgeschaltet und als Objekt angesehen wird, was damit zusammenhängt, daß es für sie jeweils nur mit einem Teilinhalt seines Wesens in Frage kommt. Eben hierdurch »vergesellschaftet« sich aber die Gesellschaft auch immer mehr; durch solche Zerteilung wird es immer leichter, diese Teile als Summanden in gemeinsamen Klammern zusammenzufassen; also werden die Wechselbeziehungen innerhalb ihrer immer häufiger und mannigfaltiger. Das gilt ebenso von ihren mechanischen, von äußerem Willen bestimmten, wie von ihren organischen, durch eigenen inneren Willen bewegten Gruppen. Man hat deshalb für diesen Vorgang wohl eine neue Bezeichnung: Apparat und Verapparatung, gewählt, ein Wort, das nur die Entpersönlichung bedeutet. Daher rühren denn auch die immer erneuten, nur scheinbar sich widersprechenden Klagen, daß einerseits die Gesellschaft immer individualistischer, das heißt hier atomisierter, wird, andererseits für »Individualität« keinen Platz mehr biete.

Auf der anderen Seite wächst seit langem das Bestreben, diese Gruppen und Verbände autonom zu machen. »Alles will sich heute organisieren«, ist eine täglich gehörte Redewendung. Seit St. Simon und A. Comte, also seit der Entstehung einer selbständigen Soziologie überhaupt, hat man sich gewöhnt, die Gesellschaftsepoche seit der französischen Revolution, auch wenn man diese nicht bloß als Ergebnis und Triumph einer zersetzenden metaphysischen Weltauffassung ansieht, als eine bloße Zwischenperiode zwischen zwei organisierten Weltepochen aufzufassen. In der Tat besaß der Feudalismus eine im höchsten Maß organisierte Gesellschaft, und seine Lobredner haben hieraus immer ihre Hauptargumente hergeleitet. In ihm wie in seinem Gegenbilde, der katholischen Kirche, werden die geistigen und die materiellen Momente fast lückenlos einheitlich zusammengefaßt; die Treue wird zur Grundlage, zum eigentlich bindenden Prinzip gemacht, und

---

[20]) Hier ist das Wort im Sinne von irrationellen Zahlen gemeint oder von Ponderabilien und Imponderabilien, die sich nicht auf Maß und Zahl zurückführen lassen. Versteht man hingegen unter irrationell das Unvernünftige, so ist vollends klar, daß es überall vorkommt und meistens, wenigstens vorübergehend, herrscht.

im Landbesitz, im »Lehen«, eine zweite, jedoch von jener abhängige wirtschaftliche Grundlage hinzugefügt. Insoweit ist der Feudalismus im Prinzip sogar die vollkommenste Form der Vergesellschaftung; und die katholische Kirche, St. Simons und Comtes Vorbild, beansprucht, das dauernd zu sein; sie konnten jene Klippe der Zerspaltung des Individuums vermeiden, während alle heutigen Organisationen, wie wir sahen, diese Zerspaltung nur immer mehr fördern.

Warum trotzdem jene Organisationen unzulänglich sind und zumal der Feudalismus schließlich am entgegengesetzten Ende, bei einem chaotischen Zustand der Gesellschaft anlangte, während die Kirche umgekehrt die Selbsttätigkeit des Individuums in ihrem Aufbau so gut wie ausschaltete, ihr freilich nach anderen Richtungen einen großen Spielraum eröffnete, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. Der Sozialismus, auch wo er nicht in den idealistischen Bahnen St. Simons, sondern in denen des Geschichtsmaterialismus wandelt, möchte ja jene verlorene Einheit wiederherstellen und verwahrt sich eifrig gegen den Vorwurf, eine mechanisierte Gesellschaft herstellen zu wollen. Einstweilen ist aber nicht abzusehen, wie er ohne die Zerstörung bisher wertvoller, als Organismen anzusprechender Organisationen, die er insgesamt in einer einzigen zu verschlingen trachtet, auskommen würde. Jedenfalls ist auch der Prozeß, mit dem er sich nach Marx automatisch durchsetzen möchte, gleichviel, ob Evolution oder Revolution, ein mechanischer.

Die bisher erörterten Tatsachen, die sachlichen Unterschiede und die bestimmten Reihenfolgen der gesellschaftlichen Formen dürften wohl als solche zugestanden werden; auch der Sprachgebrauch, insbesondere der Sinn der Worte »organisieren« und »Organ«, steht fest, wenn er auch nicht immer konsequent eingehalten wird, was man von der Sprache auch nicht verlangen darf. Die Frage ist nur, ob diese Bezeichnungen und vollends ihre Konsequenz das Wort »Organismus« für gesellschaftliche Beziehungen mit Recht angewandt werden, da sie doch immer eine Vergleichung mit dem entgegengesetzten Daseinsgebiet, der körperlichen Natur, enthalten. Handelte es sich nur um Worte, so wäre dem Streit leicht abgeholfen. Wir brauchten für »Organisation« nur das gute, die Eigenart der Organismen genau zum Ausdruck bringende Wort »Gliederung« zu verwenden und sie der bloß mechanischen »Einteilung« entgegenzusetzen. »Mitglied« freilich hat schon eine unbestimmtere Bedeutung, indem es für die Teilhaberschaft an einer Verbindung schlechthin gebraucht wird; ebenso werden »Organe« auch die unselbständigen Werkzeuge fremden Willens genannt, und sind jedenfalls etwas anderes als »Glieder«, indem man bei Organen immer zuerst an die Funktion, bei Glied an die Einfügung in ein Ganzes denkt. Das Ideal einer einwandfreien und wandellosen Terminologie[21]) ist eben unmöglich zu erreichen, weil sich die Sprache immer wieder des wissenschaftlichen Begriffes bemächtigt und an ihm ihr gutes Recht der Ausdehnung, der Übertragungen,

---

[21]) Siehe hierüber Knapps Einleitung zu seiner Staatlichen Theorie des Geldes.

der Bildhaftigkeit übt. Hier liegt aber auch kein Streit um Worte, sondern ein Gegensatz in den prinzipiellen Anschauungen von Staat und Gesellschaft vor, der wiederum auf den Gegensatz der beiden großen Weltanschauungen zurückführt [22]).

Eine Vereinbarung ist nur zu erreichen, wenn wir das Wesen des Begriffs Organismus uns zuvor klar machen, woraus sich dann die Möglichkeit seiner ausgedehnten Anwendung ergeben müßte. Kant [23]) hat das Wesen des Organismus zunächst scharf dahin bestimmt, daß die Kausalität seines Ursprungs nicht im Mechanismus der Natur, der vom Verstand allein erkannt werden kann, beruht, sondern daß er nur als Zweck möglich sei. Hierbei kommt — wie wir schon sahen — nur ein immanenter Zweck überhaupt in Frage. Kant hatte in einer Zeit, wo die Wolfsche Philosophie herrschte, noch nötig, eingehend eine Beurteilung der Natur als ein System ihr von außen gesetzter Zwecke, die sich zuletzt alle auf die Menschen beziehen, zu widerlegen [24]). Er hat ebenso die Anwendbarkeit des Begriffs »Zweckmäßigkeit« für alle mathematischen und mechanischen Regeln deshalb, weil sie zur Auflösung vieler weiterer Aufgaben dienlich sind, abgelehnt, obwohl man auch hier wohl von einer technischen Zweckmäßigkeit rede [25]). Mechanismus und Organismus sind hierdurch scharf getrennt. Dieser immanente Zweck aber ist für uns nur ein Erklärungsgrund der inneren Form des Dinges; nichts berechtigt uns dazu, auch die Existenz dieses Dinges auf einen Zweck zurückzuführen. Diese Unterscheidung von Zweckmäßigkeit und Zweck, die das Grundthema der ganzen Kritik der Urteilskraft ist, gehört in das große Bereich des »als ob«. Es geht daraus hervor, daß diese Erklärungsart überall erst einsetzen darf, wo die mechanische Naturerklärung versagt.

Genauer wird das Wesen dieser besonderen Art von Kausalität von Kant dahin bestimmt, daß ein Ding von sich selber Ursache und Wirkung ist. Die Reihe der Kausalverbindung geht also sowohl abwärts wie aufwärts. Es ist dies die Definition, die mit geringen Abwandlungen dann für den Organismus gültig geblieben ist. Kant erläutert sie dahin, daß der Organismus, zum Beispiel ein Baum, sich als Gattung beständig erhalte, indem er einen anderen derselben Gattung erzeuge, daß er weiterhin auch als Individuum durch Assimilierung fremder Stoffe sich beständig erzeuge, also wachse, daß drittens auch die Erhaltung der einzelnen Teile von der Erhaltung der anderen abhänge, was er auch als eine Art Selbsterzeugung der Teile ansieht. Auf die Beziehung der Teile zum Ganzen legt er weiterhin den Nachdruck: Nicht im Organismus allein sind die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich (ihrem Dasein und der Form nach); das gilt vielmehr ganz ebenso vom Mechanismus, wenn er ein absichtliches Kunstwerk ist, zum Beispiel von den ineinandergreifenden Rädern der Uhr —; sondern die Teile müssen sich eben dadurch erst zur Einheit des Ganzen verbinden, daß sie voneinander

---

[22]) Jellinek, Staatslehre 166.

[23]) Kritik der Urteilskraft II, §§ 64 u. 65.

[24]) § 67. [25]) § 68.

wechselseitig Ursache und Wirkung sind, weil nur so die Idee des Ganzen als Erkenntnisgrund — und nur als solcher, nicht als reale Ursache — der Einheit des Mannigfaltigen in ihm dienen kann. So wird dann jeder Teil so gedacht, daß er nur durch alle übrigen da ist, aber auch um der anderen und um des Ganzen willen existiert. So sind die Teile sich wechselseitig hervorbringende Organe, der Organismus selbst ein organisiertes und sich selbst organisierendes Wesen. Indem er die Bezeichnung als Kunstwerk folgerichtig ablehnen muß, glaubt Kant »dieser unerforschlichen Eigenschaft« näher zu treten, wenn er sie ein Analogon des Lebens nennt [26]).

Kants Ausführungen haben die Ansichten aller Späteren bestimmt. Es genügt, Sigwart anzuführen [27]), dessen Begriffsbestimmungen immer zugleich die vorsichtigsten und die genauesten sind. Gegen die Verdinglichung der immanenten Zwecke hätte sich Spinoza selber nicht ablehnender verhalten können. Die Verwendung des Zweckbegriffs bei der Erklärung der Organismen rührt ihm nur daher, weil wir den Kausalzusammenhang solcher komplizierten Erscheinungen, ihre Entstehung als Ganzes aus der Kombination der einzelnen Teile nicht einsehen, weshalb wir dann dieses Ganze als Ausgangspunkt nehmen und nun fragen, welche Mittel diesen tatsächlichen Erfolg hervorbringen. Diese Art, die Natur gleichsam von hinten zu lesen, hat dann freilich einen großen heuristischen Wert; aber sie hat ihn nur zur Aufdeckung der kausalen Beziehungen. Es ist also wieder eine Erklärung des Zusammenhangs unter dem Gesichtspunkt des »als ob«. Daß aber eine solche Erklärung sehr fruchtbar sein kann, führt Sigwart sogleich an dem Begriff des »Individuums« durch. Denn von einem solchen können wir nur sprechen, wo eine bestimmte Beziehung zwischen der Einheit des Ganzen und der Vielheit der Teile besteht, wo der Zweck des Ganzen die Zusammenfassung notwendig macht und darum die Einheit nicht willkürlich und zufällig ist [28]). Denn die bloß räumliche äußerliche Abgrenzung gibt nur Stücke, nicht Individuen. Bei den Organismen insbesondere kommt der kontinuierliche Wechsel der einzelnen stofflichen Bestandteile hinzu, so daß nur die Form der Teile wie des Ganzen das Konstante bleibt. Einer Anwendung dieser Begriffe

---

[26]) Logik II, 216 f.

[27]) Charakteristisch, wie Kant die Bezeichnung dieser Kraft als Leben selber ablehnt; denn Leben fällt ihm mit Beseelung zusammen, und so müßte sich die Seele den Körper bauen. Er scheut eben jeden Rückfall in die Metaphysik. Im Grunde bleibt jede teleologische Erklärung aber doch ein Notbehelf, ein Lesen der Reihe von oben nach unten. Wenn man auch die Hoffnung aufgeben muß, tatsächlich mit Descartes die organisierten Wesen aus dem Mechanismus zu erklären, — im Prinzip läßt sich nicht darauf verzichten. Die Zweckmäßigkeit ist ihm aber nur ein regulativer, kein konstitutiver Begriff und hat nur in der »Idee des Beurteilenden« ihren Grund. Schopenhauer und die Neovitalisten, sonst in Kants Bahnen wandelnd, sind vor diesem Schritt in die Metaphysik nicht zurückgeschreckt.

[28]) Ob freilich bei dieser Definition die Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit, die doch vor allem zur Eigenart des Individuums gehört, genügend zur Geltung kommt, möchte ich bezweifeln.

auf menschliche Verbände ist Sigwart allerdings abgeneigt; die saubere Klassifikation, die er wünscht[29]) und die schon die organische von der anorganischen Welt sondert, läßt vollends die äußerlich wahrnehmbaren Wesen von den psychischen durch eine Kluft getrennt erscheinen. Eine solche Trennung scheint ihm freilich nur ein Notbehelf, solange die Beziehungen der geistigen Tätigkeiten zu den organischen im Dunkel sind, die Philosophie werde immer wieder zu Hypothesen greifen, die ihrem Bedürfnis nach Einheit entsprechen. Man könnte hinzufügen: Wie viel mehr wird sie, wo der logische Unterbau der gleiche ist, zu einheitlichen Bezeichnungen greifen.

Die eigentlichen Naturforscher können sich ohne weiteres einer Zurückführung ihrer Begriffe auf allgemeine Verstandeskategorien entschlagen; um so entschiedener betonen sie als das Wesen des Organismus Selbsternährung und Fortpflanzung, oder noch präziser sehen sie den Unterschied vom Mechanismus ausschließlich in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren[30]), was dann eben zur Erhaltung des Individuums und der Gattung führt.

Wenn wir dann die genaueste Methodologie der Wissenschaften, Rickerts Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung zu Rate ziehen, so hat sie zwar diese Grenzen möglichst enge gezogen, und die Geschichte, als den Bericht von wirklich Geschehenem, als die eigentliche Wirklichkeitswissenschaft, als den Inbegriff der stets sich verändernden, immer werdenden Wirklichkeit, in der jedes Ereignis ein Einmaliges ist, erfaßt, im Gegensatz zur Naturwissenschaft, deren Gegenstand ein System abstrahierter Allgemeinbegriffe sei, die nur wiederkehrende und insofern bleibende Teilinhalte dieser Wirklichkeit erfasse; aber gerade sie nimmt die Soziologie wie die Psychologie deshalb als Naturwissenschaften in Anspruch. Denn diese will eben ein System von Begriffen sein, welche die Natur des gesellschaftlichen Lebens, das heißt das seinen verschiedenen Formen Gemeinsame und, wenn möglich, seine Gesetze sucht, obwohl die Gesellschaft selbst ein historisches Gebilde, ein allmählich entstandenes psychisches Sein ist[31]). In dieser ganzen, auf die allgemeinen logischen Grundlagen aller Wissenschaften zurückgreifenden Richtung liegt doch wieder das Zugeständnis, daß die Anwendung überwiegend naturwissenschaftlicher Begriffe, die auf das Allgemeine zielen, in der Geschichte nicht ausgeschlossen ist, ja daß die Soziologie solche erfordert, wenn sie nur vor dem absolut Historischen, dem tatsächlichen Geschehen haltmachen. Insbesondere erscheint bei Rickert der Begriff des Organismus als ein relativ historischer. Vom Standpunkt einer Naturwissenschaft aus ist ihm der Organismus bisher unerklärt, weil er sich aus dieser sonst mechanisch gedachten Körperwelt herauszuheben scheint[32]); er würde nur

---

[29]) II, 548 f.

[30]) So Brücke zitiert bei Jellinek, Allg. Staatslehre, 144, Anm. 2, sowie die anderen dort zitierten Autoren.

[31]) S. 287.

[32]) S. 130.

dann erklärt werden, wenn es gelänge, ihn unter die allgemeinsten Begriffe der körperlichen Natur zu bringen, und wie kann die Naturwissenschaft das Streben nach universeller mechanischer Auflösung der ganzen Körperwelt aufgeben! Aber indem die Biologie die ganze Welt der Lebewesen als einen einmaligen Vorgang, also historisch, auffaßt — ein Prinzip, das in der Tat aller Entwicklungsgeschichte zugrunde liegt —, gibt sie auch einer anderen Auffassungsweise Raum. Und so erscheinen denn, nachdem die prinzipiellen Verschiedenheiten festgestellt sind, die naturwissenschaftlichen Bestandteile in den Geschichtswissenschaften, die relativ-historischen in den Naturwissenschaften so stark, daß man von einer wechselseitigen Durchdringung reden kann, daß mindestens die logischen Kategorien, in denen sich die Erkenntnistätigkeit bewegt, hier wie dort zur Geltung kommen. Zu diesen aber gehört als eine Ableitung aus der Kategorie der Wechselwirkung auch der Begriff Organismus. Es ist zu untersuchen, ob er auch in seinem materialen Moment, der Selbsterhaltung, auf beiden Gebieten, dem der Natur und der Gesellschaft, Analogien aufweist.

Machen wir nun die Anwendung auf die Gesellschaft! Was von ihr als dem weiteren Begriff, von der allgemeinsten Verbindung gilt, muß dann auch vom Staat als dem engeren gelten. Kant selber spricht zwar hierbei nur vom Staate, und er tut es nur in einer Anmerkung[33]), weil ja seine ganze Absicht nur darauf geht, die Möglichkeit einer Erklärung von Naturprodukten durch Zweckmäßigkeit darzulegen; aber seine Andeutungen weisen trotzdem den Weg auch für die Erklärung der gesellschaftlichen Verbindung. Er sagt: »Man kann umgekehrt (das heißt, die Organisation der Natur ist nicht aus irgendeiner anderen uns bekannten Kausalität zu erklären, wohl aber eine andere, nämlich die menschlich-gesellschaftliche, aus der der Natur!) einer gewissen Verbindung, die aber auch mehr in der Idee als in der Wirklichkeit angetroffen wird, durch eine Analogie mit den genannten unmittelbaren Naturzwecken Licht geben. So hat man sich bei einer neuerlich unternommenen gänzlichen Umbildung eines großen Volkes zu einem Staat des Worts Organisation häufig für Einrichtung der Magistraturen usw. und selbst des ganzen Staatskörpers sehr schicklich bedient. Denn jedes Glied soll freilich in einem solchen Ganzen nicht bloß Mittel, sondern zugleich auch Zweck, und, indem es zu der Möglichkeit des Ganzen mitwirkt, durch die Idee des Ganzen wiederum seiner Stelle und Funktion nach bestimmt sein.«

Eine Analogie nennt also Kant diese Erklärungsweise, indem er nur das Gleiche anführt und das Ungleichartige wegläßt. Zunächst und vor allem ist die Gesellschaft kein realer Körper, und von diesen hat Kant bisher allein gesprochen. Sofern sie körperliche Existenzen umfaßt, ist sie ein bloßer Sammelbegriff; als solcher enthält sie selber Realität; denn ein Sammelbegriff entsteht durch Addition von Realitäten, nicht gleich einem Gattungsbegriff durch Abstraktion aus ihnen. Kant hat sich wohl gehütet, indem er von

---

[33]) In seiner eigenen Rechts- und Staatslehre macht er von dieser Betrachtungsweise keinen Gebrauch. Sie ist ja nur aus der praktischen Vernunft abgeleitet.

der Selbsterhaltung der Gattung durch den Organismus Baum spricht, etwa auch den Sammelbegriff für viele Bäume »Wald« mit hineinzuziehen. Vielmehr sind ihm die gesellschaftlichen Verbände Verbindungen, die mehr in der Idee als in der Wirklichkeit angetroffen werden. Als Ideenverband ist nun aber, was Kant nicht besonders betont, für uns aber von besonderer Wichtigkeit ist, der Verband wirklich. Hier gilt kein »als ob«. Die Zweckgemeinschaft entspringt einem Willen[34]). Die Zweckmäßigzeit ist hier kein bloßer Erklärungsgrund, sondern der Zweck selber ist schöpferisch. Ist dieser Zweck von außen gesetzt, bindet und bewegt er die einzelnen Teile, so sind alle Anzeichen eines mechanischen Kunstwerks vorhanden; entspringt er diesen Teilen selber, so werden wir ihn als Organismus bezeichnen[35]). Hierdurch erst wird jedes »Mitglied« zum »Glied«. Es verfolgt seine eigenen Zwecke, aber es wirkt eben hierdurch zur Möglichkeit des Ganzen mit, ist also in bezug auf dieses »Mittel«. Es kann sogar seine eigenen Zwecke nur durch das Ganze erreichen. Sein Interesse an diesem kann sich durch dieses Bewußtsein oder dieses Gefühl der Abhängigkeit von ihm so steigern, daß es für die Erhaltung und Kontinuität dieses Ganzen das persönliche Interesse bis zur völligen Aufopferung desselben, ja der eigenen Persönlichkeit hintansetzt. So wird es durch die Idee des Ganzen wiederum seiner Stellung und Funktion nach bestimmt sein — wohlgemerkt nicht als vollständiges Individuum, sondern mit dem Teil seines Wesens und Willens, mit dem es sich in diese Verbindung begiebt.

Sieht man also das Wesentliche des Organismus in der Wechselwirkung von Ganzem und Teil, wobei jedes zugleich Zweck und Mittel ist, so erfüllt die gesellschaftliche Gruppe diese Anforderung aufs beste, vielleicht sogar besser als der pflanzliche Organismus, bei dem es doch immerhin etwas Gezwungenes hat, die Teile, Blatt und Knospe, in dieser Weise zu bezeichnen[36]). Jedenfalls tritt die relative Selbständigkeit des Teils nirgends so deutlich hervor wie hier. Das gleiche gilt von der Existenz eines Gesamt-

---

[34]) Bei »Gemeinschaften« in Tönnies' Sinne braucht der Wille dem Einzelnen gar nicht bewußt zu werden; aber daß er dem Verbande immanent ist, zeigt sich schon daraus, daß es des Willens des Einzelnen bedarf, um sich von dem Verband zu lösen, und daß er während seines Bestandes aufs stärkste den Willen des Mitglieds bestimmt.

[35]) Kant selber spricht freilich auch dann von einem »Kunstwerk«. Er meint, wenn die körperlichen Organismen ihren Aufbau und ihre Entstehung einer real in ihnen wirkenden Kraft, was dann nur eine Seele sein könnte (wobei eine eigene Lebenskraft eben allein als eine seelische gedacht wird) verdankten, so würde er damit eben ein Kunstwerk sein. Er schränkt also den Begriff des Organismus nur auf die Zweckmäßigkeit »als ob« auf das Erklärungsprinzip ein. Hierin wird man ihm kaum folgen, sondern lieber den äußeren Zweck und die immanente Zweckmäßigkeit zu einem Unterscheidungsmerkmal von Mechanismus und Organismus machen.

[36]) Kant selbst macht auf diese Seltsamkeit aufmerksam, indem er jeden Zweig und jedes Blatt nur wie aufgepfropfte Parasiten zu diesem Behuf ansieht.

willens. Er macht überhaupt den Einzelteil als solchen erst möglich, indem dieser nur in bezug auf ihn existiert.

Nun birgt allerdings der Begriff der Wechselwirkung einige Schwierigkeiten. Schopenhauer hat ihr bekanntlich die Geltung als selbständige Kategorie bestritten, weil sie als eine bloße Form des Kausalnexus doch immer von einem Anfangspunkte ausgehen müsse[37]). Allein für uns spielt diese Frage, die die Weisheit auf der Gasse als die Vexierfrage, ob das Ei oder die Henne das frühere sei, charakterisiert, keine Rolle. Uns genügt, daß Wechselwirkung in jedem in sich selbst zurückkehrenden und so sich wiederholenden Prozeß wirklich ist, sei es in der anorganischen, sei es in der organischen, sei es der geistigen Erscheinungswelt. Auch wenn Wechselwirkung nicht von Anfang an gegeben ist, so ist sie es doch auf jeder einzelnen Stufe von neuem. Die Wolke und der Regen, der Baum und die Frucht, das Individuum und die Gesellschaft stehen alle in derselben Form der Wechselwirkung.

Wenn man sich also, um nochmals mit Kant zu reden, der Analogie des Organismus »sehr schicklich bedient«, so geschieht es, weil eine Anzahl der wesentlichen Eigenschaften der beiden verglichenen Erscheinungen zusammenfällt und weil ihre Verschiedenheit deshalb wohl eine Modifikation, aber keine Wesensänderung mit sich führt[38]).

An der Wechselwirkung von Teilen und Ganzem fehlt es also nicht; dagegen widerstrebt es unserem Sprachgefühl, auf Grund einer solchen Einheit nun auch diese gesellschaftlichen Verbindungen als »Individuen« zu bezeichnen, da sie ja vielmehr selber in ihrer äußeren greifbaren Erscheinung, soweit sie Sammelbegriff ist, aus einzelnen Individuen besteht. Sigwart hat zwar erwiesen, daß das Wesen eines Individuums nicht in der räumlichen Abgrenzung und im körperlichen Zusammenhang der Teile, sondern in der Beziehung der Teile zum Ganzen besteht, deren wichtigste Art eben die Zweckmäßigkeit ist; er hat auch das Wesen der Gesellschaft eben in einer solchen Beziehung gesehen; aber er hat sich trotzdem gescheut, ihr deshalb den Charakter als Individuum zuzusprechen.

Unter »Individuum« werden wir also in der Tat nach heutigem philosophischem Sprachgebrauch auch eine Vielheit verstehen; das Wesen der »Individualität« sehen wir sogar in einer großen, zur Einheit harmonisch verbundenen Mannigfaltigkeit[39]); wir setzen eben hierin den Unterschied von

---

[37]) Ob Schopenhauer mit seiner Auffassung, daß Kant nur aus einem Gefühl für Symmetrie der Kategorientafel dazu gelangt sei, recht hat, bleibe dahin gestellt.

[38]) Ich fasse hier die Analogie als eine Form der Subsumtion unter einen Gattungsbegriff auf; der gewöhnlich so genannte Analogieschluß, der gleich der Hypothese ein Hilfsmittel der Induktion ist, ist hier nicht anwendbar. Er besteht darin, daß aus einer Reihe gleicher Veränderungen auf den gleichmäßigen Fortgang der Reihe geschlossen wird. Sigwart II 262.

[39]) Die Gegensetzung von Individualisierung und Atomisierung ist unserm Sprachgefühl geläufig, wobei auch eine entgegengesetzte Wertung mit unterläuft. Dagegen herrscht in Gebrauch und Deutung des Wortes Individualität und Individualismus eine heillose Verwirrung, die sich in Soziologie und Kulturgeschichte überall be-

Atom und Atomisierung, obwohl offenbar das Wort Individuum nichts als eine Übersetzung von ἄτομον ist[40]). Es läge also prinzipiell kein Hindernis vor, auf gesellschaftliche Gruppen sogar die Bezeichnung als Individuen auszudehnen, wenn wir das unserem etymologischen Gefühl abgewinnen könnten. Man könnte sich dabei sogar auf die Jurisprudenz berufen. Sie, die doch wegen der praktischen Gültigkeit ihrer Begriffe mehr als jede andere Wissenschaft Anlaß hat, bei ihrer Bildung genau zu verfahren, hat kein Bedenken getragen, sogar noch weiter zu gehen und eine Vielheit von Personen, die durch gleichen Zweck verbunden sind, sogar als ideelle Person aufzufassen, wobei dieser Persönlichkeitscharakter ihr nicht ursprünglich anhaftet, sondern ihr durch einen weiteren Willensakt, jedoch nur, um Gültigkeit nach außen zu haben, verliehen wird. Handlungsfähigkeit, die Möglichkeit eigener Willensäußerung, ist das Wesen der Persönlichkeit; sie geht über das Wesen des Individuums und vollends des Organismus weit hinaus, aber sie setzt jenes voraus.

Sigwart hat nun, was er doch für das »Individuum« ablehnt, die körperliche Einheit, für den Organismus gerade zur Bedingung gemacht und deshalb die Gesellschaft nur als eine Art des Sammelbegriffs, als teleologische Einheit aufgefaßt, worin ihm Jellinek mit eingehenderer Begründung gefolgt ist. Daß diese Bezeichnung auch für bloße mechanische Kunstwerke gilt, sahen wir bereits. Wenn diese Zweckmäßigkeit aber als eine immanente aufgeführt wird, so wiederholt sich, nach Sigwarts Ausführungen, »gleichviel, ob dieser bewußter Zweck oder bloßer Trieb ist, dasselbe wie bei den Organismen«; denn auch hier besteht die Identität des Ganzen in der Form der Beziehung seiner Teile und ist unabhängig von der Identität aller seiner Faktoren«. Diese Wiederholung ist so vollständig, der Unterschied

merklich macht. Bald versteht man darunter emotionell die ungebrochene Willensstärke, die Eigenrichtigkeit und den Eigensinn der Persönlichkeit, bald intellektuell die eigenartige, möglichst reiche Ausbildung des geistigen Lebens und den hiermit verbundenen Selbstgenuß, bald auch nur grob den Eigennutz, der den Einzelnen schlechtweg seinen eigenen Vorteil verfolgen läßt. So konnte es kommen, daß bald den germanischen Völkern im Gegensatz zum alten Rom und den von ihm herstammenden Kulturen der romanischen Völker der Charakter der Individualität zugeschrieben wird, wie es seit Guizot und Thierry in der gesamten französischen Geschichtsschreibung geschieht, bald gerade den Romanen, besonders den Italienern, seit J. Burckhardt, daß man bald das Mittelalter, womöglich das Faustrecht, bald die Renaissance und die Moderne besonders individualistisch gerichtet findet, bald im Individualismus, als dem Jagen nach persönlichem Gewinn und Genuß, den Fluch unserer Zeit erblickt, bald über die Nivellierung des geistigen Lebens, die keine Individualitäten mehr aufkommen läßt, jammert. Im Kapitalismus vollends sieht man bald die Konsequenz des neuzeitlichen Individualismus, bald sieht und beklagt man in ihm die Entpersönlichung der Wirtschaft, das heißt die Aufhebung oder Einschränkung ihres individuellen Charakters usw. Es wäre also noch notwendiger, einmal in diese Terminologie Ordnung zu bringen, als den schon genugsam behandelten Begriff Organismus zu zergliedern.

[40]) Vgl. Rickert, S. 243.

zu allen anderen Arten der Sammelbegriffe so groß, daß, sofern man den Begriff des Organismus allein auf diese sich selbst bestimmende Wechselwirkung gründet, er sehr wohl auf die gesellschaftlichen Verbindungen angewendet werden kann. Problematisch bleibt nur noch, ob nicht diese Wechselwirkung nur ein logischer Ausdruck für materielle Daseinsbedingungen, Selbsterhaltung und Forterzeugung ist, und ob hier nicht in der Sache selbst eine unüberbrückbare Kluft zwischen körperlichen Organismen und ideellen Verbindungen klafft. Diese Frage läßt sich nur durch eine Untersuchung des Entwicklungsproblems beantworten. In jedem Falle könnten wir es aber wie die Juristen machen, die, wenn sie einen Begriff ausdehnen und doch eine völlige Identifikation vermeiden wollen, ein »vel quasi« hinzusetzen. Sagen wir: Gesellschaftliche Gruppen sind »Organismen vel quasi«!

IV. Das Problem der gesellschaftlichen Entwicklung.

Kant hat bei seiner Definition des Organismus die Kategorie der Wechselwirkung erst nachträglich herbeigezogen, um ein allgemeines logisches Schema für die grundlegenden biologischen Kräfte zu gewinnen. Diese selber bestehen bei ihm, wie wir sahen, in der Fähigkeit zur Selbsterzeugung als Gattung und als Individuum und der Selbsterzeugung der einzelnen Teile in dem Sinne, daß ihre Erhaltung und die des Ganzen wiederum voneinander abhängen. Finden auch diese Begriffe, Selbsterhaltung und Fortpflanzung, ihre Analogie in der gesellschaftlichen Welt? Von der Beantwortung dieser Frage wird es zuletzt doch abhängen, ob man von gesellschaftlichen Organismen sprechen darf.

Sobald man in der Gesellschaft nur die Masse, eine Vielheit von Personen sieht, fallen allerdings diese Analogien dahin und werden bloße Bilder. In einer Kolonialgründung wird in der Tat, wie Jellinek richtig sagt, nur eine üppige Phantasie eine Zeugung sehen können; daß Entstehung und Erhaltung der Staaten sich auf ganz andere, oft recht willkürliche Mächte, als auf organisches Wachstum zurückführen, ergibt die geschichtliche Erfahrung. Auch der Fortbestand, die Kontinuität, jeder gesellschaftlichen Gruppe ergibt sich schon mechanisch durch Auswechslung der Individuen, wie der eines Wasserbeckens durch Zu- und Abfluß. Ebenso wird bei allen Gruppen, denen ihr Zweck von außen gesetzt ist, zwar gelegentlich auch eine Ausdehnung ihrer Zwecke vorkommen; ein »Wachstum« aber ist das nicht zu nennen, sondern nur eine Veränderung oder Umgestaltung. Nur Organismen können sich »entwickeln«; Mechanismen werden zusammengesetzt und erweitert.

Anders liegt aber die Sache, wo der Zusammenhang durch einen bewußten Zweck oder auch nur durch einen halbbewußten, das heißt durch einen Trieb, der sich nur des eigenen Begehrens bewußt ist, bewirkt wird, oder auch, wo nur eine gemeinsame Idee die Einzelnen zusammenführt. Alles organische Körperwachstum besteht in der Aneignung und Umwandlung fremder Stoffe, in der Assimilation. Genau so gliedern sich die selbstgesetzten Zwecke und

gemeinsamen Vorstellungen aus den wechselnden Bedingungen immer neuen Stoff an und passen ihn ihrem bisherigen Bestand an. Mit der Erweiterung des Gesichtskreises oder des Tätigkeitsfeldes entfalten sie sich. »Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken«, aber er wird deshalb kein anderer. Die zusammenhaltenden Ideen differenzieren sich, und mit ihnen die Gruppen selber; immer neue und verwickeltere Wechselbeziehungen unter bisher getrennten Verbindungen finden statt; die Vergesellschaftung wird immer enger [41]).

Der Prozeß kann ebenso ein fortschreitender sein, wie eine Rückbildung bewirken [45]). Im ersten Fall werden erst unter der Einwirkung der wechselnden Aufgaben die Möglichkeiten, die in der grundlegenden Idee liegen, erkannt; ihr Inhalt wird erst allmählich ausgeschöpft; die Konsequenzen, die in ihr liegen, treten nach und nach hervor. In dem anderen versagt sie gegenüber neuen Aufgaben, oder die alten Ideen verlieren an Bedeutung; sie selber lebt sich aus, und die von ihr belebte Gruppe verkümmert. Solange aber die Umstände, unter denen sie wirkt, unverändert bleiben, solange behält sie auch ihre Lebenskraft: sie erhält sich selber. Auch der andere Fall, der geschichtlich nur zu oft verhängnisvoll sich geäußert hat, ist zu erwägen: die Angliederung fremder Bestandteile, die Ausdehnung auf weitere Zwecke, ist oft nur eine zufällige oder gewaltsame, was dann zu einer Verfälschung der grundlegenden Idee, die einer Verkümmerung gleichkommt, führen muß. Man hat gerade eine solche Fortbildung, weil auch sie sich allmählich und meistens ohne den Druck einer äußeren Gewalt, etwa des Staates, vollzieht, oft eine »organische Entwicklung« genannt; in Wirklichkeit ist gerade sie rein mechanisch. Die alte, vermeintlich organische Gesellschaft und die ihr entsprechenden Staatsformen sind zusammengebrochen, wie der König aus dem gemischten Metall in Goethes Märchen, gerade weil sie nicht organisch, sondern weil sie Konglomerate waren.

Diese Vorgänge entsprechen Zug um Zug denen des Wachstums in der organischen Körperwelt. Sie würden sich noch vermehren lassen; namentlich ist es eine auffallende, aber aus dem Wesen der Entwicklung als Aufnahme und Anpassung wohl erklärliche Erscheinung, wie auch entartete Organisationen, die den Mißbildungen der Natur völlig gleichstehen, doch wieder eine Zweckmäßigkeit in sich entwickeln können, was vielleicht das höchste Zeugnis für die Lebenskraft einer gestaltenden Idee ist.

Besitzt aber eine Idee auch eine Fähigkeit, die mit der Zeugungskraft der Organismen gleich zu setzen wäre? Daß Ideen, die als Zwecke wirksam sind, sich in anderer Weise übertragen als Samenkeime, ebenso, wie sie sich in anderer Weise fremden Stoff assimilieren, als Körper es tun, bedarf keiner Ausführung; um so mehr aber ist zu betonen, daß die Form des Vorgangs

---

41) Den Vorgang der Differenzierung hat Simmel bereits in seiner bahnbrechenden Erstlingsschrift vollständig dargelegt.

42) Daß es sich hierbei um Wertbegriffe, jedoch nur um immanente, handelt, siehe oben.

hier wie dort die gleiche ist. Fortpflanzung ist Abspaltung, Sprossenbildung, ihre Wirkung Erhaltung der Gattung[43]). In gleichem Sinne werden Teilinhalte von Ideen und solche Verbindungen, die sie verwirklichen, unablässig wieder selbständig und bewähren eigene Existenzfähigkeit. Mit gutem Recht spricht man von solchen »Ablegern« als von »Tochtergesellschaften«; man kann diesen treffenden Ausdruck des Geschäftslebens verallgemeinern. Wir werden aber von einer »Filiation« auch reden, wo sich eine Idee auf ein ihr ursprünglich fremdes Gebiet überträgt und dort nach dem Muster der früheren Verbindung neue andersgeartete veranlaßt. Man wird in dem einen wie dem anderen Falle von der »Fruchtbarkeit«, ja von der »Zeugungskraft« grundlegender Ideen reden, ohne in die Gefahr eines unbestimmten Bildes zu geraten.

Mannigfaltige Beispiele für diesen Prozeß der Differenzierung und der Fortentwicklung der Ideen und der gesellschaftlichen Verbände drängen sich von allen Seiten zu. Eines der bedeutendsten ist die Familie. Sie beruht auf einer natürlichen Tatsache; sie ist als solche Naturprodukt, eine »Gemeinschaft«; aber sie repräsentiert, sobald dieser Zusammenhang ins Bewußtsein erhoben wird, zugleich eine bestimmte Idee, aus der immer weitere Konsequenzen gezogen werden, je mehr Aufgaben ihr von außen zuwachsen, und die ebenso, wenn ihr solche entzogen werden, wieder bis auf den ursprünglichen, unverlierbaren Bestand einer durch Ehe und gemeinsame Abstammung verbundenen kleinen Gruppe zusammenschrumpft. Die Familie erleidet nun im Verlauf ihrer Geschichte auch allerlei Absplitterungen, die entsprechend ihren modifizierten Zwecken sich nach ziemlich verschiedenen Richtungen entwickeln können; vor allem aber ist die Idee der Familie darin fruchtbar, daß sie auf ganz andere Gebiete, in denen im übrigen andere konstitutive Prinzipien, besonders die freie Einung behufs irgendwelcher wirtschaftlicher oder sonstiger sozialer Zwecke, walten, übertragen wird, so daß sich nun diese wieder in analoger Weise selbständig entwickeln und dauernd einen »familiären Charakter« tragen. Das ist die allgemeine Form, in der sich die überaus reiche Geschichte der Familie, ihres Rechtes und ihrer Abbilder bewegt[44]).

Das gleiche gilt von den beiden Hauptideen, die die gesellschaftliche Welt unseres germanisch-romanischen Mittelalters bestimmt haben und in ähnlicher Weise sich auch in den mit Recht als »Mittelalter« zu bezeichnenden Entwicklungsepochen anderer Völker finden: dem Feudalismus und der Genossenschaft. Für diese hat Gierke, der überhaupt der bedeutendste Vertreter einer organischen Staats- und Rechtslehre gewesen ist[45]), die Gesamt-

[43]) Wobei Gattung sowohl als abstrahierter Allgemeinbegriff gleich »wesentliche Merkmale« wie als Sammelbegriff gleich Summe der realen Individuen zu verstehen ist.

[44]) Vgl. meinen Artikel »Familie« im H.W.St.W.

[45]) Darum bestreitet Jellinek, indem er seine Auffassung billigt, doch diese von G. für sie gebrauchte Bezeichnung »Organismus«.

entwicklung in unübertrefflicher Weise geschildert, indem sowohl das innere Wachstum wie die Fruchtbarkeit der Genossenschaftsidee in der Anwendung auf immer neue Gebiete verfolgt wird. Beim Lehenswesen tritt besonders klar hervor, wie die Grundidee, die wechselseitige Treue von Vasall und Herr zunächst auch einen wirtschaftlichen Ausdruck gewinnen mußte, um eine gesellschaftliche Organisationsform zu werden. In dieser Doppelseitigkeit eines persönlichen und eines dinglich-rechtlichen Verhältnisses besteht fortan seine Eigenart. Ihr verdankt es seine Kraft, vermöge deren es immer weitere Gebiete des gesellschaftlichen und politischen Lebens gleichsam in Beschlag nehmen kann, ohne jedoch jemals sich zu weit von ihrem ursprünglichen Inhalt, der kriegerischen Lehensfolge, zu entfernen[46]).

Ihre Fruchtbarkeit bewährt diese Idee darin, daß sie schließlich, keineswegs nur äußerlich sondern recht eigentlich von innen heraus, sogar auf ihr völlig fremden Gebieten, denen der Religion in ihrer theologischen Ausprägung, und in der Geschlechtsliebe als Frauendienst einen sehr reinen Ausdruck findet. Ihre ungemeine Anpassungsfähigkeit zeigt sie auch darin, daß sie mit anderen, ursprünglich geradezu entgegengesetzten Ideenkomplexen, wie sie in der Familie und in der Genossenschaft vorliegen, ohne Schaden zu leiden paktieren und sie in sich selber aufnehmen kann. Hierauf beruht vor allem der von uns mit Recht als »organische Einheitlichkeit« bezeichnete Charakter der mittelalterlichen Gesellschaft.

Aber ebenso ist an der Geschichte des Lehenswesens auch der Zersetzungs- und Verkümmerungsprozeß in allen seinen Stadien zu verfolgen. Es verliert allmählich seine Macht über die Geister, indem es sich in steigendem Maße unzulänglich für eine große Anzahl von Lebensgebieten, die es sich erobert hatte, erweist, indem also seine Assimilationskraft versagt; es muß hier anderen Ideen als zureichenden Gestaltungsprinzipien weichen. Es zersetzt sich zugleich in sich selber, indem die eine Seite, nämlich die wirtschaftliche, immer stärker überwiegt, und alle Renaissanceversuche, das heißt Zurückführungen auf den ursprünglichen Sinn, scheitern. Da es nun aber als gesellschaftliche Institution, nach bloßem Beharrungsvermögen, wenn auch allmählich eingeschränkt, bestehen blieb, mußte gerade die von ihm bestimmte organische Gesellschaft schließlich zu einem mechanischen Konglomerat werden, das als solches dem Untergang geweiht ist. Trotzdem ist seine Grundidee so mächtig, daß sie ohne wesentliche äußere Zusammenhänge noch einmal in einem Abbild, dem Offizierkorps monarchischer Staaten, einer höchst merkwürdigen sozialen Gruppenbildung, fast in seiner ursprünglichen Reinheit aufleben konnte.

Können wir nun nach allem mit Recht von ideellen gesellschaftlichen Organismen als einem Gegenbild der körperlichen, mit denen sie die gleiche logische Konstruktion teilen, sprechen, so erhebt sich nun die weitere Frage:

---

[46]) Vgl. hierüber jetzt das scharfsinnig gegliederte Schema, das Max Weber, Soziologie I, bringt.

Läßt sich im Gang der Entwicklung irgendeine Regel auffinden? Eine Frage, die die Philosophie immer von neuem beschäftigen wird.

Daß ein Unterschied zwischen Soziologie und Geschichtsdarstellung in dieser Hinsicht zu machen ist, hat namentlich Rickert erwiesen. Jene ist eine nomothetische Wissenschaft, in der die gleichen Methoden wie in den Naturwissenschaften anwendbar sind. Sie hat es mit »Zuständen« zu tun, und schon dieses Wort deutet auf eine Abstraktion von individuell bestimmten Einzelheiten, um das in ihnen enthaltene Gemeinsame zu erhalten. In ihr bedeutet Gesetz auch nur, daß eine gleichbleibende Kraft sich stetig in der fortlaufenden Reihe der Erscheinungen, die die Wirklichkeit ausmachen, äußert, ohne daß diese in ihr aufgehen, ohne daß sie ihre Besonderheit verlieren. Die geschichtliche Wirklichkeit hingegen selber folgt zunächst einer anderen Kausalität, die von einem Ereignis zum anderen leitet. Sie wird freilich dem erklärenden Historiker nie genügen, und der landläufige Satz: »Kleine Ursachen, große Wirkungen,« den Rickert einmal als Prinzip der historischen Entwicklung angibt, gilt höchstens für die Gelegenheitsursachen, die den durch tiefer liegende Gründe lang vorbereiteten Prozeß nur auslösen und wäre, wenn man sich mit ihr begnügte, mindestens ebensosehr eine asylum ignorantiae zu nennen wie die Zusammenfassung unerklärter Ursachen in einem Sammelbegriff wie »Volksstimmung« und dergleichen.

Des Gleichartigen und des sich regelmäßig Wiederholenden ist auch im geschichtlichen Verlauf so viel, daß auch die Geschichtswissenschaft aus ihnen allgemeine Begriffe bilden kann. Und gerade Rickert betont, daß es keinen Grund gebe, warum sie nicht in Beziehungen zueinander treten sollen, gleich denen einer naturwissenschaftlichen Theorie. So bestände denn auch nach ihm kein prinzipielles Hindernis mehr zur Aufstellung »historischer Gesetze«; und nur, wenn sie auch für das absolut Historische gelten sollten, würden sie einen logischen Widersinn enthalten[47]). Daß auch solche Gesetze einen individuellen Inhalt haben und auf einer Auslese des für die Entwicklung Wichtigen beruhen, was man immerhin einen Wertgesichtspunkt nennen mag, ist ohne weiteres zuzugeben. Genug, daß die Heraushebung dieses »relativ Historischen« dahin führt, die Wiederholung ähnlich verlaufender Ereignisreihen zu erklären. Alle Bildung historischer Analogien, wie sie seit Macchiavelli ein unverlierbarer Bestandteil geschichtlicher Methode ist, beruht hierauf; und wenn Macchiavelli nur die gleichbleibenden Charaktereigenschaften der Menschen heraushebt, wo wir gegenwärtig lieber die historische Bedingtheit betonen, so hat man heute mit Vorliebe die einfachen psychischen Eigenschaften und Triebe zugrunde gelegt oder Potenzen, die in der gesamten Welt des Organischen und ebenso in der Biologie des Einzelwesens wie in der Gesellschaft herrschen. Es sei nur um den Kampf ums Dasein und die durch ihn bestimmte Auslese erinnert.

---

[47]) S. 491 f.

Darwin fand ihn nach seiner eigenen Angabe bei Malthus vorgebildet[48]). Daß man gerade dieses Prinzip oft bis zur Ausschließlichkeit einseitig überspannt hat, daß man es fälschlich als ein Prinzip des Fortschritts verwendet und überhaupt falsche Werturteile daraus gefolgert hat, darf seine richtige Verwertung doch nicht diskreditieren.

Das Problem gesellschaftlicher Entwicklung erschöpft sich jedoch nicht darin, daß wir die Wirksamkeit gleichbleibender Faktoren anerkennen und aus ihr auf ähnliche Folgen schließen; es liegt tiefer und geht dahin, ob aus dem Begriff selber eine Regel der Fortentwicklung, die man insgemein als dialektischen Prozeß bezeichnet, abzuleiten ist, und ob man das gerade für die Gegenstände der Kulturwissenschaften annehmen darf. Indem Hegel aus dem Wesen der Entwicklung selber ihren notwendigen Gang abzuleiten unternahm[49]), indem er hierbei überall von den Ideen und Begriffen ausging und deren Selbstbewegung logisch ableitete, hatte er eine Methode geschaffen, die Allgemeingültigkeit beanspruchte, und die heute besonders durch Karl Marx noch in der Gesellschaftslehre nachwirkt; denn ob die materialistische Geschichtsauffassung auch den entgegengesetzten Ausgangspunkt wählt, so ist doch das Prinzip der Entwicklung selber bei ihr das gleiche. Auch sie ist Identitätsphilosophie, nur in umgekehrter Richtung. Für uns kommt hier die erkenntnistheoretische Grundfrage nicht in Betracht, sondern nur die Anwendbarkeit des Entwicklungsschemas auf die tatsächlichen Vorgänge. Hier zeigt sich dasjenige Hegels als viel zu eng. Die Fülle der Erscheinungen läßt sich nicht nach diesem Dreitakt ordnen, und diese Engigkeit vor allem hat die Historiker gegen jede »Konstruktion« zum Widerspruch veranlaßt. Vom Begriffe aber darf man dennoch ausgehen, weil er hier selber, zum Unterschied von abstrakten Begriffen, wirklich ist; denn alle Verbindungen, die in einer Idee ihren praktischen Ursprung haben, sind zugleich ideell und real. Ihre Entwicklung selber muß daher durch den Begriff, den sie verwirklichen, bestimmt sein.

Der Inhalt eines Begriffs besteht in seinen Merkmalen, deren Anzahl unter Umständen recht beträchtlich sein kann, die aber doch immer bestimmt sind durch das, was wir selber bei seiner Bildung in ihn hineingelegt haben. Auch stehen diese Merkmale nicht bloß mechanisch angereiht nebeneinander, sondern, da die Begriffsbildung auf möglichste Einfachheit ausgeht, suchen wir sie von einer grundlegenden, konstitutiven Eigenschaft abzuleiten und als bloße Funktionen zu begreifen. Nun machen sich nicht alle Merkmale und Funktionen von Anfang an, auch nicht jederzeit und nicht gleichzeitig geltend. Bald die eine, bald die andere tritt stärker hervor oder

[48]) Max Weber hat (Schmollers Jahrbuch XXVII, 35) mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich bei »Auslese und Anpassung« um teleologische Begriffe handelt, die eine Zielstrebigkeit voraussetzen. Für zweckbestimmtes menschliches Handeln versteht sich das ohnehin von selbst.

[49]) Kürzlich hat Tröltsch in der Historischen Zeitschrift 1921 eine eingehende kritische Darstellung der Geschichte der Entwicklungslehre nach ihrer erkenntnistheoretischen Begründung gegeben.

setzt aus, je nach der Beschaffenheit des Stoffes und der Gelegenheiten, bei denen der Begriff in Anwendung kommt. Die gesamte mögliche Entwicklung aber wird durch den Umkreis der Merkmale bestimmt und beschränkt. Zufällig gegeben sind nur der Stoff und die Umstände; sie aber treten von außen heran. Sie wirken deshalb nur modifizierend und auslösend; alles übrige vollzieht sich mit innerer Notwendigkeit. Die Entwicklung ist also begrifflich innerhalb eines gewissen Umfangs bestimmt, obgleich sie eine bunte Mannigfaltigkeit zeigt, die wir zufällig nennen[50]). Auch sie läßt sich dann wieder in einzelne Gruppen von Stoffen und Anlässen sondern, so daß wir in ihr typische Formen unterscheiden können. Darüber hinaus zu einer Bestimmung des Gesamtprozesses, der kontinuierlichen Einheit des Geschehens, wird man nie gelangen. Nur da nähert man sich einer solchen, wo in den Erscheinungen eine gleichbleibende Ursache sich dauernd überwiegend geltend macht, so daß alle Nebenerscheinungen, von denen jedoch auch Kausalreihen, wenngleich schwächere, ausgehen, darüber vernachlässigt werden können[51]).

Nur Beispiele können über Wert oder Unwert einer solchen Betrachtungsweise entscheiden, die den Umkreis der möglichen Entwicklung aus den Merkmalen des Begriffs feststellt und das Einsetzen der einzelnen Möglichkeiten nach den hinzukommenden Anlässen bestimmt. So ist von G. F. Knapp der gordische Knoten des Geldwesens durch die Begriffsbestimmung des Geldes als gesetzliches Zahlungsmittel in seiner »Staatlichen Theorie des Geldes« gelöst worden, wobei gar nichts über seinen Stoff ausgemacht ist, so daß es diesem entsprechend verschiedene Geldarten geben kann. Wo und wie auch Geld gebraucht werde, immer muß der Gegenstand, der als solcher gilt, und der Dienst, den er ausübt, sich dieser Definition fügen. Als Zahlungsmittel übt nun das Geld verschiedene Funktionen aus; so als Wertmesser, als Tauschmittel, als Wertträger und Machtrepräsentant[52]). Diese einzelnen Funktionen können zwar harmonisch zusammenwirken, aber sie können auch in Konflikt miteinander geraten, so daß jeweils die eine vor der anderen hervortritt. So kann die Funktion als realer Wertträger bisweilen die anderen so sehr überwuchern, daß das Geld dem Gebrauch als Tauschmittel fast ganz entzogen wird. Dies zu beobachten, gibt die Wirtschaft des Orients in alter und neuer Zeit, ebenso wie alle Störungen des Geldumlaufs in Kriegs- und Krisenzeiten reichlich Anlaß. Die Funktion als ideelles Machtmittel hingegen, wobei nicht das Geld als Stoff auf-

[50]) Es gilt hier die Antinomie: Alles ist notwendig, alles ist zufällig. Alles Wirkliche ist zufällig, weil seine Bedeutung nicht völlig in Naturgesetzen aufgeht, aber nicht ursachlos. Vgl. hierüber und über die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs »Zufall« Rickert, S. 416.

[51]) Rickert, 442 f.

[52]) In der Funktion als Machtrepräsentant fungiert das Geld nicht unmittelbar als Zahlungsmittel, wohl aber potentiell. Nur durch die Möglichkeit, Waren oder Arbeitskraft zu kaufen, werden die Noten im Tresor Machtträger. Vgl. hierzu die Ausführungen Max Webers gegen Mises in Verteidigung der Knappschen Theorie.

gespeichert, sondern nur die Verfügungsgewalt kumuliert wird, wird im Gegenteil die Zirkulation beschleunigen, weil es das Interesse des Besitzers ist, seine Kaufkraft möglichst intensiv auszunutzen. So kann aber auch die Bedeutung des Geldes als Wertmesser diejenige als realen Tauschmittels ganz zurückdrängen, wie es im bargeldlosen Zahlungsverkehr geschieht; umgekehrt kann sich wieder die Bedeutung als Wertmaßstab fast ganz verlieren. So ist es in den zerrütteten Verhältnissen der Gegenwart wieder einmal der Fall. Wir messen jetzt tatsächlich die Nutzbarkeit der Güter unmittelbar durch ihre Vergleichung oder durch Indexziffern, zahlen aber nach wie vor in dem als Wertmaßstab unbrauchbar gewordenen Gelde.

Es wäre prinzipiell denkbar, aber, weil immer wieder neue, unvorhergesehene Kombinationen eintreten können, nicht geraten, die Anzahl der möglichen Formen, in denen die Entwicklung des Geldwesens verläuft, zu bestimmen. Der tatsächliche Verlauf jedoch, das heißt der Zeitpunkt, in welchem diese Formen eintreten, ist unbestimmbar, soweit nicht auch die erforderlichen Bedingungen und Umstände ihrerseits wieder aus gleichen Gründen sich innerhalb eines bestimmten Formenkreises bewegen, so daß, sobald sie vorhanden sind, auch ähnliche Erscheinungen eintreten. »Ähnliche« und selbstverständlich nicht identische Erscheinungen! Denn die Anzahl der Möglichkeiten, die dann immer wieder neue Kombinationen und Variationen zustande bringen, ist unbegrenzt. So wird man in dem vorliegenden Falle für Kriegs- oder Krisenzeiten und weitergehend für eine Bedarfsdeckungswirtschaft überhaupt, und ebenso für die kapitalistische Wirtschaft als solche, die zugehörige Geldverfassung, gleichsam deren geometrischen Ort, im allgemeinen sehr wohl bestimmen können, wie vielgestaltig auch der Verlauf im einzelnen sein möge.

Das, wozu man auf diesem Wege gelangt, ist die Bildung von Typen, und nicht nur Typen von Erscheinungen oder Erscheinungskomplexen, sondern auch von Schematen eines typischen Verlaufs. Solche Typen für einen möglichst großen Kreis von gesellschaftlichen Gruppen und Vorgängen aufzustellen, ist eine der Hauptaufgaben der Soziologie[53]).

Es möge nur, um die Anwendbarkeit des Prinzips zu zeigen, noch auf einige andere Beispiele hingewiesen sein. So lassen sich auf dem dem Geldwesen nächstverwandten Gebiet, dem Kreditwesen, streng logisch, wie das Karl Knies vorbildlich getan hat, die sämtlichen einzelnen Formen aus dem allgemeinen Begriff vom Kredit durch die Anwendung seiner Merkmale auf verschiedene Bedingungen ableiten. Diese Systematik gibt aber zugleich die Grundlage für ein historisches Begreifen, sobald wieder die Zugehörigkeit der einzelnen Kreditformen zu bestimmten Gesellschaftsformen erkannt ist. So werden Entstehung, Ausbreitung, Einzelformen, Organisation des Immobiliarkredits sich ganz konsequent als ein einheitlicher Prozeß darstellen lassen. Die Mannigfaltigkeit der sozialen Bedingungen, unter denen er sich

[53]) Über Typenbildung im allgemeinen Rickert 362, der jedoch ihre Bedeutung zu gering anschlägt.

vollzieht, ist allerdings groß, aber doch nicht regellos. Sie ordnen sich ebenfalls wieder unter bestimmte Typen. Dabei stellt sich heraus, daß keineswegs jede einzelne Form des Kredits immer zu einem bestimmten Sozialtypus gehört; sie findet vielmehr verschiedene Anwendung und übt dann eine verschiedene Wirksamkeit aus und paßt sich auch als Form der veränderten Aufgabe an.

Bei Geld und Kredit ist diese Methode der Auseinanderlegung der Begriffe dadurch erleichtert, daß es sich um juristisch fest bestimmte Begriffe, die als solche praktisch werden, und zugleich um eine gleichbleibende materielle Unterlage, das Geld, handelt. Wo begriffliche Bestimmtheit auch nur ideeller Vorgänge vorliegt, ist es nicht anders. So konnte Andreas Heusler in die verwirrende Mannigfaltigkeit des ehelichen Güterrechts lichtvolle Ordnung bringen, indem er zuerst streng begrifflich seine Hauptsysteme ableitete und dann ihre Zugehörigkeit zu den großen gesellschaftlichen Gruppen des Mittelalters aus deren Eigenart erklärte. Hier ergab sich dann, entsprechend den lokalen Bedingungen, die sich auch wieder, wenngleich schwer, klassifizieren lassen, die Mannigfaltigkeit des einzelnen. Vor allem sind aber jetzt hier Max Webers soziologische Grundkategorien des Wirtschaftslebens und seine Typen der Herrschaft zu nennen. Ihre Absicht ist, ein streng nach Arten und Unterarten gegliedertes, aus den Oberbegriffen abgeleitetes System zu geben. Dieses aber ist zugleich ein Schema für die geschichtliche Entwicklung. Wenn er darauf aufmerksam macht, daß die reinen Formen fast nie, sondern fast immer in Mischung auftreten, so haben sich wieder andere typische Reihen mit jenen ersteren gekreuzt. Sogar die Entwicklung der philosophischen Theoreme vollzieht sich ja, so wenig man sie nach dem Hegelschen Schema konstruieren kann, in konsequenter Weise nach den von den grundlegenden Begriffen aus angegebenen Richtungen. Nicht umsonst ist die heutige Geschichtschreibung der Philosophie wesentlich Problemgeschichte. Nur indem man von der Sache, dem Problem und den in ihm enthaltenen Möglichkeiten ausgeht und von ihr die, wenn auch noch so interessanten, individuellen Momente in Abzug bringt, kann man hoffen, den Gesamtgang der Entwicklung einigermaßen zu begreifen.

Sieht man sich in der Geschichte der Wissenschaften nach einer prinzipiellen Begründung einer Methode um, die die Begriffssystematik nutzbar für die Entwicklung macht, so dürfte man freilich nur ein einziges, wenig ermunterndes Beispiel finden — in der Lullischen Kunst. Die völlige Willkür in der Festsetzung der verwendeten Begriffskreise, die spitzfindige Handhabung, die phantastischen Hoffnungen auf unerhörte Entdeckungen, die Selbsttäuschung, mit dieser Technik den ganzen Reichtum der Welt ausschöpfen zu können, dürfen jedoch nicht die Bedeutsamkeit des Grundgedankens des genialen Spaniers verkennen lassen: durch Zerlegung und Kombination der Begriffe den Umkreis möglicher Entwicklung zu bestimmen. Daß auch in den Naturwissenschaften eine solche Verbindung von Systematik und Entwicklungslehre möglich ist und tatsächlich geübt wird, sehe ich wohl,

wage es aber, bei meinen unzureichenden Kenntnissen auf diesem Gebiete, nicht darzulegen.

Es gibt noch einen anderen Weg, den Verlauf mancher gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Erscheinungen wissenschaftlich zu bestimmen: Eine Kausalreihe kann aus der Natur der in ihr wirksamen Kraft a priori ableitbar und deshalb in ihrem Ablauf eindeutig bestimmt und für uns erkennbar sein. In voller Reinheit tritt eine solche nie auf, und gerade in den Naturvorgängen am wenigsten [54]). Wenn aber mehrere solcher Kausalreihen nicht nur nebeneinander gehen, sondern sich wechselweise bedingen und in den Erscheinungen verschlingen, so läßt sich fast restlos erklären, wie und wann solche Erscheinungen zustande kommen. Jedoch wird das immer nur bei verhältnismäßig einfachen Werdegängen möglich sein. Das bekannteste Beispiel liefert das Thünensche Gesetz. Thünen hat die einzelnen Faktoren, die bei der tatsächlichen Gestaltung des Anbaus zusammenwirken, gesondert und ihren Anteil am Gesamtergebnis exakt bestimmt. Der abnehmende Arbeits- und Kapitalertrag, die Abstufung der Bodenfruchtbarkeit, die gleichmäßige Steigerung der Transportkosten, die Dichtigkeit und Verteilung der Bevölkerung, sogar die Wirkung der Besteuerung unter den verschiedenen Bedingungen kommen zur Geltung. Bei allen liegen fest bestimmte, in begrenzter Zahl vorhandene reale Größen, gesicherte Quantitätsverhältnisse vor. Diese Methode ergänzt die bisher von uns verfolgte begrifflich-formale. Sie unterscheidet sich durch ihre Mittel (Isolierung und Experiment) in nichts von der naturwissenschaftlichen, und schließlich ist auch ihr Gegenstand, der Intensitätsgrad der Bodenkultur, eigentlich ein naturwissenschaftlicher, wenn er auch eine besonders wichtige Grundlage gesellschaftlicher Verhältnisse bildet. Er ist also selber nicht soziologisch, aber er dient zur Erklärung soziologischer Erscheinungen.

Der Versuch Careys, das Grundrentengesetz Ricardos umzukehren, der zwar als theoretisches Prinzip verfehlt ist, aber den Schlüssel zur Erklärung einer großen Zahl von historischen Einzelerscheinungen bietet, ist als ein Unterfall des Thünenschen Gesetzes anzusehen, da eben stets, wo ein extensiver Anbau noch angezeigt ist, der geringere Boden als der beste, das heißt für diese Art der Bebauung geeignetste, gelten muß. Dadurch, daß in der Thünenschen Betrachtungsweise beständig die verschiedenen Funktionen einander wechselseitig bedingen, wodurch die Reihen, in denen sich ihre Wirksamkeit äußert, als voneinander abhängige Funktionen sich darstellen, und dadurch, daß ihr Zusammenwirken eben durch den gemeinsamen Zweck bedingt und bestimmt wird, erhalten wir auch hier ein Abbild organischer Entwicklung, jedoch nicht mehr, da die Wirkungsweise selber rein mechanisch und deshalb auch rein kausal erklärbar ist.

Das Hegelsche Entwicklungsschema kommt in seinem metaphysisch-erkenntnistheoretischen Ursprung für uns nicht in Frage. Anwendbar aber

---

[54]) Dahin zielen alle Ausführungen Rickerts, in denen der abstrakte, unwirkliche Charakter der Naturgesetze nachgewiesen wird.

ist es in der Soziologie gerade nach einer Richtung, die von seinem Urheber abgelehnt wird: als psychologisches Prinzip. In der Tat werden sich aus psychologischen, zuletzt sogar aus physiologischen Gründen Gegenwirkungen, die zum schroffen Gegensatze bis zum Umschlag führen können, bei energischen Wirkungen einsetzen. Das gilt sowohl für die Einzelseele wie für die Auffassungen und Empfindungen der gesellschaftlich verbundenen Nebenmenschen. Die »Opposition«, eine der bemerkenswertesten soziologischen Erscheinungen, tritt dann automatisch in die Erscheinung. Ebenso wird man das Ergebnis als »höhere Einheit«, besser jedoch als »mittlere Diagonale« bezeichnen können. In diesem Sinne vollzieht sich die gesellschaftliche Entwicklung, wie es am augenfälligsten bei der politischen hervortritt, in besonderen Gegensätzen und Vereinbarungen.

Jedoch soll man dieses Prinzip nicht überspannen. Andere psychische Kräfte halten ihm die Wage, vor allem das mindestens ebenso starke psychische Beharrungsvermögen: Wo eine eingewurzelte, auf einer einmal gefaßten Idee beruhende Überzeugung vorhanden ist, führen auch die schwersten Enttäuschungen nicht zum Umschlag ins Gegenteil, vielmehr sieht man solange als möglich den Grund des Scheiterns nur in der mangelhaften Durchführung oder in ungünstigen Nebenumständen. Sogar abweichende, als gegnerisch zu bezeichnende Richtungen stellen sich während ihrer vorwiegenden Geltung nicht in bewußt konträren Gegensatz zu ihr, sondern erhalten vielmehr ihre Färbung selber von ihr, so daß sie späterer historischer Betrachtung wohl gar als Befriedigung des gleichen Bedürfnisses auf teilweise verschiedenem Wege erscheinen. Erst wenn eine beherrschende Idee sich völlig ausgelebt hat, wenn aus unscheinbaren, keineswegs ursprünglich in Opposition stehenden Anfängen eine neue Idee sich erhebt und allmählich zur Herrschaft gelangt, findet der Wechsel statt. Die gesamte Geschichte der Weltanschauungen bietet hier das Beispiel, das großartigste vielleicht das Mittelalter; es sei nur an die Geschichte der Kreuzzugsidee erinnert.

Die Untersuchung des psychologischen Ablaufs der gesellschaftlichen Erscheinungen und seine Zurückführung auf die mannigfaltigen und ineinander verschlungenen Kräfte des Gemüts ist wohl eine der wichtigsten Aufgaben der Soziologie überhaupt, die in einer historischen Psychologie ihre beste Begründung erfahren wird. Sie hat uns aber hier nicht zu beschäftigen. Genug, daß hier einige Andeutungen gegeben wurden, wie auch auf rein logischem Wege der Umkreis möglicher Entwicklung solcher gesellschaftlichen Erscheinungen, die ihrem Inhalt und Begriff nach feststehen, umschrieben werden kann.

8.

Zweck und Mittel im sozialen Leben.

Von

Ferdinand Tönnies, Kiel.

Inhaltsverzeichnis.

Die klassische Definition bestimmt den Menschen als ein Lebewesen, das mit Vernunft begabt ist, und die Vernunft als Fähigkeit oder Tätigkeit des Denkens, das ist des Schließens oder Folgerns, sofern es von allgemeinen Vorstellungen ausgeht oder zu solchen führt. Von diesem Sinne aus ist auch die aristotelische Unterscheidung der theoretischen und der praktischen Vernunft durch Kant aufgenommen, wenngleich umgedeutet worden. Aristoteles nennt die praktische Vernunft die Vernunft, welche auf Erreichung eines Zweckes gerichtet ist, und definiert den Willen als den Trieb, der mit Vernunft verbunden ist; *appetitus rationalis* nannten ihn demnach die Schulen. Ich halte mich an diese Bestimmungen, indem ich das Verhältnis von Zweck und Mitteln im sozialen Leben erörtern will, wobei sich von selbst ergeben wird, daß diese Erörterung auf die Individualpsychologie zurückwirkt, wie sie daraus hervorgeht.

§ 1. Ein Wille oder ein Vorsatz, der auf einen Zweck gerichtet ist, ruft die Vorstellung des Mittels hervor, das zu diesem Zwecke hinführt oder ihm dient, ihm gemäß ist. Diese Vorstellung ist regelmäßig mit der Vorstellung des Zweckes verbunden. Der Zweck ist das Gewollte im Sinne des Gewünschten, ein Ende oder ein vollendeter Zustand, dessen Vorstellung lustbetont ist. Das Mittel ist zunächst und in erster Linie das, was gewollt wird, insofern, als eine »Handlung« gewollt wird, indem der Mensch sich zu einem Tun entschließt oder es »beschließt«. Dieses Tun, diese Handlung wird als die Ursache gedacht, die den Zweck — richtiger: das Bezweckte — erwirkt. Wenn wir diesen Ausdruck anwenden, so bestimmen wir schon eine Verschiedenheit von Zweck und Mittel; es ist aber denkbar, daß sie in Wirklichkeit gar nicht verschieden sind, und eben auf diesen Grenzfall des Verhältnisses von Zweck und Mittel richte ich zunächst meine Aufmerksamkeit. Die Zwiefachheit von Zweck und Mittel geht aus einer ursprünglichen Einheit hervor — beim Kinde, beim primitiven, »einfältigen« Menschen und in vielen Fällen nicht minder bei dem mannigfachen und differenzierten Menschen, also bei uns selber, bemerken wir ein vernünftiges, das ist zweckmäßiges Handeln, ohne daß im Bewußtsein die Vorstellung vom Zweck und die Vorstellung des Mittels geschieden wären.

Wir essen und trinken nicht, um unsere Kräfte zu erhalten, sondern weil wir Hunger und Durst empfinden und weil unser Appetit, unser Begehren durch Aussehen und Duft von Speisen und Getränken gereizt wird. Wird der Zweck als Ende vorgestellt — in der englischen Sprache das gewöhnliche Wort —, so wird er mit der Tätigkeit als Anfang und Mitte in eins gedacht, und das Ganze kann wesentlich lusthaft sein, wenn die Tätigkeit gefällt: als Übung eigener Kraft, als die Lust zu leben und sich des Lebens zu freuen. So beschaffen ist die Lust des Jägers, die Lust an allem Spiel, an aller freien

künstlerischen Tätigkeit, an jeder normalen Betätigung des eigenen Seins — im individuellen Leben und im Zusammenleben, oft auch an der Arbeit, zumal der gewohnten, bekannten und erlernten. Wie Neigung und Lust, so verschmilzt Gewohnheit das, was als Mittel vorgestellt wurde, mit dem Zwecke; ähnlich, wenn auch schwächer, wirkt das Gedächtnis als Erinnerung und Bewußtsein des Könnens dahin, eine Aufgabe, eine Obliegenheit als ganze zu bejahen. Aber die Verschmelzung wird schwerer, die Einheit des Gefühles wird brüchiger, je mehr das Mittel vom Zweck unterschieden wird.

§ 2. Die Scheidung ist ein Werk des entwickelten Denkens, der Reflexion — und sie ist mehr oder minder vollkommen, mehr oder minder klar und deutlich, mehr oder minder scharf. Der Einheit bleibt die Unterscheidung um so näher, kann daher um so leichter in sie zurückfließen, 1. je mehr das Mittel als notwendig, als einzig möglich vorgestellt wird, und entfernt sich folglich davon in dem Maße, als mehrere Mittel als möglich vorgestellt werden, also das beste, das zweckmäßigste oder das leichteste, das bequemste Mittel gewählt wird; 2. mit diesem Unterschied hängt nahe der Unterschied zusammen, ob und in welchem Grade das Mittel gleich dem Zwecke lustbetont ist: ein Mittel kann als das leichteste, bequemste oder als mit der mindesten Unlust verknüpfte vorgestellt und darum gewählt werden, obgleich es keineswegs als das beste, das zweckmäßigste Mittel erscheint. Umgekehrt: im äußersten Falle erscheint ein Mittel als schlechthin notwendig, als das einzig mögliche, oder doch als das beste und zweckmäßigste, obgleich es mit dem Maximum von Unlust verknüpft ist. Und es wird also gewählt trotz dieser Unlust, um des Zweckes willen: man entschließt sich zu einer Handlung oder auch nur zu einem Tun, weil es, weil sie als Ursache einer erwünschten Folge und Wirkung vorgestellt wird; man entschließt sich mit Widerwillen, man muß etwa die Trägheit oder den Ekel überwinden, oder man muß quälende Gewissensbedenken, Hemmungen der Furcht oder des Pflichtgefühls, zurückdrängen, bekämpfen: so ist die Handlung als solche, ist das Mittel durchaus unlustbetont, wenn auch die vorgestellte Lust der Erreichung des Zweckes sich als stark genug erweist, den Widerstand dieser Unlust zu brechen. In einem einfachen Beispiel werden die Grenzen etwa bezeichnet durch den Genuß eines Weines aus schönem Becher, den ich durstig ergreife, und dagegen das Einnehmen einer bitteren Medizin, von der ich eine heilsame Wirkung auf meine Gesundheit erwarte. 3. Je mehr das Mittel spezifisch, je weniger es allgemein ist, denn um so mehr ist es dem Zwecke gleichartig und wesensverwandt.

Anmerkung. Sofern es eigene Handlungen sind, die als Mittel gedacht werden, so stellen sie am einfachsten sich dar als »Wege«, die zu einem »Ziele« führen: das zu erreichende Ziel ist der Zweck, das Gehen des Weges ist das notwendige Mittel. Wenn Ziel und Weg im eigentlichen Sinne verstanden werden, so gibt es zumeist mehrere Wege zu einem Ziele: man geht einen bestimmten Weg entweder triebmäßig oder gewohnheitsmäßig oder von dem Glauben geleitet, daß es der »richtige« Weg sei. Oder aber man steht vor einer Wahl: man will sich für den

besten Weg entscheiden. Die Wege sind verschieden; 1. es gibt längere und kürzere, sie kosten mehr oder weniger Zeit; 2. es gibt anmutigere, zum Beispiel durch den Wald, oder minder anmutige, zum Beispiel auf staubiger Landstraße; 3. sie sind mehr oder weniger anstrengend, zum Beispiel in der Ebene oder über einen steilen Hügel. Im allgemeinen wird der Mensch, voraussetzend, daß alle Wege mit gleicher Gewißheit zum Ziele führen, den kürzeren, also kürzesten, den angenehmeren, also angenehmsten, den bequemeren, also bequemsten Weg vorziehen; folglich am liebsten einen Weg wählen, der alle diese Vorzüge in sich vereinigt, wenigstens aber zwei der Vorzüge. Muß er aber einen entscheidend sein lassen, so ist die Frage, worauf es ihm ankommt, mit anderen Worten, was er am leichtesten opfert, und am leichtesten opfern wird er unter sonst gleichen Umständen das, wovon er am meisten Vorrat hat oder wenigstens genug hat (»satt ist«). Der Tourist hat in der Regel »Zeit« im Überfluß: es kommt ihm nicht auf den kürzesten Weg an; auch hat er Kraft im Überfluß, ja die Anstrengung ist ihm erwünscht; er wird den anmutigsten Weg wählen, auch wenn er weiter und beschwerlicher ist. Anders der Geschäftsmann: Zeit ist ihm Geld, die Schönheit der Gegend ist ihm mehr oder minder gleichgültig, die Schwierigkeiten zu überwinden hat er Geld genug, indem er einen Wagen mietet oder (im Gebirge) einen Führer in Pflicht nimmt; er wird den kürzesten Weg wählen. Endlich der Greis, der Schwache wird den am wenigsten beschwerlichen Weg wählen, auch wenn er länger und weniger schön ist; denn nach Naturgenüssen hungert ihn nicht (er ist ihrer satt), und an Zeit wird es ihm in der Regel nicht fehlen. Indessen kann die Heftigkeit des Strebens nach dem Ziele alle diese Erwägungen umstoßen; sie wird zwar wahrscheinlich im Denken des Geschäftsmannes sich abspiegeln, dann wird auch der sonst heftig strebende den kürzesten Weg wählen; es ist aber auch möglich, daß er (um nur mit der größtmöglichen Gewißheit das Ziel zu erreichen) einen Weg wählt, der keinen der drei Vorzüge hat, daß er ihn wählt, obgleich er länger, unschöner und schwieriger oder kostspieliger ist. Solche Denkweise kann auch für den Feldherrn, der einen Heereskörper marschieren läßt, entscheidend sein.

Alle diese Entscheidungen gelten aber in etwas anderen Formen auch, wenn Ziele und Wege bildlich verstanden werden. Wenn der Weg als zu lang oder als zu unschön oder als zu anstrengend vorgestellt wird, so richtet sich das natürliche Sinnen darauf, einen kürzeren oder einen schöneren oder einen leichteren Weg zu finden — ein Sinnen, das unwillkürlich vielfach sich geltend macht in unzähligen menschlichen Handlungsweisen: man will rascher zum Ziele kommen, auf angenehmere Weise oder mit geringerer Mühe, geringeren »Kosten«. Das Gleichnis läßt sich hier durchführen. Wer etwa nach einer Ehrenstelle trachtet, kann sie als Ziel ins Auge fasen, aber nur den gewöhnlichen Weg gehen, daß er seine Pflicht tut und die Vorgesetzten nicht zu kränken, wohl aber seine Leistungen zu vermehren und zu verbessern beflissen ist. Anders der »Streber«: er sucht kürzere, angenehmere und minder anstrengende Wege, weil er das Ziel entschlossener, bestimmter ins Auge faßt, aber auch, weil er mehr als der gewöhnliche Mensch das Vergnügen liebt, Mühen scheut und keine Geduld hat. Vielleicht findet er einen Weg, der zugleich kürzer, angenehmer und minder anstrengend ist, indem er zum Beispiel die schöne und reiche Tochter seines Vorgesetzten freit; oder er begnügt sich, einen Weg zu gehen, der wenigstens angenehmer und weniger anstrengend ist; indem er etwa durch Schmeicheleien die Gunst des Vorgesetzten zu gewinnen sucht und durch gewandtes Schwatzen den Schein erweckt, als wisse und könne er viel, ohne sich die Mühe zu geben, es durch Arbeitsleistungen zu beweisen. Er weiß vielleicht, daß

er das Ziel nicht früher erreicht als ein anderer, der sich plagt und »schuftet«, aber »er genießt dabei sein Leben« und überläßt die Mühwaltung anderen, etwa einem Gehilfen, den er zu bezahlen in der Lage ist (sei es, daß er Geld genug oder Kredit genug habe).

Es gibt aber auch den zielbewußten Streber, der für die Wahl seiner Wege ausschließlich die Gewißheit, das Ziel zu erreichen, ausschlaggebend sein läßt, darum möglicherweise auch krumme Wege geht, auch Wege, die ihm selber nicht gefallen und die außerordentlich mühsam sind: er ordnet der sicheren Erreichung des Zieles schlechthin alle unterscheidende Erwägung der »Mittel und Wege« unter. Das Streben nach dem Ziele beherrscht und bestimmt dann den Gedanken. Ein solcher Streber wählt also etwa einen gewundenen, schiefen und künstlichen Weg oder verborgene Schleichwege; er findet auch neue ungewohnte Wege und fragt nicht danach, ob der Weg, der zum Ziele führt, von ihm selber oder von anderen schön gefunden und moralisch gebilligt werde. Indessen ist er dadurch nicht notwendigerweise ein scharf rechnender, ein berechnender Mensch, der Mittel und Zweck gegeneinander »abwägt« und alle Mittel als Kosten denkt, mit denen er den Zweck erkaufen will, — auch ein solcher wird zwar, in dem Maße, als er unbedingt den Zweck will, keine Kosten scheuen, immer aber den »Wert«, den der Zweck für ihn habe, maßgebend sein lassen für die Menge seines Aufwandes, und den Vorteil zum unbedingten Endzweck seines Denkens und Wollens machen. Bei weit ausschauenden »Plänen«, »Spekulationen«, »Intrigen« wird er selten auf die Gewißheit des Erfolges rechnen können, sondern mit einer gewissen Chance sich begnügen müssen, und wenn er durchaus »rational« verfährt, nach der Größe dieser Chance die Menge und den Wert seines Aufwandes oder »Einsatzes« bemessen. Bei der großen Schwierigkeit aber, die Chance richtig zu schätzen, bleibt fast immer der Hoffnung und dem Vertrauen auf das »Glück« reichlicher Spielraum, so daß selbst im Falle der klügsten Berechnung das Geschäft und die Unternehmung — im Kriege wie im Handel — Merkmale des »Spieles« behält: das aleatorische Element. Darin berührt sich das am meisten rationale mit dem am meisten irrationalen Handeln. Denn das ist seinem Wesen nach das Spiel, entweder eine zwecklose (oder ihren Zweck in sich selber suchende) Betätigung der Kräfte, oder von jener Art, bei der die Mittel dem Zwecke gleichartig bleiben und, ebenso wie er selber, Gegenstand des Strebens und Beliebens sind. Indessen nähert sich wiederum das Spiel dem Geschäft, ja geht vielleicht ganz darin über, wenn, um das Spiel zu gewinnen, Anschläge und Listen gebraucht, überhaupt Kräfte angespannt werden, und schlechthin, wenn das Spiel als Glücksspiel begonnen und gewagt wird, also um des erwünschten Gewinnes willen der Einsatz »riskiert« wird, das heißt, er wird nicht preisgegeben wie bei einem Einkauf, sondern »aufs Spiel gesetzt«, mit dem Wunsche und der Hoffnung, ihn mindestens — wie beim Lotto — zurück zu erhalten, eigentlich aber in der Meinung, gegen die Gefahr seines Verlustes die — wenn auch viel geringere — Wahrscheinlichkeit eines erheblich höheren Gewinnes einzutauschen: ein ideeller Tausch und gleichsam ein »inneres Geschäft«.

§ 3. Wenn also das Mittel zu einem Zwecke immer eine gewollte Handlung ist, so bedarf aber jede Handlung selber der Mittel zu ihrer Ausführung, und diese Mittel sind teils andere Handlungen, teils Gegenstände: solche werden gleich Handlungen als Mittel vorgestellt und bezeichnet, wie die Handlungen umgekehrterweise als Objekte, sobald sie scharf vom Zwecke unterschieden oder sogar im Gegensatz zu ihm gedacht sind. Jene, die als

Mittel gedachten Gegenstände, werden unterschieden als Lebens-, als Genußmittel, Heilmittel, Trostmittel, Verkehrs- und Kommunikationsmittel, als Arbeits- und Produktionsmittel, als Tauschmittel, Zahlungsmittel, als Kampfmittel, Zwangsmittel, Zerstörungsmittel: in allen diesen Ausdrücken deutet unsere (deutsche) Sprache durch Tätigkeitswörter an, welchen Tätigkeiten die Gegenstände dienen und zu dienen bestimmt sind, wobei wir bemerken, daß »Leben« und »Genießen« keine eigentlichen Tätigkeiten sind. Andere Wortverbindungen wiederum enthalten keine Tätigkeitswörter, weisen aber doch darauf hin; denn was bedeuten Macht- und Gewaltmittel, wenn nicht Mittel, durch Anwendung von Macht oder Gewalt etwas zu bewirken?, wo aber auch andere als gegenständliche Mittel gemeint werden; was Geldmittel anderes als Mittel des Kaufens und Zahlens? — Gegenständliche Mittel sind nun im Unterschied von Handlungen ihrem Wesen nach immer geschieden von den menschlichen Zwecken, denen sie dienen; sie haben ein natürliches Dasein für sich. Und doch haben sie ihren Sinn nur durch ihre Bestimmung und durch die menschliche Hantierung, die sie solcher Bestimmung zuführt. Gilt dies auch von den Beeren, die ich im Walde pflücke, oder von der Milch, die ich aus dem Euter in ein Gefäß ziehe und trinken will? Wir blicken auch hier in einen weiten Abstand dieser gegenständlichen Mittel voneinander; je nach der Art ihrer Getrenntheit und Unterschiedenheit von den Zwecken, denen sie dienen: auch Sachen, die verbraucht werden — als Lebens-, Unterhalts-, Genußmittel — erhalten ihren besonderen Sinn durch die Organe, die dem menschlichen oder tierischen Leibe sie zuführen. Aber dieser Sinn ist um so schwächer oder geringer, je weniger die menschliche Vernunft, also menschliche Kunst, bei ihrer Zubereitung, Herstellung und Anwendung beteiligt ist; mithin um so stärker oder größer — »ausgesprochener« —, je mehr dies der Fall ist. Dadurch zeichnen sich also vor Lebens- und Genußmitteln im allgemeinen alle Mittel aus, die einer eigentlichen menschlichen Tätigkeit dienen und bestimmt sind: dies sind die wirklichen Gebrauchsgegenstände, deren Gebrauch und Herstellung das besondere Merkmal der »Kultur« und des »Kulturmenschen«, wenngleich wir von keinem menschlichen Zustande wissen, der ihrer gänzlich entbehrte; sie werden zuweilen unter dem Namen des »Werkzeugs« zusammengefaßt. Hier aber soll unter dem Gesichtspunkte eingeteilt werden, daß diese Gegenstände als Mittel in einem verschiedenen Verhältnis zu ihrem Zweck stehen. Gegenstände, die als Lebens- und Genußmittel verzehrt werden, dienen keinem eigentlichen Zweck, den der Mensch als solchen ins Auge faßt, erwägend, welches Mittel geeignet oder sonderlich geeignet dafür sei; sie werden objektiv als Mittel betrachtet, sind es aber nicht, oder doch nicht wesentlich und notwendig, im subjektiven Verstande: Leben und Genießen sind keine spezifisch vernünftigen, also den Menschen als Menschen bezeichnenden Tätigkeiten. Auch wo diese in Handhabung der Gebrauchsgegenstände hervortreten, gibt es weite Abstände im Verhältnis des Mittels zum Zweck; der Unterschied zwischen beiden ist mehr oder weniger groß, je nachdem die Art des Gebrauches sich mehr von selbst versteht, mehr passivisch und mehr

eindeutig ist, oder aber umgekehrt mehr Denken erfordert, mannigfach sein kann, und bewußt aktiven Verstand und Geschicklichkeit in Anspruch nimmt. Nach diesem Prinzip der Einteilung unterscheide ich: 1. Geräte, 2. Instrumente, 3. Werkzeuge: Geräte stehen als passivisch am einen, Werkzeuge als aktivisch am anderen Ende, Instrumente zwischen beiden [1]).

§ 4. Als Gerät wird hier alles verstanden, was zu unserm Sein und Dasein, zum Wohnen, Essen, Trinken, Schlafen, Sitzen, Gehen, Fahren zu Lande und zu Wasser und in der Luft, also zum täglichen und geselligen Leben, auch zum religiösen Leben gehört; wir verbinden es am liebsten mit der Vorstellung des Hauses: das Haus selber und jedes Gebäude wie auch jedes Fahrzeug ist, um darin zu sein, zu wohnen, zu speisen, sich zu bewegen, zu schlafen, um Sachen darin zu verwahren, um darin zu opfern und zu beten — lauter Zwecke, von denen die Mittel nur wenig oder gar nicht sich abheben, weil auch die Tätigkeiten, die als Mittel vorgestellt werden, solche sind, die nicht als zweckmäßige gewählt werden, sondern sich von selber verstehen und unmittelbar im Triebleben beruhen oder doch als selbstverständliche, notwendige ergriffen werden. Anders ist es mit Instrumenten, die zumeist als Mittel des Spieles oder der ärztlichen oder rein theoretischen Beschäftigung — wie Bücher — vorgestellt werden. Sie dienen immer einer eigentlichen Tätigkeit, sind also Mittel dafür, die von der Tätigkeit deutlich unterschieden werden; aber der Zweck der Tätigkeit erfüllt sich in ihr selber; darum ist zum Beispiel die Leier oder die Geige ein Instrument, das gebraucht wird, indem es seinem Zwecke dient, wie das Trinkgefäß zum Trinken, wenn auch das »Spielen« eine eigentlich vernünftige, also spezifisch-mensch-

---

[1]) Immer wiederholt sich, daß die Mittel ihrerseits als Zwecke gesetzt werden, sei es, sie einfach anzuwenden oder sie zu erwerben oder zu vermehren, zu verstärken, zu verbessern, sie zweckmäßiger zu machen oder zu verschönern, zu veredeln.

Nicht immer und nicht immer in gleicher Weise ist der Mensch beflissen, seine Mittel zweckmäßiger zu machen, als er sie schon hat. Diesem Streben stehen viele Gefühle als Beweggründe entgegen: Trägheit, Gewohnheit, die Liebe und Achtung für das Überlieferte, das Hergebrachte, der Väter Weise, auch der Geschmack und Kunstsinn, der Glaube und die Religion. Die Gedankenrichtung auf das Zweckmäßige, das Nützliche befreit sich von allen solchen Rücksichten und wirft sich ihnen entgegen. Zwei große und ursprüngliche menschliche Angelegenheiten haben von jeher in dieser Hinsicht umwälzend, neuernd gewirkt: der Krieg und der Handel, die auch vielfach miteinander Hand in Hand gehen, einander fördern und unterstützen — der Krieg, indem er durch das eine Ziel, die Selbsterhaltung, und die Schädigung des Feindes, alle Gedanken und Handlungen bestimmt werden läßt — und dazu nötigt, an Wetteifer durch Verbesserung und Verstärkung der Kampfhandlungen und Kampfmittel den Gegner zu übertreffen und zu überwinden; der Handel, indem er darauf erpicht ist, ebenfalls im Wetteifer mit den Gegnern, in Konkurrenz, diese durch Wohlfeilheit oder Güte — sei es wirkliche, sei es scheinbare Güte — seiner Ware zu übertreffen, und so darauf geführt wird, auf Verbesserung, Vereinfachung der Methoden zu ihrer Herstellung, also auch der Arbeitsmittel, zu sinnen. So hat sich zum Behufe der Zerstörung und zum Behufe der Herstellung — nur daß die Zerstörung ein viel weiteres Feld hat, — die Ausbildung des Werkzeuges zur Maschine vollzogen, die unserer Aufmerksamkeit in der gegenwärtigen Betrachtung vorzüglich wert ist.

liche Tätigkeit ist. Die Sache als Mittel vollendet sich im Werkzeug, daher die Sprache gern »Mittel und Werkzeug« wie Mittel und Wege verbindet: Das Werkzeug ist durchaus Mittel, das bestimmt ist, eine von ihm wesentlich verschiedene Wirkung zu erzielen; es wird angewandt, um einen beabsichtigten Zweck zu erfüllen, insbesondere, um etwas herzustellen, zu schaffen, oder um etwas zu zerstören, zu vernichten: Werkzeuge der Produktion und Werkzeuge der Destruktion.

§ 5. Allen Geräten, Instrumenten und Werkzeugen gemeinsam ist, daß sie vom Menschen gebraucht und daß sie zum Behufe des menschlichen Gebrauches vom Menschen hergestellt (produziert) werden.

Betrachten wir zuerst den Gebrauch, so ist ein großer Unterschied, ob der Gebrauch dadurch geschieht, daß sie angefaßt und bewegt werden, oder ohne diese Tätigkeit. Wenn es auch Wohnstätten gibt auf Fahrzeugen und sogar ganze Häuser gibt, die fortbewegt (transportiert) werden können, so ist doch in der Regel das Haus etwas Unbewegliches, wie schon das Zelt, das aber einer beweglichen Sache ähnlicher ist, weil es abgebrochen und wiederaufgebaut wird. Das Haus wird gebraucht, indem es bewohnt oder in anderer Weise benutzt, das heißt für menschliche Zwecke als Mittel angewandt wird. Diese Anwendung ist zugleich eine Abnutzung, ein Verschleiß — das Haus wird im Laufe der Zeit, wenn auch vielleicht erst durch viele Generationen, verzehrt (»konsumiert«), sehr im Unterschied von anderen »Genußmitteln«, die dem Bedürfnis der Selbsterhaltung dienen. Es hat aber eine Ähnlichkeit mit aufbewahrten Vorräten solcher Genußmittel, von denen einige lange Zeit erhalten werden können, einige sogar durch langes Lagern bis zu einer gewissen Grenze ihre Eigenschaften, die sie zum Genuß begehrt machen, verbessern. Andererseits unterliegen sie, wie jedes Aufbewahrte, mehr oder minder der Gefahr des Verderbens; auch das Haus, ob benutzt oder nicht, ist den Angriffen der Natur, unorganischer und organischer, ausgesetzt und »verfällt«, unbewohnt und unausgebessert, um so mehr. Die Benutzung von Wohnräumen (auch Schlaf- und Speisezimmern, Küchen und Kellern) geht in der Regel als Gebrauch eines »Mittels« — zum Zweck des Schutzes gegen Kälte und Nässe, zum Zweck des Essens und Trinkens, der Bereitung und Bewahrung von Speisen und Getränken — nicht ins Bewußtsein ein, wenn auch jeder darüber einverstanden ist, daß die Räume solchen Zwecken dienen und, für solche Zwecke hergestellt, auch in Gebrauch genommen werden. Die Einheit von Zweck und Mittel ist noch wesentlich ungebrochen, wie sie vollends ist, wenn der Wohnplatz, der Grund und Boden als Wohnsitz, ins Auge gefaßt wird, den der Mensch nicht hergestellt, sondern nur besiedelt, vielleicht zum Wohnen hergerichtet, aufgeschüttet, befestigt hat. Das Wohnenwollen ist nicht eigentlich Wollen eines Zweckes; es versteht sich zu sehr von selbst, ist nur ein Ausdruck des Lebenwollens, das aber nicht Gegenstand eines Vorsatzes, einer Absicht, eines Entschlusses ist, daher auch nicht das Denken auf Mittel zur Verwirklichung dieser lenkt, so daß diese also im Bewußtsein sich nicht deutlich abscheiden.

Wenn jemand einen Wohnort wählt — wozu er nicht sehr oft in der

Lage ist —, so mag er prüfen und vergleichen, ob die Eigenschaften verschiedener Orte für seine anderen Zwecke (zum Beispiel für sein Interesse an Musik, seine Wünsche, Sport zu treiben oder sich als Schriftsteller oder Künstler zu betätigen) mehr oder minder tauglich sind; in der Regel fesselt den Menschen die Sicherheit oder Aussicht, seinen Lebensunterhalt darin zu erwerben, also seinen Beruf auszuüben oder sein Geschäft zu betreiben, an einen bestimmten Ort; aber eben dann ist ihm der Ort noch weniger »Mittel« für seinen Zweck, als wenn er ihn um eines mehr besonderen Zweckes willen wählt. In jedem Falle ist es nicht der bloße Wille zum Wohnen, sondern der Wille zu einer Tätigkeit, der den Gedanken an Grund und Boden, an die Erde als Mittel für diesen Zweck aufkommen läßt — so betrachtet ihn und sie der Gärtner und Landwirt, so der Jäger und Hirt; aber eben hier tritt zutage, daß nicht das Mittel eines ist, der Zweck das andere, sondern der Zweck schließt das Mittel in sich ein, er ist ohne das Mittel nicht denkbar, das Mittel ist also selber — unter Voraussetzung des Zweckes — »denknotwendig«. — Ähnlich, wenn auch nicht ebenso, verhalten sich diese Berufsträger zu ihren Arbeitsmitteln: der Bauer zu seinem Pfluge, seiner Egge, seinem Spaten, seinem Saatkorn, der Jäger zu seinem Pfeil und Bogen oder Schießgewehr, der Fischer zu seinem Netze oder Hamen: es sind allerdings Mittel, die den Zwecken dienen, die der Beruf aufgibt, und ihr Gebrauch muß erlernt werden; aber er ist nicht, wie der Gebrauch eines eigentlichen Werkzeuges, eine »Handhabung«; die erwerbbare Geschicklichkeit der Finger gehört zu dieser; in bezug darauf stehen auch die weiblichen Haushaltsarbeiten und die Handwerke noch mehr oder minder der »Urproduktion« nahe und nähern sich mehr der bildenden Kunst, je mehr diese Geschicklichkeit in ihnen vorwiegend wird. Von der Kunst (*Technê*) leitet ihrem Namen nach die Technik sich her, deren Ausbildung wiederum ein darauf gerichtetes Denken erfordert, das sich zum wissenschaftlichen Denken steigert.

Die Landwirtschaft und die anderen Urproduktionen stellen Früchte und andere Produkte der Natur her, die sie wachsen machen oder fangen und erlegen oder aus der Erdrinde lösen; die Künste bringen Erzeugnisse menschlichen Geistes und menschlicher Hand hervor; sie machen Dinge, die nicht von der Natur erzeugt werden, und dazu besonders bedürfen sie der Werkzeuge, die selber solche Dinge sind oder doch es immer mehr werden, je mehr sie als Mittel ihren Bestimmungen angepaßt werden. Gleichermaßen bei Herstellung von Geräten und Instrumenten — mögen sie dem Nutzen, der Annehmlichkeit, dem Schmuck, dem Spiel oder der Arbeit dienen — nimmt die Geschicklichkeit des Handwerkers und Künstlers seinen erfinderischen Geist, seinen Geschmack und seine Kenntnisse in Anspruch. Die Schaffung von Werken ist es, der das Werkzeug in erster Linie dient und wodurch es von Geräten und Instrumenten sich abhebt. Aber nicht nur zum Schaffen, auch zum Vernichten dienen dem Menschen als Mittel seine Werkzeuge, zumeist andere und besondere, die Waffen. Im Kampfe muß er sich schützen gegen die Elemente, gegen Tiere, gegen andere Menschen, und dem Schutz dienen mannigfache Geräte, Instrumente und Apparate, auch Waffen;

aber den Werkzeugen am ähnlichsten wirken die Angriffswaffen: als Mittel der Zerstörung nicht nur von Sachen, sondern auch von Personen, die planmäßig, kunstgerecht angewandt werden, deren Herstellung eine Technik erfordert wie die Herstellung anderer Werkzeuge, Instrumente und Apparate.

Unter diesem Gesichtspunkte wollen wir als Werkzeuge unterscheiden: a) solche, die in ihrer Beschaffenheit den Geräten, b) solche, die den Instrumenten verwandt sind, und c) echte Werkzeuge, deren Wesen dahin bestimmt werde, daß sie der formenden, schaffenden Arbeit dienen. Zu den a) geräthaften Werkzeugen rechne ich (wie schon bedeutet wurde) die der landwirtschaftlichen Arbeit, der Jagd, der Fischerei, des Bergbaus, also der gesamten Urproduktion als der stofflich gebundenen Arbeit, die entweder zu ihrem Gegenstand rein empfangend (okkupatorisch) sich verhält oder ihn zwar mechanisch verändert, aber ohne ihm eine bestimmte, vorher gedachte Form geben zu wollen. Der Zweck oder das Ziel ist dem Landwirt zum Beispiel, daß das Getreide möglichst reichlich, möglichst gut wachse, blühe und Frucht trage; er weiß, daß er das nicht eigentlich bewirken kann; der Himmel und der Boden müssen das Beste dazu tun, die eigene Tätigkeit mit Pflug und Egge, Aussaat, Walze ist allerdings zweckmäßiges Mittel, aber sie schafft und verbessert nur die Bedingungen des Gedeihens, sie ist wesentlich vorbereitend, sorgend, pflegend *(agri cultura)*; darum sind auch seine Werkzeuge insofern Geräten ähnlich, als sie eindeutig für ihren Zweck bestimmt sind und eine erworbene Handgeschicklichkeit oder sogar besondere geistige Begabung nicht in Anspruch nehmen, sondern nur in gewollter Richtung einförmig leisten, wozu sie elementare oder tierische oder menschliche Kraftanstrengung bewegt, wenngleich die menschliche zum guten Teile nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Intelligenz und Übung in Anspruch nimmt und dadurch eine Art von Kunst wird. Es gehören also auch dazu die Werkzeuge der Fortbewegung, des Transportes von Menschen und Gütern, seien es Räder oder Ruder oder Segel oder die Fahrzeuge selber, die aber auch (siehe oben) als bloße Geräte betrachtet werden können, nämlich insofern, als ihre Benutzung lediglich passivisch geschieht, wie von Passagieren, den Fahrgästen. Andererseits sind die beweglichen und angefaßten Geräte — zum Beispiel der Hausrat — um so mehr den Werkzeugen ähnlich, je mehr sie bestimmter zweckmäßiger Tätigkeit, zum Beispiel dem Kochen, bestimmt sind. In der Regel aber sind sie ihrer Natur nach passivisch, und ihre Bewegung dient zumeist nicht einem Werke oder inneren Zwecke, sondern bloßer Ortsveränderung: Wagen, Boote, Schiffe, Luftfahrzeuge.

Von dieser Art sind auch Schutzwaffen als Werkzeuge, von denen nur eine passive Leistung verlangt wird, die also von Kleidern, die nach dieser Einteilung wirkliche Geräte sind, sich nur dadurch unterscheiden, daß sie weniger der unmittelbaren Notdurft als dem Gedanken an die Zweckmäßigkeit eines Mittels zur Abwehr feindlicher Angriffe und Geschosse entspringen. Hingegen Trutzwaffen möchten den b) instrumentalen Werkzeugen zugerechnet werden, deren Begriff dahin bestimmt werde, daß sie Instrumente

sind, die der Arbeit dienen, aber elementaren Arten gestaltender und zerstörender Arbeit. Daß zerstörende Arbeit nicht formgebend ist, liegt auf der Hand; aber es gibt auch viele gestaltende Arbeit, die es nicht ist, nämlich solche, deren Wesen darin besteht, chemische Verbindungen ihres Stoffes herbeizuführen, zu begünstigen, auch zu leiten, zum Beispiel das Kochen, Brauen und alle jene Industrien, in denen der von Franz Mataré lehrreich behandelte »Apparat« die bedeutendste Rolle spielt. Mataré nennt den großindustriellen Apparat ein mit schleppender Periodizität wirkendes passives Arbeitsmittel, das mitunter neben körperlicher Betätigung besondere Anforderungen an die beobachtende Urteilskraft des Arbeiters stelle; er findet es bezeichnend wegen der größeren Anforderungen an die geistigen und physischen Kräfte des Arbeiters, daß die Männerarbeit hier so viel weniger (als an der Maschine) durch Frauen- oder gar Kinderarbeit ersetzbar sei, die tatsächlich nur bei Nebenarbeiten in den Apparatindustrien vorkomme. Während die Maschine hauptsächlich Bedienung in Anspruch nehme, so sei für den Apparat die Überwachung, also die Aufmerksamkeit des Arbeiters, vor allem notwendig, wovon die Ausgiebigkeit des Apparates zum größten Teil abhänge, und es gehe daraus ein Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitsmittel hervor, das von dem für das Arbeiten mit Werkzeug oder Maschine charakteristischen Verhältnis ganz verschieden sei (namentlich lasse dort das Stücklohnsystem und die Untersagung der Sonntagsarbeit sich gar nicht oder schwerlich durchführen). — Die c) eigentlichen Werkzeuge sind es nun, die den Handarbeiter (Handarbeiterin), Handwerker, Handkünstler vorzugsweise bezeichnen: sie sind gleichsam Organe seines Könnens und Leistens, wie die natürlichen Organe differenzierte Hilfsmittel des allgemeinen Lebensprozesses sind; sie geben daher seinem Werke oft einen individuellen, seinen Geist und seine Kraft ausdrückenden Charakter, wie die Schreibfeder als Organ des Schreibers ihm eine individuelle »Handschrift« gibt. Dieser individuelle Charakter geht durch die Verwandlung des Werkzeugs in die Maschine verloren. Ihr ist, nach dem Ausdruck Gottls (Grundriß d. Sozialökonomik Abt. II S. 292) die absolute Bestimmtheit und das Schablonenhafte der Leistung eigen.

§ 6. In beiden Gebieten, in bezug auf Produktion wie in bezug auf Destruktion, ist die Entstehung der Maschine als eine besondere Art von Werkzeug und die Entwicklung des Handwerkzeugs zur Maschine von größter Bedeutung. Auch die Maschine ist ein Arbeitsmittel zur Produktion wie zur Destruktion von Gütern, und die Destruktion erstreckt sich viel weiter (zum Beispiel auch auf Menschen) als die Produktion. Worin besteht der Unterschied zwischen dem (eigentlichen) Werkzeug und der Maschine? Diese Frage ist oft untersucht worden; ich gebe meine eigene Antwort dahin: In der Maschine vollendet sich das Wesen des Mittels, der Sache als Mittels; sie ist das relativ selbständige Mittel, völlig geschieden und verschieden von dem Zwecke des Menschen, für den sie bestimmt ist. Mit dem Werkzeug arbeitet der Mensch; die vollendete Maschine arbeitet anstatt des Menschen, wenn sie auch des Anstoßes, der Ordnung, der Aufsicht durch Intelligenz

und Hand des Menschen bedarf, wenigstens so lange und so weit bedarf, als nicht auch diese menschlichen Tätigkeiten durch mechanische Vorrichtungen ersetzt werden können. Mit dem Gebrauch der Maschine hört die Ineinsbildung, gleichsam Verschmelzung von Mensch, Werkzeug und Werk auf; sie werden drei getrennte Potenzen. Man weiß, wie sehr durch die Maschine die Produktivität der menschlichen Arbeit erhöht worden ist und noch fortwährend erhöht wird. Auch ist bekannt, wie stark die Produktion durch Maschinen die Macht des Kapitals vermehrt und den Widerstand der Arbeiterklasse gegen diese Macht genährt hat. Weniger steht es im allgemeinen Bewußtsein, obgleich durch die Erlebnisse der letzten Jahre gewaltig ihm aufgedrungen, daß die Verwendung und Vervollkommnung von Maschinen, in der Kriegstechnik uralt, auch in ihrer neueren Entwicklung in unheimlichem Maße die destruktive Fähigkeit des Menschen — man möchte sie die Destruktivität der »Arbeit« nennen — vermehrt und verstärkt hat. Für die gegenwärtige Betrachtung ist der wichtigste Gesichtspunkt nach beiden Richtungen dieser: der Mensch assimiliert sich das Werkzeug, er macht es gleichsam zu einem Teil seiner selbst, er gebraucht Werkzeuge, wie er seine natürlichen Organe gebraucht, gleichsam als kulturliche Organe; in ihnen und durch sie wirkt sein Geist, so daß auch hier möglich wird, daß sie im Bewußtsein des Subjekts mit ihrem Zweck eins werden — hingegen die Maschine ist das absolute Mittel, selber als Automat »fast vollständig (so drückt Reuleaux sich aus) an die Stelle des Menschen tretend«: ein Quasi-Mensch ohne Seele, den man einen eisernen Sklaven genannt hat, wie Aristoteles den Sklaven ein beseeltes Werkzeug nennt. Die Maschine kann auch schöne und gefällige, wie nützliche und praktische Arbeit leisten; aber sie ist ihrem Wesen nach unkünstlerisch, weil sie nur mechanische, unlebendige kalte Formen hervorbringt; wenn auch viele Arten der Maschinerie intelligente und durch intelligente Aufmerksamkeit geschickte Arbeiter in Anspruch nehmen, so setzt doch keine den künstlerischen Geist in Tätigkeit, der das eigentliche Merkmal des im höheren Sinne geschickten Arbeiters ist. Der künstlerische Geist ist an die Handarbeit gebunden, wenn auch diese sich verfeinerter, erleichternder Werkzeuge und Apparate bedient; durch den künstlerischen Geist erhält das Werk ein individuelles konkretes Gepräge, wogegen das Maschinenprodukt als generell und abstrakt bezeichnet werden kann. Das einfache und grobe Werkzeug nähert sich, indem es lediglich zu mechanisch äußeren Wirkungen bestimmt und deren fähig ist, der Maschine: so werden auch von Mathematikern und Mechanikern die »einfachen mechanischen Potenzen«, wie Hebel, schiefe Ebene, Schraube, Keil usw., Maschine genannt (Marx, Kapital I[4] 335). Ihre Kombination wird als mechanische Vorrichtung, ein »Ansatz zur Maschine« (Gottl a. a. O.) bezeichnet. Die Mechanisierung der Motoren als vermehrender Ersatz tierischer und menschlicher Kräfte verändert das Wesen dieser Kräfte, sofern von ihnen nur mechanische Wirkungen ausgehen, nicht, und fällt außerhalb dieser Betrachtung. Entscheidend für die Mechanisierung des Betriebes ist die scharfe Scheidung zwischen Antrieb und Auslösung, die zum Beispiel bei der

Schreibmaschine nicht, wohl aber bei der Nähmaschine gegeben ist (Gottl a. a. O.).

Ich mache hier auf die Analogie aufmerksam, worin ich die wirkliche Maschine als Mittel mit der widerwillig getanen Handlung als Mittel setze. Beide wirken mechanisch und sollen mechanisch wirken, und zwar darum, weil sie ihrer Wirkung fremd und ohne Gefühl gegenüberstehen; sie sind bloße Mittel, gegen die der Mensch innerlich gleichgültig ist, ja die er vielleicht haßt und verabscheut; wie denn der Haß und Abscheu aller künsterisch stark empfindsamen Menschen, auch vieler Arbeiter, gegen die Maschine bekannt ist. Der arbeitende Mensch fühlt nicht die Maschine gleich seinen Geräten, Instrumenten und Werkzeugen, als sein natürliches Eigentum, weil zu ihm gehörig, und Ergänzung seiner Persönlichkeit, Förderung seines Könnens — wenn gleich auch hier kein absoluter Unterschied gegeben ist, sondern wenigstens die individuelle Maschine noch etwas von dieser Eigenschaft behält: — man erinnert sich der Zärtlichkeit des Lokomotivführers in Zolas »Bête humaine« für seine Maschine, — sondern als ein Mittel der »Gesellschaft« oder des Kapitals, möge sie oder er sich in einem gegebenen einzelnen Menschen oder in einer noch fremderen anonymen Sozietät verkörpern; als ein Mittel, das nicht dem Arbeiter dient, sondern sich von ihm bedienen läßt, also sein Herr ist — was der schon genannte deutsche Technologe in den Worten ausdrückt: »Der Mensch aber ihr (der Maschine) Diener — grausige Ironie! — sinkt auf die Stufe der Maschine hinab.« — Analog dem selbständigen Dasein und Wirken der Maschine ist das selbständige Dasein und Wirken menschlicher Institutionen; so die »Verselbständigung des Geschäfts« als »von dem lebendigen Wirtschaftssubjekt unabhängiger« Sache (Rechtseinheit, Rechnungseinheit und Krediteinheit), wie sie zunächst durch kollektive Wirtschaftsformen bewirkt, in neuerer Zeit auch für das Einzelunternehmen »selbstverständlich« geworden ist (Sombart, Kapitalismus II, 105 ff., 110).

§ 7. Wenn aber die Maschine in ihrer Selbständigkeit gleichsam als ein lebendes Wesen vorgestellt wird, so sind andererseits wirkliche lebende Wesen im Dienste des Menschen und werden von ihm als Geräte, Instrumente oder Werkzeuge behandelt: als Mittel für seine Zwecke. Freilich unterscheiden sie sich von allen unlebendigen Mitteln dadurch, daß sie niemals ausschließlich mechanisch bewegt, chemisch zersetzt oder gebunden werden können, sondern sie müssen, um für den Gebrauch als lebende zu taugen, zum mindesten biologisch und in der Regel auch psychologisch behandelt werden; das heißt man muß sie ernähren, füttern, oft auch behausen und in der Regel auch sonst auf ihren Willen wirken, um ihn zu einem guten, das heißt dem Menschen willfährigen Willen zu machen. Immer steht einer beliebigen Verwendung und Behandlung nicht nur die äußere Beschaffenheit des Stoffes und der Form entgegen, wie es bei allen unlebendigen Geräten usw. der Fall, sondern der eigene Wille des Tieres oder des Menschen, den der behandelnde, benutzende Mensch seinem eigenen Willen anpassen, gefügig machen, unter Umständen zwingen muß, biegend oder brechend. Diese Anpassung von Tieren an den menschlichen Willen ist ein Werk vieler Generationen gewesen und um so mehr von großer kulturhistorischer Bedeutung geworden als die »Domestikation«. Sie hat nur durch harten, immer wiederholten und erneuerten Zwang geschehen können, und der Erfolg ist gewesen, daß die Haustiere sich an den Menschen gewöhnt haben und ihm gehorchen oder doch in der Regel keinen Widerstand leisten. Also

sind sie gleichsam zu Geräten und einige zu brauchbaren Werkzeugen in der Hand des Menschen geworden. Nicht anders ist es historisch und noch in einem bedeutenden aktuellen Umfange einem großen Teil der Menschen gegangen, die von Menschen unterworfen oder als unterworfen erworben und menschlichen Gemeinschaften einverleibt wurden: gleich dem Vieh gehegt und gepflegt, oft gemißhandelt, nicht selten auch geschlachtet als Versöhnungsmittel für die Götter oder als Nahrungsmittel für die eigenen Leiber und Seelen: im einen Falle Mittel, die durch die Gewohnheit, vielleicht auch durch Gefallen (zumal an weiblichen Sklaven) mit dem Herrn und durch ihn mit der Familie verwachsen und für deren Zwecke, die dann auch die der Sklaven werden — nämlich die gemeinsame Erhaltung — »unentbehrlich«, also notwendig und wesentlich erscheinen; im andern Falle aber Mittel für ihnen fremde, ja, sie verneinende Zwecke des Herrn oder nur Gegenstände gelegentlichen Mißfallens und Zornes für ihn, die er wie ein Gerät, mit dem er unzufrieden ist, wegwirft und zerstört. In dieser Weise kann aber jeder stärkere Wille (durch sich selbst oder durch Umstände oder von Rechts wegen stärkere) jeden schwächeren, von ihm abhängigen nach »Willkür« behandeln, auch wenn Sitte und Gesetz diese Willkür einschränken. Das *homo homini lupus* tritt darin oft, trotz rechtlicher Gleichheit der Individuen, zutage. Insbesondere macht die Beherrschung — wie auch immer begründet — von Scharen geneigt, diese Scharen als eine tote Masse vorzustellen und zu behandeln, sie als Despot »auszusaugen« oder als Unternehmer »auszubeuten«, womit gemeint ist, daß eine Person die andere, obschon sie im Rechte ihr gleich ist, und durch rechtmäßige Mittel, zu Arbeitstätigkeit veranlaßt, die dem Beurteilenden als übermäßig erscheint, sei es an der Zeitdauer oder an der Intensität gemessen. Besonders wird hier durch sittliche Mißbilligung die Ausbeutung der Schwachen — das ist der minder widerstandsfähigen und widerstandswilligen Träger von Arbeitskräften: kindlicher, weiblicher, jugendlicher und (in der Heimarbeit) hochbejahrter — getroffen. Die Menschen selber, das ist ihre Leistungen für bestimmte Zwecke, werden im Arbeitsvertrag gekauft. Solcher Kauf geschieht aber auch auf andere Art: als »Bestechung«, die nur eine besonders ausgeprägte Form der Überwindung des Widerstandes ist, den der natürliche und freie Wille einer Person der Einwilligung in gewisse Tätigkeiten, sei es aus Abneigung, aus Furcht oder aus Gewissensbedenken, entgegensetzt: durch Bestechung wird dieser Widerwille gebrochen, »korrumpiert«. Auch ohne daß sich diese als eine gesetzlich strafbare Handlung darstellt, kann auf mannigfache Art eine Person die andere, viele andere, für sich gewinnen und also sie zu seinen Mitteln und Werkzeugen machen; anstatt des Geldes und außer dem Gelde können dazu andere Mittel dienen: Ehrenzeichen, Rangerhöhungen, Förderungen und Begünstigungen, verliehene oder versprochene. Auch ohne daß Bestechung vorliegt, werden durch solche Mittel wohlgefällige und nützliche Leistungen belohnt, also durch die eröffnete Aussicht auf Belohnung angeregt. In den schärferen Ausprägungen geht hier ein gemeinschaftliches in ein gesellschaftliches Verhältnis, in den schärfsten das eine wie das andere in ein

feindseliges, also asoziales Verhältnis über; die gemeinschaftlichen sowohl als die gesellschaftlichen neigen dazu je auf verschiedene Weise. In Gemeinschaft ist das Herrschen ursprünglich; alles Herrschen verführt zum Mißbrauch, »die Macht ist böse«. In Gesellschaft liegt förmliche Gleichheit zugrunde, aber jeder ist jedem ein an sich gleichgültiges Mittel für seine Zwecke, sooft er den fremden Willen durch irgendwelche Mittel bewegen kann, ihm willfährig zu sein, woraus dann bei Überlegenheit eine Herrschaft in anderer Form wird; diese Überlegenheit ist aber um so vollkommener, wenn eine unpersönliche gesellschaftliche Macht unverbundenen (unorganisierten) Individuen gegenübersteht; so ist die Organisation der Arbeiter das Streben nach Wiederherstellung des Gleichgewichts, eine Gewerkschaft betrachtet ihrerseits »das Kapital«, das heißt dessen Eigentümer, in der Regel als bloßes Mittel zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Nur innerhalb der Grenzen der Kontraktleistungen besteht und dauert hier ein soziales Verhältnis; außerhalb und nach Beendigung dieser Leistungen ja auch innerhalb, insofern, als die Erfüllung nicht glatt sich vollzieht, kann die gegenseitige Fremdheit in offenbare Feindseligkeit übergehen; eine Feindseligkeit, die auf seiten des Herrn und Unternehmers — schlechthin des »Kapitals« — nicht wesentlich verschieden ist von derjenigen, womit der Plantagenbesitzer eine Herde Sklaven wie eine Herde Vieh, und ihre Arbeitskraft lediglich als »gut« für seinen Zweck der größtmöglichen Bereicherung, also als schieres Mittel betrachtet und würdigt.

So kann auch der Egoist — ob Autokrat oder sonst ein Individuum, das sich auszuleben und durchzusetzen strebt — die Gemeinschaft, der er angehört, lediglich als Mittel für seine Zwecke schätzen und ausnutzen; eben dadurch wird sie für ihn zur Gesellschaft, und der oder einer Gesellschaft gegenüber scheint einem jeden dies als natürlich, als berechtigt und notwendig, um so mehr, je weniger er ihr gegenüber durch andere als etwaige vertragsmäßige und gesetzmäßige, also je weniger er durch sittliche, traditionelle oder anerzogene, Pflichten sich gebunden fühlt; — und dies ist der Begriff des »Kürwillens«, der alle sozialen Verhältnisse versachlicht, während der »Wesenwille« alle verpersönlicht; und dieser Gegensatz überträgt sich auf die Sachen selber, denen Wesenwille durch Anähnlichung und Anpassung an sich so etwas wie eine Seele verleiht, während Kürwille auch die Personen gleich toten Sachen denkt und behandelt. In Wirklichkeit sind Sachen mehr oder weniger lebendig, und ihr Leben ist um so vollkommener, je mehr es frei, das ist vom menschlichen Wollen und Schaffen unabhängig, ist. In diesem Sinne ist die Materie etwas Lebendiges, daher auch jene besondere Sache, die ein unentbehrliches Mittel für alle menschlichen Zwecke, obschon weder lebendes Wesen, noch Geist oder Instrument oder Werkzeug darstellt: der Grund und Boden. Ihn kann der Mensch niemals in dem Sinne und in dem Grade beherrschen und handhaben, aber er kann ihn, ebenso wie jene, seiner Natur gemäß »pfleglich« behandeln, oder aber ihn ausnutzen und verderben. Im letzteren Falle ist die Behandlung der Behandlung einer Maschine insofern analog, als es dann um ein an sich gleichgültiges, in seiner

Leistung für den Zweck sich erschöpfendes oder erschöpft werdendes Mittel sich handelt, was der Boden seiner Natur nach keineswegs ist; wohl aber kann er als solches gedacht und dazu gemacht werden. In Wirklichkeit sind sie voneinander das Gegenteil: auch die scheinlebendige Maschine bleibt immer ihrem Wesen nach Mittel, auch der scheintote Boden bleibt immer seinem Wesen nach Zweck, das heißt von allen menschlichen Zwecken unabhängig.

§ 8. Im Lichte des Theorems betrachte ich ferner Sachen, die nur einen sozialen Sinn haben, das ist die als Sachen wirken, nicht durch das, was sie sind, oder doch nicht allein durch das, was sie sind, sondern (oder sondern auch) durch das, was sie für die Menschen bedeuten. Das sind alle Arten von Zeichen: die im sozialen Leben als Mittel entstanden sind für den Zweck, an das Bezeichnete zu erinnern und also verstanden zu werden, mithin als gemeinsame Zeichen zu gegenseitigem Verständnis: Mittel des Verkehrs oder der Mitteilung. Als System solcher Zeichen ist für die menschliche Gemeinschaft in engeren oder weiteren Gruppen vorzüglich die Sprache zu betrachten, die das Mittel zur Verständigung ist, aber doch mehr als das; sie wird als ein Besitz und Schatz gepriesen, worin ein Volk seine eigene Seele hat, weil sich die Blutsverwandtschaft oder wenigstens die Wirkung des nahen Zusammenlebens und der gemeinsamen Kulturgüter darin unmittelbar ausprägt. In Wahrheit kann man den Unterschied zwischen einem organischen und einem mechanischen Mittel sehr deutlich machen an dem Unterschied zwischen einer natürlichen, trauten, gewohnten und geliebten Sprache auf der einen und einer künstlichen, gemachten, verabredeten Sprache auf der anderen Seite. Der gleiche Unterschied ist schon, wenn auch sehr viel schwächer, vorhanden zwischen der heimischen Mundart, der Umgangssprache, und der gebildeten, der Schriftsprache; hier aber wird er ausgeglichen oder mehr als ausgeglichen dadurch, daß diese als das höhere und edlere Kulturgut geschätzt wird, und daß sie dem Kunstwerk der Rede und Dichtung als Werkzeug dient. Ungebrochen kommt hingegen der gleiche Unterschied zur Geltung zwischen der eigenen und einer fremden Sprache, es sei denn, daß diese in ebenso vollkommener Weise wie die eigene beherrscht werde, daß also der Redende sie sich völlig zu eigen gemacht habe. In dem Maße der Entfernung von diesem Ziele wird sie, das ist, werden ihre Wörter, soweit sie bekannt sind und erinnert werden, bewußt als Mittel gebraucht, sich verständlich zu machen. Ebenso verhält man sich zu allen ausdrücklich verabredeten oder befohlenen Zeichen, zum Beispiel solchen der Schrift, wenn ihre Bedeutung ungewohnt und ungewöhnlich ist, wie die von Chiffren. Auch hier wird die bewußte Erkenntnis, das wählende Denken immer mehr notwendig, und zwar dauernd notwendig, je fremder das Zeichen dem bezeichneten Gegenstand ist oder zu sein scheint. Alle Zeichen sind bestimmt, erinnerte Vorstellungen wachzurufen[2]) und durch diese in der Regel auch ein bestimmtes Wollen zu erregen, sind aber auf der einen Seite mehr oder minder als natürliche Zeichen und aus natürlichen Zeichen geworden, auf der anderen mehr oder minder gemacht: je mehr sie gemacht sind, um so weniger ist

ihr Verhältnis zu ihrem Zweck ein innerliches und notwendiges, um so mehr also ein äußerliches und zufälliges; dieser Unterschied fällt mit dem zwischen einer organischen und einer mechanischen Ursache zusammen. Analog ist die Erfindung und Schaffung von Maßstäben aller Art, analog auch die Bildung echt wissenschaftlicher Begriffe, die der Erkenntnis als Maßstäbe und Mittel zu dienen bestimmt sind. Eine besondere Betrachtung widmen wir in dieser Richtung dem Wertzeichen. Es entspringt, wie bekannt, aus dem Tauschverkehr der Menschen: in jedem Tausch wird die angebotene oder hingegebene Sache gedacht als Mittel zu dem Zwecke, eine gewünschte Sache zu erwerben, und die Handlung — vorgestellte oder wirkliche Abtretung — entspricht vollkommen dem Typus des negativen Verhältnisses von Mittel und Zweck, sie ist ihrem Wesen nach unlustbetont, wie die Wirkung lustbetont. Insofern nun eine Sache nicht sowohl diese Wirkung hervorruft durch das, was sie ist, als durch das, was sie bedeutet oder gilt, nämlich als Vorstellung einer gewissen Menge von Wert habenden, das ist mehr oder weniger gewünschten Sachen, so ist solche Sache ein Wertzeichen, und sofern sie als allgemeines Mittel zum Erwerb fremder Sachen dient, das Kaufmittel oder Geld. Zum allgemeinen Mittel aber macht sie ein allgemein gültiger Wille, wie der Staatswille, wie in jedem begrenzten Kreise ein gemeinsamer Wille eine Sache zum gültigen Zeichen, also zum gültigen Kaufmittel machen oder »stempeln« kann. Während nun jede andere Sache, die auch als Tauschmittel, das ist als Mittel, eine andere Sache zu erwerben, gebraucht werden kann, vor allem und zunächst für ihre natürlichen (reellen) Zwecke gebraucht wird — als »Gebrauchswert« —, so ist Geld seinem Wesen nach ausschließlich für den unnatürlichen (ideellen) Zweck des Erwerbes fremder Sachen oder des Kaufes bestimmt; daher vollendet er sein Wesen in einer Sache, die zu jedem anderen natürlichen Gebrauche untauglich ist, das ist im Papiergeld, dessen Wesen in papierenen Surrogaten des Geldes vorgebildet ist.

Anmerkung: Als »Wert« mögen wir reale und ideelle Gegenstände bestimmen, die in bezug auf menschliche Kraft und Leistungen sich als fördernd oder als Hemmungen aufhebend erweisen. Alles, was dem Menschen taugt als Mittel für seine Zwecke, ist ein Wert für ihn, folglich, was mehreren zugleich taugt und dient, ein Wert für sie; und wie jeder für sich, so können auch mehrere für sich etwas als Wert setzen, das heißt denken und wollen, daß es Wert für sie sei oder Wert für sie habe, so daß, wer von ihnen diesen Wert nicht für sich anerkenne, dadurch sich selber widerspreche, indem er den gemeinsamen Willen, woran er teil hat, verneine. So bezieht sich auf Werte auch gemeinsame Schätzung, die nichts ausdrückt, als daß sie als solche gesetzt werden, außer daß sie dem Wert eine Qualität, einen Grad zuschreibt oder beimißt. Die Schätzung kann unbestimmt sein: hoch, mittelmäßig, niedrig oder bestimmt, indem sie Werte miteinander vergleicht, das heißt einen Wert an einem anderen mißt. Sozialer Wille kann so Werte und insbesondere Wert-

---

[2]) Ansätze zu einer allgemeinen Theorie der Zeichen, die meines Wissens nicht vorhanden ist, habe ich in der Schrift »Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht« (Berlin, K. Curtius) entworfen.

schätzungen, Wertgleichungen als gültige setzen, das heißt befehlen, daß die einzelnen Willen sich danach richten, vornehmlich die Geltung erkennen und anerkennen sollen. Im gleichen Sinne werden auch Rechtssätze als Richtschnuren für gerichtliche Urteile und richterliche Entscheidungen selber als gelten-sollende gesetzt. Alle Zeichen sind gesetzte Werte durch das, was sie bedeuten. Sie können auch sonst Werte sein — durch das, was sie sind —; aber als Zeichen sind sie nur Werte durch ihre Bedeutung. Sie sollen etwas bedeuten: das ist der Inhalt des auf sie sich beziehenden sozialen Willens. Sozialer Wille entspricht mehr der Idee des Wesenwillens oder der Idee des Kürwillens. Der soziale Wille, der in der Sprache sich kundgibt, entspricht ganz überwiegend der Idee des Wesenwillens. Je mehr eine Sache oder Vorstellung, die bezeichnet wird, abgeleitet und reflektiert ist, um so mehr unterliegt das Zeichen der Bestimmung durch sozialen Kürwillen, insbesondere dem Vertrag oder der Satzung. Wert ist (wie gesagt) nicht nur etwas Empfundenes und Gefühltes, sondern auch etwas Gedachtes und Gewolltes, mithin selber ein möglicher Gegenstand sozialen Willens, also des Vertrages und der Satzung. Dies tritt zutage im wirtschaftlichen Verkehrsleben. Die Wertschätzung, welche den edlen Metallen und Edelsteinen zuteil wird, ist ihrem Grunde nach konventionell, das heißt beruht in der *Einigkeit* eines stillschweigenden Vertrages oder einer stummen Verabredung, wenngleich diese selber auch durch das sinnliche Gefallen, die Gewohnheiten und Erinnerungen der Individuen bedingt ist. Als Tauschmittel setzt eine Sache vermöge des von allen Beteiligten gehegten Wunsches (der Vermutung und Hoffnung) sich durch, daß sie ihren Wert — wenigstens — behalte, daß dieser nicht geringer werde; da nun eine Erhöhung für den einen Empfänger eine Erniedrigung für die anderen bedeuten würde, so wird man durch so etwas wie ein Kompromiß darüber einig, den Wert so sehr als möglich stabilisieren zu wollen; aber dies gelingt nur in sehr unvollkommener Weise, wenn auch für ziemlich lange Zeitperioden verhältnismäßig gut. Die öffentliche Gewalt — der »Fürst« oder der »Staat« — macht sich anheischig, durch Zwangsgewalt wenn nicht den wirklichen, so doch den vorgeblichen — förmlichen — Wert der Geldmaterie zu fixieren dadurch, daß einer gewissen, von ihm beglaubigten Menge ein fester Name beigelegt wird, und nunmehr alle Mengen an dieser Menge meßbar werden; indem ferner jedermann genötigt wird, die durch Stempel beglaubigten Stücke dieser Geldmaterie gleich solchen Mengen davon anzunehmen, wie die öffentliche Gewalt selber sie dafür ausgibt und in Empfang nimmt — als Lösung eines auf solche Menge lautenden Schuldbetrages. Auf allen Gebieten bewährt sich die Erfahrung, daß, wie aus dem Beschützen ein Herrschen, so aus dem Beglaubigen ein Machen, aus dem Garantieren ein Fingieren wird. Es ist der Entwicklungsgang der Macht; aber die Macht hat ihre Grenzen gegenüber anderen Mächten. So die Macht der Inhaber öffentlicher Gewalt gegenüber den Mächten der Privaten, die Macht des Staates gegenüber der Gesellschaft, die Fähigkeit, irgend etwas geltend zu machen gegenüber dem, was aus anderen Ursachen wirklich gilt; die Fähigkeit, zu fingieren, vielmehr Fiktionen durchzusetzen gegenüber dem, was ist. So ist auch die Macht des Staates, Geld zu machen, begrenzt. Er kann aus annähernd wertlosen Papierstücken etwas machen, was dem Gelde gleich gilt, so lange, als es tatsächlich die Anweisung auf eine entsprechende Menge wirklichen Geldes, das heißt als Geld im Verkehre umlaufender Güter ist; auch wenn das nicht mehr der Fall ist, kann er die Geldnamen fixieren, das heißt festsetzen und durchsetzen, daß gesetzlich, also für alle ihm unterstehenden Gerichte, die gleichnamigen Mengen des Papiergeldes gleich den gleichnamigen Mengen des wirklichen von ihm nur beglaubigten Geldes gelten sollen.

Er kann aber nicht bewirken, daß auch nur die solchem Rechte unterworfenen Menschen (der »Verkehr«) den Unterschied nicht erkennen und nicht schlechtes Geld von gutem Gelde unterscheiden, mithin auch nach dieser Unterscheidung in ihrem Handeln sich richten. Noch weniger kann er bewirken, daß im Auslande jene künstliche, ja gewaltsame Identifizierung auch nur irgendwelche Beachtung finde; vielmehr wird man im Auslande das neue Geld bewerten nach dem Verhältnisse, worin man im Vergleich mit dem Metallwert der Münzeinheit, das Vermögen und die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft, die das Zahlungsmittel verwendet, und den Kredit des Staates, der es aufdrängt, zu schätzen geneigt und bereit ist.

Manches gilt, was nicht wirklich ist; Werte können gelten, die nicht Werte sind, oder können einem anderen Werte gleich gelten, von dem sie weit verschieden sind. So stehen auch Geltungen einander gegenüber, von denen die eine dem Wirklichen, also etwa auch dem wirklichen Werte, näher steht als die andere; und die Geltungen können widereinander streiten und ringen; sie können zusammen der Wirklichkeit widersprechen. Ein Gericht hat A für schuldig erklärt, B ermordet zu haben und ihn zum Tode verurteilt. Das Urteil ist rechtskräftig geworden, hat also Gültigkeit erlangt und wird vollstreckt. In der Volksmeinung gilt C für den Mörder; man weist mit Fingern auf ihn und schilt das Urteil des Gerichts. In Wahrheit ist weder A noch C der Schuldige, sondern D, wie nach einem Jahre durch dessen Geständnis, das er sterbend ablegt, offenbar wird; das Geständnis bringt neue Tatsachen zutage, die seine Wahrheit unzweifelhaft machen. Diese Wahrheit siegt über das Urteil des Gerichts, indem sie zur Wiederaufnahme des Verfahrens führt und A freigesprochen, seine Witwe »entschädigt« wird. Die Hauptwirkung des gültig gewesenen Urteils ist irreparabel: der »Justizmord«. Auch das populäre Urteil, das C verurteilte und ihn mit Schande bedeckte, verstummt; sein Ansehen ist wiederhergestellt, wenn auch seine Schädigung nicht wieder gutgemacht werden kann. — Ein Gesetz, das neues Recht macht, steht oft im Widerspruch mit dem Gewohnheitsrecht, das es aufheben will. Im Volke gilt etwa als rechtmäßig, daß man im Walde Holz sammelt, Beeren pflückt usw. Ein Gesetz verbietet es. Das Volk empört sich und handelt gegen das Gesetz. Die Gewalt entscheidet. Auch was übereinstimmend in Volksmeinung und Recht in einem Lande etwa als Ehe gilt, gilt in einem anderen Lande vielleicht als Konkubinat; so die Verheiratung mit der Schwägerin, sogar wenn sie in einem *Dominion* geschehen war, bis vor kurzem noch in England.

Alles, was gilt, vollendet sich durch innerlich und äußerlich universale Geltung. Das Wesen der Geltung vollendet sich dadurch, daß sie keiner anderen Geltung, weder in ihrem noch in einem anderen Gebiet, widerspricht und auch erzwungen werden kann. So wird etwas um so vollkommener Geltung haben, je mehr es sich dem Begriffe nähert (oder daran Anteil hat), daß ein Universalstaat es gesetzlich geltend machte und mächtig genug wäre, diese Geltung gegen jeden Widerspruch und jedes Widerhandeln, also moralisch und rechtlich, durchzusetzen. Das Durchsetzen ist aber — unter sonst gleichen Umständen — um so schwieriger, also unwahrscheinlicher, je weiter das, was durch Gesetz — und sonst durch Kürwillen — geltend gemacht werden soll, von dem abweicht, was durch sozialen Wesenwillen gilt, und je mehr dies dem Wahren und Wirklichen nahe ist, je mehr also der hier geltende Wert in Tatsachen, die als solche sicher und fest stehen, beruht; mithin um so leichter und wahrscheinlicher, je näher es dem steht. Nun wird in der Regel auch, was durch ausdrückliche oder stillschweigende Verabredung vieler — gleichsam vertragmäßig — festgesetzt wird, jenem »Natürlichen« näher bleiben, als was ein ausdrücklicher Beschluß, ein konzentrierter Kürwille gebietet oder auferlegt;

denn eben dieser ist des Machens und Erzwingens, weil des Handelns überhaupt, in höherem Grade fähig.

Machen wir von diesen allgemeinen Sätzen die Anwendung auf Wertzeichen, insbesondere auf Geld. Wertzeichen können durch Wesenwillen, zum Beispiel durch Glauben, die Werte bedeuten, an die sie erinnern. So ist ein Madonnenbild oder ein Kruzifix dem gläubigen Christen ein Zeichen für seine kostbarsten heiligen Werte. Aber im Tausch und Verkehr herrscht der Kürwille vor, und eine allerwünschte Ware wird »durch Übereinkommen der Stellvertreter des Bedürfnisses (oder Wunsches) und demnach das Maß der auszutauschenden Güter« (nach Platon und Aristoteles, vgl. Menger, Art. Geld, HWStw. [3] IV, S. 583). So lange als dies Kaufmittel und Befriedigungsmittel (in den romanischen Sprachen liegt das Wort *pacare* für zahlen zugrunde) seinem Wesen nach nicht von einer Ware verschieden ist, so zeichnet es nur durch seine natürlichen Eigenschaften und außerdem durch diese seine konventionelle Eigenschaft (begehrt und gern angenommen zu werden) vor anderen Waren sich aus. Wird das Silber und Gold gern angenommen, so wird es auch gern behalten und als Schmuck wie als Reichtumszeichen geschätzt; es dient zu dauernder Schatzbildung, wird daher leicht dem Umlauf und Verkehr entzogen. Auch der Stempel, den etwa der Inhaber der öffentlichen Gewalt darauf prägen läßt und der auch anderen Waren zuteil werden kann, ändert daran nichts. Er bestätigt nur eine gewisse Menge und Güte der Ware. Die Bedeutung scheidet sich nicht von dem Sinn, die Geltung nicht von der Wirklichkeit. Anders von dem Augenblicke an, wo der Metallgehalt einer Münze nicht mehr »entscheidend ist für die Frage, wieviel sie gelte« (Knapp). Sobald als (mit anderen Worten) eine unterwertige Münze in den Verkehr gebracht wird, so macht sich der Kürwille in bezug auf das Wertzeichen in aller Schärfe geltend. Von diesem Augenblick an wird wenigstens ein Teil, endlich das Ganze, eines Wertzeichens gewaltsam und künstlich zu dem gemacht, was es nicht ist, zum Wertträger; zunächst also nach Art eines aufgezwungenen Darlehens mit Rückzahlungsversprechen, — wie ihrer Form nach noch heute die Banknote ist, wenn definitives Zahlungsmittel geworden, — später schlechthin als »Schein« anstatt einer Wirklichkeit, das heißt als nicht strafbarer Betrug, vom Inhaber der souveränen Gewalt gegen die Untertanen, vom Staat gegen die Gesellschaft der Staatsbürger verübt. Die Stelle der Einlösung oder Rückzahlung vertritt alsdann das Versprechen der Annahme durch die öffentlichen Kassen zum gleichen scheinbaren (»nominalen«) Wert, für den es ausgegeben (»emittiert«) wurde.

Welchen Bezug hat aber diese Erörterung auf unsere Lehre von Zweck und Mitteln? — Von den souveränen Individuen aus gesehen ist der Staat, gleich jedem anderen Verein, ein Mittel für ihre Zwecke; und wenn er als Mittel zunächst ihren unmittelbar gemeinsamen Zwecken zu dienen bestimmt ist, daher insoweit als natürliches und notwendiges Mittel erscheint, so entfernt er sich in seiner Beschaffenheit um so mehr davon, je mehr er nach entfernteren und weniger gemeinsam gleichen, weniger von selbst verständlichen Zwecken der Individuen gesichtet wird: dies, sofern er auf den unbestimmten, verschieden deutbaren Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt (*Salus publica*) oder des größten Glückes der größten Zahl hingewiesen wird. Diese Hinweisung läßt sich aber in ihrem allgemeinen Charakter zeitlich nicht von jener begrifflich früheren Bestimmung scheiden; aber teils ist sie ehemals mit gemeinschaftlichen Zusammenhängen verbunden — zumal durch die monarchische Staatsform —, teils wird sie durch den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutender und dringender. Wie die Maschine von der Hand des Arbeiters, wie das

Geschäft von den Personen der Unternehmer, so verselbständigt sich und löst sich von den Absichten seiner Bürger der Staat als die machtvolle Persönlichkeit, die ihre eigenen Zwecke gewinnt und verfolgt, indem sie die ihr vorgestellten und gegebenen selbständig ausdeutet und gestaltet.

Der Staat bedarf für die ihm gestellten Aufgaben und für die von ihm gesetzten Zwecke, die sich aus jenen entwickeln, der Kaufmittel und Zahlungsmittel, die er mehr und mehr genötigt ist aus den (zuerst freiwilligen, dann gesetzlich aufgezwungenen) Beisteuern seiner Bürger zu sammeln. Der Staat kann ferner — wie ein Privatmann — solche Mittel leihen. Die eine wie die andere Methode ist begrenzt und versagt, wenn es um pathologisch gesteigerten Bedarf an Zahlungsmitteln sich handelt. Nun aber ist der Staat in der außerordentlichen Lage, kraft seiner höchsten Gewalt und auf gesetzlichem Wege Zahlungsmittel zu machen, also mit solchen fabrizierten »Scheinen« selber zu zahlen und dem Erwerber zu gestatten, seine Zahlungen, auch seine Zahlungen an den Staat selber, durch diese Scheine rechtsgültig zu bewirken. Der Begriff des »Geldes« als eines Mittels, das ist als eines bloß künstlich geltenden Kauf- und Zahlungsmittels, im Unterschiede von allen solchen, die zugleich etwas für sich selber sind, weil sie anderen, und zwar natürlichen oder doch natürlicheren Zwecken dienen können, vollendet sich im (uneinlöslichen, mit Zwangskurs ausgestatteten) Papiergelde, das aber auch (und gemünztes Geld nicht minder) ausschließlich in der Vorstellung vorhanden sein kann wie bei giralen Zahlungen. —

Es ergibt sich folgendes Verhältnis von Zweck und Mitteln:

Zunächst ist, was immer zum Tausche angeboten wird, Mittel zu dem Zwecke, ein anderes Gut zu erwerben, und dies ist gegenseitig. Es hebt sich gegeneinander auf. Die Sache, die für A Mittel ist, ist für B Zweck, und umgekehrt. Vom Standpunkt des Dritten, also des unparteiischen Zuschauers, ist keine von beiden nur Mittel, und, insofern sie als Mittel angewandt wird, hat sie mit ihrem Zweck die Eigenschaft des Gutes oder Wertes gemein. In dem Maße aber, als die zum Tausch angebotene Sache nicht Wert ist, unterscheidet sie sich von ihrem Zweck und tendiert dahin, sein Gegenteil zu werden. Diese Tendenz vollendet sich im Papiergeld, das daher wesentlich Mittel in scharfem Unterschied, ja im Gegensatz zu seinem Zwecke ist. Die Entwicklung dahin beginnt schon, wenn ein allgemeines Tauschmittel, sei es zugewogenes oder gemünztes Metall, lediglich zu dem Zwecke begehrt und angenommen wird, wiederum zum Erwerbe eines anderen Gutes angewandt zu werden: dies eben ist es, was insbesondere die Münze zum Gelde macht oder als Geld erscheinen läßt. Man begehrt — und man hat und bewahrt — sie in der Regel nur als Mittel zum Kaufen, einem Akte, der durch den — wirklichen oder vorgestellten — Gebrauch des Geldes vom Tauschen sich unterscheidet. Kaufmittel — und folglich Zahlungsmittel — ist eben nur das Geld und nicht die Ware, mithin die Geldware als geformter Stoff (die Münze) nur, sofern sie Geld, und nicht, sofern sie Ware ist (Geld ist gleichsam ein Generalschlüssel, der alle Schränke öffnet; andere Waren sind nur Schlüssel zum Geldschrank). Die Allgemeinheit der Kraft (Kaufkraft), die Abstraktheit seiner Mittel-Eigenschaft, charakterisiert das Geld, sie charakterisiert (s. oben § 2 sub 3) auch das Mittel, das seinem Zweck fremd geworden ist, mit ihm nichts weiter zu tun hat als daß es die gesonderte, ihn bewirkende Ursache ist = der widerwillig beschlossenen Handlung.

Der Staat verfügt über Zwangsmittel, wodurch er auch den »Zwangskurs« für von ihm angefertigtes und in Umlauf gebrachtes Papier bewirken kann, das als Geld angenommen werden soll. Wie die »Papierwährung« sozusagen im leeren

Raum werden würde, dafür liegt keine Erfahrung vor; es gibt aber keinen Grund, zu vermuten, daß sie nicht, sachgemäß gehandhabt, die Funktionen des Geldes fehlerfrei zu erfüllen vermöchte. In der Erfahrung kennt man nur die zerstörenden Wirkungen, die ihre Aufpfropfung auf eine Metallwährung hat und haben muß. Bisher ist es immer der Vorteil gewesen, den der Staat für sich als Schuldner — und dadurch mittelbar für alle Schuldner — gesucht hat, was zur Papierwährung als zur Verfälschung und Verderbnis einer echten — metallischen — Währung veranlaßt hat. Ihr Zweck war nicht die Regelung, sondern die Zerrüttung des Geldwesens, und diesem Zweck hat sie mit mechanischer Sicherheit durch die grenzenlose Vervielfältigung der Zahlungsmittel entsprochen.

Offenbar entspricht nun der Gebrauch einer Sache als Kaufmittels dem Begriff des dem Zweck fremden und äußerlichen Mittels, als von dem Zwecke getrennt und wesentlich verschieden, ja ihm entgegengesetzt, in um so vollkommenerer Weise, je mehr ein anderer Gebrauch ausgeschlossen ist. Daher wird in der deutschen und in anderen Sprachen Geld als Mittel schlechthin vorgestellt: wer Geld hat, ist »bemittelt«, wer keins hat, ist »mittellos«. Geld ist aber nicht allein Mittel, andere Sachen, solche, die Gebrauchswert haben, zu erwerben, es wird auch zum Mittel, sich selbst, das heißt eine größere Menge Geldes als die dargebotene oder hingegebene Menge, zu erwerben, das heißt es wird zum Kapital. Das Verhältnis des Mittels zum Zweck wird hier selber mittelbar; es ist (mindestens) zweigliedrig, anstatt einfach. Kapital ist Geld, das fremde Sachen erwirbt, nicht um sie zu gebrauchen, sondern um sie selber als Tauschmittel, das heißt zur Rückverwandlung in Geld, anzuwenden: dies Verfahren, sinnlos, wenn die Absicht auf eine gleiche Menge gerichtet wäre, unvernünftig, wenn auf eine geringere Menge, wird vernünftig durch die Absicht auf eine größere Menge. In gleicher Weise wird Kapital gebraucht zum Erwerbe eines Versprechens von »Mehr-Geld« — ein Geldversprechen ist an und für sich wie ein anderes Sachversprechen gleich einem Zeichen, das — insbesondere, wenn es in bestimmten Formen gegeben wird — die Bedeutung (konventionelle Bedeutung) gewinnt, den Willen des Versprechenden zu »binden«, das heißt es ist als Zeichen seines Wollens zugleich ein Gedächtniszeichen, bestimmt, die Erinnerung an sein Wollen, und dadurch dies Wollen selbst, »auszulösen«. Hier ist die Rückverwandlung in eine gleiche Menge Geldes nicht sinnlos, aber auch nicht in dem Sinne zweckmäßig, wie die Anwendung von Geld zum Erwerbe von Mehrgeld zweckmäßig ist; der Erwerb eines Versprechens wird also in dem Maße zweckmäßiges Mittel zum Erwerbe von Geld, als das Versprechen — bei gleicher »Sicherheit« des Versprechens, das heißt Gewißheit seiner Wirkung — auf mehr als das empfangene Geld lautet, das heißt als außer der Rückgabe des »Kapitals« auch »Zinsen« versprochen werden. Welche Bedeutung und Macht das Geld in diesem zwiefachen Sinne, also als Handels- und als Darlehenskapital angewandt, in den neueren Jahrhunderten gewonnen hat und noch fortwährend gewinnt, darauf braucht wiederum nur allgemein hingewiesen zu werden. Notwendig gehört aber in diesen Zusammenhang folgende Betrachtung. Der Mensch arbeitet, teils

um Sachen als Gebrauchswerte, teils um sie zum Austausch gegen andere Gebrauchswerte oder zum Austausch gegen Geld als Mittel zum Erwerb anderer Gebrauchswerte herzustellen. Wir können daher die wirtschaftliche Arbeit als Mittel zum Zwecke der Herstellung solcher Sachen, mithin mittelbar zu deren Gebrauch oder zum Austausch, denken — und das Verhältnis zwischen Mittel und Zweck kann wie sonst mehr oder weniger als ein Verhältnis getrennter und wesentlich verschiedener Potenzen vorgestellt werden; es wird als Gegensatz gedacht, wenn die Arbeit als wesentlich unlustbetont — Mühe, Anstrengung, Arbeitsqual — gedacht wird, oder — auf das einfachste Schema gebracht — als »Ausgabe« von Wert (der eigenen Kräfte) wie das Ergebnis der Arbeit — unmittelbares oder mittelbares — als »Einnahme« von Wert (der fremden Kräfte oder anderen Werte) gedacht werden kann. Objektiv stellt ein solches Verhältnis sich dar, wenn die geleistete oder dargebotene Arbeit — gleich dem Ergebnis oder Produkt der Arbeit — also wenn der Wille zur Arbeitsleistung, mithin auch, wenn das Versprechen der Arbeit, gleich einer Sache, Mittel zum Erwerbe einer anderen Sache, Tauschmittel, Ware wird, wenn die Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit ihren »Preis« bedingt. Sie kann alsdann auch, gleich anderen Sachen, zu dem Zwecke für Geld erworben werden, um in mehr Geld zurückverwandelt zu werden, und dies wird um so sicherer und regelmäßiger gelingen, wenn diese Sache Ursache ihres eigenen vergrößerten Wertes, des Mehrwertes, wird, das heißt wenn der Käufer der Arbeitskraft als solcher auch Eigentümer des Produktes der Arbeit ist. Dies ist das Wesen der kapitalistischen Produktion — das Produkt aber kann außer in Wert habenden Sachen auch in geleisteten und Wert habenden Diensten bestehen, wie denn immer die Dienstleistung anstatt einer Sache zum Tausche dargeboten werden kann; in diesem Falle besteht der Mehrwert der »wiederverkauften« Dienstleistungen darin und dadurch, daß sie in ein System von Dienstleistungen, durch Verbindung mit zweckmäßigen Substraten eingeordnet, also als Mittel um so zweckmäßiger gemacht wird; dasselbe geschieht mit der nackten Arbeitskraft, wenn sie erworben wird, um im Zusammenwirken mit anderen Arbeitskräften und mit Arbeitsmitteln, Produktionsmitteln auf gegebenen Stoff einzuwirken, solchem Stoff eine zweckmäßige oder zweckmäßigere Form zu geben.

§ 9. Der Urheber oder Unternehmer einer Produktion — oder Quasi-Produktion — ist selber Arbeiter oder kann doch mit mehr oder minder Grund als solcher gedacht werden, — ob er das Produkt zum eigenen Gebrauche oder (wie in der Regel) als Tauschwert herstellen will: er bedient sich dann seiner Hilfsmittel, der Stoffe, die er bearbeiten will, der Geräte, Instrumente und Werkzeuge, also auch der Maschinen, die er dazu benutzen will, und so der Hilfspersonen, die er dazu anstellt und die er an dem Ergebnis, an den Früchten der Arbeit teilnehmen läßt, sei es unmittelbar oder mittelbar an deren Wert, sei es in »Naturalien«, sei es in »Geld«, sei es, nachdem diese Früchte gereift sind oder vorher »vorschußweise«. Dies ist die ursprüngliche Wirklichkeit (des Meisters, der mit Gesellen, des Bauern, der mit Knechten und Mägden arbeitet) und in weitem Umfange die beharrende Vorstellung. Aber

die Wirklichkeit selber, und mit ihr allmählich die herrschende Vorstellung, verwandelt sich allmählich in die Wirklichkeit eines Handelsgeschäftes: der Unternehmer ist nicht mehr Arbeiter, sondern Kaufmann; aus dem Meister oder Bauern wird der Fabrikant, Fabrikbesitzer oder Fabrikdirektor, Grundeigentümer oder Bodenpächter: der Unternehmer großen Stils. Auch früher war die Anstellung von Gehilfen Mittel zum Zweck; aber dieser Zweck war nur die Herstellung des Produkts oder eines Äquivalents; das Produkt kann zum reinen und fremden Mittel geworden sein, Geld dafür zu erwerben; die Anstellung der Gehilfen hat den Zweck, daß sie Hilfe leisten durch ihre Arbeit zum Werke — das ist nicht ein der Arbeitleistung selber fremder und äußerlicher Zweck; es ist eine Form ihres innerlichen, notwendigen und wesentlichen Zweckes, wie die Arbeit des Meisters selber, sei sie nur geistige oder geistige und leibliche Arbeit, diesem wesentlichen Zwecke sich widmet — hingegen in der kapitalistischen Produktionsweise, sei der Urheber oder Unternehmer ein einzelner Kaufmann oder eine Handelsgesellschaft, wird die Arbeitskraft, und dadurch mittelbar die Arbeit selber, ihrem wesentlichen Zwecke entfremdet, insofern, als die Arbeitskraft als Ware für Geld erworben wird, um in Gestalt ihres Produktes in Geld zurückverwandelt zu werden (möglicherweise auch unmittelbar, wie durch Agenturen u. dgl.) — die gesamte Produktion oder was ihr als Quasi-Produktion in dieser Hinsicht gleichartig ist, wird zum Mittel der Kapitalanlage, das heißt der Verwandlung von Geld in Mehrgeld. Auch nun ist der Urheber oder Unternehmer der Produzent — aber nur, insofern er die Maschinerie der Produktion in Bewegung setzt (möge diese selber sich der wirklichen Maschinerie bedienen oder nicht); seine Tätigkeit ist die Tätigkeit des Kaufmanns, die als solche keine Werte als Zwecke schafft, sondern über Werte als über Mittel verfügt, disponiert, daher ordnend und anordnend im Raume und in der Zeit, bestimmend und maßgebend, versendend, bestellend, redend und schreibend, befehlend, verbietend — lauter Tätigkeiten, die aus der ursprünglichen und wesentlichen einfachen Tätigkeit des »Handelns«, das heißt des Erwerbens und Veräußerns von »Waren«, als Mittel des möglichst günstigen Erwerbens und möglichst günstigen Veräußerns, hinzukommend sich entwickeln, folglich auch davon getrennt und abgelöst werden können — sie haben keinen natürlichen Zweck in sich selber, außer, sofern sie selber als die eigentlich wertschaffenden gedacht werden; dies aber ist eine Abstraktion, die von der sinnlichen Wirklichkeit verleugnet wird, der zufolge die Arbeit formgebend in das Produkt übergeht; sie gewinnt allerdings verstärkten Schein für sich, je mehr die Maschine als Eigentum des Unternehmers die Arbeit zu leisten scheint und je mehr eben dadurch, nach jenem Wort des Technologen, der arbeitende Mensch selber zu einer Art von Maschine oder zum Maschinenteil wird — indessen steht dem gegenüber, daß die Tätigkeit des Arbeiters für das Werk schlechthin notwendig ist, die des Unternehmers aber dem Werke als solchem nur insofern dient, als sie mit der Arbeit gleichartig wirkt und, unabhängig von dem Zwecke, durch das Verkauftwerden Gewinn für das Kapital zu ergeben, auch dann notwendig wäre, wenn das

Werk unmittelbar dem Gebrauchtwerden zugeführt würde. Mit anderen Worten: Die kaufmännische Tätigkeit ist nicht produktive Tätigkeit. Die kaufmännische Handlung aber, und also auch die kapitalistische Produktion ihrem Begriffe gemäß, verhält sich zum einfachen Tausch, wie die Maschine zu den einfachen »mechanischen Potenzen«, aus denen, »wie immer verkleidet und kombiniert, jede Maschine besteht« (Marx l. c.).

§ 10. Wenn in Versprechungen das Versprochene das ist, was bewegt, so dient sonst die Sprache durch Aussagen, Urteile, Nachrichten, Meinungen, ob solche gesprochen, geschrieben oder gedruckt werden, den mannigfachen Zwecken der Menschen. Das Verhältnis der Mittel zu den Zwecken bleibt hier das natürliche organische Verhältnis, so lange, als es durch Wahrheit bestimmt wird. Ich will etwas anderen mitteilen; meine Aussagen sind das gegebene Mittel der Mitteilung. Eine Scheidung von Zweck und Mittel tritt schon ein, wenn ich durch meine Mitteilung eine bestimmte Meinung zu meinem Nutzen in einem anderen erregen will, oder wenn ich meine Worte so wähle, daß sie einen mir erwünschten, ihrem eigentlichen Zwecke fernliegenden Eindruck in der Seele des Hörers hervorrufen. Vollkommen wird diese Scheidung, ja zum Gegensatz entwickelt, wenn ich wissend und absichtlich eine Mitteilung für diesen Zweck anwende, deren Unwahrheit ich kenne — und brauche. Wer in bestimmter Absicht etwas aussagt, wovon er weiß, daß es nicht etwas Wirkliches ist, gebraucht die von ihm hergestellten Wortverbindungen, seine Sätze, für einen ihnen fremden Zweck: den Zweck, unrichtige, irrige Vorstellungen und Meinungen hervorzurufen; es ist ein Widerspruch zwischen Mittel und Zweck vorhanden, der Widerspruch von Schein und Wirklichkeit, zugleich der des Allgemeinen und des Individuellen: der Redende will scheinbar das Allgemeine: richtige Vorstellungen erregen; wirklich und individuell das Gegenteil: unrichtige. Es ist das Verhalten eines Feindes, mit dem in den ausgeprägten Fällen nationaler Feindschaft auch die Sprache selber in der Regel nicht gemeinschaftlich ist, sonst wenigstens oft die Mundart, die Redeweise, der Ton nicht. Der Feind will den Feind schädigen; er wählt zu diesem Zweck die Mittel, die ihm tauglich scheinen: die gewaltsamen offenen Mittel sind natürlich, das heißt Mittel und Zweck stimmen überein, gehören zusammen; aber auch wenn er die heimlichen Mittel der List, des Betruges anwendet, so sind sie für den Zweck, dem Feinde zu schaden, natürlich; ihr Widerspruch macht sich nur unter der Voraussetzung geltend, daß man eigentlich und scheinbar dem Menschen, gegen den sie angewandt werden, nützen wolle, wie es die allgemeine Voraussetzung aller gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den Menschen ist, daß man einander gegenseitig helfen und nützen wolle: dem entsprechen die Formen des friedlichen Zusammenlebens; es ist der Inhalt des stillen sozialen Vertrages, der also durch alle jene willkürlichen Mittel gebrochen wird; jeder Vertragsbruch ist aber ein Widerspruch zwischen dem, was ich will, insofern, als mein Wille in einem gemeinsamen Willen enthalten ist, und dem, was ich durch den Bruch individuell will. Wie aber Gewaltmittel innerhalb eines friedlichen Zustandes und im Wider-

spruch mit ihm vielfach gebraucht werden, wenngleich deren Unterlassung und Hemmung als das hauptsächliche Merkmal des Friedens gilt, so vollends die Mittel der Täuschung, der Lüge und List, die sogar parallel mit der Entwicklung von gemeinschaftlichen zu gesellschaftlichen Verhältnissen wachsen und sich vermehren, weil diese letzteren der gegenseitigen Isolierung entsprechen, worin der Einzelne seine Interessen und Zwecke verfolgt, für seine Vorteile kämpft und jeden als seinen Feind betrachtet und behandelt, der nicht zufällig und zeitweilig sein Bundes- und Kampfgenosse ist — der Krieg aller gegen alle, der Krieg der Klasse gegen die Klasse, der Streit der Konkurrenz und des ehrgeizigen Strebens, der Kampf der politischen Parteien um die Macht und Regierung. In allen diesen Kämpfen und Streiten herrscht die Lüge und der Betrug, die Täuschung und Überlistung, die Verstellung und Heuchelei, sofern nicht durch Gesetze der Gebrauch solcher Kampfmittel gehemmt wird; wie denn Verträge, die gleich Gesetzen wirken sollen, sogar den Gebrauch gewisser Kampfmittel im wirklichen blutigen Kriege verwehren, hier wie dort ungewissen und mangelhaften Erfolges.

§ 11. Im gleichen Zuge mit der täuschenden Aussage wurde hier schon die täuschende Handlung als Mittel für menschliche Zwecke betrachtet. Ihre äußersten Formen haben, wie die Lüge, wenn sie als Verleumdung, als Betrug und als falscher Eid sich geltend macht, als verbrecherische Handlungen ihr weites Feld: die Führung falscher Namen, die Verkleidung in den Schein des anderen Geschlechtes, die Anlegung falscher Bärte, der Gebrauch falscher Pässe, die Urkundenfälschung usw. Aber die minder auffallenden Formen der Falschheit sind im gesellschaftlichen Leben alltäglich, zumal in dem des mehr gebildeten, mehr bewußten Menschen; hier muß aber streng unterschieden werden zwischen solchen Falschheiten, die eine konventionelle Geltung haben, weil sie als gegenseitige Annehmlichkeiten gegeben und genommen werden wie Rechenpfennige, die niemand für »bare Münze« nimmt, zumeist in Worten, aber auch in Handlungen bestehend, und hingegen solchen, die für bestimmte Zwecke als bewußte Täuschungen Anwendung finden; wenn einer zum Beispiel, um ein einträgliches Amt zu erhalten, die »Rolle« des Frommen oder die des Patrioten »spielt«, oder wenn er durch Geldspenden den Schein der Menschenliebe und der wohltätigen Gesinnung erweckt, um durch einen Orden belohnt zu werden oder um seinem Schwiegersohn eine angenehme Stellung zu verschaffen. Auch diese Handlungsweisen haben ihre weitere Sphäre in dem Gebiete, das wir mit Auszeichnung das des Handels nennen, wie auch der Wettbewerb hier am schrankenlosesten sich geltend macht. Gewisse Listen — *tricks of trade* — gehören zum »Geschäft«; manche solche »Usancen« gelten für erlaubt, weil sie von allen, wenn auch mit stärkerem oder schwächerem Geschick, gebraucht werden und dem Gewerbe als solchem nützen, ob sie gleich dem Publikum schaden, zu dem sich das Gewerbe leicht in einen feindlichen Gegensatz stellt, weil es aus ihm Vorteil zu ziehen beflissen ist, eben dadurch, daß es ihm »zu Diensten« ist. Das Publikum wehrt sich auf mannigfache Art, am kräftigsten durch das Gesetz, das vielfach den Listen des Geschäfts nachjagt, wobei die schwächeren Kon-

kurrenten die natürlichen Bundesgenossen des Publikums sind. So in der Gesetzgebung wider den »unlauteren Wettbewerb«. Die älteste und typische Gebarung des Handels, um Kunden heranzulocken und in den Glauben zu versetzen, daß ihnen das Beste geboten wird, daß eine so günstige Gelegenheit nicht wiederkehre, daß sie die Waren beinahe geschenkt erhalten, ist das Geschrei auf dem Jahrmarkte, wozu neben gesprochenen oder vielmehr geschrienen Worten auch schreiende Bilder, fratzenhafte Gebärden usw. gehören — aber wie in der heutigen kommerziellen Gesellschaft die ganzen Städte einem großen Jahrmarkte ähnlich werden, so hat auch in der dazu gehörigen Publizität die Marktschreierei ihre riesenhafte Ausbildung erfahren im Reklamewesen, das die Zeitungen und alle anderen zugänglichen Stätten des heutigen sozialen Lebens erfüllt. Die Reklame ist nicht notwendigerweise mit der Lüge behaftet; sie ist auch nicht notwendigerweise häßlich, sondern sie kann wahren Inhalt in geschmackvoller Form bekannt machen, sie kann also eine wirklich gute Ware auf gefällige Weise empfehlen; das mag allerdings vorkommen. Aber in Wirklichkeit ist die Reklame nicht nur aufdringlich durch ihre Erscheinung und unablässige Wiederholung, sie ist zumeist auch so beschaffen, daß sie wenigstens ästhetischen, wenn nicht auch ethischen Abscheu erregt; eine Mischung von beiden ruft die ihr regelmäßig eigene Übertreibung hervor, die allzu leicht in dreiste Lüge übergeht; und sogar ohne daß diese Eigenschaften ihr anhaften, wirkt dahin — durch die Absicht der Täuschung — die versteckte Reklame, die überall sich einschleicht, sogar bis in die schöne Literatur und am meisten in die Tagespresse, wenn sie aus dem Inseratenteil in den redaktionellen Teil, sei es in die Nachrichten politischen oder anderen Inhalts, sei es ins Feuilleton, hinüberwandert. Überall begegnet es dem harmlosen Leser, daß er eine Mitteilung zu seiner Belehrung oder eine Stelle aus einem dichterischen Werke zu lesen wähnt, während er in Wahrheit die bezahlte Anpreisung einer Quacksalber-Medizin oder eines Automobilgummireifens in sich aufnimmt und auf sich wirken läßt. Das ist nicht nur freche, sondern schlechthin schamlose Reklame, deren Feld sich unablässig erweitert hat und deren Unkraut nach französischen Gewährsmännern hauptsächlich in den französischen Journalen wuchert, und zwar aus der Ursache, weil das Lesepublikum sich dort nicht mit umfangreichen Beilagen voller Anzeigen befaßt, sondern mehr als vier Seiten einer Zeitung unerträglich findet. Daraus folgt aber nicht, daß Zeitungen, die drei Bogen mit Anzeigen bedrucken, unter denen die reklameartigen schon stark vortreten, von der heimlichen Reklame mitten in einem Leitartikel oder einer Novelle frei wären. — Die Reklame ist ein Mittel, um eine Sache bekannt zu machen, auf die Einbildungskraft und dadurch auf den Willen der Schauenden, Hörenden, Lesenden zu wirken, vor allem also, um zum Kaufe einer Ware zu veranlassen, ein Mittel, das aus dem Konkurrenzkampf hervorgeht, daher um so mehr und rücksichtslos gebraucht wird, je mehr dieser Kampf entwickelt ist; es gilt, den Konkurrenten zu übertönen, zu verdunkeln, wenn möglich zu vernichten; daher ist es gewöhnlich, daß wenigstens mittelbar die Reklame für eine Ware die andere Ware schlecht macht, sie als

minderwertig oder als viel zu teuer hinzustellen sucht: das Publikum muß alles glauben. Andererseits sucht wirklich geringere Nachahmung des Besseren durch ungeheuren Aufwand an Reklame sich einen Platz zu erkämpfen, und etwa einem »Artikel« das von diesem behauptete Monopol streitig zu machen. So gibt es andere Arten der Reklame, die dem Großhandel und der großen Industrie eigen sind, andere, die vorzugsweise für den ahnungslosen kleinen Konsumenten bestimmt werden und sich seiner Meinung, seinem Geschmack, seiner Eitelkeit und Torheit aufschmeicheln.

§ 12. Die Reklame ist für die subjektiven Zwecke der Personen, die sich ihrer bedienen, ein höchst geeignetes Mittel; sonst hätte sie nicht die ungeheure Ausdehnung gewinnen, nicht die große Macht entfalten können, die sie tatsächlich im heutigen sozialen Leben erworben hat. Dem objektiven Zweck, daß Menschen auf möglichst gute, möglichst ökonomische Art ihre Bedürfnisse befriedigen, mit Lebensmitteln, Genußmitteln, Hilfsmitteln, Heilmitteln, Geräten, Instrumenten, Werkzeugen und Maschinen, mit Wohnung, Kleidung und Gegenständen des Schmuckes und der Unterhaltung versehen werden, dient sie nur in geringem Maße oder wirkt ihm sogar entgegen. Sie selber ist eine unproduktive Vergeudung von Arbeit und Arbeitsmitteln für den Kampf zwischen Fabrikanten und Händlern, die einander im Erfolge ihrer Lieferungen zu übertreffen wünschen, während es dem Konsumenten zumeist gleichgültig sein wird, ob Hinz oder Kunz den besseren Absatz hat, und er jedenfalls beiden die Zeche zahlen muß, das heißt die Ware des einen wie die des anderen wird durch die Kosten ihres Krieges, wenn beide Reklame machen, verteuert. Wenn berechnet worden ist (vor 1914), daß in den Vereinigten Staaten jährlich etwa 750 Mill. $ für Anzeigen in den Zeitungen ausgegeben werden, wovon man sicherlich $^2/_3$, also 500 Mill. $, als Reklamekosten ansetzen darf, so entfallen auf einen Einwohner 5, auf jede Haushaltung mehr als 20 $ jährlich an diesen Kosten, oder, da die Reklame nur etwa für die Hälfte der Haushaltungen in Betracht kommen mag, für jede solche etwa 40 $. Sicherlich wären $^9/_{10}$ dieser Haushaltungen dankbar, wenn die Summe der Arbeit, die so verwandt wird, um sie zum Kaufen zu veranlassen, die sie entweder auch ohne diese Anreizungen nach eigenem Gefallen machen oder aber zu ihrem Heile unterlassen würden, darauf verwandt würde, die Menge der verfügbaren Lebensmittel zu vermehren oder ihre Wohnungen zu verbessern oder Hemden und Schuhe für ihre Kinder wohlfeiler herzustellen, kurz, ihre notwendigen und vernünftigen Bedürfnisse zweckmäßiger und billiger zu befriedigen. Man führt zur Apologie der Reklame Beispiele an, daß eine Ware, nachdem die Fabrik durch ungeheure Reklame, die jedoch nur $1^1/_2$ % des Umsatzes gekostet habe, ihre Kundschaft hinlänglich erweitert hatte, um 20 % im Preise herabgesetzt worden sei — was beweist dies? Man weiß ohnehin, daß der Großbetrieb Kosten spart, ganz besonders Arbeitskosten; ob dadurch Arbeitlosigkeiten entstehen, die nicht nur den Arbeitlosen, sondern mittelbar den Gemeinden oder dem Staat teuer zu stehen kommen, kümmert den Lieferanten billiger Ware nicht, wenn er sein Geschäft macht. Der technischen Überlegenheit des größeren und

mehr mechanischen Betriebes ist ohnehin der Sieg gewiß; die Reklame beschleunigt diesen Sieg in einem Falle, sie verlangsamt ihn in anderen: jenes wird die Preise drücken, dieses sie befestigen; auch die Befestigung kann im Interesse des Publikums sein, wenn es dadurch vor geringerer Qualität geschützt wird, die oft mit der leichteren und wohlfeileren Fabrikation großer Massen verbunden ist.

§ 13. Die Reklame gehört zu den am meisten charakteristischen Merkmalen unseres Zeitalters. In den Kolonialländern, die seine modernen Wesensrichtungen am freiesten entfalten, gelangt sie zu ihrer höchsten Blüte. Sie bezeichnet die unumschränkte Herrschaft des Wahlspruches, der das Geldmachen, das heißt Profitmachen, zur Hauptangelegenheit des Lebens, zum höchsten Zweck, und alle Arten von Tätigkeit, alle Berufsarbeit, Künste, Wissenschaften, Staats-, Gemeinde-, Familienleben in Mittel für diese Zwecke verwandelt. Charakteristisch für den hier behandelten Unterschied ist insonderheit die Berufswahl und die Berufstätigkeit. Sie kann so sehr als ihr eigener Zweck gefühlt und gedacht werden, daß der Erwerb nur als — wenn auch noch so erwünschte und für notwendig gehaltene — Folgewirkung erscheint; der Beruf kann aber auch als bloßes Mittel vorgestellt werden, und der Erwerb ganz und gar als die Hauptsache und wahrer Endzweck. Dem ersten entspricht die echte Idee des deutschen Wortes Beruf, dem anderen durchaus der englische Begriff des *business*.

Der Kaufmann oder Unternehmer großen Stiles schafft und beherrscht einen ungeheuren Apparat von Mitteln aller Art, deren motorische Kraft immer das Mittel aller Mittel, das Geld oder dessen Ersatzwert, ist, um den Zweck, sei es für sich oder für eine Gesellschaft, an deren Spitze er steht, auf möglichst vollkommene Art und Weise zu erreichen. Und hier können die Mittel so gewaltig und mächtig werden, daß im Bewußtsein sogar der Endzweck — die Verwertung des Kapitals — dahinter zurückbleibt. Ein solcher Riesenbetrieb saugt viele Betriebe in sich auf — Handel und Fabrikation wirken zusammen — mehrere Fabriken dienen als Vorstufe zur Beschaffung der Halbfabrikate, die in dem eigentlichen Artikel, der den Weltmarkt beherrscht oder erobern soll, aufgehen; eine kaufmännische Abteilung hat die große Aufgabe, den Absatz zu erhalten und zu erweitern, die Konkurrenz zu hemmen und zu erdrücken; einer anderen liegt die ebenso wichtige Aufgabe ob, die Rohstoffe einzukaufen, wenn nicht die Produktion derselben, sei es im Inlande oder im Auslande, für eigene Rechnung wahrgenommen wird; eigene Kohlengruben werden erworben und durch eine eigene Eisenbahn mit den Fabrikanstalten verbunden. Eine Bankabteilung vermittelt die gewährten und gesuchten Kredite, eine Presseabteilung sorgt für unablässige Reklame und überwacht zugleich alle Vorgänge wirtschaftlicher und politischer und technisch-wissenschaftlicher Art, die für das ganze System Bedeutung haben; ein besonderes Post-, Telegraph- und Telephonamt vermittelt den Verkehr unzähliger Briefe, Depeschen, Gespräche nach innen und nach außen: so ergibt sich hier ein höchst kunstvoll angeordnetes Ganzes, das als Verbindung menschlichen Willens und menschlicher Werke so zwangs-

läufig wirkt, wie die Maschine als Verbindung widerstandsfähiger Körper; ein nicht nur in der Idee, sondern in Wirklichkeit selbständig gewordenes und die Menschen nötigendes, also beherrschendes Mittel. Ähnlich sind und wirken alle großen Zusammenhänge menschlicher Institutionen, in denen die Individuen wie Maschinenteile wirken, vor allem der Staat und seine großen Bestandteile: das Heer, die Bureaukratie, aber auch öffentliche und private Anstalten für wissenschaftliche und wissenschaftlich bedingte gemeinnützige Zwecke, deren große Ausbildung im Hauptbuche des Zeitalters auch Skeptiker auf die Kreditseite einzutragen pflegen. Das Herrentum des Menschen, indem es große Sachen wie anvertraute Güter verwaltet, erfüllt sich mit der Idee des Berufes, den es ausüben und ehren will, indem es ihn als einen Dienst am Volke oder sogar an der Menschheit empfindet und denkt, das ist als etwas unmittelbar Zweckmäßiges, von seinem Zwecke nicht sich Abhebendes; während der Beruf, als Geschäft aufgefaßt, nichts ist als ein vielleicht mit Widerwillen angewandtes Mittel zu dem ihm fremden Zwecke, dem, der ihn ausübt, ein Einkommen oder sogar Reichtum, Ehrenzeichen, Rang zu verschaffen.

§ 14. So allgemein auch, zumal in den führenden Schichten der modernen Gesellschaften, das Streben nach Reichtum geworden ist, so gibt es doch, wenngleich vielfach im Zusammenhange damit, ein zwiefaches Streben nach anderen Zielen, das ebenso rücksichtslos in der Wahl der Mittel, ebenso alle Dinge, alle möglichen Tätigkeiten, die Mitmenschen zu Mitteln für seine Zwecke macht. Da ist zuerst das Streben nach Ehre, daher nach Herrschaft und politischer Macht, als dem Zustrom von Mitteln, Ehre zu gewinnen; sodann aber das Streben nach Erkenntnis, vielfach in Verbindung mit dem Streben nach Ehre und dem Streben nach Reichtum, aber seinem Wesen nach von beiden verschieden und von ihnen ablösbar, eben durch diese Lösung rein und vollkommen werdend. Und aus diesem dreifachen Streben, aus der Dreifachheit der Zwecke, ergeben sich drei Typen der strebenden und zielbewußten Menschen, die als Typen ihre historische Bedeutung haben, so stark auch die wirklichen Erscheinungen von ihnen abweichen. In allen dreien sind es Menschen, die ihre Triebe und Affekte vollständig beherrschen, weil sie eben ihre Wünsche auf den einen Zweck konzentriert haben, den sie denkend ins Auge fassen, um denkend über die Mittel, die zu diesem Zwecke hinführen, zu disponieren, um diese Mittel zu vermehren und zu verstärken, zu verbessern, zu konstruieren und zu erfinden, damit hauszuhalten und sie haushälterisch auszunutzen, zu verteilen, zu trennen und zusammenzusetzen, anzuhäufen und anzuwenden, Widerstände zu überwinden. Der erste Typus ist der des *homo oeconomicus*, der als solcher wesentlich Kaufmann ist, aber als Fabrikant ein schaffender Kaufmann wird und im Trustmagnaten, der an der Spitze eines Staates im Staate steht, sich vollendet; sein Streben und Denken wächst »mit seinen größeren Zwecken«, wenn es den Kaufmann und den Fabrikanten als Geldfürst in seiner Person vereinigt. Der zweite Typus ist der des *homo politicus*, den wir am einfachsten als Eroberer vorstellen; er strebt, wenn auch nicht im eigenen Namen,

sondern im Namen eines Staates, an dessen Spitze er steht, nach Land, und in letzter Instanz nach der »Weltherrschaft«; eine Anlage dazu ist in jedem Feldherrn, und der Krieg ist die Betätigung, worin die Herrschaft des Menschen über Menschen, des Vorgesetzten über Untergebene sich vollendet; zugleich diejenige, die jedes Mittel zum Zwecke der Abwehr des Feindes und also zu seiner Vernichtung für den Feldherrn, der notwendig den Sieg erstrebt, rechtfertigt. Aber auch im Frieden und zur Erhaltung und Befestigung des inneren Friedens ist die zweckmäßige Disposition über vorhandene und zu beschaffende Mittel, materielle und ideelle Mittel, als Regierung und innere Politik notwendig, Disziplin und Ordnung im zivilen wie im militärischen Regiment. Auch hier ist der Cäsar und absolute Fürst der vollendete Typus des *homo politicus*, der den Staat einrichtet als Anstalt zur zweckmäßigsten Einrichtung und Verstärkung seiner Machtmittel, die er mit denen des Staates oder Reiches identifiziert. Die vollkommene Herrschaft über Menschen aber wird erst durch Beherrschung ihrer Seelen wirklich, sie bestimmt die Gedanken und Meinungen und schreibt sie vor, bannt und verbannt die anders gerichteten; historisch betrachtet hat sie bisher vorzugsweise als geistliche, priesterliche Herrschaft sich ausgebildet, wird aber neuerdings mehr und mehr Verfügung über die öffentliche Meinung, die auch den Gewissenszwang für sich anwendet, und diesen pflegen nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Cäsaren auszuüben.

Endlich betrachten wir den *homo scientificus*, den Denker um des Denkens und seiner Ergebnisse willen, wenn auch das Forschen und Untersuchen und Versuchen als Denken verstanden wird. Seine einfachste Gestalt ist die des Rechenmeisters, des Mathematikers, der die Verhältnisse abstrakter Begriffe mißt und sie beherrscht. Die andere Gestalt ist die des Naturforschers und des Erforschers menschlichen Geisteslebens. Die dritte und verbindende die des allgemeinen und philosophischen Denkers, der sich zur höchsten Aufgabe setzt, die politisch-ethisch-religiöse Weltweisheit zu erkennen und zu lehren. Diese Gestalt erhebt sich über die beiden anderen, wie der ganze Typus über die vorher erwähnten sich erhebt: ja, er kann möglicherweise auf ihre Umgestaltung wirken, sofern er dem ökonomischen Menschen die Überzeugung einzuflößen vermag, daß die Gesamtheit seiner Zwecke, also sein wirkliches Heil und Wohl, nur durch das Mittel der Förderung eines Gesamtwohles, also des Wohles »der Gesellschaft«, dauernd verwirklicht und erfüllt werden kann; und ebenso, sofern er dem Staatsmann zu der Einsicht verhilft — die diesem schon durch seine Aufgabe erheblich näher liegt —, daß die äußere »Macht« am besten durch Vermehrung der inneren Stärke des Gemeinwesens gesteigert werde, und daß auch das echte Interesse des Hauptes oder Führers am günstigsten und sichersten auf dieser inneren Stärke des ihm anvertrauten Gegenstandes, des Volkes, beruhe. Von diesem Gesichtspunkte angeschaut, ist der Denker zur geistlichen Unterweisung der Führer des Menschentums und dadurch zur Leitung des Menschentums selber berufen; wie bekanntlich schon Plato gelehrt hat, daß die «Idee des Guten« als absolute und göttliche Norm im richtigen Gemeinwesen ihr Licht aus-

breiten müsse, und daß es, solange nicht politische Macht und Streben nach Weisheit unzertrennlich verbunden seien, keine Erlösung vom Übel für das menschliche Zusammenleben geben könne. — Die Beziehung auf das Gemeinwohl liegt dem *homo oeconomicus* am fernsten, dem *homo scientificus* am nächsten. Ohne diese Beziehung kann auch der *homo scientificus* den Typus des absoluten Egoisten ausprägen, der seinem, wenn auch edlerem Zweck jedes Mittel recht sein läßt und über alle Bedenken, insbesondere über sittliche Bedenken, sich hinwegsetzt. Auch in seinem Bewußtsein löst sich das Mittel vom Zweck als die Methode, die selbständig wird wie die Maschine und als zwingende Macht sich geltend macht.

§ 15. Wie verhält sich nun die Theorie zur Verfolgung von Zwecken und der Anwendung von Mitteln? Sie ist bekanntlich in diesem Gebiet immer noch vorwiegend praktisch — normativ — gewesen, man könnte auch sagen technologisch, insofern sie die Technik des zweckmäßigen Handelns lehren will. Freilich ist sie zumeist in allerhand einzelnen Anweisungen stecken geblieben. So gibt es Ratschläge, wie man zu Reichtum gelange: einige sagen »durch Fleiß«, andere »durch Sparsamkeit«; aber Glauben findet nur, wer die Technik des Geschäftes, also der Anlage von Kapital, lehren mag oder — worauf es immer hinauskommt — die Kunst des billigen Kaufens und teueren Verkaufens. Ebenso können Anweisungen gegeben werden, wie man durch allerhand Mittel zu Ehren und wie man zu Weisheit gelange. Bedeutung haben alle solche Ratschläge nur erlangt, sofern sie in Beziehung gebracht wurden zu einer Kunstlehre des richtigen Lebens überhaupt, als welche die philosophische Ethik schon in der Antike oft dargestellt worden ist. Hier ist es die Theorie des Eudämonismus, die unvermeidlich sich geltend macht, wenn die Lebensweisheit allgemein auf einen Zweck sich beziehen will, den alle anerkennen, die danach streben, so sehr als möglich glücklich zu sein oder zu werden. Fast ohne Ausnahme werden die Ethiker behaupten und auch wohl zu beweisen suchen, daß das wahre Glück oder die Glückseligkeit nicht durch irdische Güter, auch nicht durch Ehre und Ruhm, sondern allein durch Seelenruhe, durch ein gutes Gewissen und durch weisen Genuß des Schönen und Guten in Natur und Kunst, in Familienleben und Freundschaft erlangt werde. Ob es dieser richtigen Weisheit jemals gelungen sei, einen Menschen, der auf sinnliches Vergnügen oder auf Reichtum oder auf Ehre erpicht war, von diesen krankhaften Passionen zu heilen, möge hier dahingestellt bleiben. Mehr gewirkt haben ohne Zweifel im Streite gegen die menschlichen Neigungen und Gelüste mythologische und religiöse Vorstellungen, von denen nur in wenigen großen Erscheinungen die Sittenlehre sich gänzlich oder doch leidlich frei zu halten vermocht hat.

Andererseits sind aber diese Lehren, welche die Glückseligkeit des Individuums zu seinem höchsten Zwecke machen, sei es unter dem Namen des Eudämonismus, des Hedonismus oder des Utilitarianismus, auf heftige Widerstände gestoßen, in denen die Idee der menschlichen Gemeinschaft immer aufs neue sich offenbart; als die Theorie von der Gesetzgebung der prakti-

schen Vernunft oder vom kategorischen Imperativ hat dieser Widerstand in neuerer Zeit seine berühmteste philosophische Gestalt empfangen. Er läßt sich auch an die Theorie der zwiefachen Gestalt des menschlichen (vernünftigen) Willens anknüpfen: Wesenwille richtet sich auf sittliche Werte unmittelbar (um ihrer selbst willen); Kürwille mißt sie an dem Nutzen ihrer Wirkungen [3]).

Historische Bedeutung von allgemeinerer Art haben die Systeme der Politik gewonnen, verstanden als Lehren der richtigen Regierung eines Gemeinwesens oder Staates, wenn als Zwecke gedacht wurden: I. die Erhaltung und (öfter) Vermehrung des Volkswohlstandes, II. die Erhaltung und Vermehrung der Macht eines Staates, also mittelbar eines Herrschers oder einer Regierung, III. die Steigerung der Jugendbildung, geistiger und sittlicher, oder der Volksbildung überhaupt.

Zu I. streiten sich seit Jahrhunderten miteinander: die Lehre, daß der Gesetzgeber auf den Volkswohlstand, und dadurch auf die Staatsfinanzen, durch weise Maßregeln zur Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbefleißes und besonders des Handels in bestimmtem Sinne wirken könne und solle; und dagegen die Lehre, daß er die Volkswirtschaft sich selber, das ist dem Streben aller Einzelnen, sich zu erhalten und zu bereichern, überlassen solle: das Selbstinteresse werde durch Instinkt und durch Erfahrung die zweckmäßigsten Mittel erfinden, und der Wetteifer und Wettbewerb der Individuen werde der Gesellschaft am meisten nützen. Klassische Typen: Merkantilismus dort, Physiokratismus hier.

Zu II. ist als Macchiavellismus die Ansicht berühmt geworden, die zunächst dem Tyrannen, im weiteren Verstande aber dem Staatsmanne schlechthin, aufgibt, für seinen Zweck, der dadurch mit dem Staatszweck zusammenfallend gedacht wird, jedes Mittel zu gebrauchen, das dafür tauge, wie auch immer sonst es beschaffen sein und beurteilt werden möge. In sehr scharfen, wahrscheinlich satirisch gemeinten Formen stellt diese Lehre eine Schrift aus dem Jahre 1664 dar, welche betitelt ist: »*Homo politicus, hoc est Consiliarius novus, officiarius et aulicus, secundum hodiernam praxim, auctore Pacifico a Lapide Cosmopoli MDCLXIV*.« Der Verfasser beruft sich auf das Wort des Lysander, daß man Knaben mit Würfeln, Männer mit Schwüren betrügen müsse, und verweist oft auf die Klugheit der Jünger Loyolas einerseits, die Vorschriften Macchiavells andererseits. In der Tat ist die den Jesuiten — mit hinlänglichem oder unzureichendem Grunde — zugeschriebene Lehre, daß der Zweck das Mittel »heilige«, die Maxime, nach der der Privatmann in Verfolgung seiner Zwecke um so entschiedener sich richtet, je weniger er von Skrupeln, von Rücksichten und Gefühlen sich be-

---

[3]) Vgl. Gerhard von Mutius, Gedanke und Erlebnis (Darmstadt 1922), S. 182 ff., besonders 189—194. Ich darf mich mit den geistvollen Deutungen dieser Schrift, die sich als eine Philosophie des Wertes darstellt, fast in allen Einzelheiten sympathisch erklären.

irren läßt — auch ohne daß der Zweck für heilig ausgegeben wird und werden kann. Gleich den Zwecken der Kirche, deren Ansprüche sich auf »die höhere Ehre Gottes« stützen, haben aber auch die des Staates als *Ratio Status*, *Raison d'Etat* eine große historische Bedeutung gewonnen: vor allem im Kampfe gegen die Überlieferung, gegen das Herkommen und das darauf gegründete Recht — das Gewohnheitsrecht — und die Vorstellungen derer davon, die in dem Glauben leben, daß Recht Recht bleiben müsse. Für die Staatsraison bleibt Recht nicht Recht, sondern wird, je nach ihren Zwecken, erhalten oder vernichtet, umgewandelt oder neu gemacht. Die Staatsraison ist ihrem Wesen nach revolutionär, indem sie eben das, was sonst Selbstzweck oder mit seinem Zweck organisch verbunden war, zu einem Mittel macht, gegen das sie gleichgültig ist, das sie verschleißt oder umgestaltet, stehen läßt oder in Bewegung setzt, je nachdem es mehr oder minder zweckmäßig wirkt, oder dem, der die Staatsraison geltend macht, zu wirken scheint. Aber auch der Staatsraison werden Grenzen gesteckt durch eine Theorie, die ihre Obliegenheit fest bestimmt und die Politik von der Ethik abhängig machen will. Klassischer Typus der Benthamismus, der das größte Glück der größten Zahl als Richtschnur für den Souverän behauptet, indem dieser, nach dem Muster des Hobbes, als eine (natürliche oder kollektive) Person gedacht wird: es ist die alte *Salus publica*, bereichert durch den Gedanken der Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Staatsangehörigen, als der Zweck, dem jedes Gesetz als Mittel dienen solle, dadurch zugleich als Leitfaden für unablässige Neuerung und Reform, mithin für grenzenlos wachsende Staatstätigkeit, wie sie gleichzeitig durch die Systeme des Sozialismus vertreten und verkündet, mehr aber durch die Vermehrung und Differenzierung der Volksmenge, durch die zunehmende Komplikation ihrer Verhältnisse, die Steigerung der gesellschaftlichen Mächte, aufgenötigt wird. Es ist das Programm der revolutionären Neuzeit, das sich mehr und mehr, deutlicher und deutlicher vor unsern Augen enthüllt und entwickelt. Denn allgemein darf hier ausgesprochen werden, daß die erörterte Scheidung von Zweck und Mittel und die Richtung des Willens — den ich in diesem Sinne Kürwillen nenne — auf das isolierte Mittel eines der am meisten charakteristischen Merkmale des gegenwärtigen, im beschleunigten Tempo sich fortentwickelnden Zeitalters darstellen. Die widerwillig (also auch die gewissenlos oder mit bösem Gewissen) beschlossene Handlung, die Maschine, das Geld, zumal das Kapital, und die durch die Staatsraison[1]) gerechtfertigte Gesetzgebung — sind als solche isolierte Mittel einander gleichartig.

Alle solche Mittel — der Staat selber, wie er für die gesellschaftliche Denkungsart (als Mittel für die gemeinsamen Zwecke der Individuen) er-

---

[1]) Zu III. finden wir die Staatsraison in einem Gebiete wieder, das ihr in der vorherrschenden Denkungsart — der öffentlichen Meinung — eine Verklärung gibt. Sie ist aber auch hier genötigt, zu Listen und Unwahrhaftigkeiten, besonders zu Maßnahmen, die ihrer Natur nach heuchlerisch sind, auch zu rücksichtsloser Vergewaltigung der Gesinnungen und der Gewissen ihre Zuflucht zu nehmen.

scheint, gehört dazu — genießen eben durch ihre Selbständigkeit eine unbegrenzte Gewalt über ihre Subjekte, die von ihnen fortgerissen und beherrscht werden, in dem sie sich ihrer bedienen und bedienen wollen. Die Mittel entwickeln ihre eigene Logik und ihre eigene Gesetzmäßigkeit, der die Menschen gehorchen müssen, ob sie gleich fortfahren mögen, in dem Wahne zu leben, daß sie die Herren dieser ihrer Diener und Geräte seien. Die Macht der isolierten Mittel über die menschlichen Gedanken und Handlungen ist für den Geist der Neuzeit in höchstem Maße charakteristisch.

9

Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus.

Gesichtspunkte und Andeutungen.

Von

R. Thurnwald, Halle a. S.

Inhaltsverzeichnis.

Die Problemstellung.

Die Vorgänge, die wir als menschliche Wirtschaft bezeichnen, stellen in ihrem Verlauf keine einheitliche Linie dar. Einerseits sehen wir ein gewisses Schwanken zwischen ähnlich wiederkehrenden Gestaltungen; wir bemerken eine starke Abhängigkeit von den Lebensbedingungen der Zeit und vor allem des Orts, aber andererseits können wir uns, bei unbefangenem Überblick über die Erscheinungen, doch nicht des Eindrucks erwehren, daß die Veränderungsreihen, die sich uns bieten, im Sinne eines Wachstums, einer »Entwicklung« geordnet und interpretiert werden müssen.

Wenn wir ein Abwägen der Erträgnisse und Einkünfte gegenüber dem Verbrauch und den Ausgaben als Grundzug des wirtschaftlichen Verhaltens bezeichnen, so drängt sich die Frage auf: Hat ein solches Verhalten immer bestanden, oder wie hat es sich verändert, wodurch oder in welchem Sinn? Ist das, was wir »Wirtschaften« nennen, überhaupt erst im Laufe der Zeit entstanden?

Die Vergesellschaftung als solche hat nie begonnen. Soweit man zurückblicken kann, hat der Mensch, wie so viele andere Wesen, immer in Gemeinschaften gelebt.

Wie steht es aber mit der Wirtschaft? Sie ist nicht bloß auf der Befriedigung von mit dem Grade der Sättigung wechselnden Bedürfnissen aufgebaut, sondern unabhängig von solchen subjektiven Gefühlen. Die Wirtschaft ist objektiv tief in dem Ausgleich des Aufnehmens und Abgebens eines jeden Lebewesens, in der Erhaltung seines biologischen Gleichgewichts begründet. In diesem Sinn erfüllt sie die ganze organische Natur, die physiologischen Prozesse in jedem einzelnen Lebewesen. Bei den Individuen der Pflanzen- und Tierwelt tritt sie in anderen Dimensionen und Erscheinungsformen auf. Sie äußert sich als Orientiertheit im Lebensraum, als Beziehung zu den mitlebenden Wesen (Symbiose, Kampf), und in einer gewissen Übersicht über die Gestaltung des Zeitablaufs (Perioden der Nahrungssicherheit und solche des Mangels, mit der Folgeerscheinung vorsorglichen Verhaltens).

Die wirtschaftlichen Maßregeln der Tiere werden überwiegend gesellig vorgenommen und dienen auch der Gemeinschaft, sei sie klein oder nur vorübergehend für einen besonderen Zweck (Fische, Vögel), oder dauernd, wie etwa bei den Bienen und Ameisen, oder bei den gemeinsamen Unternehmungen der Herdentiere, wie der Wölfe. Auch dem Zusammenschluß von Tieren für Zwecke der Fortpflanzung, den Nestbau und verschiedenen Sicherungsvorkehrungen müssen wir wirtschaftliche Bedeutung beimessen.

Alle diese Maßnahmen sind instinktiv, das heißt gedächtnismäßig über-

liefert, aber unbewußt und vererbt. Wie verhält sich dazu die menschliche Wirtschaft? Sie schält sich allmählich aus dem halb traumhaften, instinktiven Handeln der Primitiven heraus, tappt tastend nach tausend unzulänglichen Hilfen und schwankt irrend und zweifelnd, aber oft auch sich selbst überschätzend, Ordnungen entgegen, die sie meint aus eigener Macht meistern zu können.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob sich die menschliche Wirtschaft aus der tierischen dadurch heraushöbe, daß erstere als bewußte und berechnende Vorgänge, letztere nur als Instinkthaltung zu werten seien. Läßt sich die Trennungslinie mit dieser Schärfe ziehen? Wird diese rationalistische Konstruktion der Wirklichkeit gerecht? Fällt nicht auch im menschlichen Leben den Instinkten eine ausschlaggebende Bedeutung zu? Man gewinnt doch den Eindruck, daß bewußt berechnendes Handeln auch beim Menschen nur wie Inselberge aus dem Ozean des Trieb- und Instinktlebens hervorragen. Der Intellekt ruht auf einer Basis, die dem freien Anblick der bewußten Vorgänge entzogen bleibt, der wir nur durch kunstvolle Mittel näherrücken können. Wenn wir größere Zeiträume der Menschheitsentwicklung überschauen, scheinen sich diese »Inselberge« allerdings in einem Zustand der Hebung zu befinden.

Im Verhalten der Tiere dagegen drückt sich der Intellekt in Handlungen aus, die eine Anwendung des Instinkts auf Spezialfälle des konkreten Lebens darstellen: so wenn eine Schwalbe sich einen bestimmten Platz zum Nestbau aussucht oder einen bestimmten Halm für diesen Zweck aufliest. Das Nestbauen als solches ist instinktiv gegeben. Allein die Konkretisierung erfordert eine Menge von mehr oder minder komplizierten Handlungen, Bewegungen, Überlegungen, die alle »intelligenter« Art sind.

Jedes Wesen stellt ein organisches System vor, das gewohnheitsmäßig, instinktiv auf Umweltreize nach seiner Besonderheit reagiert. Beim Menschen haben zweifellos Intelligenzhandlungen gegenüber dem reinen Instinkt mehr als bei Tieren Bedeutung erlangt. Darum dürfen wir aber die Unterscheidung nicht zu überheblich gestalten.

Die Veranlassung zu der Spezialisierung des Menschen nach der Intelligenz, nach der Gehirnausbildung hin, ist vielleicht darin zu suchen, daß dem Menschen eine einseitige Ausbildung körperlicher Fähigkeiten fehlt; denn er wird ja in seiner körperlichen Unbeholfenheit von allen Tieren in dieser oder jener Beziehung geschlagen. Eine Anpassung an die wechselnden Lebenslagen erforderte immer neue Anwendungsarten seiner Instinkte und half ihm seine geistigen Kräfte schärfen, trieb ihn zu den Erfindungen der Technik, die als Marksteine auf seinem Weg stehen.

Aus dem Dunkel des Instinktlebens taucht die Wirtschaft auf, nicht aber als etwas, das bei irgendeiner Gelegenheit in rationalistischer Weise erdacht wurde.

Die Wirtschaft geht Hand in Hand mit der psychischen Entwicklung des Menschengeschlechts. Sie wird vor allem von zwei Faktoren getragen, von denen auch wieder der erste den zweiten beeinflußt. Nämlich von der Technik

und der Gestalt der politischen Verbände. Die Technik bedingt aber die Möglichkeit, größere Menschenmassen überhaupt zusammenzuhalten, zu vereinen. Auch die Größe und Struktur der politischen Verbände ist von der Technik (der Hand und des Kopfes) abhängig.

Wir haben uns angewöhnt, als Wirtschaft im engeren und subjektiven Sinn ein Handeln zu betrachten, das von einem künstlich konstruierten »homo normalis rationalis« ausgeht. Ein Mensch ohne Seele, eine Art puppenhafter Rechenmaschine. Dieser homunculus versagt aber sofort seinen Dienst, wenn wir die größeren Zusammenhänge ins Auge fassen. Denn allen intelligenten Berechnungen liegen affekterfüllte Strebungen zur Erhaltung, Sicherung und Funktionsbetätigung zugrunde. Diese gehen unter den Mitgliedern eines Verbandes vor sich, in dem die Gemeinschaft lebt und den sie für ihre Zwecke zu erhalten sucht.

Das mächtigste Agens für die wirtschaftlichen Motivationen stellen die Bedürfnisse dar. Sie lassen aber auch sofort den schwankenden Boden erkennen, auf dem der Popanz des »homo oeconomicus« steht. Denn die »Bedürfnisse« streben mit ihrem Auswuchs, dem Luxus, dessen Grenze nie festgelegt werden kann, nach Volk und Zeit beständig hin und her gerissen schon auch über das Wirtschaftliche hinaus. Alle Zeiten kennen ihren Luxus, die funktionsfreudige Erweiterung des »Feinbedarfs« und alles dessen, was sich wieder darum, um Feste, zauberische Veranstaltungen, Raubzüge und dergleichen mehr dreht. Ehrgeiz und Prunk, Liebe und Haß sind in alle wirtschaftlichen Zweckbetätigungen eingewoben — keineswegs Hunger und Durst allein.

Immer erobert der »Grobbedarf« Gegenstände des »Feinbedarfs« oder des Luxus. Allerdings nicht geradlinig; denn manche Auswüchse werden wieder abgeschnitten. Wer sehnte sich heute nach dem Sklavenluxus der antiken Welt, nach den blutigen Gladiatorenspielen?

Allerdings variieren in primitiven Zeiten, die viel mehr von der natürlichen Umwelt abhängig sind als eine an Technik reichere, auch die Grobbedürfnisse nach den Besonderheiten des Orts: regnerisches Klima drängt zum Beispiel nach schützendem Obdach, nicht so Steppe oder Wüste. Bietet die Natur reichliche Pflanzenkost, so greift der Mensch danach; bietet sie ihm Tiere dar, so bemächtigt er sich ihrer durch Fang oder Jagd, soweit er kann. Die Art der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses schwankt also gemäß der Umwelt.

Auch die Methoden zur Befriedigung aller Strebungen sind sehr verschiedenartig. Sie hängen zunächst ab vom Grad der Naturbeherrschung und der Erkenntnis der Zusammenhänge. Die Wahl der Mittel ist dabei oft ganz unrationell und erscheint widersinnig, wie etwa Zauberhandlungen der australischen Eingeborenen zur Vermehrung der Jagdbeute oder vielerlei sonstiger Jagd- und Fangzauber. Eine Fülle von Irrtümern über das wirkungsvollste wirtschaftliche Handeln treibt immer wieder die Menschen zu Fehlern (vgl. Steffen).

Das primitive Denken mit geringem Schatz von Wissen und unzuläng-

licher Scheidung der Zusammenhänge und Bedingtheiten des Geschehens klammert sich zum Beispiel an Symbole, die es für Wirklichkeiten nimmt. Solche Symbole entspringen der Reaktion auf eine Vorstellung, und zwar in der Form einer als adäquat empfundenen Handlung. Diese wird zum Torso oder verkrüppelt zu Andeutungen. Sie ist auch nicht gegen die Wirklichkeit des Augenblicks gerichtet (etwa eines anwesenden Feindes), sondern nur gegen das Gedankenbild eines solchen. Eine Bildhandlung (zum Beispiel Durchstechen einer Puppe) erwächst gegenüber dem Gedankenbild (zum Beispiel vom Feind). — So wie der Gedanke die Wirklichkeit abbildet und durch sie bedingt ist, so scheint umgekehrt diese Abbildung auch auf die Wirklichkeit zurückzuwirken. Die Umkehrung des Vorgangs, bei dem die Reaktion auf einen Wirklichkeitsreiz aufgefaßt wird, gleichsam als wenn es sich um eine Verursachung handelte, kann deshalb nicht als prinzipiell fehlerhaft betrachtet werden, weil in manchen Fällen, zum Beispiel durch sprachliche Äußerungen in der Tat (durch Überreden oder durch konventionelle Gefahrsignale) eine solche Umkehrung als Beeinflussung der konkreten Vorgänge wirksam wird. Später handelt es sich darum, die »falschen« Fälle von Beeinflussung aus den richtigen allmählich durch kritisches Denken auf Grund von reicherer Erfahrung, umfangreicherer Vergleichung und Analyse der Bedingungen herauszulösen und als Aberglaube oder als Irrtum zu stigmatisieren (zum Beispiel Trennung des Überredens von Beeinflussung durch Zaubersprüche — vgl. Thurnwald 1922).

Der Übergang vom Feinbedarf zum Grobbedarf vollzieht sich aber nicht so, wie man sich das nach kausal-rationalistischer Weise vorstellt, nicht direkt, sondern auf dem Umwege über die verschiedensten Wertungen einer Zeitepoche, Wandlungen des Schicksals, Anklänge aus affektbetonten Erlebnissen der Gruppe. Darum kann auch nicht eine Wirtschaftsform aus einer anderen einfach »abgeleitet« werden, wie man sich das früher vorstellte, sondern wir müssen nach ganzen Motivbündeln forschen, die zu gewissen Gestaltungen leiteten. Dabei können etwa bei gleichen technischen Vervollkommnungen unter sonst verschiedenen Bedingungen dominante Züge an mehreren Orten gleicherweise auftreten.

Rückschläge sieben ständig den Feinbedarf, und nicht alles wird zum Grobbedarf etwa der nächsten Generation, oder einer anderen Gesellschaft. Wie wechselnd ist zum Beispiel der Luxus der Trachten, nicht nur bei Frauen, auch bei Männern. Manchmal setzt sich eine Neuerung rasch durch, wie etwa der verhältnismäßig rezente Gebrauch der Gabel beim Essen. Einzelne Gegenden bleiben oft in einzelnen Dingen sonst gemeinsamen Kulturbesitzes merkwürdig zurück; für Bauern Rußlands oder Spaniens gehören Betten oder Wassergläser keineswegs zu den notwendigen Bedürfnissen des Haushalts.

Es ist bezeichnend, wie im vulgären Sinn »bedürfnisarm« als »kulturarm« gilt, während anderseits Bedürfnisse von Hochkömmlingen und Aufstrebenden vorgetäuscht werden, ohne daß sie wirklich vorhanden sind.

In besonderem Maße ist die Wirtschaft durch den Stand der Technik,

das ist durch die Anhäufung von Kenntnissen und Fertigkeiten, bedingt. Der Fortschritt hängt überwiegend von der zunehmenden Geschicklichkeit der Hand und des Kopfes, des Erkennens und der Denktechnik ab. Der Mensch sieht sich durch neue Techniken immer vor andere Möglichkeiten und Probleme gestellt, die Anlaß bieten zu Änderungen in der Organisation der Güterversorgung.

Das wechselnde Bild der Wirtschaftsgestaltung muß also auf sehr verschiedenartige Faktoren zurückgeführt werden, und zwar:

1. auf konstante, das ist solche psychische Faktoren, die mit der physiologischen Grundlage des Menschenlebens zusammenhängen. Sie wurden vielfach als »Gesetze« bezeichnet. Sehr Verschiedenartiges gehört dazu. Zum Beispiel ist der physiologische Fundamentbedarf des Menschen, sein Nahrungsbedürfnis, ein solcher konstanter Faktor, den man wegen der Notwendigkeit und relativen Gleichartigkeit in seinem Einfluß auf die Wirtschaft als »gesetzmäßig« bezeichnen könnte. — Aber nicht nur Strebungen treten konstant auf, sondern vor allem auch vernunfterwogenes Urteil, rationelles Denken. Wo dieses sich ungehindert entfalten kann, führt es unter verschiedenen Umständen zu den gleichen Erscheinungen, vorausgesetzt, daß nicht andere Faktoren störend eingreifen. So wird das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage gern als »Gesetz« bezeichnet. Es gilt so lange, als es nicht etwa durch das Gefühlsleben gestört wird (wie gelegentlich der feindlichen Propaganda gegen Deutschland), wobei die wirtschaftlichen Erwägungen über den Haufen geworfen werden. In ähnlicher Weise stellt das Malthusische Bevölkerungsgesetz, das Ricardosche Gesetz des abnehmenden Bodenertrags oder das Greshamsche Gesetz von den guten und schlechten Geldsorten Verhältnisse fest, die durch intellektuelle Erwägungen eines gesund egoistisch denkenden Menschen bedingt sind. Hört der Mensch aber aus irgend welchen Gründen auf, ökonomisch zu denken, wenn Gefühle sein Urteil hinwegschwemmen oder wenn er die Zusammenhänge nicht richtig erfaßt und kombiniert, so gehen die Ereignisse andere Wege, als sie in rationalistischer Abgezogenheit müßten. Trotzdem behalten die Zusammenhänge als solche ihre konstante Geltung.

2. Örtlich variierende, geographische Umgebungsfaktoren sind in Klima, Raumgrenzen, Küsten, Bergen, Wäldern, Steppen, in dem Mineralreichtum, der Flora und dem Viehbestand einer Gegend gegeben. Diese durch die Örtlichkeit auseinanderfallenden Faktoren erscheinen im allgemeinen zeitlich dauerhaft, obgleich nicht zu übersehen ist, daß sie innerhalb großer Epochen, nicht zuletzt auch durch den Menschen selbst, zeitlichen Wandlungen ausgesetzt sind (man vergleiche das geographische Bild Deutschlands zur Römerzeit mit dem von heute — Austrocknung von Ländern durch Abholzung, andererseits Fruchtbarmachen durch Kanalisationsanlagen).

3. Zeitlich sich ändernde, »fortschreitende« Faktoren zeigen sich vor allem in der durch Erfindungen und Entdeckungen bereicherten Technik, die immer wieder ermöglicht, die Verfeinerungen des Bedarfs zum Alltagsbedarf

zu gestalten, und vertiefender Erkenntnis in Form eines richtiger verknüpfenden Urteils, des Intellekts, die Wege bahnt.

4. Wiederkehrende Phasen ergeben sich endlich aus der Wechselwirkung zwischen den historisch sich bildenden menschlichen sozialen Verbänden mit den oben genannten Faktoren.

Beziehungen der Wirtschaft zur Organisation eines politischen Verbandes sind besonders auffällig. Die Wirtschaft bildet einen Bestandteil der Gesellschaftsorganisation, und daraus ergibt sich eine wechselseitige Bedingtheit der einen durch die andere. Auf primitiven Stufen und im Vergleich verschiedener politischer Verbände tritt diese Verknüpftheit deutlich in Erscheinung.

Da aber der soziale Bau der Schutz- und Trutzverbände von den verschiedenen, unter 1. bis 3. angeführten Faktoren, besonders aber auch noch von der seelischen Art der Gruppe, ihren Traditionen und ihrem historischen Schicksal abhängt, so gelangen diese Momente auch von dieser Seite her in die Verflechtung des Wirtschaftslebens.

Indes zeigt sich, daß die soziale Struktur der politischen Verbände in ihren Grundzügen nur wenige Möglichkeiten bietet: Nebenordnung oder Unterordnung, sowohl in bezug auf das Verhalten unter den Individuen wie unter den Bestandteilen eines Verbandes (Klans, Sippen, Familien, Kasten usw.). Die Unterordnung kann zwar in verschiedenen Formen auftreten (zum Beispiel Geburts- oder Geldaristokratie), aber sie löst immer ähnliche seelische Reaktionen aus. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete strebt sie, trotz der mannigfachsten Mittel (Lehensherrschaft, Latifundienwirtschaft, Geldkapital und dergleichen) gleiche Zwecke an, nämlich die Früchte fremder Arbeit in einem größeren oder geringeren Verhältnis für sich zu verwerten.

Im Aufbau der politischen Verbände zeigt sich die Tendenz zu einem Wechsel zwischen begrenzten Möglichkeiten der Nebenordnung und Unterordnung. Hierdurch wird die Wirtschaftsgestaltung jeweils in Mitleidenschaft gezogen, allerdings nicht immer in gleichem Sinne; so kann der Fortfall politischer Unterordnung zum Erstreben wirtschaftlicher Herrschaft anregen (Ersatz der Geburtsaristokratie durch Plutokratie).

Aus der Zahl der angeführten Faktoren, ihrer Verflechtung und aus ihrem Zusammenhang mit dem Aufbau der politischen Verbände ergibt sich die Einzigartigkeit und Einmaligkeit einer gewordenen Wirtschaftsgestaltung. Dabei fehlt es auch hier nicht an Nachahmung, Lernen und Übertragung von Einrichtungen, die vermöge der geschichtlich gegebenen Volksindividualität doch niemals eines kennzeichnenden Charakters entraten.

A. Die Bedingungen der Wirtschaft.

Wenn wir nun die erwähnten Faktoren einer kurzen Betrachtung unterziehen, soll von den äußeren und verhältnismäßig einfacheren Faktoren der Naturumgebung ausgegangen und zu den komplizierteren, sozialpsychischen, fortgeschritten werden.

1. Faktoren der umgebenden Natur.

Die Faktoren der klimatischen und geographischen Umgebung sind besonders für Menschen einer armen Technik, mithin eines geringen Maßes von Naturbeherrschung, von entscheidender Bedeutung und führen namentlich bei diesen zu einseitigen Methoden der Nahrungsversorgung und Lebenshaltung (vgl. zum Beispiel Skinner). Deshalb treten uns die meisten Naturvölker auch als spezialisierte und auf die bestimmte Natur ihres Landes eingestellte Menschen entgegen mit einer auf eine ganz besondere Art von Naturausnützung zugeschnittenen Wirtschaft. Bald haben wir es mit jagenden Wüstenvölkern (wie die Buschmänner der Kalahari), bald mit vom Früchtesammeln und Fang lebenden Waldmenschen mit ganz anders ausgebildeten Methoden, dann wieder mit fischenden Polarvölkern oder viehzüchtenden Steppenleuten oder feldbauenden Sumpfbewohnern zu tun.

So bedingt die Besonderheit des Landes eine bestimmte technische und politische Ausgestaltung, bei der man allerdings nicht vergessen darf, daß sie auch durch die natürlichen Anlagen und die vorhandenen Fertigkeiten und Kenntnisse der Menschen bedingt ist, was Geographen gern übersehen. Aber es ist gewiß doch wieder richtig, daß die Beschaffenheit des Landes von großer Tragweite ist für das Schicksal der es bewohnenden Menschen. Fast allenthalben, wo das Wasser am Rande der Berge die Ebene befruchtet und günstigere Ernährungsverhältnisse schafft, finden wir Vorbedingungen für die Ansammlung größerer Menschenmassen, auf der anderen Seite aber auch Anlässe für Kämpfe. Sei es, daß diese reicheren Gemeinden untereinander sich den Boden streitig machen oder daß sie sich auf Nachbarn stürzen, um deren Arbeit zu gebrauchen, oder daß die fruchtbare Oase Fremden als begehrenswertes Besitztum erscheint. In primitivem Zustand finden wir solche Verhältnisse zum Beispiel in der Steppengegend am mittleren Augustafluß (Neu-Guinea), oder in Buin auf Bougainville (Salomo-Inseln). Alle bekannten alten Kulturzentren gruppieren sich um wasserreiche und fruchtbare Flecke, so zum Beispiel die vom Polvar durchströmte Ebene des ehemaligen Persepolis (Persien), oder das Tal von Tenochtitlan in Mexiko oder das Becken des Titicaca-Sees in Peru usw. Der Besitz von Ländern, in denen sich die Bewohner leichter versorgen, reicher ernähren und rascher vermehren konnten, bildete auch den Ausgang zur Begründung einer Herrschaft. Und das ganz besonders wegen der Notwendigkeit, das Wasser einzudämmen, das nach Regengüssen das Land überflutete. Daraus ergab sich zweierlei: a) Die Anlage zunächst von Staudämmen und weiterhin von Bewässerungskanälen. Alle alten Kulturorganisationen in China, Mesopotamien, Ägypten in der alten Welt, Mexiko und das Inkaland in der neuen, knüpfen mit ihrer Wirtschaft an diese geographischen Bedingungen an. b) Die Verleitung, die schweren Arbeiten durch fremde Sklaven ausführen zu lassen, ein Moment, das von der größten Bedeutung für die gesamte kulturliche und politische Entwicklung geworden ist.

Die Naturfaktoren sind nur von einer relativen Konstanz. 1. Allerdings

können innerhalb größerer Zeitspannen nicht unerhebliche Änderungen in den Naturvoraussetzungen eintreten, zum Beispiel Abholzung oder Absterben von Wäldern, künstliche oder natürliche Austrocknung von Sümpfen und dergleichen. 2. Änderungen werden durch den Menschen in seinem Verhältnis zur Natur herbeigeführt, und zwar auf dreifache Weise: a) durch Wanderungen, also dadurch, daß die Menschen durch ihren Ortswechsel sich anderen Lebensbedingungen aussetzen, b) durch Verbesserungen der Technik, indem sie etwa die Metalle zu nutzen lernen, die, früher fast wertlos, für die Wirtschaft soviel wie nicht vorhanden waren, und c) durch Ausdehnung des politischen Herrschaftsbereichs und des sozialen und kulturlichen Verkehrsgebietes, dadurch also, daß die Hilfsquellen weiterer Landstriche einer Gemeinschaft dienstbar gemacht werden (zum Beispiel durch Import aus fremden Ländern).

Die Veränderung der Stellung des Menschen zur Natur bedingt auch eine Verschiebung seiner Bedürfnisse. Ein Stamm, der etwa aus einem kalten Klima nach einem warmen gelangt (Hellenen, Normannen in Sizilien), wird deshalb, weil er seine Grobbedürfnisse vielleicht leichter befriedigen kann, in höherem Maße Feinbedürfnisse ausbilden. Die Anpassung an veränderte Lebensbedingungen reizt zur Schaffung neuer Techniken. Ein Volk, das in insularer Abgeschlossenheit heranwächst (England, Japan), ist gezwungen, seinen Fundamentalbedarf aus eigener Produktion zu gewinnen. Der Gütertausch kann da zunächst nur dem Luxus dienen. Unter günstigen Umständen können sich aber die Feinbedürfnisse zu Großbedürfnissen wandeln und diese fördernd auf Tausch oder Handel wirken.

Durch die Verschiebung der Daseinsbedingungen wird eine Gemeinschaft aus ihrer einseitigen Angepaßtheit losgelöst und vermag durch neue Fertigkeiten eine freiere Stellung gegenüber den Gegebenheiten der Natur zu gewinnen. Eine derartige neue Anpassung des Geistes, die sich als Erweiterung der Kenntnisse darstellt, wirkt im Sinne eines »Fortschritts«. Das ist auch der Grund, weshalb wirkliche Wandervölker und Kolonisatoren Alteingesessenen überlegen zu sein pflegen (Malayen gegenüber den Inlandsstämmen). Sie dürfen indessen nicht mit »Nomaden« verwechselt werden, die in einem oft beschränkten Bereich unter gleichbleibenden Lebensbedingungen, mehr oder minder regelmäßig, ihren Aufenthalt wechseln (zum Beispiel Kirgisen, Mongolen).

2. Technik.

Der Gradmesser für die Herrschaft des Menschen über die Natur ist seine Technik. Trotz gelegentlicher Rückschläge und Hemmungen, ja des Verlustes erworbener Fertigkeiten und Kenntnisse, kann man im allgemeinen von einer Zunahme der technischen Naturbeherrschung sprechen. Sie hängt keineswegs von den alltäglichen Nöten des Lebens ab. Die technische Entwicklung ist nicht dort am weitesten vorgeschritten, wo das Leben des Menschen am schwierigsten war (sonst müßten die Eskimos und Feuerländer die höchste Kultur entfaltet haben), sondern wo die Naturbedingungen

selbst am veränderlichsten sind, wie in den gemäßigten Klimaten mit ihrem großen Wechsel an Wärme und Kälte, an Feuchtigkeit und Trockenheit. Deshalb haben auch diese Klimate die am wenigsten einseitig spezialisierten Typen, die verhältnismäßig am meisten allen Klimaten gewachsenen Menschen, gezüchtet.

Den Ausgangspunkt für alle Technik bildet die Hand. Sie ist das Organ, das zusammen mit dem Gehirn am entschiedensten die Richtung gewiesen hat, die der Mensch einschlug. Die ersten Werkzeuge und Geräte sind Ergänzungen für die Betätigung der Hand: so der Stein und der Stock oder der Knochensplitter. Aber nicht nur der Nahrungssuche, dem Sammeln, Jagen, Fangen, Pflanzen, sowie dem Kämpfen wurde die Hand dienstbar gemacht, sondern auch dem Schmücken des Körpers (namentlich für Feste und zauberische Veranstaltungen) sowie auch der Ausgestaltung der Festplätze mit Prunk aller Art.

So sehr die Hand auf die Schicksalsgestaltung des Menschen eingewirkt hat, das leitende Organ war sein Gehirn, sein Sinn und Geist. Das Funktionsbedürfnis, der Spieltrieb reizt zu Betätigungen an, die später nutzvoll verwertet werden (Alchemie — Chemie, Astrologie — Astronomie). Die einmal eingeschlagene Richtung, etwa einer Verbequemlichung des Lebens, führt dazu, Entdeckungen oder Erfindungen, mögen sie zweckbewußt aus der Not des Lebens oder im Funktionsdrang entstanden sein, Dauer zu geben und als Einrichtung ihre gewohnte Anwendung wertvoll zu machen (zum Beispiel Zubereitung der Tierhäute, Anlage von Brücken und Straßen).

Mannigfach sind die Antriebe, die zur Ausgestaltung, Rationalisierung und Vervollkommnung der Technik führen. Was man Luxus nennt, bewegt schon den Primitiven und den Naturmenschen in dem Streben nach Gewinnung persönlicher Geltung durch materiellen Aufwand. Doch macht sich echte wirtschaftliche Überlegung früh geltend: es werden Vorräte für Feste und Fälle der Not angehäuft. Beides gestaltet sich, wie wir sehen werden, besonders dort aus, wo politisch abhängige Schichten entstanden sind, die frohnen, für die aber auch gesorgt werden muß.

Die Technik, die das Verhältnis des Menschen zur Natur bestimmt, gibt der gesamten Wirtschaft die Möglichkeit ihrer Gestaltung. In der Entstehung und Veränderung der Bedürfnisse greift die Technik nicht allein dadurch ein, daß es notwendig wird, für die Herstellung von Geräten und Werkzeugen bestimmte Rohstoffe zu gewinnen, wie Hölzer, Fasern, Steine, Muscheln und dergleichen, sondern auch dadurch, daß die Menschen neue Gewohnheiten (Hausbau) erwerben, aus denen neue Bedürfnisse (Prunkhäuser) entstehen und Einrichtungen (Baurecht, Architekten) hervorgehen.

Trotz der im allgemeinen ansteigenden Linie der Technik und der Anhäufung neuer Kenntnisse variiert grade der Ausgangspunkt der Wirtschaftstechnik, vermöge der primitiven Naturgebundenheit, nach den Besonderheiten der örtlichen Lebensbedingungen. Aus sehr heterogenen Wurzeln erwächst der Stamm höherer Wirtschaft.

Die primitivste Technik der Nahrungsgewinnung ist hier hauptsäch-

lich das Pflücken von Früchten, das Ausreißen von Wurzeln oder dort vorwiegend die Erbeutung von Tieren. Auch Jagd und Fang, obgleich sie Waffen und Vorrichtungen heischen, ragen nicht über das Wirtschaftsverfahren des Sammelns und der Beraubung der Natur hinaus.

Das ganze Paläolithikum erscheint von dieser Art der Wirtschaftstechnik beherrscht, die mit einem Nomadenleben verknüpft war. Als Geräte dienten Steine, Dolche und Messer aus Knochen und Holz.

Von größter Tragweite für Lebensführung und Kultur war der Übergang vom räuberischen Sammeln zum vorsorglichen Züchten von Pflanzen und Tieren zur Nahrungsgewinnung. Die Wege dazu mögen verschiedenartig gewesen sein. Bei der Anlage von Gärten mag den Frauen eine große Rolle zugefallen sein. Das erste Haustier, der Hund, mag sich in seiner wilden Form spontan wegen der Speiseabfälle an die Fersen des Menschen geheftet haben. In anderen Fällen, wie bei den großen Pflanzenfressern (Rind, Pferd, Schaf) mag man begonnen haben, die Tiere zu schonen und auf der Weide gegen Räuber zu schützen, um sie für Feste oder für Fälle der Not zur Hand zu haben. Zucht auf Milch legt den Gedanken nahe, daß die Tötung der Tiere für Nahrungszwecke später möglichst hintenangehalten werden sollte.

Dadurch, daß der Mensch Pflanze und Tier an sich kettete, wurde er seinerseits abhängig von den Lebensbedingungen der einzelnen Arten, auf die er seine Existenz gestellt hatte.

Bewirkte die Anlage von Gärten und Feldern wenigstens teilweise Seßhaftigkeit, so barg sie die Möglichkeit einer Verfeinerung der Bedürfnisse und technischer Ausgestaltung. Allerdings bleibt lange das wichtigste Gerät der Grabstock.

Anders die Viehhaltung, die nicht in gleicher Weise zur Seßhaftigkeit drängte, aber doch die Möglichkeit besserer Ernährung und reichliche Verwendung der Knochen und Häute der Tiere gewährte. Es ist im Anfang gewöhnlich nur eine Tierart, die man hält. Durch Anpassung an die Besonderheit der Lebensbedingungen des Tieres führt das Hirtenleben meist zu einseitiger Spezialisierung. Aber mit der Viehhaltung ist die Erfindung mannigfaltiger Geräte verbunden, die erforderlich werden, um die Tiere einzufangen, zu bewachen oder einzupferchen, später, um sie zum Reiten oder Tragen zu verwenden, ganz besonders, nachdem man die Verwertung der Wolle und die Milchgewinnung entdeckt hatte.

Die Verknüpfung der Viehhaltung mit dem Hackbau eröffnet neue Möglichkeiten für die Technik der Nahrungsgewinnung. Die Entstehung des Ackerbaues knüpft zunächst überall an die Beherrschung von Überschwemmungsgebieten an. Hier lockten einerseits die fruchtbaren und viehreichen Ländereien, anderseits bargen die oft plötzlich hereinbrechenden Hochwasser Gefahren für Mensch, Weide, Tier oder Pflanzung. Die Beherrschung der Überschwemmungen stellte an die Erfindungsgabe Anforderungen, die in der Technik der Damm- und Kanalanlagen zutage trat. Durch sie konnten erst gesicherte Wohnplätze, Felder und Weiden gewonnen werden.

Dammarbeiten mußten natürlich die Männer verrichten. Das setzte eine

politische Zusammenfassung größerer Menschenmengen voraus. Einerseits entstand das Streben, die schwere Arbeit auf andere abzuwälzen, anderseits wurden die Männer, die sich im Kampf gegen die Überschwemmungsgefahren befanden, der Jagd und dem Kampfe entfremdet, und ihr Werk konnte leicht eine Beute benachbarter schweifender Hirtenstämme werden. In der bekannten Geschichte Mesopotamiens, des Irans und des Nillandes wiederholen sich solche Vorgänge immerzu.

Derartige Zusammenstöße wirkten indes befruchtend auf Fertigkeiten und Technik. In Mexiko und Peru, wo ebenfalls die Überflutung des Landes durch Dämme gezügelt wurde, fehlten in der Nachbarschaft Stämme, die Viehzucht getrieben hätten.

Von besonderer Tragweite war die Zähmung des Rindes, die bereits in den ältesten Zeiten des Zweistromlandes und Ägyptens vor sich gegangen war. Aus dem Zusammenleben der Viehhälter mit den Damm- und Feldbauern scheint als Ergebnis die Ackerbautechnik entstanden zu sein. Diese kennzeichnet der Ochse vor dem Pflug.

Die Wege, die hierzu leiten, führen uns indes auf Gedankengänge, die seitwärts von rationellen wirtschaftlichen Erwägungen liegen und die wir vielleicht als »zauberisch« bezeichnen können (vgl. Ed. Hahn); man spannte weder die Kuh noch den Stier vor den Pflug, sondern den Ochsen. In China galt das rituelle Frühlingspflügen durch den Kaiser bis vor kurzem als Fruchtbarkeitszauber. Daß man das Rind dazu wählte, kann vielleicht mit der Erscheinung zusammenhängen, daß man die Herden nach dem fettesten Gelände streben sah, während Vorstellungen über die der Erde einverleibte Zeugungskraft dahin wiesen, daß man den praktisch leichter zu lenkenden Ochsen vor den Pflug spannte. Jedenfalls wird eine große Vertrautheit mit der Haltung des Rindes vorausgesetzt. Der Pflug ist in seinen ursprünglichen Formen (vgl. Nopcsa) ein weiter gebildeter Grabstock, der vermutlich zunächst, wie heute noch in Peru (National Geogr. Magazine 129, Mai 1916, S. 452) mit den Händen wie eine Haue gebraucht wurde.

In technischer Weiterentwicklung lassen sich aus dem Ackerbau beschränkte Möglichkeiten einer spezialisierenden Vervollkommnung gewinnen: 1. Geräteverbesserung durch Anwendung von Eisen; 2. der Ochse wird nie recht durch das Pferd verdrängt (erst in unseren Tagen tritt die Maschine an Stelle des Tieres); 3. Auswahl und Züchtung der Getreidepflanzen; 4. Ersatz der Brache durch Bodenverbesserung vermittelst Düngung.

Namentlich die unter 3. und 4. angeführten Faktoren, vor allem aber die im allgemeinen aufmerksamere und sorgfältigere Arbeit verhelfen zu einer wesentlichen Steigerung der Erträge. Wie gering diese ursprünglich waren, geht aus den erhaltenen sumerischen Rechnungen hervor, in denen die Erträgnisse des Ackerbaues verzeichnet sind [A. Schneider[1])].

---

[1]) Nebenbei verdient Beachtung, daß der Ernteertrag ungefähr um das hundertfache in Babylonieu geringer war als im modernen Deutschland. Das rührt nicht allein von dünnerer Aussat, sondern auch von mangelhafter Pflege des Bodens (Unkraut) her, wie heute noch im Orient beobachtet werden kann. Es bedeutet somit, daß hundert-

Bei dem technischen Prozeß der Nahrungsgewinnung kann man im allgemeinen ein zusehends langwieriger und komplizierter werdendes Verfahren vom Fang oder von der Jagd, bzw. von der Ernte bis zum Genuß feststellen. Dieses wird namentlich noch durch später in die Wirtschaftsorganisation sich einschiebende Abgabe- und Tauschakte indirekter, indem die Nahrungsstoffe durch viele Hände gehen, bis sie zu dem schließlichen Konsumenten gelangen.

Aber auch im technischen Verfahren selbst zeigt sich gerade in primitivsten Zuständen zum Beispiel ein Fortschritt in dem Gebrauch des Feuers von der ältesten Form des Röstens, dann des Bratens unmittelbar am Feuer oder in Kochgruben, bis hin zum komplizierteren Kochen in Wasser. Große Blätter, Bambus, Fruchtschalen, Kürbisse, Holzgefäße gehen dem Gebrauch von Töpfen voraus.

Im weitaus überwiegenden Maße gilt die wirtschaftliche Tätigkeit zunächst der Nahrungsbeschaffung, weniger dem Wohnen oder der Bekleidung.

Auch die Technik des Siedelns und des Wohnens steht im engsten Zusammenhang mit Naturbedingungen. Der Mensch der Klimate mit wechselnder Witterung bedarf in höherem Maße des Schutzes als der Bewohner eines einseitig ausgeprägten Klimatypus. Bei letzterem wird durch Generationen schon eine physiologisch spezialisierte Anpassung erzielt, wie bei Polarvölkern oder bei Tropenmenschen.

Bei schweifenden Stämmen richtet sich die Größe der Gruppe hauptsächlich nach den Beutemöglichkeiten der Jäger und Fänger, bzw. bei Viehhältern nach den Weidegelegenheiten. Schon bei den Hackbauern, namentlich aber bei den Ackervölkern, tritt ein starkes Schutzbedürfnis gegen Überfälle hervor und fördert den Zusammenschluß zu größeren Siedlungsgruppen, die weiterhin noch durch Verhaue, Palisaden oder Gräben geschützt werden.

Ein nicht unerheblicher Teil der wirtschaftlichen Tätigkeit mußte Zwecken des Schutzes oder des Ortswechsels (wegen der Brache) gewidmet werden. Für besondere Befestigungsbauten (Türme oder Kastelle) war eine erhebliche Zahl von Menschen erforderlich, die zu ernähren und zu unterhalten waren. In primitiven Zuständen erfordern alle diese Vorkehrungen für Sicherheit und Befestigung einer Stimmung des Zusammenschlusses: angefangen von der fast beständigen Bereitschaft eines großen Teiles der Männer für den Kampf und die Herstellung von Waffen und Verhauen bis zur Anlage von sozialen Mittelpunkten der Gemeinschaft, wie es Festplätze sind, die Veranstaltung von Kampftänzen (H. Damm), die Errichtung und Ausschmückung von Sippenhallen, der Bau von Tempeln und Königspalästen, sie verschlingen einen außerordentlich großen Bruchteil von Arbeit, der dem Siedlungsbedürfnisse gewidmet ist. Dabei handelt es sich um einen Aufwand, der angesichts der uns unzulänglich erscheinenden Unterkünfte zunächst oft den Eindruck von einseitig orientiertem Prunk und Luxus erweckt.

---

mal mehr Land für die Ernährung der sonst gleichen Menschenmenge beansprucht werden müßte, vorausgesetzt, daß sie ebenso reichlicher Ernährung im Süden bedarf wie im Norden.

Die Gestalt der Bauwerke richtet sich nach dem, was das Klima fordert und das Land bietet. Höhlen wurden, wo sie sich fanden, wohl überall einst als Wohnung benutzt. Ähnlich ist es mit dem Schutz von Baum oder Gebüsch oder mit Erdmulden, wie sie noch dem Buschmann genügen. Die Technik des Baumfällens, der Holzbearbeitung, des Steintransports und der Steinbearbeitung wie des Lehmformens dienen dem Wohnungsbau. Zahllose Einzelheiten mußten hier entdeckt und verwertet werden, wie das Entbasten der Stämme und Pfosten, die Anwendung der Astgabel als Stütze von Querbalken usw. Wie schwierig stellten sich die Aufgaben beim Fällen von großen Bäumen, die teils durch Anbrennen, teils durch Kerbringe zum Absterben gebracht wurden, bis ein Jahr später die Steinaxt das Schlußwerk verrichtet (vgl. Thurnwald, 1922).

Selbst die Errichtung primitiver Hütten erfordert ein Zusammenarbeiten der Gruppe. Hier und da hat dies zur Errichtung von Gemeinschaftshäusern (Sumatra, Neu-Guinea) geführt, die der ganzen Sippe Obdach bieten. Aber auch dort, wo die Häuser nur einzelnen oder wenigen Familien zur Wohnung dienen, pflegen Verwandte oder auch andere Angehörige beim Bau zu helfen. Diese erwarten eine gleiche Hilfeleistung, wenn sie bauen.

Beim Kleidungsbedürfnis verschwimmt der Schutz gegen die Nachtkälte mit der Bereitung eines Lagers, der Erwärmung am Feuer und in der Asche oder durch Beisammenliegen. Die regelmäßige Bedeckung scheint mit der des Rückens gegen Kälte und Regen (Felle, Regenmatten) und der Lendengegend zum Schutz der Sexualorgane zu beginnen. Das Behängen, Beschmieren, Bemalen und Tätowieren des Körpers dient dem Schmuck und hat künstlerische Wurzeln, wird aber später mit der Schutzbekleidung verschmolzen. Die frontale Kleidung beginnt bei der Bedeckung des Unterkörpers und schreitet zu der des Oberkörpers fort. Stets bleibt sie unzertrennlich von Schmuck und Luxus. Im Zusammenhang damit fällt auch seit jeher der Frau eine Hauptrolle zu bei der Verwendung und Nützung vorhandener Überreste von Nahrungs- und Genußmitteln (Felle, Häute, Fasern, Hanf).

Die Herstellung von Waffen, Geräten und Werkzeugen steht zum Teil im Dienste der Befriedigung von Elementar- (Nahrungs-) und Grundbedürfnissen (Wohnung, Kleidung). Ihre Verfertigung selbst stellt daher die Erfüllung von sekundären oder Zwischenbedürfnissen dar. Charakteristisch ist, daß die älteste Zeit diese Gegenstände nicht hoch wertete. Sie wurden anscheinend jedesmal, wenn man sie an einem Orte brauchte, dort gefertigt, wenn man weiter zog, auf dem Platz zurückgelassen (vgl. Soergel, S. 143), wie wir es auch zum Beispiel von den heutigen Buschmännern wissen. Die Zwischenbedürfnisse haben noch nicht selbständigen Wert im Leben der Leute gewonnen.

Erst bei dichter werdender Bevölkerung, bei einem Sinken des Beuteertrags und einer Verfeinerung und Vervollkommnung der Vorrichtungen dämmern verfeinerte wirtschaftliche Wertvorstellungen und das Streben, die gefertigten Dinge zu behalten und mitzunehmen. Wie sehr diese primitiven

Werkzeuge und Waffen noch als Organerweiterungen der Hände des Verfertigers aufgefaßt wurden, zeigt der Umstand, daß sie oft das Schicksal des Toten teilen: mit ihm beerdigt oder verbrannt werden (vgl. Ebert).

Die Rohstoffe, etwa Steine oder Muscheln für Beilklingen, gelangen dadurch zur Wertschätzung, daß man sie an einem Ort, wo sie vorhanden waren, nützen gelernt hatte, dann aber an einem anderen Orte sie nicht mehr vorfand und nun immer wieder gruppenweise oder einzeln nach der ursprünglichen Fundstätte zog. Ähnlich ist es vermutlich bei dem Suchen nach verwendbaren Fasern oder von Töpfererde zugegangen.

Die Technik der Ortsbewegung mußte zunächst Traggeräte ersinnen: Fruchtschalen, Bastkörbe, geflochtene Taschen, geknüpfte Beutel. Ausgetretene Pfade, wie sie auch von Tieren benützt werden, konnten als erste Verkehrserleichterungen dienen. Im Wasser half ein abgebrochener Baumstamm, wie heute noch in den Bergen Neu-Guineas, rasch flußabwärts. Vom Schwimmen an einem Stück Holz bis zum Aushöhlen des Einbaums mit dem Stein- oder Muschelbeil war noch ein weiter Schritt. Dann aber wurde das Wasser der beste Verkehrsweg. Die Verwendung des Tragtiers setzte nicht nur seine Zähmung voraus, sondern auch die Erfindung von Halfter- und Behangvorrichtungen. Erst an der Schwelle höherer »Kultur« erscheint Rad und Wagen, zunächst als etwas Spielerisches und zauberischen Zwecken Gewidmetes, dessen praktische Tragweite man im Anfang so wenig erkannte, wie etwa die der Luftpumpe oder der Elektrizität zur Zeit ihrer ersten Entdecker.

3. Individualpsychische Umstände.

Das wirtschaftliche Handeln des Menschen hat seinen Angriffspunkt am Individuum. Die Motivationen werden nur am Einzelnen greifbar. Und zwar in doppelter Beziehung: 1. als Ansporn zu Handlungen, die in mehr oder minder ähnlicher, paralleler Weise als Erwiderung auf dieselben Reize oder Reizbündel in Erscheinung treten, 2. als Wechselwirkung unter den einzelnen Individuen (interindividuelle Einwirkung).

Physiologische Vorgänge in den Individuen bilden die Grundlage für die Elementarbedürfnisse. Dadurch, daß sie bei allen Mitgliedern einer Gemeinschaft in annähernd paralleler Weise auftreten, gewinnen sie die Bedeutung von Gruppenerscheinungen.

Während diese physiologischen Elementarbedürfnisse zunächst, wie wir sahen, als etwas Konstantes auftreten und dadurch den Eindruck der Gesetzmäßigkeit erwecken, zeigt sich doch, daß in den verschiedenen Sondergestaltungen und im Fortschreiten der Gemeinschaften das psychische Verlangen nach Befriedigung dieser Elementarbedürfnisse nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen ist. So große Bedeutung dabei der Natur des Landes und der Entwicklung der Technik zufällt, ist doch nicht zu vergessen, daß physiologische Gewöhnung (etwa des Magens und der Verdauung) mitsamt der psychischen Einstellung (als Folge der Tradition, der sozialen Wertung und der Mode) Änderungen in der Orientierung der Elementar-

bedürfnisse im Laufe der Zeit mit sich gebracht hat, so etwa in bezug auf das Verzehren rohen Fleisches, des Trinkens von Blut, dem Genuß roher Früchte oder halb gemahlenen Getreides, kurz dessen, was wir grobe und rohe Kost nennen. Die Erleichterung der Verdauungstätigkeit ist für uns ein Bedürfnis, das wir den technischen Fortschritten verdanken. Da aber ohne entsprechende soziale Organisation diese Verfeinerung nicht aufrecht zu erhalten ist, können Rückschläge eintreten, die (in Form von Kriegen oder Hungersnöten) die Art der Befriedigung des Elementarbedürfnisses wieder herunterdrücken.

Weil sich an derartige soziale Phänomene auch psychische Folgeerscheinungen bei den einzelnen Individuen knüpfen, so ergeben sich auch parallele Erscheinungen wirtschaftlicher Natur. An sie knüpft sich der Eindruck einer zyklischen Wiederkehr von Phasen (Lehensystem!).

Von außerordentlicher Bedeutung für die Gestaltung des Wirtschaftslebens ist die Auslese der Charaktere, die durch eine Gesellschaftsordnung begünstigt werden. Dabei kommt es keineswegs nur darauf an, was die Einrichtungen gewissermaßen offiziell anstreben (wie in aristokratischen Verfassungen den Schutz der herrschenden Schicht), sondern wohin sie in der Tat steuern. Denn es deckt sich bekanntlich nicht immer das, was ein Mensch will, mit dem Erfolg, den er erreicht. Das ist auch bei Gesetzen und Einrichtungen der Fall, die oft etwas anderes erzielen, als sie beabsichtigten.

Es ist die Art jeder Organisation, durch Gesetze und Vorschriften, durch Ansichten und Wertungen bestimmte Verhaltungsweisen zu begünstigen, andere zu bekämpfen, wodurch sie gewisse Charaktere zu Einfluß gelangen lassen, andere aber in ihrer Betätigung hindern, ja ihre Existenz ausschalten. Ist doch das, was wir »Verbrechen« nennen, das Ergebnis von Wertungen, die in einer Gruppe als gesellschaftsfeindlich empfunden werden. Aber auch mit anderen Einrichtungen ist es so, etwa mit der Bedeutung, welche in einer Gemeinschaft bald dem Krieger, bald dem Priester, bald dem Händler usw. zuteil wird.

Diese durch die Gesellschaften selbst gesetzten Siebungsmechanismen stellen ein Moment der Selbsterziehung der Gemeinschaft (der Selbstdomestikation) dar, zum Beispiel beim Schutz der Person durch Ächtung des Mörders, oder beim Schutz des Eigentums durch Ächtung des Diebes. Dabei ist zu beachten, wie der Kreis der in den Schutz einbezogenen Menschen durch die Ausdehnung der Herrschaftsmacht wächst. Dieser Bereich erweitert sich dadurch, daß den unteren Schichten und Abhängigen Schranken gegenüber den Herren gezogen werden. Oft bleiben dabei ganze Kasten oder Stände außerhalb der allgemeinen Gesetze (»princeps legibus solutus est«), oder es gelten für sie besondere Normen. Die hierdurch bedingte Charakterauslese ist auch von weittragender Bedeutung für das Verhalten der Einzelnen zu den wirtschaftlichen Fragen.

Die Beziehungen zwischen Persönlichkeit und Wirtschaft werden besonders eindringlich vor Augen geführt, wenn wir an den Übergang von

der direkten Nahrungssuche zum indirekten Wirtschaften denken. Zunächst sind es die kräftigsten und rücksichtslosesten Räuber und Totschläger, die in den Gesellschaften zu Einfluß und Ansehen gelangen. Dort, wo dagegen das despotische Königtum Fuß gefaßt hat, sind es Diener oder Beamte, die sich geschickt unterzuordnen oder zu schmeicheln verstehen; weiterhin sind es oft Schwindler, Charlatane oder Schwärmer, hier und da auch wirkliche Intelligenzen oder Künstler, die bei einem wirtschaftlichen Verteilungssystem (vgl. unten S. 309) gut wegkommen. Eine Begünstigung ganz anderer Charaktere setzt sich durch: Von den Menschen mit den alten wilden Instinkten scheiden »domestizierte« Typen ab. Die Bedeutung des interindividuellen Verhaltens gewinnt an Boden. Neben den geschickten Handwerker tritt der erfolgreiche Händler und Vermittler. Vorher müssen aber wirtschaftliche Wertträger zu selbständiger Bedeutung für den Lebensunterhalt und ihre Aufspeicherung innerhalb des Verbandes möglich geworden sein.

Das weite und wichtige Gebiet der Vorgänge beim Tausch wird hierdurch beeinflußt. Wegen ihrer psychischen Bestimmtheit hat man die dabei vorkommenden Erscheinungen als »gesetzmäßig« angesprochen (Angebot und Nachfrage, vgl. oben S. 310). Die Lehren der theoretischen Nationalökonomie bauen sich ja zum großen Teil, wie oben angedeutet, auf isoliert gedachten Wechselwirkungen zwischen rationalistisch vorgestellten »normalen« Menschen auf. Dabei unterbleibt leider oft die Berücksichtigung der in diese Beziehungen eingreifenden historisch gegebenen sozialen Vorgangskomplexe, ganz besonders auch der keineswegs zu vernachlässigenden emotionellen Momente. Die Typen des Produzenten und des Konsumenten, ja auch des Händlers, sind zum Beispiel von ihrer psychischen Verflochtenheit losgelöste logische Konstruktionen; sie kommen in primitiven Zuständen so wenig rein vor wie in unserem in Berufe gespaltenen Leben.

Wirtschaft ist nicht nur Mittel zum Zweck des Genusses und des Wohlbehagens, sondern auch der Herrschaft. In dem Zustand der niedrigsten Primitiven tritt diese letztere Funktion wenig zutage. Herrschaft und Herrschaftsmöglichkeit mußten erst entdeckt werden. Sie beginnen mit dem Raub von Frauen und Kindern, der teilweisen Schonung des besiegten Feindes. Die so erzielte Gewinnung von Arbeitskräften konnte für eine Erhöhung des Ertrags der traditionellen Wirtschaft verwertet werden; man konnte so eher Schatzgüter aufspeichern und damit Bundesgenossen erwerben. Insbesondere bietet sich jetzt für einige die Möglichkeit, ihre körperliche Arbeit zu verringern, Muße zu gewinnen und entweder dem Genuß oder geistiger Tätigkeit (Zauberer, Priester und dergleichen) zu leben. Damit kommen Feinbedürfnisse von weittragender Bedeutung hoch. Die Freiheit von körperlicher Arbeit und ihr wachsender Ersatz durch geistige Tätigkeit wird zu einem Ideal, das wie Freiheit von Arbeit überhaupt erscheint. Die Ausbildung der Sklaverei einerseits, die der Technik anderseits, fördern, jede in ihrer Weise, solches Streben, das einer primitiven Zeit völlig fremd war.

An die durch Herrschaft bedingten Zustände knüpfen Moral und Ethik an. Die Moral stellt sich dar als das Verhältnis der gesellschaftsüblichen

Anforderungen zu dem tatsächlichen Verhalten der Einzelnen untereinander, Ethik als das Verhältnis der erwähnten Anforderungen zum tatsächlichen Benehmen der Einzelnen gegenüber der Gesamtheit, gegenüber dem Verbande, dem sie angehören.

Die Wirtschaft steht in Wechselwirkung zu Moral und Ethik. Anschauungen darüber, wie einer dem anderen gegenübertreten und handeln soll, beeinflussen die Strebungen und Bedürfnisse, von denen Konsum wie Produktion, Verteilung und Güterumlauf abhängen. Strebungen und Bedürfnisse werden durch die Ansichten über das gelenkt, was man »haben muß«, was »standesgemäß« ist und zur Repräsentation gehört, welches Verhalten etwa im Handel als recht oder unrecht gilt usw. Von noch größerer Bedeutung für die ganze Organisation der Wirtschaft ist die Auffassung darüber, wie das Individuum überhaupt, insbesondere aber der Angehörige einer bestimmten Gruppe (aristokratische Oberschicht, Kaste, Priester, Krieger, Kaufleute, Handwerksart), eines ethnischen Verbandes, eines Berufs (Töpferdörfer, Schmiede), einer Rangschicht (Sklavensiedlung) und dergleichen sich zur Gesamtheit stellt und sich ihr als Bestandteil einordnet. Nicht nur eine Fülle von Zeremonien des persönlichen Verhaltens, vom Gruß bis zum Betragen in einer Volksversammlung und zur Berechtigung von Opfern, knüpft sich daran, sondern auch eine Menge von wirtschaftlichen Leistungen und Verpflichtungen, von Festgeschenken und kompliziertem Schenkungszeremoniell (vgl. Müller-Wismar, Malinowski) und dem Geldverleihen bis zu festen Abgaben und Tributen an Häuptlinge, Priester und Lehensherren.

Die ethischen Forderungen ziehen ihren Gehalt aus den Schwierigkeiten und Problemen, die sich für das Einzelleben, namentlich in abhängigen Gruppen, ergibt. Aber sie reifen erst, wenn die Abhängigkeiten zu einer Übertreibung gelangen, namentlich unter Schichten raßlich verschiedner Abstammung und ethnisch verschiedner Kultur. Aus dem Widerstreit, der sich an Machtgefühl und Leiden knüpft, scheint sich eine höhere Bewußtseinsstufe herauszuheben. Ethische Forderungen, wie sie etwa aus den altorientalischen Herrschaftsgebilden emporquollen, kennt das primitive Denken noch nicht; noch weniger phantasievolle Systeme von Wünschen und Forderungen (Plato, Sozialismus), die das gesamte Zusammenleben nach rationalistischen Gesichtspunkten gestalten wollen.

Die Stellung des Individuums gegenüber der Gesamtheit ist, wie angedeutet, in primitiven Gesellschaften dadurch anders, daß in solchen eine viel geringere Zahl von Verbänden, bei niedrigen Naturvölkern nur ein einziger, an ihm teil haben, während in der modernen Gesellschaft das Individuum zwischen Staat, Nation, Religionsgemeinschaft, Wirtschaftsgruppe, Berufsverband, Schichtenangehörigkeit, politischer Partei und sonstigen Sonderinteressen (zum Beispiel Kunstströmungen, humanitäre Bestrebungen und dergleichen mehr) auseinandergerissen wird. Dementsprechend ist auch die Bestimmtheit des Individuums durch die Gemeinschaft eine verschiedene, und die Auslese kommt in anderer Weise zur Geltung. Im kleinen primitiven Verband, der alle Seiten der Betätigung umschließt, kann das Indi-

viduum viel mehr als Repräsentant seiner Gruppe angesehen werden als in der modernen Gesellschaft. Demgemäß ist auch das Schicksal des Individuums viel einseitiger durch seinen Verband vorgezeichnet. Der in den Traditionen, Wertungen und Gesetzen wirksame Siebungsmechanismus ermöglicht es einseitigen Begabungen dort, wo verschiedenartige Verbände auf das Individuum einwirken, Geltung zu erlangen. Wenigstens ist eine wirtschaftliche Arbeitsteilung, wie etwa bei den höheren Naturvölkern, Voraussetzung für die Entfaltung von Führereigenschaften, Künstlerbegabungen oder Denkfähigkeiten. Bedeutende Persönlichkeiten sind ja nie bloß ein Produkt der Begabung allein, sondern auch eines günstigen Zusammentreffens von Umständen, einer gewissen Konstellation von Voraussetzungen in der sozialen Siebung, die zum Beispiel einen Führer begünstigt. Dazu kommt die besondere Bedingung des historischen Augenblicks im Schicksal der betreffenden Menschengruppe (Krieg für Anführer, Friedensperiode für Künstler, Krisen für Gesetzgeber). Ohne eine solche Kombination von Momenten kommen hervorragende Persönlichkeiten als Menschheitsblüten nicht zur Entfaltung. — Auch das sogenannte »freie« Handeln eines Einzelnen ist in dem historischen Zusammenspiel nie ohne Beziehung zu den Strebungen und Impulsen der Gruppe als Gesamtheit. Zwar sind diese Strebungen und Impulse zunächst nur in den einzelnen Menschen lebendig; aber durch ihr gleichzeitiges Auftreten unter Personen in denselben Lebensbedingungen verstärken sie sich und gewinnen die kollektive Kraft, der sich kein Angehöriger der Gruppe entziehen kann, und die ausschlaggebend seine Stellungnahme und seine Entschlüsse beeinflußt.

4. Sozialpsychisches Ineinanderwirken.

Die Verteilung der Herrschaft und des Einflusses in einem Gemeinwesen, also seine politische Verfassung, entscheidet darüber, durch wen und wie die Produktion vorgenommen werden soll, wie die Verteilung, der Verkehr und der Gütertausch geregelt wird, und nach welchen Gesichtspunkten und Wertungen sie innerhalb der Gruppen sich gestaltet.

Wohl kann das Verlangen nach besserem Boden und günstigeren Jagd- und Weidegründen, nach vermuteten Bodenschätzen und nach natürlichen Grenzen Anlaß zu Kämpfen geben. Im Ablauf der Ereignisse gewinnen aber die verschiedenartigsten Vorgänge oft ungeahnte Tragweite: Was zu Beginn eines Kampfes zunächst als Ziel vorschwebt, ist mitunter etwas ganz anderes als das, was die Gruppe nachher als Siegerin ausführt. Dem Erfolgreichen erscheint später sein Handeln zweckbewußt, während er in Wirklichkeit ursprünglich oft unsicher tastete.

Von den sozialpsychischen Faktoren ist die allgemeine Anlage zum geselligen Zusammenschluß ein durchaus gleiches und konstantes Moment. Ebenso wiederholen sich die massen- und gruppenpsychischen Erscheinungen bei allen Völkern in der gleichen Weise.

Die geselligen Erscheinungen: Staat (politische Gruppe), Familie, Kaste, Religionsgemeinschaft oder sonstige Verbände, sind nichts sinnlich unmittel-

bar Wahrnehmbares, sondern nur als bald parallele, bald wechselseitige Verhaltungsweisen von Individuen erkennbar. Durch ihr regelmäßig wiederholtes Auftreten als unbewußte Sitte oder als beabsichtigtes Gesetz entstehen die »konkreten« Einrichtungen, die besonderen Organisationen, als sozialpsychische Niederschläge. Diese führen, einmal entstanden, fortan ihr Eigenleben, das man mit dem von Organismen zu vergleichen pflegt. Man könnte von einem Prinzip der Verselbständigung sprechen, das eine jede solche Institution, jeden solchen sozialpsychischen Niederschlag beherrscht, möge er in Erscheinung treten als Sprache, als politische Organisation, religiöser Verband oder als Wirtschaftsgemeinschaft und dergleichen.

Die Deutung solcher sozialer Einrichtungen und Erscheinungen im Sinne eines Lebensprozesses bedarf gewisser Einschränkungen. Der verunglückte alte Vergleich mit dem menschlichen Körper erweckt ein falsches Bild und, anschließend daran, weitere Irrtümer. Will man den Vergleich mit einem bestimmten Organismus ziehen, so könnte man richtiger niedrige Lebewesen dazu heranziehen, etwa Protozoen, die sich durch Zellteilung, Sprossung und dergleichen vermehren, die in ihrem Lebensrhythmus verschiedene Gestalten und Veränderungen annehmen, und bei denen die Grenze zwischen Leben und Tod, zwischen innerer Veränderung, Fortpflanzung und Koloniebildung oft verschwindet. Denn die lebendige Substanz stirbt auch nicht bei den sozialen Gebilden; das »Protoplasma« eines Volks lebt weiter in den verschiedenen Gestalten umgrenzter Staatsformen. In der fast ständig sich ändernden sozialen Zusammensetzung solcher Gemeinschaften könnte man das Gegenbild zu den chemischen Veränderungen innerhalb des Protoplasmas erblicken, und die Vorgänge der Wanderungen und der Kolonisation eines Volkes wären mit den Sprossungen der Protozoen zu vergleichen. Indes, wie immer — unter der Einwirkung der jeweils neuen eigenen Lebens- und der Umgebungsfaktoren treten die Gestaltungen der politischen Organisation zutage.

Diese Organisationen können in ihren Erscheinungsformen sehr verschiedenartig sein, denn als Ergebnis sozialpsychischer Vorgänge werden sie durch die besonderen Anforderungen der Lebensbedingungen bestimmt. Diesen wechselnden Faktoren wirkt aber das Trägheitsmoment der Gewohnheit entgegen, alles dessen, was als automatisch gewordene Verhaltungsart in Form der Tradition sich fortpflanzt. Neue Gewohnheit sucht die alte zu verdrängen und zu ersetzen und gibt Anlaß zu neuen Gestaltungen.

Dennoch schwanken, im großen Rahmen gefaßt, diese Gestaltungen innerhalb sehr weniger Grundformen und Richtungen. Das tritt beim Überblick über die primitiven Formen der politischen Organisationen zutage. Zweierlei ist dabei zu unterscheiden:

1. Bezüglich der Größe der menschlichen Schutz- und Trutzverbände kann man eine Tendenz zum Zusammenschluß von immer größeren Menschenmengen in kulturlicher wie politischer Beziehung konstatieren. Ausgehend von den winzigen, eine Gruppe von 20 bis 60 oder 80 Köpfen umschließenden Sippen oder Klans niedriger Primitiver, über Stammesverbände, deren

19*

Sondergruppen einander freundschaftlich unterstützen (wie etwa in Australien durch Fruchtbarkeitszauber), weiterhin über den Zusammenschluß durch kleinere oder größere Häuptlinge (Buin, Ponape, Samoa, Hawaii, Ostafrika usw.) gelangt man zu großen Herrschaftsgebieten, etwa der alten Mexikaner und der Inkas. Die Reiche des alten Orients, Mesopotamien und das Nilland, sind noch klein gegenüber dem späteren Perserreich. Ungeheure Land- und Menschenmengen umschließt das Reich des antiken Rom; das Spanien Karls V. greift auf die neue Welt über; das angelsächsische Imperium von heute, das im Begriffe steht, seiner Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft alle sich als angelsächsisch fühlenden oder englisch sprechenden Völker anzugliedern, umspannt den Erdball. — Bedingt ist diese fortschreitende Ausdehnung der Macht- und Kulturbeziehungen zum großen Teil durch die Ausbildung der Verkehrsmöglichkeiten, also durch technische Faktoren. Parallel geht damit ein Fortschritt der politischen Gebilde von verhältnismäßig einfacher Struktur zu zusammengesetzten Verbänden mit schließlich sehr komplizierten Verfassungen.

2. Für die Verfassung der politischen Gebilde gibt es zwei Grundformen: Gleichordnung oder Unterordnung. Diese Prinzipien regeln auch das interindividuelle Verhalten. Im historischen Ablauf lösen diese beiden Möglichkeiten einander ab. Wenn auch in vorhandenen Organisationen das eine oder das andere Prinzip herrscht, ist doch in den zusammengesetzten Staatsverbänden keines restlos durchgeführt: in auf Gleichordnung aufgebauten Gesellschaften, wie in den einfachen Klan- und Sippenverbänden, finden wir die rein biologisch begründete Überordnung der führenden Alten; in den streng schichtenmäßig gegliederten Aristokratien, etwa der Samoaner oder der Maori, stoßen wir innerhalb der einzelnen Schichten auf soziale Gleichordnung.

Der politische Schutz- und Trutzverband muß für Menschen und Vormenschen als etwas durchaus Ursprüngliches angesehen werden. Gerade ein geistig hochentwickeltes Wesen kann man gar nicht anders als seit jeher gesellig lebend sich denken. Wie sollte man sich sonst die Entstehung der Sprache vorstellen? Und ist diese ihrerseits nicht wieder vermöge der geistigen Wechselwirkung unter gesellig lebenden Menschen ein mächtiger Hebel der Weiterbildung geworden? Den Staat als politische Gesellschaft müssen wir in seinem Ursprung bis in das graueste Vormenschentum zurückdatieren. Allein nach dem, was wir bei den niedrigsten Naturvölkern beobachten und auf Grund dessen, auf was wir von diesen Wirklichkeiten zurückschließen dürfen, hatten die frühesten politischen Verbände einen anderen Charakter als die späteren »Staaten«. Die Gemeinschaft dieser frühesten Verbände setzt sich aus Gruppen zusammen, die nur biologisch nach Geschlecht und Alter, nicht nach sozialen Unterschieden zusammengeschlossen sind. Diese Verbände werden von der Gruppe der alten Männer geleitet. Zu dem Range eines Alten gelangt man oft erst nach einer Reihe von Weihestufen. Nie fehlt die Jünglingsweihe an der Schwelle der Mannbarkeit für die Aufnahme in die reife Männerschaft. Mitunter gehen ähnliche Weihen

auf weiblicher Seite parallel, und alte Frauen treten als Leiter der Frauenschaft auf. Eine einzelne Persönlichkeit tritt wohl gelegentlich, etwa vermöge ihrer suggestiven Kraft, hervor, aber derartige Einflüsse sind in keiner Weise geregelt; die Unterordnung ist da durchaus freiwillig. Familienangehörige oder Söhne solcher Personen können keine Rechte daraus herleiten. Es handelt sich um durchaus genossenschaftliche Organisationen mit nur gelegentlicher Führerschaft (vgl. Thurnwald 1900 u. 1921).

Recht besteht nur innerhalb des Friedensverbandes der Gemeinschaft und wird durch die von den Alten gehütete Sitte getragen. Dementsprechend werden auch alle Streitigkeiten geregelt, die sich aus Verteilungsfragen oder wechselseitigen Hilfeleistungen ergeben. Das Recht besteht nicht in irgendwelchen formulierten, bewußt ausgesprochenen Sätzen, sondern »latent«, als traditionelle Reaktion auf ein bestimmtes Verhalten. Insbesondere werden auch Strafen von den Alten vollzogen oder angeordnet, wenn ein Vergehen gegen die Sitte stattgefunden hat. Das kommt nicht nur in allen Fällen von Verletzungen religiös-zeremonieller Vorschriften (Tabu) vor, sondern auch bei Diebstahl, hauptsächlich in Pflanzungen. Die Organisation der Rache in Fällen von wirklichem oder vermeintlichem (zauberischem) Mord ist Sache der Gemeinschaft.

Bei den mittleren Naturvölkern hat eine Agglomeration von Verbänden verschiedenen Ursprungs eingesetzt. Eine soziale Kristallisation der unabhängigen Verbände hat Platz gegriffen, indem sie miteinander in eine oft durch vielerlei Vorschriften gebundene Heiratsgemeinschaft treten. Hand in Hand mit diesem »Connubium« geht ein »Commercium«. Es tritt zum Beispiel als Sitte auf (wie bei australischen Stämmen), Essen, Zeremonien und den Schmuck bei den Jünglingsweihen gegenseitig füreinander vorzubereiten; dazu kommt, daß der eine Verband für den anderen Zauber zur Vermehrung der Jagdbeute veranstaltet.

Den Anlaß zu solchen Agglomerationen können wir teils in der Absplitterung von Tochtergruppen finden, zum Teil liegt er darin, daß Stammfremde einwanderten und zwischen den anderen zu siedeln begannen (vgl. zum Beispiel Mehlis). Die Kämpfe wurden mitunter durch Connubium und Commercium beendigt; oft folgte aber auch eine Schichtenbildung, wenn der Unterschied der in feindliche oder freundschaftliche Beziehung Getretenen groß war und ein engerer Zusammenschluß zwischen ihren Gruppen erfolgte.

Daraus ergibt sich die Staatsbildung, die wir bei höheren Naturvölkern finden und die uns dort in der Form mehr oder weniger streng umschriebener aristokratischer Kastenbildung entgegentritt. An der Spitze solcher, oft schon erhebliche Landgebiete umfassender Verbände stehen die Alten der herrschenden Kaste oder, wenn diese in Familien auseinandergefallen ist, die Häupter dieser Familien. Die paar obersten Kasten oder deren Familien und Familienhäupter beanspruchen das ganze Land, also die Nahrungsquellen, für sich und halten die übrige, gewöhnlich vielfach nach Rang-

stufen gestaffelte Bevölkerung von sich durch Zeremonien und Abgaben in Abhängigkeit.

Das Recht ist in diesen Gemeinschaften, in denen auch die wirtschaftlichen Beziehungen mannigfach geworden sind, ausgebildet und kommt in bewußten Aussprüchen und Ordnungen der führenden Familienhäuptlinge zum Ausdruck. Es äußert sich in der Form teils eng umschriebener Kasuistik, teils als allgemeine sittliche Forderung im Interesse eines vergrößerten Friedensverbandes.

Die Verselbständigung der Familien der führenden Kasten leitet über Kämpfe gegen rivalisierende Häuptlinge und ihre Familien zur Aufrichtung »despotischer« Dynastien hin, wie wir sie in den Kulturen des Altertums oder auch Mexikos oder Perus antreffen.

Diese Formen des politischen Verfassungslebens sind natürlich von großer Bedeutung für den Wirtschaftsprozeß, in erster Linie für die Verteilung und Zirkulation der Güter, ferner für die Gestaltung der Bedürfnisse sowie auch für die Produktion selbst. Die Entstehung und Entwicklung des Reichtums, des Besitzes und der Güteranhäufung hängt wesentlich damit zusammen. Gewöhnlich ist zu beachten, daß zu Beginn einer neuen Staatenbildung die politische Herrschaft als ein Mittel betrachtet wird, sich die Befriedigung der zur Zeit üblichen Grob- und Feinbedürfnisse zu sichern, sich also wirtschaftlich in zeitgemäßer Art zu versorgen. Die Auseinandersetzungen der Folgezeit, die viele Jahrhunderte umspannen kann, werden durch technische Fortschritte mit der Neugestaltung der Bedürfnisse, also des psychischen Verhaltens zu den Strebungen der Lebensführung, verwoben. Dadurch ergeben sich für die nicht an der politischen Herrschaft beteiligten Schichten Möglichkeiten, neue Produkte zu schaffen, Verkehr und Tausch auszubauen und so Einfluß auf das Wirtschaftsleben und die Aufspeicherung von Werten zu gewinnen (vgl. zum Beispiel Sombart 1913, I, S. 179, 205). Da die Bodenwerte gewöhnlich mehr oder weniger monopolisiert sind, kann der Einbruch häufig nur durch die Bresche geschlagen werden, welche die Bildung eines mobilen Kapitals bietet (vgl. für Ponape: Hahl 1901, S. 7 ff.). Das Ende solcher Auseinandersetzungen besteht gewöhnlich darin, daß die Herren, die über die mobilen Werte verfügen (wie etwa in den italienischen Republiken des Mittelalters) die Landbesitzer verdrängen, die der veränderten Technik und den neuen Bedürfnissen nicht mehr angepaßt sind.

Doch können auch neue Bodenherren neben den alten aufkommen, — namentlich, wo sich aus der Aristokratie ein dynastisches Despotentum mit persönlichem Gefolge abgesondert hat (wie in den Beamtenstaaten des alten Orients). Neben dem begüterten Geburtsadel wird ein neu geschaffener Beamtenadel mit Boden ausgestattet, wie wir das auch im mittelalterlichen Frankreich und Deutschland verfolgen können. Diese Veränderungsreihen pflegen in einem Beamtenstaat zu münden (Ägypten des neuen Reiches, Frankreich Ludwigs XIV., ersteres auf Naturalentlohnung, letzteres auf Geldentlohnung aufgebaut).

Solche Veränderungen in der politischen Verfassung wirken sich wirt-

schaftlich aus. Das Despotentum muß zentralistisch sein, um sich gegen die Mächte des Adels zu halten, die es vor allem durch die große Zahl von Dienern und Knechten wirtschaftlich überflügelt. So entstehen gigantische Hofbetriebe, in repräsentativer Weise im alten Ägypten, im alten China, in indischen Fürstentümern usw. ausgebildet und in durch den Geldverkehr etwas modernisierter Form im Staate der französischen Ludwige wiederkehrend. Es sind gewöhnlich außerordentlich fein organisierte Verwaltungen, die aber, durch das spezialisierte Beamtentum spröde und wenig anpassungsfähig, Stürmen nicht gewachsen sind. Die wirtschaftliche Eigentümlichkeit dieses Staatstyps tritt besonders deutlich im alten Ägypten zutage, weil hier der feingestaffelte Mechanismus der Naturalverteilung auf das deutlichste die Adern erkennen läßt, durch welche die Erzeugnisse der über das ganze Land verbreiteten Produktionsstellen fließen.

Die altorientalischen Despotien sind, wie man in der sumerischen Zeit deutlich erkennen kann, aus Stadtstaaten hervorgegangen, die nicht unähnlich waren der griechischen »polis«. Sie stellen einen Zusammenschluß ähnlicher Art vor, wie ihn Griechenland unter Philipp und Alexander erlebte. Die Entwicklung des römischen Stadtstaates bewegte sich in nicht wesentlich anderer Richtung.

Wie durch die Erlangung der Macht eine Fülle neuer Feinbedürfnisse emporschießt, wird in zahllosen Beispielen allenthalben durch den Luxus der Höfe oder auch der heiligen Stätten und ihrer Hüter illustriert. Dadurch aber, daß die neuen Feinbedürfnisse bald Normalbedürfnisse werden, gerät der Luxus in geistige Abhängigkeit von denen, die ihn hervorbringen: den Sklaven, Hörigen und Freigelassenen. Es entsteht eine neue Schicht, die ethnisch wie kulturell von ganz anderen Gegebenheiten ausgeht. Sie vermag durch wirtschaftliche Faktoren ihren Einfluß geltend zu machen, da sie zum großen Teil die Produktion übernommen hat. Je mehr die Herrenschicht sich einseitig dem Genuß ergibt, desto stärker wird das ethnische Streben nach Gleichordnung, wie es in Lehrsystemen der philosophischen Religionen des Ostens, im Buddhismus, Christentum und Islam zutage tritt. Diese Religionen verdrängen die aristokratischen Stammes- und Nationalreligionen und wenden sich absichtsvoll an alle Menschen, welcher Kaste oder Gruppe sie auch angehören.

Man wird beobachten können, daß die aristokratische Schichtung in Kasten um so länger standhält, je größer die ethnische Spannung zwischen den Ober- und Unterschichten ist, je mehr also die raßliche Verschiedenheit, die Divergenz der Anlagen und der Kulturüberlieferungen zutage tritt. So sehen wir (zum Beispiel in Indien) einer hochstehenden Oberschicht teilweise ganz primitive Naturvölker gegenübertreten. Ist die Spannung dagegen gering, handelt es sich also um mehr oder weniger verwandte und gleichgeartete Völkergruppen, so vermag sich die aristokratische Oberschicht auf die Dauer nicht isoliert zu halten; sie kann ihren Nimbus nicht so wahren, wie im gegenteiligen Fall, und fällt früher einer raßlichen und geistigen Vermischung anheim. Das Beispiel dafür bietet China, auch das alte Mesopotamien und

das alte Ägypten. Indessen gewahren wir auch bei den letzteren Beispielen, daß traditionelle Stammesunterschiede, namentlich in bezug auf die mehr oder minder ortsgebundenen Berufe, sich halten, wie zum Beispiel, daß Viehzüchter, Jäger, Fischer, Töpfer und dergleichen noch bestimmten ethnischen schen Gruppen anzugehören pflegen. Umgekehrt tritt durch den Despotismus der Fürsten und Dynastien dort, wo eine aristokratische Kastengliederung sich erhalten hat, das Bestreben auf, die beamteten Diener ethnisch möglichst unterschiedslos zu wählen.

Für die Spezialisierung der verschiedenen Tätigkeiten und Berufe, für den Zirkulationsprozeß (Abgaben und Entlohnungen) sowie für die Ausbildung neuer Feinbedürfnisse und den Übergang von Feinbedürfnissen zu Alltags- und Grobbedürfnissen sind diese Veränderungen und Verschiebungen von größter Bedeutung.

Die rationalistische Theorie, die den Staat aus der Familie und aus dem bewußten Zusammenschluß von Einzelmenschen ableitet, kann vor den heutigen Forschungsergebnissen nicht aufrechterhalten werden. Die Frage, ob politische oder familiale Gebilde »älter« sind, erscheint belanglos: beide gibt es seit jeher, seitdem auf Menschen dieser Name anwendbar ist, und wahrscheinlich auch schon vorher. Finden wir doch, auch bei Tieren, zum Beispiel bei Wölfen oder bei Affen, familiale Zusammenschlüsse innerhalb der Herden. (Allerdings liegt manchen Berichten von Reisenden oberflächliche Beobachtung zugrunde, vor allem eine unklare Auffassung des Begriffs »Familie«, bei dem es sich nur um ein Paar mit ihrer unmittelbaren Nachkommenschaft handelt.) Die Beziehungen dieses familialen Sexual- und Fortpflanzungsverbandes für die Sicherung der Frau, zur politischen Schutzvereinigung ist wechselnd. Die Art der Wirtschaft hängt damit wesentlich zusammen, je nachdem die Sippe oder die Einzelfamilie Trägerin des letzten wirtschaftlichen Balancierens ist (vgl. Thurnwald 1920).

Bei männlichen Individuen besteht zweifellos ein Instinkt zur Gesellung mit Gleichen zum Zwecke der Selbstbehauptung in Gruppen, während bei den weiblichen die Beigesellung zu einzelnen männlichen Personen zwecks Schutzes im Zusammenhang mit Instinkten und Vorgängen der Fortpflanzung (Familienbildung) den herdenmäßigen Gesellungsdrang mit ihresgleichen überwiegt.

Bei den niedrigsten Naturvölkern besitzt die Familie wenig selbständiges Leben. Wenn auch die Paarung, trotz gelegentlicher Durchbrechung der Schranken, als dauernd zu bezeichnen ist, wird das wirtschaftliche Leben doch wesentlich von der politischen Gruppe, vom Klan, aber auch von der Verwandtschaftsgruppe, der Sippe, getragen. Das bringt schon die gesellige Art der Tätigkeit, die auch einen besseren Schutz verbürgt, mit sich. Dabei findet man nicht die Familie isoliert, sondern wenn auch jeder für sich arbeitet und ihm das Produkt seines Fleißes gehört, doch derartig mit dem politischen Schutzverbande verschmolzen, daß die Familie nicht als selbständiger Wirtschaftskörper aus dem politischen Verbande heraustritt (vgl. Thurnwald, 1920, 1921).

Bei den höheren Naturvölkern, bei denen eine soziale Schichtung Platz gegriffen hat, ist der alte Klanverband durch die Familien der hervorragenden Persönlichkeiten und Führer gesprengt worden (vgl. S. 317). Hier ist die Familie der Träger der wirtschaftlichen Tätigkeit geworden; denn auch die Verfügungsmacht über die Güter in Gestalt des Privateigentums, das sich jetzt erst auszugestalten imstande war, ist an sie übergegangen. Diese Macht war nämlich früher vorwiegend öffentlichrechtlicher Natur und haftete an der politischen Gemeinschaft, dem Klan. Das wirtschaftliche Interesse der Gruppe richtete sich vor allem auf die Behauptung ihres Gaues, des Landstrichs, aus dem sie ihren Unterhalt in unmittelbarer Weise gewannen. Durch das Hervortreten von Einzelfamilien hatte sich aus dem Gemeineigentum des Klans der Sonderanspruch der Häuptlinge und Führer auf Grund und Boden losgelöst. Die Entstehung des Privateigens hängt daher mit der wirtschaftlichen Verselbständigung der Familie aus den Banden des Klans aufs engste zusammen. Was erst individuelle Auszeichnung dank der Kampfbeute und Lebensgeschicklichkeit war, das Privateigentum Einzelner, wurde in späterer Ausgestaltung verallgemeinert.

Es ist kein Zufall, daß auch umgekehrt dort, wo Vorstellungen von Gruppeneigentum Platz greifen, wie etwa in Platos Staatsideal oder in den Gedankengängen der heutigen Sowjetkommunisten, zusammen mit dem Privateigen auch die Familie bekämpft wird.

B. Entwicklung der wirtschaftlichen Werte.

Wenn die Wertung auch das Ergebnis individueller Strebungen ist, so erfolgt sie doch nicht ohne den Einfluß des sozialen Lebens. Die Gestaltung der Bedürfnisse, mit der die Bewertung eng zusammenhängt, entspricht Vorstellungen über die Abhängigkeit unseres Wohles von dem Erlangen gewisser materieller Güter, und ist dadurch individuell bedingt. Derartige Vorgänge finden in mehr oder minder paralleler Weise bei allen Individuen einer Gemeinschaft statt. Die Parallelität wird durch die gesellschaftliche Stimmung bedingt, durch die ähnlichen Lebensbedingungen, Schicksale und Anlagen der Gruppenangehörigen. Charakteristisch tritt das in den kleinen Klan- und Sippenverbänden niedriger Naturvölker zutage, in denen das Leben des Einzelmenschen nur an eine einzige Gemeinschaft hingegeben ist, in der er allseitig aufgeht. Die Anteilnahme der Persönlichkeit in den sozial geschichteten, beruflich und fachlich gespaltenen Gemeinwesen wird zwischen die einzelnen der vielerlei großen und kleinen Verbände, denen ein Individuum angehört, in einem mitunter sogar zeitlich schwankenden Bruchteil seiner sozialen Gefühls- und Interessenbeteiligung zerschlissen. Dadurch wird die Bewertung in allen Dingen schwankend und variabel. Nicht so in den kleinen homogenen Gruppen, in denen trotz reicher Verschiedenheit der persönlichen Temperamente und Charaktere die soziale Macht der einen Gruppe, der der Mensch angehört, ihn in seinem Gemüts- und Verstandesleben universell erfaßt und so die Parallelität der Strebungen aller Angehörigen eines Verbandes herbeiführt, die Europäer so oft frappiert. —

Nach allem, was wir von dem Leben der Primitiven ältester Zeit wissen, müssen wir dieses, wenigstens für Europa, als ein Wanderleben in einem mehr oder minder umgrenzten Gebiet und unter ständiger Bedrohung durch eine raubtierreiche Umwelt betrachten (Soergel, S. 189). Dieses Leben von Jägern und Fängern hemmte wohl die Niederlassung bis zum Ausgang der älteren Steinzeit, in ähnlicher Weise, wie etwa bei den heutigen Buschmännern Südafrikas. Eine derartige Zeit begünstigt das Entstehen nicht andrer Werte, als solcher, die mit dem unmittelbaren Nahrungserwerb zusammenhängen.

Erst der Anbau von Pflanzen, möglicherweise ausgehend von den Frauen, und das Nachfolgen und Sichheften an weidende Viehherden führte zu einer Beschränkung des Aktionsradius der Wanderstämme und zu vorübergehenden und dauernden Niederlassungen, die vielleicht mit dem Ausklingen der älteren Steinzeit oder mit Beginn des Neolithikums anzusetzen sind.

In primitiven Zuständen ist die Siedlung auch in dem Sinne Ausdruck der sozialen Organisation, daß die sozial und politisch zusammengehörigen Personen in enger Nachbarschaft hausen. Bei niedrigen Primitiven siedeln Klan und Sippe stets für sich selber, während die Familie nicht immer ein eigenes Haus bewohnt: Oft leben mehrere verwandte Familien in einem Gebäude. In den großen Klan-Gemeinschaftshäusern Neu-Guineas fällt dabei jeder Frau eine Feuerstelle zu.

Für die mittleren Primitiven ist die Differenzierung der Gemeinschaftshallen von den Wohnhäusern charakteristisch. Bei höheren Naturvölkern treten viele Arten von, besonderen Zwecken gewidmeten Häusern in Erscheinung, vor allem Speicher, Werk- und Kochhäuser, Bootschuppen, aber auch besondere Frauenhäuser, Entbindungshütten und dergleichen. Teils hängt das mit der Ausgestaltung der Technik überhaupt zusammen, mag aber auch durch den außerordentlich verwickelten Zeremonialismus bedingt sein, der die höheren Naturvölker beherrscht.

Die Siedlungen der mittleren und höheren Naturvölker sind schon aus Sicherheitsgründen, namentlich dort, wo etwa fremde ethnische Körper in Lücken zwischen den Siedlungen der Eingesessenen sich eingeschoben haben, erheblich größer. Die bei den mittleren Naturvölkern anhebende und bei den höheren zur Ausbildung gelangte Spaltung und Schichtung der Bevölkerung findet darin Ausdruck, daß die Angehörigen eines Klans häufig auf verschiedene Dörfer verteilt sind und daß in einer Siedlung Angehörige verschiedener Klans oder Sippen wohnen. Wo der neue Gesichtspunkt der Kastenschichtung Platz gegriffen hat, sehen wir die Familien der Kasten eng beisammen hausen, teils in Dörfern, teils in Dorfteilen, in »Vierteln«. Das ist namentlich auch der Fall, wo sich ethnisch berufliche Gruppen erhalten haben.

Das enge Zusammenwohnen der Kasten und Berufsgruppen ist sowohl für die Arbeitstradition wie für die Überlieferung der Lebensführung und ihrer Bedürfnisse von größter Bedeutung.

I. Schaffung von Produktionswerten.

Bei der Schaffung von Produktionswerten kommen hauptsächlich die oben erwähnten parallelen Strebungen in Betracht, während, wie wir sehen werden, den Verkehrswerten gerade die individuelle Besonderheit von Strebungen der miteinander in Beziehung tretenden Einzelpersonen oder Gruppen in den Vordergrund gerückt wird.

Das Nahrungsbedürfnis zum Beispiel tritt bei den Individuen parallel auf, ist aber erst innerhalb einer bestimmten Gruppe in traditioneller Weise auf bestimmte Objekte mit Vorliebe gerichtet. Man schätzt zum Beispiel in einem Klan von australischen Eingeborenen das Känguruh besonders hoch als Jagdbeute, während ein anderer Klan glaubt, sich des Genusses dieses Tieres enthalten zu müssen, obgleich sonst nicht viel Gelegenheit für Beschaffung von Fleisch vorhanden ist. Zugrunde liegen hier Vorstellungen über die Wirkungen des Genusses von Känguruhfleisch sowie eine eigentümliche Lehre über die Abstammung der Gruppe oder über sonstige geheimnisvolle Wirkungen und Beziehungen zwischen dem Tier und dem Menschen der betreffenden Gruppe (»Totemismus«). Hier sind durchaus »unwirtschaftliche« Erwägungen und ein gegen die impulsive Befriedigung der Grobbedürfnisse gerichtetes Verhalten zu finden. Die Aneignung und Gewinnung der vorhandenen Dinge der Umwelt begegnet bei dem Naturmenschen also nicht unerheblichen Hemmungen, die fraglos von größter Bedeutung sind.

Auf der anderen Seite beobachten wir ein »Wirtschaften« mit unzulänglichen Mitteln. Unter großem Aufwand von Getue und Zeremonien, von Festessen, Tänzen und Gesängen erfolgen überall, angefangen von den niedrigsten Naturvölkern bis zum abergläubischen Landwirt unserer Gegenden, unzählige Fruchtbarkeitszauber für die Vermehrung des Ertrags der Ernte und der Herden.

Das primitive Wirtschaften ist seiner Methode nicht sicher, da es die Zusammenhänge und Bedingtheiten der Objekte, die es braucht, nur in unzulänglicher Weise übersieht. Die seelische Einstellung auf zweckgemäßes Wirtschaften greift erst allmählich Platz. Die Sammel-, Jagd- und Fangtätigkeit mit ihrer raubbaumäßigen Ausbeutung der Naturschätze steht an der Schwelle des Wirtschaftens, das positiv fördernd in Naturvorgänge der pflanzlichen und tierischen Vermehrung eingreift, um diese sich nutzbar zu machen. Immer mehr Mittelglieder technischer Art, an Werkzeugen und Geräten, werden zwischen Mensch und Natur eingeschaltet, Erzeugnisse menschlicher Schaffenskraft. Waffen, Fallen und Fangvorrichtungen knüpfen zunächst an Naturgegebenheiten an, so an Knochen, Hörner, Steine, Zweige, Gestrüpp, Bast und dergleichen mehr. Die Gebilde des menschlichen Geistes, die in den Dienst der wachsenden Bedürfnisse gestellt werden, nehmen ihre Vorbilder vielfach aus der Natur, wie etwa von Fruchtschalen, Blättern, Körperteilen usw. Man hat sich daran so sehr gewöhnt, daß, wo solche Vorbilder ursprünglich gar nicht vorhanden waren, sie nachher dazu erfunden wurden, so zum Beispiel, wenn an eine Kopfbank Sklaven oder Tiere als Träger hinzugedacht und daran dargestellt wurden.

1. Grund und Boden.

Soweit wir von den Naturvölkern Kenntnis haben, besteht allenthalben, wo die Menschen nicht allzu spärlich siedeln, wie etwa in Polargegenden, ein Anspruch der Gruppe, zum Beispiel des Klan, auf ein bestimmtes Nutzungsgebiet, den Gau. Dieser Gau wird gegen Fremde verteidigt, sei es, daß man das Gebiet für Jagd und Fang von Wild oder von Fischen, für ein Herumziehen mit weidenden Herden oder für die Anlage von Gärten und Hackbaufeldern oder von mit dem Pflug bearbeiteten und durch Kanäle bewässerten Äckern in Gebrauch hat.

Solchen festen Anspruch auf ein bestimmtes Jagdgebiet finden wir ja auch häufig bei Tieren. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß auch schon die Horden wenigstens des späteren Paläolithikums solche Ansprüche erhoben. Steigende Bevölkerungsmengen, die eine bessere Bewaffnung und fortschreitende Technik und damit eine erfolgreichere Hygiene erzielen, bringen dann einen stärkeren Wettbewerb um die Nutzungsgebiete. Das Verhältnis der Menschen zum Boden bildet zu allen Zeiten ein Grundproblem der Wirtschaft und der Politik. Denn es steht in Beziehungen zu dem Elementarbedürfnis der Ernährung und zu dem Grundbedürfnis der Siedlung. In diesem Sinne ist die Tätigkeit des politischen Schutz- und Trutzverbandes der Wirtschaft dienstbar. Die materielle Existenz der Gruppe hängt von ihrer Fähigkeit ab, sich zu behaupten. Die verhältnismäßig großen Aufwände für Sicherungen und Kampf, für Bewaffnung und Veranstaltung von Raub- und Piratenzügen auch bei primitiven Völkerschaften werden dadurch wirtschaftlich bedeutungsvoll (vgl. bezüglich Europas: Sombart, II, 1913).

Bei der Entstehung des Eigentums müssen wir uns verschiedene Momente vor Augen halten; so die Beziehungen des Einzelmenschen 1. zu einem Naturgegenstand, etwa einem Stein oder einem abgebrochenen Baumzweig, einer Muschel, einem Geweih, Horn oder Knochen, 2. zu einem Arbeitsprodukt (Dolch, Messer, Beil, Bogen oder Pfeil), 3. zu einer gesetzten Pflanze, 4. zu einem Beutestück, sei es eine gepflückte Frucht, ein erlegtes Tier oder ein gefangener Mensch, 5. zum Boden und allem, was darauf lebt und wächst.

Die Tendenz zu einer egozentrischen Auffassung der Umwelt ließ die Beziehung zu Gebrauchsgegenständen, die Fertigkeit und Handhabung in einem besonderen Lichte erscheinen. In noch höherem Maße war das Arbeitsprodukten gegenüber der Fall. Mystische Beziehungen wurden auch der zum Wachsen gebrachten Pflanze gegenüber empfunden. Bei dem ergriffenen Beutestück tritt als Verfügungsbeschränkung die Forderung der oft an der geselligen oder gemeinsamen Jagd oder dem Fangen mitbeteiligten Gaugenossen dazwischen. Noch mehr ist das bei dem von der ganzen Gruppe beanspruchten und nur durch das Zusammenwirken Aller zu verteidigenden Gaugebiet der Fall.

Unter diesen Umständen, namentlich solange die Menschen nicht dicht siedelten und sich ein für ihre Technik befriedigender Nahrungsertrag einstellte, war kein Anlaß vorhanden, Ansprüche Einzelner von denen der (verhältnismäßig winzigen) Gruppe loszulösen. Daher ist auch für das primi-

tive Gemeinschaftsleben charakteristisch, daß ein jeder von seinem Überfluß gern dem andern abläßt, in der Erwartung, ein andermal selber des Überflusses seiner Genossen teilhaftig zu werden. Man rechnet auf solche Gegenleistungen innerhalb der Gruppe, wägt sie aber nicht gegeneinander ab. Denn in den kleinen Gemeinschaften ist vor allem das Gefühl lebendig, daß man im Guten und Bösen aufeinander angewiesen ist, daß der eine des anderen Schicksal teilt. So kommt es auch, daß man ohne ein Wort des Tadels einem gewohnheitsmäßigen Faulenzer Unterstützungen zuteil werden läßt, wenn er vielleicht bei kriegerischen Unternehmungen sich gut verwendbar zeigt oder in Tanz und Gesang anzuführen und zu glänzen versteht. Aber selbst Krüppel oder Schwachsinnige ernährt man ruhig weiter, solange Vorräte geteilt werden können und die Lebensbedingungen nicht zu knapp werden. Dann allerdings sieht man rücksichtslos auf Selbsterhaltung.

Aus diesen Gründen steht der Vertreter eines Naturvolkes in den Kolonien dem Verhalten des Europäers verständnislos und tadelnd gegenüber. Denn der Europäer fühlt sich als Rädchen in einem ungeheuer großen Wirtschaftsorganismus, der Naturmensch als Bestandteil seiner winzigen Gruppe. Letzterer versteht nicht, weshalb der Europäer von dem Überfluß an Gütern nichts abgibt, der Europäer dagegen begreift nicht, warum der Faule von seinen Landsleuten gefüttert wird und ebensogut daran ist wie der Fleißige.

Erst das Aufkommen einer politischen Herrschaft beginnt langsam neue Verhältnisse zu schaffen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man wenigstens zum Teil das Anheben der großen Wander- und Raubzüge mit einer relativen Übervölkerung der Ursprungsgebiete in Zusammenhang bringt. Denn Übervölkerung ergibt sich immer aus dem Verhältnis der technischen Fertigkeiten und Kenntnisse zu dem, was den siedelnden Menschen Pflanzen- und Tierwelt ihres Gaues bieten. Die Steppe kann (so vom Buschmann) als Jäger durchstreift oder (wie vom Kalmücken) für Herden genutzt werden.

Durch das Hervortreten führender Persönlichkeiten und ihrer Familien vollzog sich eine Aussonderung privilegierter Ansprüche. Diese bildeten die Grundlage, von der aus das Gemeineigen, vor allem an Grund und Boden, untergraben wurde. Zwei Momente haben weiterhin die Verallgemeinerung der Eigentumsideen gefördert: 1. die größere Bedeutung, die allmählich Werkzeuge, Geräte, Schmuckgegenstände, Kleidung, Kulturpflanzen und Haustiere erlangten, und 2. die Bedeutung der Arbeit und der Arbeitsergebnisse.

Die besondere Bewertung des Bodens und der an ihn erhobene Anspruch auf privaten Besitz hängt teils mit dem Machtstreben zusammen, die Ernährung der übrigen von sich in Abhängigkeit zu bringen, teils mit dem stärkeren Wettbewerb größerer Menschenzahlen um die Ernährungsmöglichkeiten überhaupt. Aber zweifellos steht auch eine Steigerung der Bedürfnisse mit dem Privatanspruch an Grund und Boden im Zusammenhang, wobei Geltungsdrang und persönliches Ansehen in den Vordergrund tritt.

Die Bevölkerungszunahme hat oft eine Kraftbewußtheit der Gemeinschaft zur Folge, mitunter bringt sie die Notwendigkeit einer teilweisen Abwanderung in neue Nahrungsgebiete mit sich (zum Beispiel bei germanischen

Stämmen). Jedenfalls wächst so der Expansionsdrang der relativ übervölkerten Gebiete. Nicht nur die Ernährung der Zurückbleibenden kann durch die Abwanderung erleichtert werden, sondern es ergibt sich auch eine Förderung der Verkehrs- und Austauschmöglichkeiten, wenn die Beziehungen zwischen den Abgewanderten und dem Mutterstamm erhalten bleiben. Dazu kommt, daß die Bedürfnisse bei den Abgewanderten dadurch, daß sie in neue Lebensbedingungen versetzt werden, einer Verschiebung unterliegen. Das um so mehr, als sich namentlich große Wanderungsvorgänge nie ohne Reibungen und Kämpfe mit fremdstämmigen Eingesessenen vollziehen.

Wenn solche Kriege Güter- und Menschenkraft zerstören, ist ihre Wirkung trotz augenblicklicher Verarmung der Kämpfenden nicht zu unterschätzen. Teils führen die Kämpfe zu einem Austausch der beiderseitigen Kenntnisse und Fertigkeiten, teils weckt die Notwendigkeit der Anpassung an veränderte Lebensbedingungen neue Möglichkeiten zu Erfindungen und Techniken, sowohl materieller als geistiger und sozialer Art. Wie überschüssige Ranken sprießen aus solchen durch die Not gebotenen Wanderungen Raub- und Plünderungszüge. Aber auch sie bilden eine, wenn auch bluttriefende Staffel zur Höherentwicklung.

Der Raub von Gütern und Menschen verschärfte die schon instinktiv gegebenen und früh zur Ausbildung gelangten Einrichtungen des Eigentumes. Jetzt wurden einzelne in die Lage versetzt, größere Landstriche dem Anbau zu unterwerfen. Durch den Besitz solcher dienender Hände hoben sich Herren aus der Gruppe empor und verselbständigten ihre wirtschaftliche Existenz. Wurde dadurch der Anstoß für alle folgenschweren Unterschiede von arm und reich gegeben, so lag darin zunächst ein Hinlenken der Aufmerksamkeit auf das Wirtschaften überhaupt. Denn daran, daß der Boden von Einzelnen vorzugsweise benutzt und bebaut wurde, knüpften sich deren besondere Ansprüche. Der Besitz an Frauen und Sklaven brachte soziale Auszeichnung. Dadurch sicherten sich die Familien dieser prominenten Persönlichkeiten politische Macht und Einfluß (vgl. Beaver-Chinnery).

An solche Vorgänge schloß sich das Streben, dem Selbstbewußtsein in anschaulicher Weise durch materielle Träger Ausdruck zu geben. Diese war eine der stärksten Quellen zur Schaffung von Luxus und neuen Feinbedürfnissen.

Die Tendenz zur Monopolisierung des Bodens durch die bestgestellten Familien, die eine Schicht für sich bildeten, führte zu einer Verengung des Lebensraumes der übrigen. Durch Schenkungspflicht und durch direkten Zwang zu Abgaben entstanden weitere Schwierigkeiten der Lebensführung bei den herabgedrückten Schichten. Sie wurden gezwungen, mit dem, was die Natur bot, sparsam umzugehen; so wurde bei diesen wirtschaftliches Denken geweckt.

Diese neuen Ansprüche hervorragender Persönlichkeiten und Familien setzen nicht notwendig Kriege und Unterwerfungen voraus, sondern sie können auch entstanden sein, indem Auszeichnungen durch Raub in kleineren

Kämpfen mit dazwischensiedelnden Fremdstämmigen erworben wurden, mochten diese ansässig oder zugezogen sein. Dieser Vorgang zeigt, wie sich von dem Anspruch der Gruppe auf ihr traditionelles Nutzungsgebiet, den Gau, Forderungen Einzelner abzweigten, die teils durch wirtschaftliche, teils durch politische Mittel zu einer sozialen Schichtenbildung führten. Voraussetzung scheint das Vorhandensein zweier ethnisch verschiedner Gruppen zu sein, die auch in friedlichem Frauentausch stehen können.

Die Nahrungsgewinnung erfolgt in der Regel in traditioneller Weise. Selten und schwer pflegt eine Gemeinschaft zu einem ganz neuen Verfahren überzugehen. In der Regel werden nur technische Verbesserungen an der bisherigen Form der Nahrungsgewinnung vorgenommen. Das zeigt sich selbst beim Übergang vom Jägertum zur Viehhaltung oder vom Hackbau zum Ackerau.

Die mineralischen Bodenschätze können bei primitiver Technik erst wenig verwertet werden. Fundstätten von geeigneten Steinen (Geröll) für Schleuder- und Schlagsteine, Äxte und Hämmer, ferner Farberden, wie Kreide oder Ocker, zum Bemalen des Körpers oder von Gegenständen, endlich Ton für Töpferei, wo diese Technik überhaupt vorkommt, lenken die Aufmerksamkeit auf sich. Edelsteine und Halbedelsteine werden vor allem wegen ihrer Farben, aber auch wegen ihrer Härte, soweit sie sich verarbeiten lassen, (Nephrit, Jade-Stein) geschätzt.

Im allgemeinen fehlt der Technik der Naturvölker die Kenntnis des Schmelzprozesses der Metalle. Sofern Kupfer und Gold oder Silber leicht zugänglich sind, werden sie, wie besonders von den nordwestamerikanischen Indianern das Kupfer, kalt (durch Hämmern) bearbeitet. Daß die Eisenschmelztechnik der afrikanischen Stämme vielleicht schon im Altertum, möglicherweise aus Westasien, den Weg nach diesem Kontinent gefunden hat, ist höchst wahrscheinlich.

Beachtenswert ist übrigens, daß man anfangs mit den Metallen nichts Rechtes anzufangen weiß und sie in Nachahmung von Knochen zu Nadeln oder Schmuckgegenständen, wie das Sinai-Kupfer im alten Ägypten, verarbeitet. Verfährt man doch bei neu entstandenen Techniken immer so, daß man mit ihnen zunächst Bekanntes imitiert, wie auch zum Beispiel mit dem Glasfluß im alten Ägypten Perlen, Näpfe und Schalen nachgeahmt wurden.

Die Technik der Eisenverwertung und -bearbeitung mußte große Fortschritte gemacht haben, bis diese mineralischen Bodenschätze zusammen mit der Kohle von Bedeutung werden konnten.

2. Pflanzen und Vieh.

Der Wert von Pflanze und Tier in einem bestimmten Gebiet ist nicht allein durch die Häufigkeit des Vorkommens gegeben, sondern wird wesentlich auch durch Vorstellungen beeinflußt, die man von ihrem Nutzen und überhaupt von den ihnen zugeschriebenen vermeintlichen (zauberischen) oder tatsächlichen Wirkungen, sei es durch Genuß, Brechen oder Tötung, Berührung, Anblick, Besitz (Amulett) oder dergleichen hat. Diese Ansichten bestimmen

in außerordentlichem Maße die Bedürfnisse. Mitunter werden allerdings derartige Ansichten (zum Beispiel von den Alten bei australischen Stämmen) zu dem Zwecke verbreitet, damit gewisse, verhältnismäßig selten vorkommende Leckerbissen wirtschaftlich geschont und zugleich den Alten reserviert bleiben. So ist es mit Schildkröten, dem fetten Schwanz des Känguruh und dergleichen. Bald erstrecken sich solche Verbote nur auf die Kinder oder auf die Jünglinge oder auf die Frauen. Anders ist es wieder, wenn zum Beispiel Hausschweine nur großen Festen (Jünglingsweihe, Totenfest) vorbehalten bleiben. In einem solchen Falle handelt es sich um das Aufsparen eines im Geschmack geschätzten Nahrungsmittels wegen seiner relativen Seltenheit.

Anders, wenn sich ein ganzer Klan dem Genuß eines wohlschmeckenden Jagdtieres oder der schon zur Kulturpflanze gewordenen Banane versagt. Nicht selten liegen hier außer krausen Vorstellungen über mystische Zusammenhänge zwischen Tier und Pflanze auf der einen Seite und dem Menschen auf der anderen, Gedanken vor, die auf Erhaltung und Mehrung der gemiedenen Art gerichtet sind (vgl. S. 276), um dadurch den Bestand an Nutztieren oder Nutzpflanzen des Stammverbandes zu erhöhen, und zwar in der Erwartung, daß ein ihm Verbündeter anderer Klan desselben Stammes in bezug auf eine andere Gattung von Nutztier oder Pflanze dasselbe Verfahren beobachtet. Dieser »zauberischen« Vorstufe der Tier- oder Pflanzenzucht liegt die Idee einer Produktionssteigerung, freilich mit unzulänglichen Mitteln, zugrunde. Statt die ganze Reihe von Bedingtheiten zu erforschen und zu erproben, die zwischen Wunsch und Erfolg liegen, greift der Mensch phantastisch sogleich nach dem gewünschten Enderfolg. Wir sprechen in einem solchen Fall von »Zauber«; bei Naturmenschen liegt aber oft nur die Annahme einer anderen Verkettung der Bedingtheiten vor.

Auf diese Weise ergibt sich mitunter auch eine ganz richtige Erkenntnis zwischen Zusammenhängen, wie etwa das Vorkommen von Düngung der Gärten mit dem Mist der Känguruhs, bei den Gogodara-Leuten zwischen dem linken Fly-Flußufer und dem Arama im Süden Neu-Guineas (Murray) beweist.

Es ist auch bemerkenswert, daß die ältesten Nutzpflanzen aus Schößlingen (Bananen, Taro, Jams) oder von Wurzeln (Zwiebel, Kartoffel) gezogen wurden. Samen verwendete man hauptsächlich in Fällen, in denen man ihn genoß, wie zum Beispiel bei den Halmfrüchten.

Während sich die Ansammlung großer Mengen pflanzlicher Nahrungsmittel wegen der Gefahr ihres raschen Verderbs verbot, stand es umgekehrt bei der Viehzucht. Hier wurden die Herden zu Trägern und Repräsentanten wirtschaftlicher Machtmittel. Der Zusammenhang mit den wirklichen Bedürfnissen des Lebens wurde hier und da sogar völlig gelöst, wie bei einigen ostafrikanischen Stämmen, die zwar große Rinderherden halten, deren Besitz einen Wertmesser der sozialen Stellung darstellt, ohne aber, daß man die Tiere verzehrt, also zur Befriedigung der elementaren Nahrungsbedürf-

nisse verwendet, ähnlich wie bei den Ifugas (Philippinen), welche Haustiere nur zu Opferzwecken schlachten (vgl. Barton).

Auch im altgermanischen Wirtschaftsleben ist der Besitz an Vieh, besonders an Rindern, das hervorstechende Zeichen mobilen Reichtums. Fast überall, wo die Viehzucht diese Wendung genommen hat, entwickeln sich im Anschluß an diese Bewertung die verschiedensten Geschäfte, und sie wird vorbildlich für den Begriff des Kapitals und des Kapitalzinses.

3. Menschenkraft.

Die wirtschaftliche Bewertung der Menschenkraft drückt sich frühzeitig durch den Eigentumsanspruch aus, der das Ergebnis der Arbeit für den forderte, der sie verrichtet. Vor allem kommt dabei das Ergebnis von Jagd und Fang sowie des Sammelns und Pflanzens in Betracht. Sobald die Technik einigermaßen brauchbare Geräte herzustellen versteht, knüpft sich auch an diese die persönliche Beziehung.

Das Gehaben der altpaläolithischen Primitiven, ihre Werkzeuge liegen zu lassen und sie jedesmal neu zu fertigen, wenn man sie an einem anderen Orte brauchte (Soergel, S. 148), zeigt, daß dieser erste Besitz geistiger Natur war, nämlich in der Fertigkeit bestand, überhaupt derartiges herzustellen. Praktisch erklärt sich dieses Verhalten vor allem durch das Wanderleben, das nur das Mitnehmen von Waffen gestattete. Schmuck und Kleingerät der Frauen, sowie komplizierteres Jagd- und Fanggerät (Lasso, Bala) kommt erst in jungpaläolithischer Zeit auf, wie auch die ersten Spuren von Körperbedeckung höchstens in die ausgehende Altsteinzeit zurückdatiert werden können.

Man darf nicht vergessen, daß in primitiven Zuständen die Gewinnung von Rohstoffen und ihr unmittelbarer Verbrauch im Vordergrund stehen. An ihnen entwickelt sich die Wertschätzung der Güter. Das Kunstwerk der Hände erscheint als Produkt der Person, eine geheimnisvolle Verbindung zwischen Mensch und Sache wird konstruiert. Die Sache wird mit einem Eigenleben ausgestattet, das Herrschaft über den Menschen ausübt, wie Amulette zeigen. Die Herrschaft des Menschen über die Sache führt dazu, daß man sie das Schicksal des Menschen teilen läßt, etwa mit der Leiche begräbt, verbrennt oder ins Wasser versenkt. Daraus ergeben sich die Besonderheiten der Stellung zu allem Handgefertigten, sei es, daß die Waffen, Werkzeuge oder Geräte von dem Gebraucher selber hergestellt worden sind oder von einem anderen. Immer haftet ihnen noch etwas von der Art und Kraft des Herstellers an; sie sind nicht unpersönliche Objekte, wie unsere Waren.

Die Gegenstände, die zur Verarbeitung gelangen, sind in der Regel Rohstoffe, die aus dem Gau stammen. Die gesamte Arbeit, etwa von dem Pflücken einer Pflanzenfaser für ein Armband oder ein Netz, von dem Brechen des Holzes für einen Bogen oder Speer oder den Schaft einer Axt, wird von demselben Manne geleistet. Häufig tritt aber eine Arbeitsteilung unter den Geschlechtern ein, in der Weise, daß der Mann die Außenarbeit (etwa

das Suchen von Luftwurzeln) für die Gewinnung von Fasern im Busch unternimmt, oder das Fällen der Sagopalme, das Abschälen der Rinde und das Flößen der Stammteile nach dem Dorf, oder das Brechen und Schlagen der Bäume zwecks Rodung für die Anlage einer Pflanzung und dergleichen, während der Frau die Arbeit im Dorf und die weniger Muskelkraft erfordernden Verrichtungen zufallen, wie zum Beispiel das Knüpfen von Netzen, das Filtrieren von Sago oder das Setzen von Schößlingen (Jams, Saro, Bananen) in den Pflanzungen. Doch ist diese Arbeitsteilung sehr schwankend bei den verschiedenen Stämmen, indem die Grenze zwischen schwerer und leichter Arbeit natürlich unsicher ist. Dazu kommt die Auffassung von dem mystischen Einfluß der Person auf das Arbeitsprodukt. Infolgedessen werden, je nach Anschauung und Überlieferung, gewisse Arbeiten dem einen oder anderen Geschlecht zugewiesen. So gilt zum Beispiel das Pflanzen der Kokosnuß ausschließlich als Männerangelegenheit; dagegen wird das Waschen des Sago oder das Knüpfen von Tragbeuteln bei den einen Stämmen als Männerarbeit angesehen, bei den anderen als eine Tätigkeit, die den Frauen obliegt.

Die Angehörigen eines Dorfes pflegen einander wechselseitig beim Bau eines Hauses oder bei der Ausschmückung der Klanhalle mit Bildern oder Schnitzereien, bei den Festen der Jünglingsweihe oder bei Bestattungszeremonien und dergleichen zu unterstützen. Im ersten Falle (Hilfe beim Hausbau) handelt es sich wirtschaftlich um einen Austausch menschlicher Arbeitskraft, weil der, dem die Hilfe zugute kommt, auch seinerseits verpflichtet ist, den Siedlungsgenossen zu helfen. In den anderen Fällen haben wir es eindeutig mit Arbeitsleistungen zugunsten der Gemeinschaft zu tun. Allemal sind die Gefühlsmomente des Zusammenschlusses zu einer sozialen Einheit, besonders zu einer Siedlung, entscheidend. Diese Beziehungen bauen sich auf dem Gefühl der sozialen Gleichheit und Nebenordnung auf, wobei jeder nach den Kräften seines Alters oder Geschlechts oder nach seiner Art beiträgt.

Neue Verhältnisse werden erst durch wirtschaftliche Nutzung der Menschenkraft auf Grund politischer Herrschaft begründet. Während in der zuerst geschilderten homogenen Gemeinschaft jeder nach seiner Fasson tätig ist, formt jetzt der Wille des Herrn die Arbeit; sein Geist gewinnt durch die Muskel des Abhängigen Gestalt. Zweifellos ist es diese Erkenntnis, die bei höheren Naturvölkern den Häuptling im Lichte eines mit übermenschlicher Kraft ausgestatteten Wesens erscheinen läßt.

Den Alten, den Führern der kleinen homogenen Verbände, gelingt es schwer, ihre Leute für irgendeine Aktion zusammenzufassen. Die Wander- und Raubzüge bieten Gelegenheit, Initiative, Tatkraft und Geriebenheit zu bekunden, sich durchzusetzen und zu Ansehen zu gelangen.

Auf der anderen Seite wird auf die beherrschte Menschenkraft immer mehr der »Werkzeugcharakter« übertragen, und so entsteht die Auffassung von hörigen Schichten und Sklaven, wie die in den Despotien des alten Orients ausgebildet wurde und sich in späteren Zeiten nach vielen Orten hin fortgepflanzt hat.

Vor allem war es der Ackerbau, der aus dem Mann, dem früheren Kämpfer, einen Arbeiter machte (beim Hackbau beschützt der Mann die Arbeit der Frau). Immer wieder werden benachbarte reisige Nomaden herangelockt, den friedfertigen Bauer sich dienstbar zu machen, seine Tätigkeit zu nützen.

In diesem Sinne kann man sagen, daß die Arbeit mit der Entstehung gesellschaftlicher Schichtung verknüpft ist, und zwar derart, daß für gewisse Schichten die Spannung zwischen Lebensgenuß und Tätigkeit nicht von ihrer unmittelbaren Leistungsfähigkeit abhängt, wie im Falle des primitiveren direkten Wirtschaftens, sondern daß der Lebensgenuß durch die Gunst anderer Menschen, also mittelbar gewährt wird und von diesen in Beziehung gewöhnlich zu der (»für sie« geleisteten) Tätigkeit gebracht wird. Durch solche Mittelbarkeit wird eine Abhängigkeit begründet, die man als ein »Domestizierungsverfahren« ansprechen kann. Zur Folge hat es eine Steigerung der Leistung und eine Objektivierung der Tätigkeit, die wir eben als »Arbeit«, bezeichnen. Der Mechanismus des indirekten Wirtschaftens erhöht weiterhin auf dem Umwege des Erwerbs, des Austausches von Arbeit gegen wirtschaftliche »Güter«, immer mehr die Spannung zwischen Lebensgenuß und Tätigkeit, erzwingt also eine Steigerung in der Arbeit.

II. Bildung von Verkehrswerten.

Der individuelle Verkehr unter den Mitgliedern einer Gruppe legt ganz andere Voraussetzungen zugrunde als der zwischen verschiedenen Gemeinschaften. Den Ausgangspunkt für die Beziehungen von Gruppenangehörigen bildet wechselseitige Hilfe. Anders bei den Beziehungen von Gruppe zu Gruppe. Hier gilt gegenseitiges Mißtrauen und Feindschaft. Nur unter Gruppen, die voneinander abgezweigt sind und noch immer die Erinnerung an ihre Verwandtschaft gewahrt haben — was indessen bei niedrigen Naturvölkern nicht viele Generationen hindurch währt — ist das anders. Da kann unter solchen Gruppen eine gewisse gegenseitige Hilfsbereitschaft Platz greifen, die in der Form des Tausches betätigt wird. Die Muttergruppe kann etwa Steine für Klingen zu Beilen an die Tochtergruppe abgeben, während diese ihr dafür Überschüsse an Sago oder Schweinen zukommen läßt. Bedingung dafür bildet der Fortbestand der Freundschaft und die Erinnnerung und das Gefühl verwandtschaftlicher Beziehungen. Die letzteren werden auch durch einen Austausch der Frauen, durch Wechselheiraten, aufrecht erhalten. Commercium und Conubium ist die Geste der Freundschaft. Diese doppelseitige Betätigung quillt aus dem Gefühl einer derartigen Zusammengehörigkeit, die mehrere Gruppen umspannt. Diese Akte werden daher später auch auf die Friedensbesiegelung zwischen im Kampf gelegenenn Fremden, Nicht-Verwandten, übertragen.

Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß den Frühformen der Wirtschaft Verkehr und Gütertausch mangelt. Er ist, wie das heute bei allen Naturvölkern festgestellt werden kann, vorhanden. Allerdings handelt es sich dabei um oft unbedeutende Entfernungen und, von unserem Standpunkte aus, um mit-

unter lächerliche Kleinigkeiten: ein paar Muschelringe, eine Beilklinge, ein Messer oder dergleichen. Aber diese Gegenstände stellen unter Umständen alles vor, was Luxus oder Technik an Objekten bietet.

Die Bildung von interindividuellen Verkehrswerten wird vielfach durch Vorstellungen über die besondere Wirkungsart der Gegenstände selbst wie über den Gehalt an persönlicher Kraft beeinflußt, der in die Gegenstände entweder durch den Hersteller oder ihren Besitzer und Träger eingegangen ist, also durch Gedankenreihen, welche wir als »zauberisch« bezeichnen. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß etwa das wohlgefällige Aussehen unmittelbar, wie Farbe, Glanz, Gestalt von Dingen, vermöge ihrer emotionellen Lustbetonung oder auch eines gewissen Angstgefühles die erwähnten weiteren Gedankengänge auslöst. Ein großer Teil dessen, was in kleinen Verbänden unter den Mitgliedern getauscht wird, sind derartige zauberisch-ästhetisch zu wertende Luxusgegenstände. Die Beziehung zwischen den Gruppen hat bei mittleren und höheren Naturvölkern eine andere Gestalt gewonnen. Hier handelt es sich nicht mehr um Vergeltung für wirkliches oder vermeintliches zugefügtes Unrecht, sondern es treten vielfach Unternehmungen auf, die gewissermaßen instinktiv auf Raub, Mord und Plünderung gerichtet sind, die durch Generationen hindurch währende Tradition kämpfender Wanderer groß gezogen worden sind. Waren die ursprünglichen Motive für die Wanderer hauptsächlich wohl Ernährungsnot (entsprechend den technischen Mitteln ihrer Lebensführung), so ergab sich aus der Gewohnheit des Wanderns und der Raubwirtschaft der Natur gegenüber auch das Berauben der Menschen. Es wurde Schwächeren gegenüber Selbstzweck, es wurde aber auch Anlaß zum Güteraustausch.

Geraubt werden zunächst Trophäen. Es sind Symbole des Sieges: Organe oder Eingeweide, abgeschlagene Schädel, Skalpe und dergleichen, aber auch die Angehörigen der erschlagenen Feinde, ihre Frauen und Kinder, nachher auch Nahrungsmittel, Geräte und Werkzeuge, vor allem Träger »zauberischer« Kräfte und was das Auge als Luxus- und Schmuckgegenstände fesselt.

Daraus ergibt sich die Verwendung und dann die Schätzung der geraubten Personen als Arbeitskräfte, welche der Anbau- und Erntemöglichkeiten, der Haltung größerer Herden und dem handwerklichen Betrieb im weiteren Ausmaß die Wege bahnen, ja die Einführung neuer Kenntnisse, Fertigkeiten und Techniken hereinbringen.

Aber der Raub führte auch zur Erwerbung von geschätzten Sachen, deren Besitz von der Trophäe zum Luxus- und Feinbedürfnis wurde, wie etwa Muschelringe oder Plättchen aus Schneckenschalen, Matten, Salz oder Tabak und dergleichen. Es mag hier zu einer ähnlichen Einstellung gegenüber schwächeren und leicht plünderbaren Gruppen von Menschen gekommen sein, wie den Herden wild weidenden Viehes gegenüber. Man schonte sie, plünderte sie nicht zu oft aus, um sich ihre Erzeugnisse zu sichern, ja man beschützte sie sogar gegen andere Feinde: die »Domestizierung« eines Volkes durch ein anderes. Vielerlei Gestaltungen und traditionell wer-

dende Verhaltungsweisen ergeben sich aus diesen Grundbeziehungen der Gruppen. Einerseits haben sich daraus die regelmäßigen Tributleistungen herausgebildet, die oft gegen geringe und unscheinbare Gegengaben oder auch ohne solche von einem Stamme dem anderen dargebracht werden. Andererseits mag darauf auch der sogenannte »schweigende Depothandel« unter Abwesenden zurückzuführen sein, der in dem scheuen Niederlegen von Gegenständen an einem traditionellen Platze, gewöhnlich auch zu einer durch die Überlieferung festgesetzten Zeit, stattfindet, in der Erwartung, daß der »Tauschfreund« dasselbe tut und die Gaben durch Gegenleistungen erwidert. Aber auch gewöhnliche Tauschbeziehungen können, wenn der Widerstand der ausgeplünderten Gruppen stark ist und die erbeuteten Dinge besonders verlockend erscheinen, aus den Raubgewohnheiten sich ergeben.

Die Nützung von abhängigen Arbeitskräften begünstigt eine einseitige Tätigkeit, deren Ergebnisse teils als Abgaben den Herren anheimfallen und durch ihre Verteilungsgewalt oft anderweitig irgendwie entgolten werden, zum Teil aber auch, unabhängig davon, einen Tausch mit anderen offen lassen.

Der systematische Menschenraub zur Erwerbung von Arbeitskräften, zur bewußten Steigerung der Produktion geht ebenfalls häufig von den geschilderten Raubbeziehungen aus und führt zu einer Erhöhung der Leistungen und Erträgnisse, über die die Herren verfügen. Da die Verteilung des Produktionsertrags, der hauptsächlich in Nahrungsmitteln besteht, die aus dem Boden oder dem Viehbestand gewonnen werden, den Häuptern der Wander- und Räuberstämme obliegt, sind diese in der Lage, nicht nur für sich Mehreres und Besseres vorzubehalten, sondern auch noch Erzeugnisse der Nahrungsmittelproduktion oder der Handfertigkeit für die Zwecke des Tauschs mit fremden Gruppen zu erübrigen. —

In der Verteilung der Beute liegt schon bei den Jäger- und Fängerstämmen einerseits eine Quelle der Macht, anderseits der Keim für die Bildung von Verkehrswerten — schon vor der Übung räuberischer Plünderung. Die Verteilung wird bald durch den Anführer der Jagd, bald durch den, der etwa ein Stück Großwild zuerst angeschossen oder es getötet hat oder irgendeine andere zeremonielle Handlung mit ihm anstellte, vorgenommen. Weiterhin geschieht die Verteilung bald nach Alter und Würde, bald nach dem Anteil des Einzelnen an Jagd oder Fang, bald nach der Verwandtschaft oder nach irgendwelchen vermeintlichen Beziehungen der einzelnen Personen zum erlegten Tiere (Totem). Mit dem Ertrag des Fischfanges oder der Pflanzungen ist es ähnlich.

Diese Verteilung der Beute findet nicht nur nach gesellschaftlichen oder geselligen, sondern auch nach privaten Unternehmungen bei Fischer- und Jägerstämmen, wie zum Beispiel den Eskimos (Nansen), statt. Diese Gewohnheit wird besonders verständlich, wenn wir bedenken, daß diesen Stämmen Handel oder Tausch fehlen. Denn der Erbeuter kann natürlich nicht das ganze Jagdergebnis verzehren. Abgesehen davon, daß ein Konservieren oder Aufspeichern durch wilde Tiere gefährdet wird, wären Vorkehrungen für die Aufbewahrung erforderlich. Vor allem aber würde die ohnehin nicht zu ab-

wechslungsreiche Kost dieser Menschen noch eintöniger werden. Beteiligung der Gesamtheit an der Beute der Einzelnen bietet Anlaß zur Abwechslung. Jeder bringt, was er nach seiner Eigenart und Geschicklichkeit zu jagen oder zu fangen versteht. Wetteifer, Ehrgeiz und Eitelkeit sind ein mächtiger Ansporn, gute Beute heimzubringen, um vor der Gemeinde zu glänzen. Dasselbe Streben nach sozialer Auszeichnung, das in komplizierteren Gesellschaften durch Rangstufen, durch Schichtenangehörigkeit, durch Titel oder Geld befriedigt wird, findet unter den einfachen Fischern und Jägern durch das Ausdruck, was einer von seiner Unternehmung den Seinen zu bieten in der Lage ist.

Der Erwerb abhängiger Arbeitskräfte erhöht die Bedeutung der Verteilungsgewalt. Das entstandene Häuptlingtum oder die Ordnung des Lebens gemäß einer von Zauberern oder Priestern vermeintlich erkannten übermenschlichen Weltordnung und ihr innewohnende Grundsätze gewinnt Einfluß auf die Systematisierung der Verteilung (etwa nach Kasten, Berufen, Siedlungen wegen mystischer Beziehungen). Dazu kommt noch eins: die wirtschaftliche Verselbständigung der Familie macht oft auch noch eine Hilfeleistung der Gemeinschaft in Form von Wertträgern notwendig (zum Beispiel beim Kauf von Frauen), die im Besitz bestimmter Personen oder Familien (»Bankiers«, »Dorfwucherer«), mitunter auch des Häuptlings oder der Zauberer oder Priester sind.

Der Gedanke der Gleichheit und Gegenseitigkeit der Leistungsverpflichtung ist in den ersten Zeiten des entstehenden Häuptlingtums so stark, daß auch ganz oder halb erzwungene Abgaben mit wenn auch kleinen Gegengaben, vor allem aber mit der Gegenleistung freundschaftlicher Gesinnung, erwidert werden. Oft bilden Feste nur den Vorwand für den Häuptling, Abgaben einzuziehen, die Leute zu schröpfen (Müller-Wismar).

Insbesondere spielt die Zirkulation von gewissen Kuriositäten und Gegenständen der allgemeinen Aufmerksamkeit und Liebhaberei eine besondere Rolle. An sie hat sich eine gewisse traditionelle Wertschätzung geheftet. Oft ist ihr selbst nur vorübergehender Besitz ausgezeichneten Schichten vorbehalten. Solche Gegenstände sind bald Naturobjekte, in der Regel aber mehr oder minder bearbeitete Gegenstände, wie Muschelscheibchen, Steinplatten, Figürchen, gehämmertes Kupfer, Matten und dergleichen. Mitunter handelt es sich auch um Kunstprodukte, die nicht mehr hergestellt werden können, sei es, weil Stämme, die einst die Technik ausübten, verschwunden oder ehemalige Handelswege unterbrochen worden sind, so im Falle der sogenannten Aggriperlen von Westafrika oder der Glasperlen von Palau. In dem Falle der Zirkulationsgeschenke handelt es sich um eine Art von wanderndem Eigentum der Gesamtheit, das von Zeit zu Zeit den Besitz wechselt (vgl. Malinowski, S. 10, und »Man«, 1920, 97—105).

Da bei diesen Anlässen tauschartige Vorgänge stattfinden, hat man diese Wanderwerte als »Geld« oder auch mit dem mißverständlichen Ausdruck »Geldsurrogate« bezeichnet. Die meisten dieser Wertträger haben keine Bedeutung für die Befriedigung von Elementar- oder Grobbedürfnissen; sie

stehen gewöhnlich nicht in unmittelbarer Beziehung zur Ernährung, Wohnung oder Kleidung. Dagegen dienen sie oft als Schmuck. Oft ist ihre Beziehung zur Befriedigung von Elementarbedürfnissen nur andeutungsweise vorhanden, so zum Beispiel beim Halten der großen Herden Vieh, das gar nicht für den Genuß bestimmt ist oder auch bei als sogenanntes Geld zirkulierenden Salzwürfeln oder Teebündeln, in Afrika zum Beispiel bei für den Gebrauch ungeeigneten Lanzenspitzen, im alten China bei für das Schneiden unbrauchbaren Messern und dergleichen mehr. Ähnlich ist es auch mit den sogenannten Prunkäxten und dergleichen mehr. Der Wert dieser Dinge ist durchaus »ideell« in dem Sinne, daß er nicht der Befriedigung irgendwelcher materieller Bedürfnisse dient, eher sie symbolisiert.

Der Warencharakter tritt bei diesen Wertträgern in den Hintergrund, so wie sie von Tauschobjekten zu Tauschvermittlern, also zu richtigem »Gelde« werden. Dadurch beginnt auch die Unterscheidung zwischen Geld und Geldzeichen Bedeutung zu gewinnen. Als »Geldzeichen« sehen wir die mannigfachen konkreten Gegenstände: Kaurimuschel (Afrika), Glasperlen (Palau-Inseln), Tridacna-Ringe (Südsee), Getreidekörner (Babylonien, Indien, Rußland und, bis tief ins Mittelalter hinein, in Deutschland und England), Rinder (Deutschland und England), Schafe (Turkestan), Esellasten (China, 14. Jahrhundert), Lieferungen an Naturalien (altes Ägypten), Silber und Gold (Vorderasien und Nordafrika), bis zum Papiergeld aus Maulbeerbaumbast des Groß-Khans, von dem Marco Polo (II, 18) berichtet, und zu dem unserer Tage. Aber »Geld« ist eine Wertvorstellung, die dem Geldzeichen untergelegt wird, nämlich in der Voraussetzung, daß diese Zeichen Verbrauchsmöglichkeiten vertreten. Erst wo diese symbolische Beziehungnahme, wenn auch unbewußterweise, in die Köpfe ihren Einzug gehalten hat, kann vom Geld gesprochen werden. Daß diese besondere Beziehung den Naturvölkern keineswegs ganz verborgen bleibt, zeigt der Bericht, daß zum Beispiel die Herstellung des sogenannten Divarra-Geldes (Gazelle-Halbinsel, Neu-Pommern, Südsee) aus der Nassa camelus-Muschel »mit tiefem Ernst, beinahe als wenn es einer erhabenen religiösen Zeremonie gelte,« vorgenommen wird. Das Symbolische wird gern religiös umwoben.

Entsprechend der primitiven Sachgebundenheit des Denkens bleibt die Geldvorstellung noch vielfach an die Bewertungen gebunden, die am Gegenstand selbst haften, so verschieden auch die als bevorzugte Träger gewählten Wertobjekte sein mögen. Perlengeld zum Beispiel, das sich aus Ziergegenständen aus Früchten, Körnern, Holzstückchen, Knochen, Steinen, gebrannter Erde, Fayence und Glasfluß herausgebildet hat, wird häufig auch als Schmuck getragen.

Die Sachgebundenheit des Denkens kommt weiters in der einseitigen Beziehung der Geldmittel zu den Wertobjekten, in der engumschriebenen Tauschmöglichkeit, zum Ausdruck. Bedingt wird diese durch die Schwierigkeit des Schätzungsvorganges, insbesondere ungewohnten Objekten gegenüber. Ähnlich abgestimmte Bewertungen werden durch die Wechselbeziehungen und Parallelbedingungen unter den in einer Lebenssphäre zu-

sammengeschlossenen Menschen nach dem, was sie als ihre Bedürfnisse betrachten, gebildet. Wie überall, wo starke Affekte in die Entschlüsse und Handlungen der Menschen hineinspielen, pflegt die Gesellschaft Traditionen und Zeremonien als Schranken zu errichten. Das ist sowohl in sexuellen Dingen der Fall wie in Angelegenheiten des Genusses und Besitzes. Das gebilligte Vorbild des Verhaltens eines Einzelnen oder mehrerer von ähnlichen Impulsen und Hemmungen gesteuerten Personen wird, nachgeahmt und automatisch wiederholt, zur Überlieferung, zur Sitte, zum Gesetz auch in bezug auf die wirtschaftliche Wertung. Man beobachtet bei den Tauschhandlungen selbst Nebensächlichkeiten des Verhaltens und Redens, die als Zeremoniell erscheinen. Durch solche konventionelle Hemmungen sollen Verletzungen und Beleidigungen vermieden werden, die Gefahren zur Folge haben könnten. Bezeichnend dafür ist zum Beispiel der schon aus dem Altertum bekannte, zwischen den Karthagern und den Atlasstämmen übliche Depothandel, das Aussetzen der Waren, das wir bei den Eskimo in Kamtschatka, bei den nordamerikanischen Indianern (Bancroft) wiederfinden, und ebenso von Olearius um zirka 1635 aus Grönland berichtet wird.

Während die Bewertung für den Nehmer vor allem durch die Verlockung des Augenblicksgenusses bestimmt wird — nicht nur bei Naturvölkern und Primitiven, sondern auch bei der Masse, bei Jugendlichen, bei Frauen und allen nicht durch die Hemmungen von auf die Zukunft gerichtetem wirtschaftlichem Kalkül beeinflußten Personen —, ist das beim Geber anders. Leicht läßt der Naturmensch von Vorräten ab, die ihm in größerer Menge augenblicklich zu Gebote stehen und ihn zur Überschätzung seiner Versorgtheit verleiten. Bei Gegenständen aber, die er regelmäßig oder auch nur im Augenblick braucht, namentlich, wenn ihr Ersatz mit Mühe oder Arbeit verknüpft ist, hängt die Bewertung im hohen Maß vom Stand der Technik und der damit verknüpften Arbeit oder Arbeitsgewöhnung ab. Die Bewertung ist in einer primitiven Kultur daher immer durch die Umstände des Ortes und der Zeit (Jahreszeit, Jagd- oder Ernteergebnis) und sonstiger persönlicher Besonderheiten bedingt, somit schwankender und individuell veränderlicher als in unserer modernen Gesellschaft mit ihren ausgebildeten Vorsorgemechanismen (Kapital).

Wenn das Hergeben von Geschenken bei fast allen Naturvölkern durch Gegengeschenke beantwortet wird, so liegt dem vielfach das Streben zugrunde, die durch das Abtreten von Gütern emotionell bewegte Persönlichkeit des Gebers zu beruhigen und sich selbst dadurch einer möglichen Gefahr zu entziehen. So hören wir von Kapitän Byron (vgl. Cooper), der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Feuerlandsinseln besuchte, daß die Geschenke, die er machte, von den Bewohnern mit Gegengeschenken beantwortet wurden. Ich selbst hatte die gleichen Erfahrungen mit bisher ohne jede Berührung und Kenntnis der Europäer lebenden Bergstämmen im Innern von Neu-Guinea gemacht. Ohne den anmaßenden Standpunkt, als ob die Dinge dort, wo Europäer zum ersten Male erscheinen, »ursprünglich« sein müßten, weist ein solches Verhalten doch auch darauf hin, daß verhältnis-

mäßig niedrigstehende Primitive in der Tat nicht nur Tausch üben, sondern daß ihnen auch das zugrunde liegende Prinzip der Entgeltung durchaus selbstverständlich erscheint, somit als etwas gedeutet werden muß, das in dem sozialen Leben selbst wurzelt. — Offenbar beruht die Leistung von nur nominellen Gegengeschenken auf Empfindungen der angedeuteten Art. So zum Beispiel die »Angabe« für eine Gegenleistung, die gestundet wird, oder, wenn bei Leistung der vollen Zahlung der Empfänger eine Gegengabe unbedeutenden Wertes schenkt, oder wenn von Häuptlingen beim Empfang der ihnen zustehenden Abgaben eine Art Beruhigungsgeschenk, sei es auch nur eine Bewirtung, erfolgt.

Die individuelle Bewertung verhindert indessen nicht die Bildung fester Wertrelationen. Die Sachgebundenheit des Denkens begünstigt sie sogar in außerordentlichem Maße überall, wo ein regelmäßiger Tausch unter Verwandten oder benachbarten Gruppen bei verhältnismäßig friedlichen Beziehungen Platz gegriffen hat. Sehr gern wird als Anhaltspunkt für die wechselseitige Bewertung der in Tausch gegebenen Sachen irgendeine äußere oder innere Beziehung der Objekte verwendet, so zum Beispiel wurde im alten Ägypten ein Topf mit Getreide vollgefüllt, und dieses stellte das Entgelt für den Topf dar. Schon bei mittleren Naturvölkern finden wir nicht selten, daß die einzelnen Dörfer sich besonderen »Lokalgewerben« zugewendet haben. So erzählt von den Steinen, daß der eine oder andere Stamm als »Herr« seiner Spezialität gelte: die Bakairi von Halsketten mit rechteckigen, weißen Muschelstücken und Muschelperlen, die Menku von Baumwollfaden und Hängematten, die Nahuquá von Kürbissen und Ketten mit roten Muschelstücken sowie Tukumperlen, die Mehinaku und Verwandte von Töpfen und feinen Baumwollfaden, die Trumai und Suya von Steinbeilen und Tabak, die Trumai von aus Bambusasche bereitetem Salze usw. (vgl. auch E. Nordenskiöld). An den Austausch solcher Erzeugnisse knüpfen sich stereotype Mengenverhältnisse, die sich mit festen Wertrelationen verbinden. Dabei ist es keineswegs nötig, daß alles, was getauscht wird, oder alles, was als Abgabe oder Buße zur Verwendung kommt, untereinander in feste traditionelle Beziehung gebracht wird. So können zum Beispiel Haustiere, Getreide oder Reis und Metalle unvermittelt nebeneinander als Wertmesser fungieren. Auf Yap (Karolineninsel) besteht neben dem bekannten Mühlsteingeld aus runden Arragonitklötzen, die auf den benachbarten Palau-Inseln gebrochen werden, auch noch Muschelgeld (W. Müller-Wismar).

Wenn kostbare Dinge vorzugsweise getauscht werden, muß nicht immer das gegenseitige Wertverhältnis, namentlich bei höheren Naturvölkern, unbedingt festgelegt sein (so zum Beispiel berichten Boas und Hunt von den Kwakiutl, die Kupferplatten mit eingravierten Zeichnungen gegen Wolldecken tauschen, daß für eine Kupferplatte oft bis fünftausend Decken gegeben werden, ohne daß dies aber als Norm gilt. Bei den Maya-Völkern Amerikas wurden zwar Muschelschnüre, Edelsteine, kupferne Schellen, Beile, kleine Decken und Salze vorzugsweise als Tauschmittel verwendet; aber die Kakaobohne scheint zu dem verhältnismäßig universellsten Entgeltungsmittel ge-

worden zu sein (ein Sklave = 100 Bohnen, ein Hase = 10 Bohnen). Außerdem wurden aber Goldstaub in durchscheinenden Federkielen und T-förmige Kupferstücke getauscht. Bei den Ifugao (Philippinen) gelten neben dem Reis auch Haustiere und Schmuckgegenstände als Wertmesser (vgl. Barton). Die Ausbildung feinerer Wertgleichungen, namentlich im Zusammenhang mit Metallen, steht im Zusammenhang mit einer Ausbildung der Meß- und Wägetechnik.

Oft zeigt sich beim Tausch die Neigung, ähnliche Arten von Gegenständen gegeneinander auszuwechseln: Nahrungs- und Genußmittel und Gebrauchsgegenstände untereinander (Töpfe oder Tabak gegen Sago, Taro gegen Kokosnüsse oder Tabak), Kleidung und Schmuck für sich (Rotangürtel gegen Lendentuch oder Ledergürtel), Waren und Geräte (Pfeile gegen Töpfe oder Beilklingen). Auch bei höheren Naturvölkern und bei altertümlichen Kulturvölkern finden wir die Gewohnheit, nur Kostbares gegen Kostbares (Sklaven nur gegen Elfenbein, Gewehre oder Schießpulver; Rindvieh nur gegen Eisen, aber nicht gegen Tabak; Salz gegen Bernstein, aber nicht gegen Glas, oder sonst irgendwie in Wechselbeziehung Gebrachtes vorzugsweise zu tauschen. Dabei macht sich oft noch eine Rangordnung unter den Gruppen von Tauschobjekten geltend, die mitunter so weit geht, daß bestimmte Personen nur bestimmte Dinge tauschen dürfen, zum Beispiel Sklaven.

Der Geschenktausch in Geld, wie er etwa bei den Heiraten auf den Admiralitätsinseln oder auf Buin (Bougainville, Salomo-Inseln, vgl. Thurnwald 1912, III) üblich ist, zeigt, daß die Vorstellung von der unbedingten Vertretbarkeit der Geldzeichen noch nicht voll zum Durchbruch gekommen ist, daß der Wertbegriff sich noch nicht zur gänzlichen Abstraktion durchgerungen hat. Wenn Schnüre Muschelgeld durch solche der gleichen Art und Sorte vergolten werden, so liegt für unser Empfinden ein Tausch vor, der keinen Sinn hat. Denn Münze und Schein sind bei uns jeder Individualität entkleidet. Allein die Schnüre sind durch angehängte Süßwassermuscheln oder Schweineschwänzchen als Prunkmarken zur Erinnerung an Festgelage individuell ausgezeichnet, ohne daß dadurch indes ihr Tauschwert verändert wird.

Für die üblichen Tauschbeziehungen haben sich in der Regel feste, traditionell gewordene Wertskalen herausgebildet. Da es aber, wie eben auseinandergesetzt, verschiedene Wertnenner gibt, die untereinander in keiner oder doch in keiner festen Wertrelation zueinander stehen, so ergeben sich Unstimmigkeiten, wenn der Europäer versucht, ein alle Güter umspannendes System zu konstruieren. Auf den Fiji-Inseln kann man mit einem Walfischzahn-Geldzeichen einen großen Eber kaufen, der 5 bis 10 englische Pfund wert ist. Denselben Zahn bekommt man im Laden eines Händlers für 15 Schilling bis zu einem Pfund (Deane, S. 79). — Vielfach steht der Boden außer Beziehung zu den Geldeswerten oder doch nur unter beschränkenden Voraussetzungen. Auch die Zahlbegriffe selbst sind ja bei Naturvölkern vielfach, wie im Melanesischen oder im Malaischen, an bestimmte Sachkategorien gebunden und von beschränktem Umfang.

Ähnlich wie das Zahlwort der Kulturvölker auf alle Gegenstände und in unendlicher Reihe anwendbar ist (Thurnwald 1922, S. 273), so strebt auch der moderne Geldbegriff nach Unbeschränktheit und Universalität in seinen Beziehungen und Anwendungsmöglichkeiten. Das Wirtschaften wird durch ihn auf einen gemeinsamen Wertnenner gebracht. Durch das Medium des Geldes wird der indirekte Tausch auf allen Gebieten ermöglicht. Nicht nur sind heute Güter in den Tauschverkehr einbezogen worden, die früher überhaupt nicht getauscht wurden, sondern manches hat wirtschaftliche Tauschbeziehung gewonnen (zum Beispiel Dienstleistungen und sogenannte »freie Berufe«), das in anderen Verhältnissen, wie gezeigt, als soziale, aber nicht als wirtschaftliche Leistung empfunden wurde. Die wirtschaftliche Seite ist erst später zu der ausschlaggebenden erhoben worden. Hauptsächlich zeichnet sich das moderne Geld aber vor dem primitiven dadurch aus, daß es ein Mittel zur Schaffung von Kapital ist. Das primitive Geld ist Wertträger oder Tauschvermittler, aber birgt nicht die Möglichkeit, jederzeit in Kapital, in fruchtbringende Dauerwerte umgewandelt zu werden.

Wie schon angedeutet, macht die soziale Auszeichnung ein Objekt zu einem Wertgegenstand nicht allein deshalb, weil es zum Unterhalt notwendig oder für die Technik erforderlich ist, weil es zu den Bequemlichkeiten des Lebens beiträgt oder als Schmuck beliebt ist, sondern auch aus ganz anderen Motiven, die vor allem mit dem Wettbewerb unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft zusammenhängen und sich oft »zufällig« an irgendeinen Gegenstand heften. Das Streben nach solchen Gegenständen gewinnt oft eine derartige Gefühlsbetonung, daß ihr Besitz als Nenner der Tüchtigkeit aufgefaßt wird. Sowohl innerhalb einer Gruppe als auch unter verwandten Gruppen entwickelt sich Eifer und Streit um die »Verdienstzeichen«. So berichtet Wissmann von den Buluba am oberen Kongo, daß sie möglichst viele Frauen und Sklaven zusammenbringen, ohne sie aber zur Arbeit zu verwenden. Die riesigen Rinderherden der Massai bleiben ungenutzt. Auf den Samoa-Inseln thesauriert man schöne Matten, die mit roten Vogelfedern besetzt sind, aber ohne sie anders als gelegentlich zur Schau zu verwenden. Auf Formosa, auf vielen der Sunda-Inseln, an manchen Orten der Philippinen, häufig auf Neu-Guinea und bei vielen Stämmen der Salomo-Inseln macht der Besitz von Schädeln erschlagener Feinde den besonderen Stolz eines Häuptlings oder eines Dorfes aus. Diese Trophäen werden zur Schau gestellt, zu ihrer Erwerbung Jagdzüge veranstaltet; manchmal hält man eigens dazu Sklaven, oder man schließt Freundschaft, um sich durch Meuchelmord bequem eine Schädeltrophäe zu verschaffen (Pickering).

Allerdings bewegt sich der primitive Reichtum nicht immer in so bizarren Formen. Das schon erwähnte Divarra, das Muschelgeld der Gazelle-Halbinsel (Südsee), stellt überwiegend den innerhalb eines Gaues zirkulierenden Reichtum dar. Der Einzelne besitzt nicht viel davon, und was einer erworben hat, wird verteilt, wenn er stirbt. Bei Lebzeiten dient es vor allem als Mittel zur Veranstaltung von Festen. Die größte Menge liegt aber im Gau-Schatzhaus, über das ein »Bankleiter« verfügt. Die Schätze dienen zur Er-

werbung von Bundesgenossen des Gaues im Kriegsfall und werden in kleineren Beträgen als Darlehen für Frauenkauf oder für Bußen abgegeben. Der Schuldner muß in der Regel höhere Beträge, als er entliehen hat, zurückzahlen. Das alte chinesische Zeichen für Reichtum stellt eine Schatzkammer dar, die mit Nephrit, Töpfen, Bronzegefäßen und Kaurimuscheln gefüllt ist. — Solchen Schatzhäusern begegnen wir allenthalben in ähnlicher Form. Nicht Dinge, die man »braucht«, sondern vielfach Luxusgegenstände (»Nephrit«) und andere Prunkstücke finden wir; daneben aber auch Vorräte an Gebrauchsgegenständen (Töpfe) und endlich Wertvertreter, »Geld« als Erwerbskraft für Güter. Auch die Schätze der Despoten und Könige des Altertums und der späteren Zeit sind in ähnlicher Weise zusammengesetzt. Beweglicher Reichtum konnte nur in dieser Gestalt aufgespeichert werden. Die Schätze konnten wohl für die Gewinnung von Verbündeten oder als Bezahlung von Kämpfern in politischer Macht umgesetzt werden; aber vorwiegend dienen sie als Ausdruck und Zeichen der Macht. Die Einstellung gegenüber dem Reichtum ist eine andere.

Das Sammeln von Prunkstücken und Wertträgern ist keine Kapitalbildung. Als primitives Kapital kann nur die Anhäufung von Herden, von Sklaven oder von fruchtbarem Boden angesehen werden: nur sie birgt die Herrschaft über lebendige Ertragsmöglichkeit, die in primitiven Zeiten noch nicht durch selbständige Wertzeichen symbolisiert, sondern noch unmittelbar in den tätigen Faktoren, in Mensch, Tier oder Pflanze zu suchen ist. Nur der Besitz von dieser Art von Herrschaft enthielt den Keim zu fruchtbringenden wirtschaftlichen Kräften. Die ursprünglichen Formen des Kapitalbesitzes waren untrennbar von politischer Macht. Die Loslösung des Einzelnen aus dem Klanverbande bildete die Voraussetzung für die Entstehung einer persönlichen Herrschaft über fruchttragende Güter mit selbsttätiger Ertragskraft. Sie verknüpfte sich mit der Entstehung des Privatbesitzes an Boden, Sklaven, Frauen, Herden, an zinsenden Handwerkern, Hirten, Bauern, Jägern, Fischern und Händlern. Durch die wachsende Umsetzbarkeit des Geldes in die Güter mit Kapitalbedeutung wurde eine Analogisierung des Geldes mit dem natürlich tätigen und bruchtbringenden Lebendigen durchgeführt und so zu der Entstehung des Begriffs vom beweglichen Kapital der Weg frei gemacht. In den älteren Kulturen finden sich wiederholt Ansätze nach dieser Richtung. Der Wirtschaftshäuptling mittlerer (Gazelle H. I.) und höherer Naturvölker (Mikronesiens und Polynesiens) ist funktionell der Vorläufer der kaufmännischen Beamten des alten Ägypten, der Händler Babyloniens und der Großkaufleute des Altertums und des frühen Mittelalters. Aber die in vielen Hinsichten noch mangelhafte Technik hinderte eine konsequente Fortführung der Ansätze, wie sie die Verselbständigung des Geldkapitals in der modernen Finanzmacht als abstrakter Wirtschaftsherrschaft heute erreicht hat und die nun als Faktor von gleichem Rang neben die politische Macht getreten ist.

C. Gestaltungstypen.

Versuchen wir, die verschiedenen Erscheinungen des entstehenden Wirtschaftslebens zusammenzufassen, so ergeben sich etwa folgende Gesichtspunkte:

1. Für das primitive Wirtschaften kann man das Individuelle und Unmittelbare der Bedürfnisbefriedigung als hervorstechend bezeichnen. Es ist bedingt durch die Kleinheit der sozial-homogenen Verbände mit einer mehr geselligen als gesellschaftlich organisierten Nahrungssuche. Innerhalb seines Verbandes ist der Einzelne bei der Unzulänglichkeit der Technik auf sich selbst gestellt; aber gegenseitige Hilfeleistung, teils durch Arbeit, teils durch Ablassen von erzielten Überschüssen, schlingt ein Band der Gemeinschaft um die Gruppe. Eine Verteilung findet hauptsächlich durch die Alten gemäß traditionellen Grundsätzen, besonders nach Jagden oder bei Festen statt. Diese Form des individuell-geselligen Wirtschaftens findet man hauptsächlich bei den niedrigen Naturvölkern.

2. Durch das Nebeneinander-Siedeln heterogener ethnischer Gruppen bahnt sich im Anschluß an Kampf und Frauentausch ein Auswechseln und Verbreiten von Kulturgütern und damit auch eine Hebung der Technik an. Eine rationellere Nutzung der Natur durch Anbau oder Viehzucht führt zur Leitung durch Wirtschaftshäuptlinge, neben den Anführern im Kampf. Außerdem hüten oder verleihen besondere Personen oft noch die Schätze der Gemeinde. Eine Anzahl von Gruppen erscheinen miteinander durch Connubium und Commercium (Totemismus) verknüpft; das Wirtschaftsgebiet wird also erweitert. Besondere Wertträger treten auf. Der Boden des Gaues ist auch hier Gesamteigen der Gemeinde; doch gilt Privateigen an der gesetzten Pflanze oder am selbstgezogenen Baum. Ebenso hat sich an den Werkzeugen und Geräten der Eigentumsanspruch durchgesetzt. Besonders trifft das die Kampfesbeute an Vieh und Mensch. Daran knüpft sich eine wirtschaftliche Verselbständigung der in der Beraubung erfolgreichen Personen und ihren Familien. Wir haben es hier mit einer politisch- und wirtschaftlich genossenschaftlichen Gestaltung zu tun.

3. Die politische Überschichtung, die durch überlegene Wander- und Räuberstämme herbeigeführt wurde, hatte neue Wirtschaftsbedingungen zur Folge. Durch Sklaven hatten die Haushalte der erfolgreichen Führer Selbständigkeit gewonnen und sich von der genossenschaftlichen Organisation der Sippe abzulösen vermocht. Sippe und Klan sind wirtschaftlich in unabhängige Einzelfamilien zerfallen. Eine neue Lagerung und Schichtung der Bevölkerung greift Platz. Dafür kommt teils die Abstammung, teils der Besitz an Land und Sklaven in Betracht. Denn der Boden gehört nicht mehr einer genossenschaftlichen Gemeinde, sondern gilt als Eigentum der führenden Familien oder ihrer Häupter. Diese vergeben an die übrigen das Land zur Bearbeitung und empfangen von ihnen Abgaben. Dabei herrschen vielerlei und oft sehr komplizierte Formen der Abhängigkeit bezw. Selbständigkeit der Lehensleute und Diener. Die Bevölkerung ist dort in ein verwickeltes

System von sozialen Rangstufen gegliedert. Für die Einordnung in die eine oder andere derartige Kaste sind verschiedene Umstände maßgebend, wie Abstammung von oder Verwandtschaft mit der führenden Schicht, oder die Größe des zur Bearbeitung übernommenen Landes, das oft weiter vergeben oder mit Sklaven bearbeitet wird. Aber auch an der Art einzelner Güter oder Hausplätze haften traditionelle Bewertungen, die den Besitzer mehr oder weniger angesehen erscheinen lassen. Es haben sich »Mußeberufe« ausgebildet, wie Zauberer, Priester, Krieger, die nicht selbst für ihre Ernährung sorgen, sondern auf die Tätigkeit von anderen für ihren Unterhalt angewiesen sind. Entweder besitzen sie selber Grund und Boden, den sie durch abhängige Leute bearbeiten lassen, oder sie stehen in irgendeiner Beziehung zu den Häuptlingen, die für ihren Unterhalt sorgen.

Nicht immer sind die alten Verbände völlig zerfallen, sondern sie sind oft noch, bald in den oberen, bald in den unteren Schichten, lebendig und bestehen neben der Familie. In den oberen Schichten wird durch sie manchmal die Herrschaftsbeziehung zur Gesamtheit der übrigen aufrecht erhalten in der Weise, daß das Land zum Beispiel als »Eigentum« der Angehörigen eines oder mehrerer dieser Verbände gilt. Für die unteren Schichten kommen diese Verbände namentlich für gemeinsame Siedlungen in Wirksamkeit, besonders, wo sich Berufe, wie Fischer, Töpfer, Weber, Schmiede, Kanubauer, ausgebildet haben. Mitunter finden wir, wie bei den Patwin-Indianern Nord-Kaliforniens (vgl. McKern), eine Gruppierung nach Familien mit verschiedenen Zauberriten: wie magischen Heilmitteln, Schamanen mit ihrem systematischen Unterfangen, die Natur auf ihre Weise zu meistern, Fischer-, Fänger- und Handwerkerfamilien, die ihre Fertigkeiten zauberisch verbrämen, Sängerfamilien u. dgl. m. Unter den Familien gleichen Zeichens herrscht Zusammengehörigkeitsgefühl.

Im Anschluß daran gewinnt die Verteilung und der Tausch neue Gestalt. Jetzt handelt es sich nicht mehr um besondere Stücke einer gelegentlichen Beute, sondern um den regelmäßigen Ertrag rationeller Wirtschaft, sei es des Anbaues oder der Viehhaltung oder handwerklicher Tätigkeit. Abgaben wie Geschenke werden zu einseitigen Leistungen, zu Tributen von Hörigen und zu Alimentationen von Dienern und Beamten, von Zauberern oder Kriegern.

Auf diese Weise hat sich der Wirtschaftsraum erheblich erweitert, nicht nur, daß verschiedene Siedlungen, die einen ganzen Stamm umfassen, unter das Herrschaftsbereich einer Oberschicht zusammengefaßt werden, sondern auch Beziehungen mit benachbarten Stämmen werden gepflegt. Allerdings sind die Herrschaftsverhältnisse, namentlich unter den kleineren und größeren rivalisierenden Häuptlingen, oft unklar und verhindern die Entstehung eines größeren wahren Friedensgebietes, dem wir in diesem Falle mehr als theoretische Forderung denn als praktische Wirklichkeit begegnen.

Der beschriebene Typ kann als aristokratische Einzelwirtschaft auf lehensrechtlicher Grundlage aufgefaßt werden, die bald in genossenschaftlicher, bald in einzelfamiliärer Form sich äußert.

4. Man kann es als das Schicksal jeder aristokratischen Oberschicht bezeichnen, daß sie früher oder später ausstirbt oder durch Vermischung ihre ursprüngliche Art einbüßt. Diesem Prozesse pflegt ein anderer parallel zu gehen, nämlich die Verstärkung des Häuptlingtums dadurch, daß hervorragende Persönlichkeiten und Familien unter den Häuptlingen ihren Einfluß durch den Aufbau einer Art Familien- und Hausmacht gegenüber den anderen zu fördern suchen. Sie heben sich unter den Häuptlingsgenossen durch dieselben Mittel heraus, wie dereinst das Häuptlingtum unter den gleichgestellten Klangenossen. Allerdings hängt der Erfolg einer derartigen Familienpolitik von der Größe und Geschicklichkeit der übrigen Oberschicht ab. Das Streben derartiger Häuptlinge, zu übermächtigem Einfluß zu gelangen, bedient sich vor allem des Reichtums an Dienern und Hilfskräften, die es (hauptsächlich als Kriegsbeute) heimgebracht hat. Damit vollzieht sich der Übergang vom Oberhäuptling zur **Königsdespotie**. Die ältesten Zeiten des orientalischen Altertums lassen, besonders in Ägypten, deutlich einen derartigen Übergang erkennen.

Ist die aristokratische Schicht klein und schwach, so vermag sich das Königstum als Herrschaft einer Familie, einer Dynastie unter den führenden Kasten leicht durchzusetzen (vgl. Glotz).

Der Bestand der Aristokratie wie die kastenmäßige Schichtung des Volkes wird um so mehr Aussicht auf langen Bestand haben, je größer die ethnische Spannung zwischen der Oberschicht und dem übrigen Volk ist, das heißt je auffallender und einschneidender die Unterschiede raßlicher Art und Begabung, kultureller Übung und Gewohnheit unter den verschiedenen zu einem politischen Schutz- und Trutzverband vereinigten Gruppen sind. Als Beispiel möge Indien dienen, ein Land, in dem ethnische Gruppen von höchstem Wert mit primitiven Naturvölkern noch heute zusammenwohnen. Ist jedoch die erwähnte ethnische Spannung unter den Schichten eines Volkes gering, so tritt früh eine Tendenz zu einer demokratischen Ausgleichung der Kastengrenzen auf, wie das etwa für China oder das alte Mesopotamien charakteristisch ist.

Um seinem Einfluß Dauer zu verleihen, muß das Streben des angehenden königlichen Despoten dahin gehen, auch durch **Verfügung über Nahrungsmittel** seine Macht zu festigen. Diese Herrschaft bedeutet Wirtschaft, die nun darin besteht, durch **Steigerung der Produktion** (in Viehzucht oder Feldbau) möglichst viele Personen von sich in Abhängigkeit zu bringen, sie ernähren zu können. So entsteht ein wichtiger Hebel zur Intensivierung der Produktion, während das Streben nach sozialer Geltung am Königshofe neue Luxusbedürfnisse zeitigt, die eine Schar von Knechten, die man unausgesetzt zu vermehren sucht, in den Dienst des neuen Luxus stellt.

Das Streben der Königsmacht ist naturgemäß auf eine zentralistische Zusammenfassung der Wirtschaft gerichtet. Das Königtum hat kein Interesse an den Rivalitäten unter den aristokratischen Häuptlingen, soweit diese sich nicht untereinander gegenseitig vernichten und ihre eigene Unabhängigkeit dadurch untergraben. Unter seinen Dienern und Beamten aber muß es Frieden

wirken, wenn der zu großen Dimensionen anschwellende Apparat von Knechten und Hörigen funktionieren soll. Und diesen Personen gegenüber, die ethnisch gewöhnlich entfernt stehen, besitzt es auch die Autorität, die ihm den verwandten Aristokraten gegenüber fehlen würde. Der Hunger nach Helfern und Arbeitskräften, der einerseits mit dem Streben nach Erhaltung und Sicherung der Macht im Innern, sowie mit dem hochgeschraubten sozialen Glanze, dem Luxus am Königshof, zusammenhängen, treibt zur Ausdehnung der Herrschaft nach außen, zu dem, was man Expansionsdrang und Imperialismus zu nennen pflegt. Ein Beispiel dafür bietet das »neue Reich« in Ägypten, das alte Persien usw.

Große Gebiete werden dadurch in ein herrschaftlich organisiertes Friedensbereich einbezogen. Techniken und Produkte können übertragen und getauscht werden, wie nie zuvor. Sklavenarbeit im großen und das Aufkommen einfacher maschineller Vorrichtungen kennzeichnen diese Wirtschaft. Der Boden liegt zu einem großen Teile in der Hand des Königs, zum Teil in der von Aristokraten, die sich mit der herrschenden Familie zu stellen gewußt haben, oder in der von Tempeln und Heiligtümern, die teilweise eine Zufluchtsstätte der in ihrem politischen Einfluß geschmälerten Oberschicht bilden. Daneben ist aber privater Zwergbesitz an Grund und Boden aufgekommen. Die überwiegende Menge indessen erhält gewöhnlich das Land zu Lehen von den großen Grundherrschaften.

Für die Verwaltung der zentralistischen Organisation der Herrschaften und Höfe finden wir oft genossenschaftliche Organisationen für einzelne Handwerke oder Beamtenschaften. Indessen handelt es sich hier in der Regel um verwaltungstechnische Maßnahmen. Mitunter knüpft man allerdings an ethnische oder Siedlungsgemeinden an, namentlich für die Tributleistungen. Die Alimentation der Beamten und Knechte durch Naturalien findet in durchaus individualistischer Weise statt. Es ist bezeichnend, daß zum Beispiel im alten Ägypten diese Naturalalimente ganz oder zum Teil verpfändet werden können. Wirtschaftlich wird man diesen Gestaltungstyp vielleicht als imperialistische Individualwirtschaft bezeichnen können.

5. Die Weiterentwicklung dieses Typs politisch zu einer demokratischen, wirtschaftlich aber zu einer zum genossenschaftlichen Zusammenschluß neigenden Form kann in diesem Zusammenhange nicht verfolgt werden.

D. Die Umbildung der Typen.

Den Übergang von einer Wirtschaftsgestaltung zur anderen dürfen wir uns nicht gradlinig vorstellen; eine Form geht bei einem Volke nicht unmittelbar in eine andere über. Durch besondere Umstände gelangt ein Typ zu einer spezialisierten Ausgestaltung, zur »Blüte«, wie man zu sagen pflegt. Eine Veränderung der Wirtschaftsform ist auch mit einer erheblichen Verschiebung in der Zusammensetzung der Gemeinschaften verknüpft, sei es, daß neue Techniken das Aufkommen anderer Volksschichten oder das Zuströmen bisher fremder Volksbestandteile in großem Maße begünstigen, sei es durch politische Vorgänge, Wanderungen und Kämpfe, die

Änderungen in der Schichtung einer Volksgemeinschaft herbeiführen. Beiderlei Vorgänge resultieren darin, daß auch der Schatz an Traditionen, Wertungen und Bedürfnissen verändert, an Techniken und Fertigkeiten erweitert, kurz, daß eine derartige Umwälzung sowohl in dem konstitutionellen Bestand des Volkes (biologisch-psychische Veranlagung), wie auch in seinem Kulturbesitz, also in seinen geistig-sozialen Einrichtungen und materiellen Herrschaftsmitteln über die Natur, vor sich geht, so daß man von einem neuen Volke reden muß, das nun mit einer neuen Wirtschaftsgestaltung in Erscheinung tritt.

Von Anfängen der Wirtschaft, von ihrem »Entstehen«, kann man nur cum grano salis sprechen. Als Schwelle menschlichen Wirtschaftens wird man eine planmäßige Abstimmung zwischen »Produktion« (an Nahrungs- und Genußmitteln, auch durch Fang oder Jagd, oder von anderen Gegenständen, wie Werkzeugen, Waffen und Geräten) und dem Verbrauch ansehen müssen, die sich auch wechselnden Existenzbedingungen geistig anzupassen versteht. Die »Wirtschaftsentwicklung« stellt nichts weiter dar, als immer neue Anpassungsvorgänge, um bei fortschreitender Technik (Wirtschaftsstufen) in verschiedenen Ländern und Klimaten (Wirtschaftsarten) bei den einander sich ablösenden politischen und familiären Verbänden (Wirtschaftscharaktere) die erforderliche »Abstimmung« zu erzielen. Veränderungen in der Art der Gesellung und ihr Verhältnis zu dem Wohnungs- und Produktionsboden (Nomadentum, feste Siedlung in Dörfern, aristokratische Burg- und Städtebildung, Königshaushalte usw.) beeinflussen die Größe der Wirtschaftskörper und das Verhältnis der Menschenzahl zur Bodenfläche, aus der die Rohstoffe gewonnen werden. Ethnische Schichtungen und berufliche Spaltung bedingen eine nie abreißende Tendenz zu Verschiebungen der inneren politischen Organisation eines Verbandes. Daraus entspringen aber auch die Voraussetzungen für Veränderungen in der Stellung der Produzenten zu den Verbrauchern.

»Volkswirtschaft« bedeutet daher die Ausdehnung des angedeuteten Ausgleichsmechanismus auf eine gewisse größere Menge von Menschen, die in einem Gewebe von sozialen Schichtungen und beruflichen Verbänden verwoben sind[2]). Das schallende Wort »Weltwirtschaft« deutet nur eine weitere Verflechtung verschiedener »Volkswirtschaften« an, mit dem Nebengedanken einer Art internationalen Verteilung der wirtschaftlichen Hauptrollen[3]). Diese Begriffe erhalten das rechte Relief erst, wenn wir uns daneben

---

[2]) Die Karl Büchersche Gliederung in Haus-, Stadt- und Volkswirtschaft geht von der einen Eigenschaft des Umfangs einer Wirtschaft aus. Da B. die außerordentlich mannigfachen Verhältnisse bei den Naturvölkern zu wenig beachtet, hat er sich in der Charakterisierung der anfänglichen geschlossenen »Hauswirtschaft« vergriffen. Beispielsweise sei nur angeführt, daß Tausch und Handel in sehr primitiven Zuständen schon einsetzen. B. steht zu sehr unter dem Banne der älteren Schule der Wissenschaft vom klassischen Altertum.

[3]) Bestrebungen in einem solchen Sinn machen sich jetzt in der Tat verschiedentlich geltend, wie z. B. von Seite der großen Petroleumwerke. Sie werden auch zur

die Grundzüge des primitiven, meist direkten Wirtschaftens vor Augen rücken. Denn dieses ist lokal gebunden; die einzelnen kleinen Wirtschaftskörper leben entweder ganz selbständig nebeneinander, oder sie sind durch lose Tausch- oder Abgabebeziehungen zu Agglomerationen von sonst unabhängigen Wirtschaftseinheiten gehäuft.

Fassen wir das Wirtschaften als eine Reihe von Vorkehrungen zur Erhaltung des Gleichgewichtssystems an »Ausgaben« und »Einkünften« auf, an Bedürfnissen und Beschaffungsmöglichkeiten, an virtuellem Konsum und potentieller Produktion, so stellen sich diese Kräfte, die einander die Wagschale halten sollen, doch als sehr verschiedener Natur dar. Im Konsum liegt die Tendenz, sich immer über die Möglichkeit der Erzeugung hinaus zu spannen. Stets bleibt die Produktion hinter den »Bedürfnissen« zurück. Die Technik des Intellekts kann mit den Wünschen und Strebungen der Gefühlswelt nicht Schritt halten. Ja, die Erhöhung der Produktion wirkt als Anreiz für über errungene technische Möglichkeiten hinausschießende Konsumwünsche, so daß eine Spannung des Gleichgewichts nie aufhört. Allerdings ist diese auch nicht gleich groß. Je erfindungsarmer eine Zeit ist, desto geringer sind die Anreize für die Überspannung der Konsumwünsche. Daher begegnet man in primitiven Lebensumständen verhältnismäßig ausgeglichenen Spannungen zwischen Produktion und Konsum. Wir begegnen »zufriedenen« Menschen. Das ist das »Glück«, das die Romantik im Leben der »Naturkinder« fand. Der Europäer bringt in der Tat unerhörte Erschütterungen in dieses Gleichgewicht. Technisch fortschreitende Zeitläufe, wie auch die Gegenwart, ruft dagegen starke Spannungen hervor. Durch dieses Streben nach einem Ausgleich der Spannungen beeinflußt das Wirtschaften das Leben der Gemeinschaften. Ein »richtiges« Wirtschaften stellt in der Tat für den Gesellschaftsorganismus das dar, was der Stoffwechsel für den Körper eines Lebewesens bedeutet.

Die Regulierung der erwähnten Spannung vollzieht sich aus intellektuellen und aus triebhaften Kräften, die vor allem durch zwei Faktoren bedingt sind, nämlich: 1. durch die Art und die Anlage der Menschen selbst, und 2. durch die Beschaffenheit und den Bau ihrer Gemeinwesen.

Die Verknüpfung der Wirtschaftsspannung mit den örtlichen Lebensbedingungen und der Stufe technischer Vervollkommnung ruft die Bilder hervor, die im vorigen Abschnitt als »Typen« angedeutet wurden.

Nicht bei jedem Volk können wir das volle Ausleben eines jeden dieser hier skizzierten Gestaltungstypen beobachten. Dies aus verschiedenen Gründen:

1. Der Zeitraum, in den wir Einblick haben, ist gewöhnlich nicht weit genug. Im besten Falle können wir aus Resten von Einrichtungen auf eine früher bestandene Organisation Rückschlüsse machen.

2. Die Völker selbst verändern sich in ihrer Zusammensetzung im

Bewirtschaftung von Kautschuk, von Kohle, ja auch der landwirtschaftlichen Produktion, angeregt (vgl. E. M. H. Lloyd, Towards an International Policy. The Nation and the Athenaeum, Nov.-Dez. 1922).

Laufe ihrer Schicksale, trotz äußerlicher Gleichheit des Namens. Wie viel haben zum Beispiel die heutigen Perser oder Griechen mit den gleichnamigen Völkern des Altertums gemeinsam? Mit politischen Umwälzungen, seien es Wanderungen, mehr oder weniger kriegerische Zusammenstöße mit Fremden, oder innere Krisen, ist auch eine Mischung oder Umschichtung der Bevölkerung verknüpft. Eine Bereicherung der Technik, ein Austausch von neuen Gütern, der oft zur Gewohnheit wird, bringt die Entstehung neuer Bedürfnisse als wirtschaftliche Folge mit sich. Diese wirtschaftlichen Momente beeinflussen aber den Siebungsprozeß, die Auslese und Ausmerze gewisser Charaktere und Anlagen, verschieben Bedürfnisse und Fertigkeiten. Aber auch dadurch, daß die wirtschaftliche Macht sich von der politischen loslöst, daß die politische Macht zum Beispiel aus der Hand einer Aristokratie in die einer Beamtenschaft übergeht, daß neben der Bedeutung des Grundbesitzes der Handel oder die gewerbliche Produktion sich Geltung verschafft. Als Ergebnis entstehen neue Schichten und neue Vermischungen mit veränderten Lebensbedingungen, die auch die Grundlage für eine neue Einstellung und Verfassung der Geister mit sich bringt.

Schon eine Überschichtung etwa von Ackerbauern durch Viehzüchter, wie wir das in den mesopotamischen Ländern und in Persien wiederholt beobachten können, bringt eine tiefgreifende Veränderung in der Zusammensetzung eines Volkes mit sich, ebenso Verschiebungen in den Schichtungen innerhalb eines Volkes, in dem sich ethnisch heterogene Bestandteile befinden.

Obgleich geographische Umstände eine Fülle von psychischen Einwirkungen in direkter Art (Klima) und indirekter Weise (Tier- und Pflanzenwelt, Bodenschätze, Grenzen) hervorrufen, darf man doch auch nicht außer acht lassen, daß ein Volk sich den Einwirkungen einer bestimmten Umwelt auch entziehen kann, sei es durch Abwanderung, sei es durch Arbeit, indem es Wälder abholzt, Moore entsumpft, Wüsten bewässert. Das Volk ist eben keine leblose Wachstafel, sondern ein aktives Agens.

3. Bei einem gewissen Stande der Technik bieten sich immer nur geringe Möglichkeiten der Wirtschaftsgestaltung. Unter der Voraussetzung einer Überschichtung sehen wir in Zeiten mit geringen technischen Vervollkommnungen, wo das Hauptgewicht der wirtschaftlichen Tätigkeit auf eine organisierte direkte Nahrungsgewinnung gerichtet ist, die Intensivierung der Bodennützung vor allem durch Verwendung von Sklavenarbeit oder durch Erhebung von Abgaben durch verschiedene Arten von Lehenssystemen erreicht, wie im alten Ägypten, in Vorderasien, Indien und China, im alten Mexiko und im Lande der Inka. Es handelt sich im Grunde um dasselbe System, das auch das mittelalterliche Europa befolgte.

Dieser Parallelismus der Wirtschaftsgestaltung wird bedingt durch die überwiegende Bedeutung der Landwirtschaft, also der Nahrungsgewinnung gegenüber der Herstellung von Geräten und Werkzeugen für die Bedürfnisse des Wohnens, der Bekleidung und des Schmuckes, des Verkehrs zu Wasser und zu Lande und der Vergnügungen. Nun sind die Impulse und Wünsche in allen diesen Richtungen viel ausgestaltungsfähiger und schrankenloser als

auf dem Gebiete der Ernährung. Die Nachahmung und der Reiz, es den anderen nachzutun, sind verführerischer und weniger durch Grenzen der Sättigung eingedämmt als bei der Ernährung. Geltungssucht, Bequemlichkeit, Aberglaube und Tradition erheben immer ausschweifendere Ansprüche an die Technik.

Durch die Nützung der Maschinen, vor allem aber durch deren mechanischen Antrieb mit Kohlenverbrennung, durch Ausbeutung der elektrischen Kräfte, sind Bedingungen entstanden, die ganz andersartige Voraussetzungen für Produktion und Handel schufen, eine unendlich verwickelte, früher nicht gekannte Verflechtung des Wirtschaftslebens bedingten. Diese leitet eine Epoche und Gestaltung ein, an deren Schwelle diese Ausführungen haltmachen.

Denn mit der rationellen Nützung der erwähnten neuen technischen Kräfte beginnt eine weit größere Umwälzung der Wirtschaftsbedingungen, als etwa durch die Erfindung des Schmelzprozesses der Metalle. Die Maschine kann in einem hohen Maße die Muskelarbeit des Menschen ersetzen. Die Verwendung von Bronze oder Eisen vermochte nur eine gewisse Erleichterung der Muskelarbeit zu bieten. Diese stufenweise Befreiung von der Muskelarbeit gestattete dem Menschen mehr als vorher als Gehirnwesen, das er ist, seine Anlagen zu spezialisieren.

In bezug auf die Macht tritt jetzt aber eine ganz andere Stellung ein. Wirtschaftliche Macht konnte bisher vorwiegend sich nur in Grundbesitz verkörpern; sie war innig mit der politischen Macht verwoben. Durch die vielen neuen technischen Vorrichtungen und Werkzeuge gewann der Besitz an technischen Produktionsmitteln, an Kohle, Eisen, aber auch an Maschinen und maschinellen Einrichtungen eine früher ungeahnte Bedeutung. Es erschlossen sich neue Verkehrsmöglichkeiten, aber auch Verkehrsnotwendigkeiten. Die Nahrungsmittelproduktion wurde einseitig entwickelt, teils nach besonderen Gebieten abgedrängt, teils dadurch intensiviert, daß möglichst wenig Hände einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen suchen. Die technischen Kenntnisse und Fertigkeiten, die gelernte Arbeit, haben teils zu einer äußersten, früher nicht gekannten Spezialisierung sich herausgebildet, teils ist das traditionelle Moment, das eine persönliche Verbindung zwischen dem Verfertiger und dem Produkt ermöglichte, geschwunden.

Da nun die technische Produktion die Möglichkeit einer Machtausübung bot, so knüpfte sich daran ein Gegensatz, der unter dem Schlagwort des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit die Geister aufeinanderprallen läßt. Es ist ein ähnlicher Machtkampf, wie früher der zwischen Landbesitzern und Hörigen. Dabei ist aber die Nützung des Landes und die Gewinnung der Nahrungsmittel fast ohne Bedeutung, weil die Verteilung der Güter nicht durch irgendwelche Natural-Alimente vor sich geht, sondern durch das Mittel des Geldes. Es hat Beziehungen zu allen Gütern der Wirtschaft und des Lebens gefunden.

Das, was unsere heutige Wirtschaft von der primitiven grundsätzlich unterscheidet, ist die Indirektheit, die durch das Mittel des Geldes und

die Universalität seiner Beziehungen gegeben ist. Die früheren wirtschaftlichen Probleme bestanden zunächst in Auseinandersetzungen mit der Natur, dann in solchen mit politischen Machthabern, welche vor allem die Ernährung zu monopolisieren trachteten. Heute sind sie Auseinandersetzungen mit den Herren der wirtschaftlichen Produktionsmittel, des Geldkapitalismus und der Finanz, geworden. Die Auseinandersetzung mit der Natur überläßt man jetzt der technischen Hilfskraft. Höchstens der Landwirt hat damit noch zu tun.

Die Wechselwirkung zwischen politischer und wirtschaftlicher Macht ist allerdings geblieben. Während sie aber früher häufig in derselben Person vereinigt war, ist dies heute immer seltener der Fall. Wenn auch die wirtschaftlichen Machthaber den größten Einfluß auf die Politik eines Landes ausüben, so treten sie nur höchst selten persönlich offen in die politische Arena ein.

Schluß.

Versuchen wir, aus dem Hintergrunde der Wirtschaftsentwicklung, wie sie hier angedeutet wurde, Stellung zu den Problemen zu gewinnen, die unsere Zeit bewegen, so ergeben sich etwa folgende Perspektiven:

1. Etwas Neues stellt die Entwicklungshöhe der Technik dar. Sie wirkt sich sowohl in der Vervielfältigung und Intensivierung der Bedürfnisse aus, die sich bis auf die erhöhte physiologische Vorsorge für den Körper (Hygiene) erstreckt, als auch in einer Intensivierung der Arbeit und in der Notwendigkeit verfeinerter Vorherberechnung, um die Kompliziertheit der technischen Prozesse organisatorisch zu meistern.

Das Erfordernis, zusammen- und ineinandergefügt zu arbeiten, drängt große Menschenmassen zu einer Symbiose. Ursprünglich hatte diese zwangsmäßigen Charakter. Aus der Umklammerung politischer Beherrschung (Lehensystem, Landsklaven) ist sie herausgewachsen, um sich indirekter Mittel zur herrschaftlichen Zusammenfassung (Fabrik) zu bedienen. Dadurch hat sich die Abhängigkeit mechanisiert, ja teilweise objektiviert. Sie zwingt sogar den Organisator in Abhängigkeit, sowohl von der Technik des Wirtschaftsprozesses wie von seiner Führerstellung. Die Organisatoren erscheinen im Anfang wie mit mystischen Kräften ausgerüstete Zauberer. Aus der Indirektheit des Wirtschaftens quillt das Problem der Verteilung, die mechanisch zwangsläufig sich aus der finanziellen Organisation ergibt. Die Anhäufung von Vorräten wird zu einer Aufspeicherung von Produktionsmitteln und Kapital. Aber wie in primitiven Zeiten dienen diese Anhäufungen vielfach immer noch bloß Zwecken sozialer Auszeichnung (reiner Geldjagd) oder der Entfaltung (Prunk) oder Ausübung von Macht (Politik als Maske für ökonomischen Interessen.)

2. Die Technik hat auch eine Veränderung der Mittel und Wege in der Ausübung der Macht zur Folge. Früher hafteten alle Existenzmöglichkeiten am Boden, an dem, was darauf wächst und lebt. Heute ist die Existenz durch vielseitige Betätigungsmöglichkeiten unendlich mannigfaltiger geworden.

Durch die Verflechtung und wechselseitige Abhängigkeit wirkt sie zusammenschließend und verbindend (man denke an den riesigen britischen Wirtschaftskörper mit seinen Kolonien, an den auch Nordamerika sich angliedert) sowohl unter den Einzelnen wie unter den Gruppen. Daher haben auch die Ordnungen, Sitte, Recht und Staat, größere Bedeutung gewonnen. Diese Ordnungen beeinflussen aber den Mechanismus der indirekten Güterverteilung und können deshalb als Machtmittel gebraucht werden. Allerdings mußte man auch diese Möglichkeit entdecken. — In primitiver Zeit verkörperte sich das Machtgefühl des Verbandes oft in einer repräsentativen Persönlichkeit, die man aus den übrigen heraushob und in ihrem Einfluß als mystisch empfand. Während man sie wie Drohnen hegte, spiegelte sich die Gemeinschaft in ihrem Glanze, verherrlichte sich selbst in den Gemeinschaftswerken für sie, wie zum Beispiel im Bau der Pyramiden und Grabmäler, der Königspaläste usw. Eine spätere Zeit setzte zu ihrer Selbstverherrlichung Heiligtümer und Dome, heute errichtet man Denkmäler. Gemeinschaftsarbeiten anderer Art, wie Eisenbahn oder Kanäle, dienen nicht allein dem Ansehen, sondern gliedern sich wirtschaftlich nützlich ein.

3. In dem verwickelten Ausgleichsystem des Wirtschaftens ringen drei voneinander unabhängige Gruppen um den Einfluß auf die Gemeinschaftsordnungen: 1. die Kapitalgeber (die Finanz), 2. die Industrie und der Handel (als Kapitalnehmer und Arbeitgeber), 3. die Arbeitnehmer. Diesen drei organisierten Produzentenarten stehen die Verbraucher heute einflußlos gegenüber, das heißt, die Personen können sich hauptsächlich nur in ihrer Eigenschaft als Produzenten geltend machen. Nur in dieser Eigenschaft gewinnen sie Einfluß auf die Art und die Gegenstände des Verbrauchs — primitive Zeiten kannten derartige Möglichkeiten der Beeinflussung nicht. Da waren ganz andere treibende Kräfte der Wirtschaft am Werk. Der Konsument bestimmte entscheidend die Art und den Umfang der Produktion. Heute bedeutet nur der steigende Bedarf Möglichkeit, Geld zu verdienen und dadurch für den Produzenten einen Anteil an der Macht sich zu sichern. Wir haben Produktionswirtschaft, die primitive Wirtschaft ist Verbrauchs- und Gebrauchswirtschaft. Davon wird auch die rechtliche Ordnung und die Politik beeinflußt. Die zweckmäßige Gestaltung des Verbrauchs und davon her die Beeinflussung der Produktion ist das Problem unserer Zukunft geworden, ein Problem, das in der Wirtschaft der Naturvölker, allerdings in einfachster Form, gelöst vor Augen tritt. Darum die romantische Neigung der frühen Sozialisten für die »natürliche« Wirtschaft.

4. Die Verteilung der Macht und die ethischen Ansichten darüber sind einem rhythmischen Wechsel unterworfen. Dazu kommt, daß die Komplikation des indirekten Wirtschaftsprozesses nur ungenügend gemeistert wird und den Menschen, die ihn geschaffen, gewissermaßen über den Kopf gewachsen ist. Nicht nur daß die führenden Persönlichkeiten über die letzten Auswirkungen ihrer Maßnahmen oft im unklaren sind, sondern auch die wissenschaftliche Analyse wird vor immer neue Probleme gestellt. Die sittlichen Forderungen richten sich bald gegen die einen oder anderen »Über-

griffe« oder »Mißstände«. Die humanitären oder sozialpolitischen Bestrebungen entspringen derartigen ethischen Wertungen und Stimmungslagen gegenüber den Ansichten über die Einordnung und Abhängigkeit.

Wenn wir die Hilflosigkeit sehen, mit der man den wirtschaftlichen Mechanismus zu lenken versucht, werden wir an der Möglichkeit, ein ausgedachtes indirektes System irgendeiner Wirtschaft künstlich zu konstruieren oder ins Leben zu rufen, völlig verzweifeln. Nur als richtunggebenden Kräften kommt derartigen Ideologien eine Bedeutung zu. Der instinktarme und in seinen Instinkten unsichere Mensch muß sein Leben mit Hilfe der ewig irrenden »Intelligenz« von Fall zu Fall gestalten.

Im kleinen Gau des Naturmenschen balanziert das Wirtschaften in ortsgebundener Weise nach den Gegebenheiten der nächsten Nachbarschaft. Verhungert der Nachbar, so wird der andere davon nicht in Mitleidenschaft gezogen. Bei der Ausdehnung der modernen Wirtschaft empfindet man die Krise eines Landes auf allen Erdteilen. Damit ist eine Art Solidarität zwischen den Gruppen des Menschengeschlechts entstanden, die auch wider den Willen nationaler Isolierbestrebungen fortwirkt. Auch gegen seine Absicht setzen sich die von den Menschen geschaffenen Mechanismen wie selbständig gewordene Gewalten durch. Daher müssen wir versuchen, die biologischen und psychologischen Bedingtheiten des Wirtschaftens aus den gegebenen tatsächlichen Gestaltungen und den Ablauf der Erscheinungen zu erfassen, das Wirtschaften als Lebensfunktion des Menschen zu begreifen. Gruppenweise setzen sich die Menschen mit der Natur auseinander. Die Bedürfnisse gehen einher nicht nur als Ausdruck einer Geistesverfassung, sondern auch einer biologischen Veränderungsrichtung. Wir sind von ihnen auch physiologisch abhängig geworden. Wer könnte heute die Kost, die Art des Wohnens und Kleidens eines Menschen der weichenden Eiszeit auf die Dauer ertragen?

Wir können einzelne Bedingungen aus dem Mechanismus des Wirtschaftslebens herausgreifen und untersuchen und in besondere Beziehung zueinander setzen. Ob wir sie mit dem Namen »Gesetze« belegen, erfordert allerdings eine Untersuchung und Umschreibung davon, was man unter diesem Begriff versteht. Jedenfalls sollen wir uns klar sein, daß es sich dabei nur um bestimmte Abhängigkeiten handelt, die als einzelne Fäden in das Gewebe des vollen Lebens eingesetzt werden können. Die historische Betrachtungsweise, zu der auch die Auswertung des Lebens der Naturvölker zu rechnen ist, bietet uns allerdings den Vorteil, das Wirtschaften in der vielseitigen Verschlungenheit seiner Beziehungen zu erblicken. Diese kaleidoskopartigen Kombinationen sind aber stets eigenartig und einzig. — Angesichts der hier oben erwähnten Gedankengänge gewinnen wir auch eine Stellung zu der Frage von der ökonomischen Deutung der geschichtlichen Vorgänge. Es gibt keine Gestaltung der politischen Schicksale ohne die Einwirkung der Technik und ihrer Organisation auf den Haushalt der Gemeinschaft. Selbstverständlich wird diese in ihrem Verhalten und in ihren Absichten, in ihrer Politik dadurch ganz wesentlich beeinflußt. Aber alle Be-

einflussung geht über den Weg der Einzelmenschen, durch ihre Psyche, ihre Impulse, Strebungen und Leidenschaften, durch ihre Ideale und Irrtümer. Unter diesen Umständen erscheint uns der Kampf um die Frage der wirtschaftlichen Interpretation der historischen Geschehnisse verfehlt und veraltet. Die einseitige »wirtschaftliche Geschichtsauffassung« ist ein rationalistisches Truggebilde, sowie die nur »idealistische« ein romantisches Phantasma.

Für manche Theoretiker der Nationalökonomie würde es sich vielleicht empfehlen, den Ergebnissen der modernen ethnologischen Forschung Rechnung zu tragen, um die wirtschaftlichen Einrichtungen und Begriffe nach ihrer dinglichen Gestaltung und ihren Veränderungsreihen hin, in ihrem zeitlich-politischen Rhythmus und ihrer örtlich-technischen Abhängigkeit, zu beachten. In den Sozialwissenschaften wirkt die Nähe der persönlichen Interessen im Sinne einer Tendenz zu egozentrischem Denken, das der unbefangenen Erfassung und Deutung der Vorgänge, wie etwa in den Naturwissenschaften hinderlich ist. Und doch ist das Streben nach Objektivität das einzig wissenschaftliche und auch dasjenige, das auf die Dauer allein Erfolg verheißt. Die Kenntnis der Natur- und Altertumsvölker hat unseren Gesichtskreis für ökonomische Einsichten sehr erweitert und sollte daher für die Theorie und Analyse genutzt werden. Auch unseren heutigen Zuständen gegenüber werden wir dann eine objektivere Haltung einnehmen können und sie als vorübergehende Erscheinungsformen würdigen.

Durch Zerlegen der historischen Komplexe in die sie bedingenden biologischen und psychologischen Kräfte können wir zu den häufig angeführten, aber nie formulierten »Lehren der Geschichte« gelangen. Dabei müssen wir das Gleiche in der biologisch gegebenen Menschennatur von den psychischen Sonderheiten der Gruppen trennen und auf die Gestaltungsfaktoren zurückgehen, die einerseits der Mensch in sich selber trägt, die er sich wechselseitig setzte, andererseits durch die er von den Außeneinwirkungen der Natur bestimmt wird. Dementsprechend ergeben sich erstens im Anschlusse an die fortschreitende Technik eine stufenweise Gliederung des Wirtschaftens, zweitens nach der Eigentümlichkeit der Naturvoraussetzung (Wüsten, Wälder, Polargebiete — Viehzucht, Pflanzenbau) Arten der Wirtschaftsführung, und drittens nach der Gestaltung der politischen Verbände (Schichten, Kasten, Stände), Typen der Wirtschaft.

Betrachten wir die Wirtschaft als eine Lebensfunktion des Menschengeschlechts, so erscheint uns ihre Auswirkung wie die Tätigkeit eines unendlich erweiterten Organs, das allmählich immer mächtiger ausgestaltet wurde, um es zur Grundlage einer kulturellen Entwicklung zu machen, die, wie man sagt, »höher« und »aufwärts« führt — allerdings nicht ohne rhythmisch erfolgende Rückschläge schwächerer und stärkerer Art in den als »Krisen« auftretenden Umwandlungsperioden.

Literaturverzeichnis.

Adametz, L., 1920: Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Osten und Orient I, 2. Wien.

Aghnides, Nicholas P., 1916: Mohammedan Theories of Finance, Studies in Hist., Econom. u. Public Law, Columbia Univ. New York. S. 540.

Asmis, 1910: Landschaft und Grundeigentum im östlichen Teil des Misahöhebezirkes (Togo). Blätter f. vgl. Rechtswiss. u. Volkswirtsch. 6.

Barton, R. F., 1922: Ifugao Economcs, Un. Calif. Publ. Am. Arch. a. Ethn. XV—5. Berkeley.

Basu, Praphulla Chandra, 1919: The Earliest Agricultural Organisation in India. Indian Journ. of Economics II/IV, S. 609 ff.

Beaver, W., 1918—1919: Annual Report for the year, Papua, Commonwealth of Australia, S. 96 ff.

Derselbe, 1920: Unexplored New-Guinea. London.

Below, G. v., 1920: Deutsche Städtegründungen im Mittelalter, mit bes. Hinblick auf Freiburg i. Br.

Berkusky, H., 1910: Sklaverei und Leibeigenschaft bei Naturvölkern. Z. f. Sozialwiss. N. F. 1, S. 40, 104.

Derselbe, 1911: Einiges über das Erbrecht bei Naturvölkern. Z. f. Sozialwiss. N. F. 2, S. 689, 765 u. 848.

Derselbe, 1913: Der Einfluß abergläubischer Vorstellungen auf das wirtschaftliche und soziale Leben der Naturvölker. Z. f. Sozialwiss. N. F. 4, S. 489 u. 567.

Bigelmair, Andreas, 1922: Zur Frage des Sozialismus und Kommunismus im Christentum der ersten drei Jahrhunderte. Festgabe f. A. Ehrhardt, herausgeg. v. A. M. Königer, Bonn.

Blumenstok, 1894: Entstehung des deutschen Immobiliareigentums. Innsbruck.

Bouchholtz, H. St., 1902: Die ländliche Wasserversorgung in alter Zeit. Preuß. Jahrb. III.

Bücher, Karl, 1910: Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen.

Bühler, K., 1921: Der Ursprung der Intelligenz „Die Naturwissenschaften", 9, S. 144 ff.

Caspari, Wilhelm, 1922: Das Alter des palästinensischen Kolonats (zur paläst. Wirtschaftsgesch.). Arch. f. Sozialwiss. 49/1, S. 54.

Cooper, John M., 1917: Analytical and Critical Bibliography of the Tribes of Tierra del Fuego and Adjacent Territory. Smithson. Instit., Bulletin 63, Washington.

Cunow, H., Die ökonomischen Grundlagen der Mutterherrschaft. Die neue Zeit XVI, S. 1.

Dapper, Olfert, 1681: Asia, etc. Nürnberg.

Dargun, Ursprung und Entwicklungsgeschichte des Eigentums. Z. f. vgl. Rechtswiss. V.

Deane, Rev. W., 1921: Fijian Society or the Sociology and Psychology of the Fijians, Macmillan Co.

Dopsch, Alfons, 1921: Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, vornehmlich in Deutschland, I. Weimar.

Durham, M. E., 1912: Head Hunting in Montenegro. Man 12, Nr. 94.

Ebert, Max, 1921—22: Die Anfänge des europäischen Totenkultus. Prähistor. Zeitschr. XIII—XIV, S. 1 ff.

Franke, Erich, 1915: Die geistige Entwicklung der Negerkinder, Beitr. z. Kultur u. Universalgesch. 35.

Friedländer, Ludwig, 1920: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9. Aufl. Hrsg. v. G. Wissowa. 4 Bde. Leipzig.

Gide, Charles, 1916: Premières Notions d'Economie Politique. Paris (A. Michel).

Glotz, Gustave, 1920: Le travail dans la Grèce ancienne. Paris.

Goette, Rudolf, 1920: Kulturgeschichte der Urgermanen. Bonn.

Gruntzel, Josef, 1917: Wirtschaftliche Begriffe.

Gurevitsch, B., 1901: Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft. Staats- und sozialwiss. Forschungen (Schmoller). 19. Bd., Heft 4.

Hagemann, C., 1919: Spiele der Völker.

Hahl, A., 1901 u. 1902: Mitteilungen über Sitten und rechtliche Verhältnisse auf Ponape. Ethnolog. Notizblatt, II/2 u. III/2, Berlin.

Hahn, Ed., 1910: Die Entstehung und geschichtliche Bedeutung der Wanderhirten (Nomaden). Z. f. Sozialwiss. N. F. 1, S. 419 u. 500.

Derselbe, 1914: Von der Hacke zum Pflug. Leipzig, „Wissenschaft und Bildung", 127.

Hahn, Ida, 1919: Soziale Wirkungen des Hackbaus in der europäischen Pflugkultur. Z. f. Sozialwiss. N. F. 10, 3—4, S. 170 ff.

Haxthausen, A. Frhr. v., 1856: Transkaukasia, I, bes. 3. Kap. Leipzig.

Hehn, Viktor, 1902: Kulturpflanzen und Haustiere. 7. Aufl. bes. v. O. Schrader.

Jenks, A. E., 1905: The Bontoc Igorot Ethnological Survey Publications, vol. I, Dpt. of the Interior, Manila.

Hennig, R., 1920: Primitive Telegraphen und ihre geographische Verbreitung. Z. f. Soz. (N. F.) 11, S. 587 ff.

Hoops, Johannes, 1905: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Trübner, Straßburg.

Kandt, Richard, 1904: Gewerbe in Ruanda. Z. f. Ethnologie 36, S. 329 ff.

Karsten, Rafael, 1920: Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador. I. Ideas and Customs relating to agriculture among the Jibaros and Canelos Indians of Eastern Ecuador. Acta Acad. Aboensis, Humaniora 1/3 Abo.

Kaufmann, 1896: Beiträge zur Kenntnis der Feldgemeinschaft in Sibirien, in Brauns Archiv f. soz. Ges. u. Stat.

Klemenz, A. A., Über das Nomadenleben der mongolischen Völker. Anthrop. Ges. in St. Petersburg.

Knabenhans, A., 1917: Arbeitsteilung und Kommunismus im australischen Nahrungserwerb. Festschr. f. Ed. Hahn, S. 74 ff.

Derselbe, 1919: Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen, in Studien zur Ethnologie und Soziologie. Bd. 2. Herausgeg. v. A. Vierkandt, Berlin u. Leipzig.

Koch-Grünberg, Th., 1917: Vom Roroima zum Orinoko. 2 Bde. Berlin.

Kowalewsky, Maxim, 1891: Modern Customs and Ancient Law in Russia. (Ilchester Lectures) London.

Kniper, J. Feenstra, 1921: Japan en de Buitenwereld in de 18. Eeuw (Diss. Leiden). S'Gravenhage.

Landtmann, Gunnar, 1920: Papuan Magic in the Building of Houses. Acta Acad. Aboensis, Humaniora 1/5. Abo.

Lewinski, Jan. St. 1913: The Origin of Property and the Formation of the Village Community. (Studies in Economic and Political Science ed. by W. Pember Reeves No. 30.) Liverpool School of Economics, London.

Lowie, R. H., 1920: Primitive Society. New York.

Maine, Henry S., 1876: Village Communities in the East and West. 3 rd. ed.

Malinowski, B., 1913: The family among the Australian aborigines. London.

Derselbe, 1921: The Primitive Economics of the Trobriand Islanders. The Economic Journal, 31, S. 1 ff.

McKern, W. C., 1922: Functional Families of the Patwin, Un. Calif. Publ. Am. Arch. a. Ethn. vol. 13 Nr. 7, pp. 235—258.

Meißner, Bruno, 1911: Schafschur in Babylonien. Orientalist. Lit. Ztg. 14, S. 96 ff.

Meitzen, 1895: Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. Berlin.

Mehlis, C., 1921: Raetia und Vindelicia bei Claudius Ptolemaeus. Zur Lösung der Räterfrage. Arch. f. Anthrop., N. F. 18, S. 121 ff., bes. S. 203—206.

Meldon, J. A., 1906—1907: Notes on the Bahima of Ankole (Nile Province, Uganda). Journ. Afr. Soc. 6, S. 136, 234.

Meyer, Ed., 1910: Wirtschaftsgeschichte des Altertums, Kleine Schriften.

Mookerji, Radhakumud, 1912: Indian Shipping, a history of the sea-borne Trade and maritime activity of the Indians (Hindu) from the earliest Times. Bombay & London (Longmans, Green & Co.). 283 pp.

Moszkowski, Dr. Max, 1911: Vom Wirtschaftsleben der primitiven Völker in „Probleme der Weltwirtschaft". V. Herausgeg. von D. H. Harms (Kiel).

Müller-Wismar, W., 1917: Yap, Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—1910. Hamburgische Wissenschaftl. Stiftung, Hamburg.

Munro, Dana C., 1911: The Cost of Living in the twelfth Century. Proc. Am. Philos. Soc. 50, S. 497.

Murray, M. A., 1914: Evidence for the Custom of Killing the King in Ancient Egypt. Man, 14, No. 12.

Nansen, Frithjoff, 1891: Eskimoleben. Berlin.

Neuburger, 1919: Die Technik des Altertums. Leipzig.

Nigmann, E., 1908: Die Wahehe, ihre Geschichte, Kult-, Rechts-, Kriegs- und Jagd-Gebräuche. Berlin.

Nordenskiöld, Erland, 1918—20: Vergleichende ethnographische Forschungen (Südamerika). 2 Bde. Göteborg.

Pfeiffer, L., 1920: Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen. Jena.

Pickering, W. A., 1898: Pioneering in Formosa, Recollections of Adventures among the Mandarins, Wreckers and Head-hunting Savages. London.

Prschewalski, N. v., 1881: Reisen in der Mongolei usw. 2. Aufl. Jena.

Preuß, K. Th., 1921: Religion und Mythologie der Uitoto. 2 Bde. Göttingen und Leipzig.

Ramann, E., 1918: Der Einfluß des Bodens auf Siedelung, Staatenbildung und Kulturentwicklung. Naturwiss. Wochenschr. 33, S. 705 ff.

Read, Carveth, 1920: The Origin of Man and of His Superstitious. Cambridge Un. Press.

Ridgeway, W., 1892: The Origin of Metallic Currency and Weight Standards. Cambridge.

Rivers, W. H. R., 1914: The History of Melanesian Society. 2 vols. Cambridge.

Sarfert, E., 1919: Kusae, Ergebnisse der Südsee-Exped. 1900—1910. Hamburger Wissenschaftl. Stiftung, Hamburg.

Schanz, Joh., 1912: Mitteilungen über die Besiedlung des Kilimandjaro durch die Dschagga, und deren Geschichte. Beiheft 4 des Bäßler Archivs.

Schmidt, Max, 1905: Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin.

Schenck, A., 1912: La Suisse préhistorique, Lausanne — bes. S. 330 ff.

Schneider, Anna, 1920: Die sumerische Tempelstadt, Die Anfänge der Kulturwirtschaft. Staatswissenschaftl. Beiträge IV. Herausgeg. v. J. Plenge, Essen a. d. R.

Schneider, O., 1905: Muschelgeld-Studien. Bearb. v. C. Ribbe, herausgeg. vom Verein f. Erdkunde zu Dresden. Dresden.

Schullern, 1908: Der Ursprung des Privateigentums. Korr.-Bl. 38.

Schultze, Paul, 1922: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. (Kulturarbeiten, Bd. I), München.

Schurtz, H., 1900: Urgeschichte der Kultur.

Derselbe, 1900: Das afrikanische Gewerbe.

Schwiedland, E., 1894: Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich.

Seligman, Edwin R. A., 1902: The Economic Interpretation of History. New York.

Sieveking, H., 1921: Wirtschaftsgeschichte vom Ausgang der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrh. (Mittlere Wirtschaftsgesch.).

Simkowitsch, 1898: Die Feldgemeinschaft in Rußland.

Skinner, H. D., 1921: Culture Areas in New-Zealand. Journ. Polynesian Soc. vol. XXX.

Soergel, W., 1922: Die Jagd der Vorzeit. Jena.

Sombart, Werner, 1913: Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus. I. Luxus und Kapitalismus. II. Krieg und Kapitalismus.

Somló, Felix, 1909: Der Güterverkehr in der Urgesellschaft. Fasc. Z. der »Notes et Mémoires, Travaux de l'Inst. de Sociologie, Instituts Solvay«. Leipzig.

Staschewski, F., 1917: Die Banjangi. Beiheft VIII des Bäßler-Archivs. Herausgeg. v. B. Ankermann.

Steffen, Gustaf, 1913: Irrwege sozialer Erkenntnis.

Steinen, Karl von den, 1897: Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens.

Stimming, Manfred, 1922: Das deutsche Königsgut im 11. und 12. Jahrhundert. Heft 149 d. Histor. Studien.

Stow, G. W., 1905: The Native Races of South-Africa. London.

Strehlow, 1913: Die Aranda- u. Loritja-Stämme in Zentral-Australien. IV. Teil: Das soziale Leben, Veröffentl. a. d. Städt. Völker-Mus. Frankfurt a. M.

Struck, Bernhard, 1921: Die Kaphottentotten im Jahre 1688. Archiv f. Anthrop. (N. F.) 18, S. 71.

Stuhlmann, Franz, 1910: Handwerk und Industrie in Ostafrika. Bd. I d. Abh. d. Hamburger Kolonial-Instituts. Hamburg.

Temple, R. C., 1899: Beginnings of Currency. Journ. Anthr. Inst.

Termer, Franz, 1920: Über den Landbau im alten Mexiko. Naturwiss. Wochenschr. (N. F.) XIX, 47, S. 740—744.

Thilenius, G., 1921: Primitives Geld. Arch. f. Anthrop. N. F. 18, S. 1 ff.

Thurnwald, R., 1901: Staat und Wirtschaft im alten Ägypten. Z. f. Sozialwiss. IV, S. 697 ff. u. S. 769 ff.

Derselbe, 1910: Das Rechtsleben der Eingeborenen der deutschen Südsee-Inseln, seine geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen. Blätter f. vergl. Rechtswiss. u. Volkswirtsch. 6, S. 145 u. 177 ff.

Derselbe, 1920—1921: Entstehung von Staat und Familie. Blätter f. vergl. Rechtswiss. u. Volkswirtsch. 16, S. 43 ff.

Derselbe, 1912: Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel. Bd. III: Volk, Staat und Wirtschaft.

Derselbe, 1921: Die Gemeinde der Banaro; Ehe, Verwandtschaft und Gesellschaftsbau eines Stammes im Innern von Neuguinea. Z. f. vgl. Rechtswiss. 38 u. 39. Stuttgart.

Derselbe, 1922: Psychologie des primitiven Menschen. Handbuch f. vgl. Psychologie. München.

Tille, Armin, 1900: Getreide als Geld. Jahrb. f. Nationalök. usw. 75, S. 721 ff.

Traeger, Paul, 1906: Die Troglodyten des Matmata (Tunis). Z. f. Ethnol. 38, S. 100.

Trüdinger, Karl, 1918: Studien zur Geschichte der griech.-römischen Ethnographie. Basel.

Tschuprow, A. A., 1902: Die Feldgemeinschaft.

Vedder, Grundriß einer Grammatik der Buschmannsprache. Z. f. Kolonialspr. I.

Vierkandt, A., 1912: Das Wesen der historischen Kausalität. Z. f. Sozialwiss., N. F. 3, S. 231 u. 330.

Derselbe, 1917: Die Vulgärpsychologie in der Ethnologie und die Anfänge der menschlichen Ernährung. Festschrift f. Ed. Hahn, S. 59 ff.

Vormann, P. F., 1917—1918: Das tägliche Leben der Papua. Anthropos, XII—XIII, S. 891 ff.

Weber, Max, 1921: Wirtschaft und Gesellschaft I und II im Grundriß der Sozialökonomik. III. Abteilung. Tübingen.

Weeks, Rev. John H., 1909: Anthropological Notes on the Bangala of the Upper Congo River. Journ. R. Anthr. Inst. 39, S. 97 ff.

Wellhausen, J., 1921: Israelitische und jüdische Geschichte.

Werner, H., 1906: Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute. Z. f. Ethnol. 38, S. 241 ff.

Westermarck, Edward, 1914: Marriage Ceremonies in Marocco.

Wheeler, G. C., 1910: The Tribe and Intertribal Relations in Australia. London.

IV.

Soziologie der Sprache.

Inhaltsverzeichnis.

10.

Sprache und Gesellschaft

Von

Leo Jordan, München.

Inhaltsverzeichnis.

Nachschrift.

Der Aufsatz ist geschrieben und verbessert, als Besonnene beiderseits der Grenze noch an einen schließlichen Sieg der Vernunft glaubten und einen Modus vivendi zwischen Deutschland und Frankreich erstrebten. Durch die ruchlose Besetzung der Ruhr und die empörende Behandlung seiner Einwohner seitens des offiziellen Frankreich sind seine Betrachtungen, soweit sie dieses Land betreffen, unzeitgemäß geworden. Sie können nur als Dokument ehrlichen Verständigungswillens vor Januar 1923 gelten. Als Mahnung, nüchtern zu denken und nicht sich und andere Völker mit der farbenreichen Brille der Romantik anzusehen, dem europäischen Erbübel, scheinen sie mir auch jetzt nützlich.

Une langue est une institution — il ne dépend pas des individus de la modifier. . . . Mais la façon dont chaque individu manie sa langue contribue à en déterminer le développement ultérieur.

Meillet, Les Langues de l'Eur. Nouv. 1918.

Es ist ganz in der Tradition Max Webers, daß auch der Philologe sein Scherflein zur Soziologie beitragen soll. Wir verehrten in Max Weber den Führer aller jener, die im unerbittlichen Rationalismus den höchsten Idealismus sahen, den Vorkämpfer gegen jene irrationalen Strömungen, deren Lockrufen in Kunst, Politik, Weltanschauung so viele unserer Zeitgenossen ein williges Ohr leihen. Max Weber sammelte alle um sich, die aufrichtig wachsender Erkenntnis dienen wollten, zu gemeinsamer Anregung und Forschung, Kritik und Belehrung und, wenn es nötig war, zu gemeinsamem Kampf. Er schien, welches auch das geisteswissenschaftliche Fach war, das besprochen wurde, ein Brennpunkt seiner Forschung. Und überall bewunderte man seine Gabe, kühne Ideen auszusprechen und auch strenge Kritik zu üben. Darum war er auch der Philologie nicht abhold; denn Philologie ist Kritik. Philologie stutzt gern Flügel; und darum lieben unsere heutigen Romantiker die Philologie nicht, denn sie fliegen gern hoch, wo Abstürze das Leben nicht gefährden.

Es wäre aber ganz falsch, anzunehmen, daß die Abneigung gegen die Philologie erst eine neuzeitliche Strömung sei; schon die französische Romantik war rationaler Sprachbetrachtung abhold. Man hat gesagt: Rousseau ist nicht der Vater der Romantik — er ist die Romantik in Person (P. Lasserre, *Le Romantisme français*, Paris 1908, Cap. II: *Il est le Romantisme intégral*). Man braucht deshalb nur Rousseaus »Versuch über den Ursprung der Sprachen« aufzuschlagen, um das »Ressentiment« gegen Sprachrationalisierung und ihre Wirkungen samt dem dazu gehörenden Ideenapparat zu finden: Nicht das nackte, poesielose (= rationale) Bedürfnis — nein, das Gefühl (*les passions*) ist der Urquell der Sprache (Kap. 2). Im »reinen« Zustand sind die Sprachen der Ausdruck des seelischen Fühlens — aber nur die südlichen Völker erzeugen diese reine Sprache; bei den nördlichen Völkern zwingt das Aufeinanderangewiesensein zur Nützlichkeitssprache: *le premier mot ne fut*

[1]) Nach Abschluß des Manuskripts erschien, gleichem Gegenstand gewidmet: *Jos. Schrijnen, Taal en Kultuur, Rede* etc. Utrecht 4. Juni 1921.

pas chez eux, aimez-moi (wie bei den Südländern), *mais aidez-moi.* Und da alles rein ist, was aus den Händen der Natur kommt, so gibt es auch kein schädlicheres Instrument der Sprachbeeinflussung als eine Akademie (das heißt einen Rationalisierungsversuch): *par un progrès naturel toutes les langues lettrées doivent changer de caractère et perdre de la force en gagnant de la clarté; .. plus on s'attache à perfectionner la grammaire et la logique, plus on accélère ce progrès, . . pour rendre bientôt une langue froide et monotone, il ne faut qu'établir des académies chez le peuple qui la parle* (Kap. 7).

Geht es heute gegen historisch-rationale Spracherklärung — so ging es damals gegen rationale Sprachdogmatik. Daher kommt bei Rousseau alles naiver heraus und ist in den Grundzügen auch dogmatischer gefaßt, als dies heute bei Versuchen, die Sprache psychologisch zu fassen, der Fall ist. Aber man braucht nur eine andere Terminologie einzusetzen als die Rousseausche, um die nahe Verwandtschaft zu erkennen, und die ergibt sich nun vollends aus den positiven Folgerungen der Doktrin.

Entstammt die Sprache der Seele, so müssen alle Trübungen und Veränderungen der Seele sie ebenfalls trüben oder verändern. Und das muß sich dann auch studieren lassen; und Rousseau schließt mit einem Zitat, das er Duclos entnimmt: *Ce serait la matière d'un examen assez philosophique, que d'observer dans le fait, et de montrer par des exemples, combien le caractère, les moeurs et les intérêts d'un peuple influent sur sa langue.* Wir haben zu unserer Zeit Ausführungsversuche dieser Idee erlebt, und wir werden sie unten besprechen.

Aber Rousseau ist vorsichtig. Kennt er auch die Sprache schlecht, so ist er doch soziologisch orientiert und weiß, daß materielle Bedürfnisse eine Sprache verlangen, die man verstehen kann, wenn er auch freilich diese rationelle Sprache als inferior verachtet und sie nur dem kühlen Norden zuschreibt. Er ist weiterhin Musiker und fühlt, daß der Teil der Sprache, der der Empfindung adäquat ist, nicht die Lautsprache, sondern ihre Begleitung, die Melodie, ist. Und hier sagt er manches recht Merkwürdige, das auch einen trockenen Phonetiker von heute interessiert. — Aber zugleich weist er dadurch der romantischen Strömung in der Musik ihren Weg. Sie wird sich Gebiete anmaßen, die nur das Wort verdeutlichen kann, zu malen, zu beschreiben versuchen, statt sich auf das Empfinden zu beschränken: Programmusik machen.

Umgekehrt werden die sprachlich interessierten Epigonen in allem Sprachgeschehen Empfinden, Gefühl finden und die Sprache als eine Art mystischen, unmittelbaren Ausdrucks unserer Seele erklären. So der alte Rousseauschüler, nun Mitglied des *Institut National de France*, L. S. Mercier, der Verfasser des *Homme Sauvage* (1767). Er schreibt 1801 ein kurioses Lexikon von Neologismen (*Néologie ou Vocabulaire des Mots Nouveaux*) und breitet seine romantischen Ideen in einer langen Vorrede aus: Gefühl ist alles. Keine Autorität gibt es in der Sprache als das eigene Genie, dessen Schöpfung

die Sprache ist. *L'homme pensant ne connaît point d'autre autorité que son propre génie; c'est lui qui fait la parole, et la langue n'est point un objet de convention, comme le disent de futiles métaphysiciens* (XVII, XVIII). Seele ist alles; Narren haben geglaubt, daß die Seele eine physische Maschine sei: *Mais nous sommes tous métaphysiciens, car nous sommes tous près de nous-mêmes, de notre âme, de notre pensée, de notre intelligence* (XLIX). Darum fort mit den Fesseln, die Ratio der Sprache anlegt: *Les généreux descendants des Gaulois et des Francs s'affranchiront eux-mêmes de tous les fers qui retardent et contrarient les progrès de leur langue* — und darum dieser Diktionär, der sich gegen die Akademie stellt, wie sich sein Autor mit seiner Polemik gegen den Alexandriner stellt (*l'hémistiche renfermé dans une mesure constante devient assommant!*) — alles dies lange vor Victor Hugo, der mit ein paar unakademischen Worten und einem »romantischen« Alexandriner eine revolutionäre Tat begangen zu haben glaubte und die Jugend von 1830 begeisterte. Das wäre allerdings Mercier als Programm nicht genug, wie denn überhaupt das Programmachen der stärkste Teil der französischen Romantik ist. Er begießt den Beeinträchtiger der Freiheit, die Akademie, mit der Lauge seines Spottes und stellt ihm — die Sprache der Huronen als leuchtendes Vorbild hin, um schließlich ein äußerst zahmes und ziemlich ledernes Lexikon folgen zu lassen.

Auch heute haben künstlerisch veranlagte Menschen durch emotionale Einstellung viel Paradoxes in allen diesen Fragen behauptet. Bei den einen sieht man, daß sie von der Sprache der Dichtung ausgehen und mit ihrem Maße auch die Sprache des Umgangs messen wollen, als Kunstwerk nämlich, das der Seele, dem »Genius«, entsprossen ist. Bei anderen fehlt die Sehnsucht nach dem romantischen Ideal einer Schöpfung, in welcher Geist und Wort in fessellosem Flug sich decken. Schärfer treten deshalb die Denkfehler hervor; Individuum, Gesellschaft, Seele, Nation gehen durcheinander, schlecht oder nicht definiert, gerade wie bei Mercier.

Welches sind aber nun tatsächlich die Grenzen? Wo hört die Gesellschaft auf, die Sprache zu bestimmen? Wo fängt das Individuum an, sie frei zu brauchen? Wo endet die Zweckmäßigkeit — wo beginnt die Kunst? Das sind Fragen, von denen wir uns im folgenden die erste vorlegen wollen. Und auch auf die zweite wird gelegentlich einiges Licht fallen.

Sprache und Gesellschaft: ein Riesengebiet, denn eigentlich ist alles an der Sprache sozial, zum Verkehr von Mensch zu Mensch bestimmt. Zusammen mit anderem Gemeinsamem: mit Tracht, Formen, Ideen — Vorurteilen bindet sie diejenigen, die zum Verkehr untereinander bestimmt sind. Bindet die Gemeinden durch Mundart, die Kleinstaaten oder Provinzen durch Dialekte, die Nationalstaaten durch Sprache — und in der Zeit des Welt-

verkehrs, über jene anderen bindenden Faktoren weit hinausgehend, knüpft sie ein Band vom Menschen zum Menschen.

Sehen wir von dieser modernen Grenzüberschreitung der Sprache ab, um sie uns auf den Schluß aufzusparen, und beginnen wir mit dem Element (sozial gesprochen), der Mundart.

Sie wird von einer Gruppe zusammenhausender Individuen gesprochen, die in ständigem Verkehr miteinander sind. Dadurch hat individuelle Färbung der Mundart stets ein Korrektiv in der Gesellschaft der Sprechenden — wie umgekehrt eine neue Färbung, ein neues Wort aus anderer Mundart oder einer Berufssprache, ein der Schriftsprache, der Dichtung entlehntes Wort, eine neue Metapher, die ein oder mehrere Individuen zum ersten Male anwandten, Aussicht auf schnelle Verbreitung haben. Bereits in der Mundart wirkt jene Neigung zum Purismus, die Gemeinden wie ganze Völker beherrscht, nicht nur der Sprache gegenüber. Sie wirkt ebenso auf Tracht, die Art sich zu geben, zu essen, zu denken — ja den Gesichtsausdruck. Ein natürlicher Instinkt, der vor unzweckmäßigen Mischungen bewahren soll, den aber steigende Gesittung gern bekämpft. Wenn auch nur Auserlesene, wie der alte Montaigne schon vor 350 Jahren, das Konventionelle aller dieser Dinge durchschauen. Für den unbefangenen Menschen ist jeder, der anders spricht wie er, ein Alienus. *Hic niger est, hunc tu Romane caveto!* Ich erinnere mich, wie meine Mutter, die von dem bekannten Kölner und kölnisch redenden Pädagogen Dr. Weyden zur Sprachlehrerin erzogen worden war, trotz dieses Bildungsganges mit Intoleranz und Hartnäckigkeit meine Versuche, in kölnischer Mundart zu reden, verbesserte. — Man weiß, wie der Bayer den Landsmann an der richtigen Aussprache seines »*Loabitoag*« erkennt.

Was ist nun der Dialekt? Die Summe aller Mundarten, die der Provinz, dem Kleinstaate angehören, nennen wir Dialekt. Also nur eine gemeinsame Benennung, wird man fragen. Doch nicht! Die Bauern fahren mit ihren Produkten in die Marktorte, alles schaut zentripetal, direkt oder indirekt, zur Metropole, steht mit ihr im Verkehr. Und der Verkehr nivelliert, korrigiert; denn die Sprache ist das Verständigungsmittel. So werden die Mundarten verhindert, sich allzu stark voneinander zu entfernen. Allzu fortschrittliche Lautentwicklung wird gehemmt, allzu konservative mitgerissen; Worte, die der Verkehr ständig fordert, werden urban — oder die Stadt nimmt sie in mundartlicher Form an. Kurz, den Dialekt charakterisieren gemeinsame Züge und meist gemeinsamer Tonfall. Ein paar Beispiele für die Art des Ausgleichs:

Ich diente vor geraumer Zeit in München bei einem Infanterieregiment. Regimentskommandeur war Prinz Rupprecht. Das Manöver führte uns ins Vorgebirgsgelände im Salzach- und Innwinkel. Es verbreitete sich unter der Mannschaft, daß ein Bauernmädchen dem Prinzen eine Gabe gebracht und ihm auch ein Ei angeboten habe mit den Worten: *Mogst eppa-r-an oa a?* Da der Prinz nicht gleich verstand, belehrte ihn ein Offizier: »Das Mädchen

fragt, ob Königliche Hoheit ein Ei befehlen.« Die Spannung zwischen *Ei* und *Oa* ist in der Tat groß, und so sollen die Bauern in ferner Friedenszeit ihre Ware in den Städten ausgerufen haben: »*Eier und Oa!*« — Ganz ähnlich bestimmte einst der Verkehr, daß Rom das Wort scrofa von seinen ländlichen Sauzüchtern erhielt, da intervokales *f* unlateinisch ist — und daß Paris die Worte *avoine* und *foin* mit den Produkten vermutlich aus Burgund erhielt, da die Mundart der *Ile-de-France* sonst *fain* und *avaine*[2]) erwarten läßt, wie diese Worte denn auch bis ins 18. Jahrhundert lauteten; übrigens eine lautlich ähnliche Spannung wie zwischen *Ei* und *Oa*.

Infolge dieser Beziehung von Produkt und Benennung ist ein »Dialektatlas« eine Quelle der Belehrung auch für den Volkswirt. Nehmen wir erst als einfaches Beispiel das Wort »*Charbon*« des *Atlas Linguistique de la France* (Bl. 236). Unverrückbar bleibt das Wort *charbon* als Bezeichnung des Gattungsbegriffs »Kohle«. Nur an vier Punkten der germanischen Sprachgrenze (192, 199, 193, 160) finden wir uj (*houille*) als Gattungsbegriff notiert. An zwei Punkten lautet das *h* noch (193 *h*ɔ:j). Das ist offensichtlich die wallonische Wiedergabe des flamischen *Kole*, das flamische oder wallonische Bergleute importierten. Mit der Steinkohle dringt die Benennung *houille* »Kohle« aus dem Nordosten in alle Gegenden Frankreichs als Bezeichnung des engeren Begriffs »Steinkohle«.

Viel komplizierter liegen die Dinge bei dem Blatte »*Maïs*« (800): In ganz Frankreich finden wir sporadisch die Bezeichnung *maïs*, die einst mit dem Produkt aus dem neu entdeckten Amerika kam. Von Marseille aus strahlt dann die Bezeichnung *blé de Turquie* in mannigfachen Entstellungen bis in die Wallonie und tief ins *Plateau Central* aus und zeigt die Herkunft des alten Marseiller Imports aus dem Orient. Längs der italienischen Grenze zeigt der Name *polenta* italienische Herkunft des Mehls, und von den Häfen des Golfs von Biscaya kommt die Bezeichnung *blé d'Espagne* und kämpft mit *blé de Turquie* im Zentralmassiv um die Märkte. — Anders versteht L. Spitzer in *Wörter und Sachen* (4, S. 126) das Kartenbild: Danach ist *blé de Turquie* eine alte volkstümliche Bezeichnung, die den wirklichen oder vermeintlichen Ursprung andeutet, *maïs* das schriftsprachliche Wort, das die Hauptstadt verbreitet. Wo *maïs* neben *blé de Turquie* tritt, differenzieren sich die Bedeutungen — jenes bedeutet meist den selbstgebauten »Futtermais«, dieses den importierten »Speisemais«. — Wie man auch erklärt, der Verkehr bildet das Prinzip.

Interessant sind weiterhin Punkte, in denen der Name der Hirse für »Mais« eintritt: *mil*, lateinisch milium (Gascogne, Languedoc): Die jüngere Maiskultur hat dort die uralte Hirsekultur verdrängt (S. 129). So bestimmt der Verkehr auch durch die Wirtschaft hindurch die Sprache[3]).

---

[2]) Die Champagne hat heute noch vielfach *avaine*.

[3]) Zu *garouj* »Mais« (im Südwesten) sei daran erinnert, daß *garouille* in der französischen Farbindustrie »Kermesrot« bedeutet und in gleicher Gegend auch *blé rouge* als Bezeichnung des Mais vorkommt. Die Schwierigkeit auf S. 128 des Spitzerschen Aufsatzes könnte sich also ganz anders erklären. — Auch darauf, daß *bigarreau*

Das Verhältnis von Mundart und Dialekt steht also unter der »Diktatur« des Verkehrs. Die kirchliche Organisation im Mittelalter, die politische in der Neuzeit und über diese hinaus der Weltverkehr verbindet die Menschen, stutzt ihre Sprache — und trennt sie gleichzeitig gruppenweise.

Nun ist die Sprache nicht nur geographisch geschichtet — sie ist auch sozial gestuft. Auch Gesellschaftsklassen entwickeln und hegen ihre eigene Diktion mit derselben puristischen Intoleranz wie Dorfmundarten. Der Pariser Hof bespöttelte schon am Ende des 12. Jahrhunderts einen pikardischen Minnesänger wegen seiner Pikardismen; Vaugelas lehrt im 17. Jahrhundert jene Sprache, wie sie *dans la partie la plus saine de la Cour* gesprochen wird. Die französische Schriftsprache folgt diesem rational-zweckmäßigen Muster und wird dann ihrerseits durch Lektüre, Schule, Theater, Salon für die Gebildeten des ganzen Reiches vorbildlich. In anderen Ländern ist es die Sprache einer Bibelübersetzung, einer Kanzlei, die als Vorbild den Anfang machte. Überall aber wirkt nun eine mächtige zentripetale Kraft nivellierend, wo auch immer Schule, Zeitung, Theater hinkommen. In welcher Weise sie selbst bei besonders partikularistischen Stämmen wirken kann, zeigt eine Szene, die ich zwischen zwei Süddeutschen belauschte: »Ihr Schwaben«, sagte der Bayer, »seid urwüchsige Leute. Ihr schwäbelt schon, als ob es kein Hochdeutsch gäbe!« — »Und ihr Bayern«, erwiderte der Schwabe, »redet altbayrisch, daß man's kaum versteht und meint, es sei Hochdeutsch!«

Schließlich entwickeln sich auch innerhalb der Berufe Varianten von Mundart oder Schriftsprache. Juristen[4]), Philosophen, Dichter haben eine besondere Art des Denkens, die eigene Ausdrücke, eigene Diktion fordert — die Philologen alten Stils sind in der Sprache gern um ein Jahrhundert zurück; besonders hübsch ist dies in Frankreich, wo man das Französisch alter Akademiker, von Lesern und Leserinnen des *Figaro* und ausländischen Lehrern als *Français de Professeur* bezeichnet. — Rednertribüne, Kanzel fordern eigenen Stil, eigenen Wortschatz, und es scheint mir nicht verwunderlich, wenn sich galloromanisch, das heißt zu römischer Zeit, als noch Provence und Nordfrankreich linguistisch eine Einheit bildeten, vier Worte gegenseitig beeinflußten und miteinander sich formal ganz seltsam entwickelten: benedicere »segnen«, nasci »geboren werden« (Evangelium, Taufe), irasci (Gottes Zorn, Predigt gegen den Zorn), vivere. Die ursprünglich ganz verschiedenen Perfekta benedixi, vixi, natus sum, iratus sum ergeben: *beneïsquiet*, *nasquiet*, *irasquiet*, *visquiet* als altfranzösisches Resultat. Wer in den Psalmen etwas nachliest, wird die Häufigkeit dieser Worte verifizieren: Pfarrerworte.

Und so möchte ich es auch auf die Predigt schieben, wenn »Sonne«, »Stern« und »Donner« sich formal beeinflussen und tönende Formen ergeben, die nun allerdings auf alle geistliche Literatur beschränkt bleiben.

---

schriftfranzösisch »Herzkirsche« heißt, sei hingewiesen; die Farbenbezeichnung »Gesprenkeltes« könnte also von hier aus auf *bigaro* »Mais« übertragen sein.

[4]) Vgl. L. Wenger, Sprachforschung u. Rechtswissenschaft. Wörter u. Sachen I, S. 84 ff.

Latein:	stē(l)la	solí̆c(u)lu(m)	tonítr(u)u(m)
Normales Altfranzös.:	*estoile*	*soleil*; Osten: *soloil*	*tonoire*
Mischformen:	—	*soloile*[5])	→ *tonoile*[7])
Mischform(?):	—	*soloire*[6])	—

Gewiß aber stammt es aus der Predigt, wenn die biblische »gehenna«, »Hölle« zur französischen *gêne* und schließlich zum deutschen »genieren« wird.

Jede Berufssprache kann in gleicher Weise wie diejenige des Pfarrers dienen. Stufenweise wird das in ihr Geborene und von der Majorität Angenommene in Mundart, Dialekt, Reichssprache zum Gemeingut — oder es wird auf einer der Stufen abgelehnt. Aus der Hirtensprache leitet man es ab, daß minari, »drohen«, zu minare, »führen«, wird: französisch *mener*. — Aus der Fischersprache, daß turbare, »trüben«, zu *trouver*, »finden«, wird (Schuchardt). — Nach Meyer-Lübkes *Romanischem Etymologischem Wörterbuch* wird tensare, »umfriedigen«, zu französisch *tenser*, »schützen«, und er bemerkt: »wohl ein Ausdruck des mittelalterlichen Rechtswesens zur Bezeichnung umfriedigter Weiden und Gehölze«. In der Tat ist der Bedeutungsübergang schon merowingisch, und die Juristenformeln der Zeit (*Formulae*, ed. Zeumer, 211, 15) schreiben: *ad sua ingenuitate tensandum*, »zur Verteidigung seiner Freiheit«, was nicht in *defensandum* zu korrigieren ist, wie der Herausgeber dies will. — Heute sind Heer und Sport eine besonders wirksame Quelle der Sprachbereicherung: Vgl. deutsch »gut abschneiden«, das vom Parademarsch stammt. Interessant sind die Sportsprachen, vor allem wegen ihrer Intoleranz ungenauer Diktion gegenüber (vgl. Jägersprache, Seefahrersprache). — Nicht zum wenigsten ist die Sprache des Volkshefe — Rotwelsch, *Argot*, *Slang* — interessant. Ihrem Zweck nach, Geheimsprache zu sein, unterscheidet sie sich wesentlich von allen anderen. Umdrehungen, *b*-Sprache und Verwandtes spielen hier in der Wortschöpfung eine nicht unbedeutende Rolle. Auf die Volkssprache hat das *Argot*, je nach der sozialen Schichtung der Sprechenden, schwächeren oder stärkeren Einfluß. In Paris, überhaupt in Frankreich, ist dieser Einfluß sehr stark; man möchte sagen, daß gerade die Gebildeten einen besonderen Reiz empfinden, *Argot*-Worte kennen zu lernen[8]): *rifflard* und *pibroque*, »Schirm«, *sapin*, »Droschke« usw. werden längst allgemein gebraucht.

---

[5]) Im Münchener Brut 1390, anno 1150, dreisilbig, »Sonne«.
[6]) Im Oxforder Psalter, S. 239: *soleire* »Osten« anno 1110.
[7]) In Gregors Dialogen, S. 101, nach 1200.
[8]) Vgl. die jüngste Veröffentlichung eines rührigen *Argot*-Forschers: A. Dauzat,

Über all diese Dinge ist von wortgeschichtlich Interessierten viel gearbeitet worden; eine eigene Zeitschrift, Meringers *Wörter und Sachen*, weist allerorts Soziologisches aus dem Leben der Sprache nach.

Nur in ihren Grundbegriffen national ist die Sprache des Handels. Fast alle abstrakten Begriffe sind, meist aus romanischer Quelle stammend, heute international. Man findet wissenschaftliche Literatur in Schirmers *Lexikon der deutschen Kaufmannssprache* und Messings *Handelscorrespondent.*

Ist es nicht zu profan, hier ein Wort über die Sprache der Dichtung einzufügen? Ich glaube nicht! Ihre Lebensbedingungen unterscheiden sich nicht wesentlich von der Sprache der Philosophen, der Prediger usw. Sie hat, wie alle die Besprochenen, ihren Spielraum innerhalb der schriftsprachlichen Konventionen, innerhalb deren der Dichter stilistisch frei schalten kann. Verfährt er zu frei, so wirkt ihm gegenüber, genau wie Mundart, Dialekt oder anderen Individualismen gegenüber, das Korrektiv des Einspruchs. Gewiß finden auch dunkler Stil, Mystik, Futurismus stets ihre snobistische Gemeinde — allein dafür verliert eine solche Dichtung den Kontakt mit dem lebenden Organismus der Sprache. Das allzu Individualistische verhallt ungehört oder unverstanden und wirkungslos. —

Verliert die Dichtung diesen Kontakt aber nicht und bleibt sie innerhalb der Grenzen, nur da schöpferisch vorgehend, wo sie ein Recht hat, zu schöpfen, in Wort und Bild, so wird sie zu einem reichen Borne der Sprachverjüngung, ebenso wie ihre Schwestern Philosophie, Predigt, von denen sie ja nicht durch allzu scharfe Grenzen getrennt ist. *Le talent n'est qu'une longue patience*, soll Buffon gesagt haben. Flaubert hat es seinem Schüler Maupassant eingetrichtert, und der erzählt es in der Vorrede zu *Pierre et Jean.* Den Dichter zum *Vates* machen, ihm »Manie«, göttliche Inspiration zuschreiben, heißt ihn, um mit Max Weber zu sprechen, mit charismatischen Eigenschaften ausstatten.

Kehren wir zu der Sprache des täglichen Lebens, der »Sprache«, zurück.

Wir haben bereits gesehen, wie der Handelsverkehr sie beeinflussen kann. Der fremde Gegenstand wird bald mit fremder Bezeichnung aufgenommen; bald wird die fremde Bezeichnung nationalisiert. Viel intensiver ist natürlich die Wirkung auf die Sprache, wenn zwei Volksstämme in direkte Berührung kommen. So fließt Sprachgut aus den Kolonien ins Mutterland (arabisch *kifkif* »gleichgültig« ins Französische aus Algier) und in gesteigertem Maße aus diesem in die Kolonien bis zur Aufgabe der eigenen Ursprache durch das Urvolk oder die Kolonisatoren.

Das sind nun Dinge, die wir vor allem recht schön in Gallien beobachten können. Hier weichen die Ursprachen des Landes (Ligurisch, Baskisch) der Sprache der kolonisierenden Kelten — das Keltische 500 Jahre später der Sprache der Römer. Mit der Völkerwanderung treten germanische Dialekte mit dem Latein in Konkurrenz. Schon vorher war germanisches Sprachgut

---

L'Argot de la Guerre. Paris, 1918. — Das *Imperial War Museum* veranstaltet auch eine Sammlung des *War-Slang.*

in die Romania eingedrungen: germanische Sklaven hatten ihr fillo »Schinder«, als Bezeichnung des Auspeitschers und späteres Schimpfwort (französisch *felon*) zugebracht [9]). Germanische Konkubinen lehrten römischen Soldaten des Limes ihr sŭppa. Daß germanische Waren ihren germanischen Namen behielten, ist selbstverständlich. Man vergleiche hierzu J. Brüch, *Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein.* — Natürlich gingen solche Entlehnungen in der Völkerwanderung viel weiter; Mischprodukte entstanden. Die Reichenauer Glossen 1150 (8. Jahrhundert) interpretieren lateinisches Uuespes (wie ein germanisches Wort geschrieben!) mit dem germanischen *Uuapces* (vgl. unser *Weps*, das übrigens noch die rein wallonische Form ist), und das neufranzösische *guêpe* (aus wespa) ist eine Kreuzung von germanisch wepsa und lateinisch vespa. — Auf der anderen Seite ist es erstaunlich, wie verhältnismäßig gering der keltische Einschlag im Französischen ist. Keltische Dinge und Begriffe wurden natürlich von Rom mit der keltischen Benennung angenommen: braca »Hose«, camīsia »Hemd«, cerevĭsia »Bier«, cambiare »tauschen«. Aber verhältnismäßig klein ist die Zahl der Worte, die auf Gallien beschränkt bleiben: Maße, Geräte, Pflanzen, Produkte, kurz Unübersetzbares (vgl. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft, Heidelberg 1909; K. Appel, Provenzalische Lautlehre, 1920, S. 8). Und das ist nicht etwa eine besondere Charakterlosigkeit der gallischen Bevölkerung dem Römischen gegenüber: Denn tausend Jahre später ergeht es den germanischen Normannen nicht anders — in zwei bis drei Generationen sind auch sie total romanisiert. Ein ernstes Mahnzeichen für romantische Rassentheoretiker, die gern Sprachgemeinschaft mit Rasse verwechseln.

Mit der Entwicklung zur Nationalsprache löst Sprachmischung gewöhnlich eine puristische Reaktion aus. Frankreich erlebte eine solche im 16. Jahrhundert, als der Hof Katharinas von Medici zahllose Italianismen verbreitete, und der Humanist Henri Estienne schrieb seine Dialoge gegen das »neue italianisierte Französisch« ebenso temperamentvoll wie ein Antifremdwortstreiter unserer Zeit. Einsichtsvoll sind solche Bestrebungen nicht immer: Während des Krieges bekannte mir ein Freund, er würde nun nur noch von »Frauenzimmern«, nie mehr von »Damen« sprechen, so wie es sein philologisch geschulter »Onkel« lehre. Als ich ihn darauf hinwies, daß auch »Onkel« ein Fremdwort sei — sagte er nur noch »Oheim«, »Muhme«, »Base« — und wurde ob dieser ungebräuchlich gewordenen Worte oft ausgelacht. Denn hier bekämpfen sich zwei puristische Strömungen, eine natürliche und eine künstliche. —

Wir haben bisher zu zeigen versucht, wie man sich den Gang der Sprachentwicklung vorzustellen hat. Nun müssen wir weiterhin zeigen, warum sich die Sprache entwickelt.

Daß die Sprache nicht stehen bleiben kann, ist evident. Mit dem mensch-

---

9) Anders nun Gamillscheg, der in der Zeitschr. f. roman. Phil. 41, S. 633 das Wort als ein gallisches erklärt.

lichen Fortschreiten, aber auch mit seinem Rückschreiten, muß sie in irgendeiner Form Schritt halten, Überflüssiges ablegen, Notwendiges neu schaffen, einen Klang, einen Rhythmus annehmen, welcher ihren jeweiligen Zwecken entspricht. Das heißt, anders ausgedrückt, die Sprechenden müssen sich dem Wechsel der Zeiten anpassen, das Individuum schöpferisch, die Masse rezeptiv.

Es sind also bei diesen Entwicklungsvorgängen Menschenseelen in der Tat die Mittler. Ein Sprachvorgang setzt Geschehnisse voraus, in die sich Individuen bald rational, bald emotional einfühlten, ihre Sprache an irgendeinem Punkte der neuen Lage anpaßten, was dann von einem kleineren oder größeren Kreise nachgeahmt wurde. Psychologische und soziologische Betrachtungsweise sind im metaphysischen Teil allen Sprachgeschehens unentwirrbar verknüpft.

Adolf Tobler ist der Meister, der in seinen längst klassisch gewordenen *Beiträgen* prinzipiell und systematisch bei jedem von ihm beobachteten Sprachvorgang »den Sachverhalt im Denken« festzustellen suchte, dem die zu besprechenden sprachlichen Tatsachen »ursprünglich entsprochen haben« (Beitrag II, 15). Dieses Denken bezweckt meist Förderung der Klarheit, wo nicht, wie beispielsweise bei ungeläufigem oder zu geläufigem Wortmaterial, ernsthafte oder scherzhafte Absicht vorliegt, besonders schön zu sprechen. Doch darf nie vergessen werden, daß die Seele nicht hemmungslos ändern kann, daß Rhythmus und Klang, nicht nur in Vers und geschriebener Sprache, stets Zwänge ausüben, und daß so manche archaisierende oder puristische Tendenz ein ganz Heterogenes in die Sprachentwicklung hineintragen kann. Der genannte Toblersche Beitrag, der dem bestimmten Artikel im Französischen gewidmet ist, darf als Muster vorsichtiger und umsichtiger Betrachtungsweise dieser Art empfohlen werden.

Nun ist es ja Epigonenart, die von Meistern übernommene Technik zum *Passe-Partout* zu machen und mit ihr zu wuchern. In der Kunst nennt man es »Barock«, in der Musik erleben wir es zur Zeit. Wenn man eine umfangreiche, 1920 erschienene Schrift über den gleichen Gegenstand, den französischen Artikel, in die Hand nimmt[10]), staunt man, welchen zahllosen Nuancen und Nuancen von Nuancen im menschlichen Denken das Setzen oder Nichtsetzen des bestimmten Artikels entsprechen soll. Nie liest man etwas von Rhythmuszwang, und doch sind die meisten Denkmäler, denen die Beispiele entnommen werden, Gedichte! Man würde aber fehlgehen, wenn man annehmen wollte, nur der Vers sei rhythmisch. Wie groß der Einfluß des Rhythmus gerade auf Monosyllaben wie Artikel und Pronomina in der gesprochenen Sprache ist, wissen wir längst[11]). Hier stehen also zwischen menschlichem Denken und dem Sprachvorgang Rhythmus und Akzent als eigentliche und unmittelbare Ausflüsse des Fühlens.

Nun betrachte man aber noch einmal Toblers genaue und vorsichtige

---

[10]) Dora Schweiker, Synt. Stud. über den bestimmten Artikel usw. Berlin 1920.

[11]) Vgl. den syntakt. Abschnitt meines bei Velhagen u. Klasing erscheinenden altfranzösischen Elementarbuches S. 289ff.

Ausdrucksweise. Jene Tatsachen entsprachen »ursprünglich« einem Sachverhalt im Denken. Tobler deutet also an, daß im weiteren Verlaufe des Prozesses bis zur Annahme durch eine Sprachgemeinschaft dieses Denken sich wesentlich verschieben konnte, ja ganz andere Triebfedern als gerade Denken: Nachahmungstrieb, unbewußtes, gefühlsmäßiges Annehmen, Neuerungssucht, ja Gedankenlosigkeit mitsprechen konnten.

Das heißt, sobald wir nämlich von der sprachverändernden Einheit, dem Individuum, zur änderungannehmenden Vielheit, dem Volke, kommen, verschiebt sich die Perspektive des Beobachters. Auch hier scheint mir in neuerer Zeit viel gesündigt worden zu sein. Schon Hermannn Paul hat in seinen *Prinzipien der Sprachgeschichte* gegen den Wundtschen Begriff der »Völkerpsychologie« sehr Gewichtiges eingewandt[12]). Als »Kollektivseele« verstanden, handelt es sich gewiß um einen nur gefühlsmäßig zu fassenden, irrationalen, ja irrealen Begriff. — Realität dagegen besitzt der sekundäre, konventionelle, das heißt der durch die Gesellschaft äußerlich, gewiß auch in vielen Fällen innerlich nivellierte Charakter, der die natürliche Spannung der individuellen Charaktere objektiv durch Glauben, Erziehung, Verspottung der Eigenbrödelei, subjektiv durch Nachahmung verringert — ganz genau so, wie er individuelle Spannungen in Mundart und Sprache ausgleicht. Meist ist dieser konventionelle Charakter, die Art, sich höflich, ruppig — langsam, schnell — affektisch, impassibel zu geben, nur eine Maske. *Naturam expelle furca!* Wie die Sprache nach Talleyrand ein Mittel war, die Gedanken zu verbergen — so kann die landesübliche Form im urbanen Kreise etwa den zu Begehrlichen — im ländlichen Kreise den zu Gutmütigen decken. Also *Mimicry: Les mœurs sont l'hypocrisie des nations*, urteilt Balzac (*Phys. du Mariage*, Aphorismus XVI).

Darum scheint mir auch der Widerstreit Paul—Wundt nicht sachlich begründet zu sein, weil der natürliche Individualcharakter und die jeweiligen sozialen Konventionen zwar aufeinander in ständiger Wirkung sind, aber nicht begrifflich zueinander in Gegensatz gebracht werden können. Daraus erhellt dann aber auch, daß alle Äußerungen dieses konventionellen, sozialen Charakters nicht mit psychologischen, sondern mit soziologischen Methoden zu messen sind. Volkspsychologie ist meiner Ansicht nach ein pseudopsychologisches Gebiet; es ist Soziologie.

Von diesem sozialen Charakter eines Volkes können wir nun durch seine Sprachentwicklung Wesentliches erkennen; doch ist auch hier in letzter Zeit durch wachsende Vernachlässigung der Elemente allen Sprachwissens und aller Sprachen, also Laut, Klang, Rhythmus, viel gesündigt worden.

An ein paar Beispielen will ich zu zeigen versuchen, wie mir die Dinge erkenntnistheoretisch zu liegen scheinen.

---

12) Vgl. Friedr. Kaufmann in *Altdeutsche Genossenschaften (Wörter und Sachen* II, 9). — E. Becher, Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft 1921, S. 102 ff.

Ein besonders amüsantes Beispiel aus der heutigen französischen Sprachentwicklung ist die Unbeliebtheit des *Passé Défini* und des *Subjonctif de l'Imparfait* im Französischen. Beide Formen sind veraltet; besonders die letztere ist auf das erwähnte *Français de Professeur* und konservative Mundarten beschränkt. In Paris erweckten die *je vins*, *je vis* der Provinziellen, vor allem der Südfranzosen — und der Ausländer —, die tönenden *que le trouvasse*, *que je fisse* kathedraler Herren stets stille Heiterkeit, und das Lachen wird zur sozialen Gebärde. Ich erinnere mich, daß eine Lehrerin, die mit *que je pusse* — *qu'il pût* um sich warf, von ihren Schülerinnen *la mère Pute* genannt wurde. Zahlreiche Witze kursieren. Ein Herr betritt den Barbierladen und fordert: »*Je désirerais que vous me coupassiez les cheveux!*« In seiner Geschäftsehre gekränkt, erwidert der so Angeredete: »*Ici on ne coupasse pas, ici on coupe!*« und schmeißt ihn hinaus. Und so findet man in Dichtung und Volkswitz zahlreiche Beispiele für den interessanten Vorgang, bis zu Meister Plötz, der einer guten Frau sagte: »*Permetteriez-vous, que je passasse!*« Die ihm darauf antwortete: »*Passassez toujours, Monsieur!*« —

Die soziale Gebärde ist klar. Was nicht klar ist, ist das »Warum?« Das »Warum?« präzisiert, heißt vorab: Warum werden Worte, Formen, syntaktische Formeln ungebräuchlich? Nun ist hier bei einer Verbalform die Erkenntnis natürlich schwieriger als bei einem einzelnen Hauptwort, und so wollen wir die Besprechung eines solchen einschieben. Schlagen wir im *Atlas Linguistique de la France* die Blätter *fils* »Sohn« (572—573) auf, so zeigt sich, daß das Wort *fils* an vielen Stellen, sonderlich im Osten, anderen Worten Platz gemacht hat. Im Osten sagt man gern *bueb*, also das deutsche Wort. Warum dies? Sehen wir uns die Karte genauer an: *fis* mit lautendem *s* ist auf wenige Punkte beschränkt. Wo das Wort blieb und *l* nicht zu *u* vokalisierte, lautet es *fi*, die Tochter *fij*. Offenbar war die Differenzierung zu gering; beide Worte kamen dadurch außer Gebrauch. Die Probe aufs Exempel ist, daß dort, wo das *l* vokalisiert, Sohn also *fjü* oder *fjö* heißt, beide Worte friedlich nebeneinander bleiben. Für das Vakuum der östlichen Mundarten aber rückt das Wort der Elsässer oder Schweizer Nachbarn: *bueb*, ein. — Und allerorts sind es ähnliche »Erkrankungen«, die zu ähnlichen »Sterbefällen« und »Nachfolgeschaften« führen. Hier ergibt die Lautentwicklung einen Zusammenfall von »Katz« *gat* und »Hahn« *gal* — der Hahn wird mit einer witzigen Metapher, die im speziellen Falle einem Individuum vorher eingefallen sein muß, nach dem Kooperator »Vikar« genannt. Dort fallen »melken« mülgĕre und »mahlen« mŏlĕre in *moudre* zusammen, und man sagt *traire les vaches* statt des sinnverwirrenden *moudre les vaches* »die Kühe mahlen«. Vor allem hat für die Wirkungen der Homonymie die Forschung Gilliérons weite Horizonte eröffnet.

Ist dies beim Verbum ähnlich? Hier hat neben anderen eine Studie von Ekblom[13]) gezeigt, daß ganze Gruppen des französischen Perfektums

---

[13]) *Etude sur l'Extinction des Verbes au Préterit en* **si** *et* **ui.** Upsala 1908.

teils schon urfranzösisch ungebräuchlich wurden, teils im Altfranzösischen außer Gebrauch kamen, weil sie mit dem Präsens zusammenfielen oder ihm doch sehr nahe rückten. Der Präsens von solere »pflegen« war *suelt*, mundartlich, vielleicht auch vortonig *solt* — das Perfektum soluit ebenfalls *solt*. Die Folge davon ist, daß ich es für grammatische Zwecke nur einmal mit Sicherheit in einem alten Texte (ca. 1150) belegen konnte. — Das Perfekt von trahere dagegen, *traist* (traxit), unterscheidet sich solange von seinem Präsens *trait* (trahit), als *s* vor Konsonant lautet. Sobald dieses *s* verstummt, was, vom äußersten Nordosten abgesehen, in ganz Frankreich der Fall ist, sind auch hier beide Formen nicht mehr eindeutig. Und so ist es kein Wunder, daß eine Reihe solcher Verben, bei denen Präsens und Perfekt zusammenfielen, die also »defektiv« wurden — nach der »Erkrankung« ausstarben. *Traire*, das in den verschiedensten Bedeutungen früher verwandt wurde, »schießen«, »Brettstein ziehen«, »*traire mal*«, »übel gehen« usw. (Ekblom meint, *Polysemie*, Undeutlichkeit durch übergroße Bedeutungsdifferenzierung, sei seine Hauptkrankheit gewesen) ist heute als defektives Verbum (Perfekt fehlt, auf *traire les vaches* »melken« beschränkt. Aber auch hier ist beim Urteil große Vorsicht am Platze: Wenn der Zusammenfall von *trait* und *trai(s)t*, also »Defektivität«, zum Untergang des Verbums beitrug, so bleibt dieser Zusammenfall ohne Einfluß auf die Lebensfähigkeit von *dire* »sagen«; *je dis* »ich sage« steht neben *je dis* »ich habe gesagt«, ohne den Sprechenden Hemmungen zu verursachen. Ganz ohne Hemmungen ist es freilich auch nicht gegangen. Das sieht man schon daran, daß volksfranzösisch »sagt er«, »sagte er« mit *fait-il*, *fit-il* umschrieben wurde und noch wird. Das heißt, ein eindeutiges Verbum rückt für das zweideutige ein. Das geschah gerade in der Zeit, in der das *s* vor einem Konsonanten verstummte, dīxit (*dist*) also *dit* wurde. Schon im 12. Jahrhundert heißt es meist *fait-il* für das Präsens, *di(s)t-il* (*s* wird traditionell natürlich weiter geschrieben) für das Perfekt. Die Sprecher helfen sich, wie sie können, *dire* hat das Pflaster vertragen, und mit ihm *rire*, *finir* und andere mehr. Der starke Organismus kommt durch, der schwache geht an der »Erkrankung« zugrunde. Kurz die Frage: »Kann die heutige Unbeliebtheit des Perfekts auf den Zusammenfall ganzer Perfektklassen mit dem Präsens zurückgeführt werden?« können wir vorab noch nicht beantworten. Wohl aber sehen wir, daß hier beim Leben und Sterben der Worte Lautentwicklungen, also physiologische Bedingungen, das Primäre sein können, und daß die ihnen entstammende Ungebräuchlichkeit von Worten, Formen — einen rationalen Grund hat: Deutlichkeitsbestrebung. Das führt uns zu der alten schwierigen Frage: Welches sind denn die Gründe für die Beweglichkeit unserer Laute? Ist der spontane Lautwandel[14]) psychologisch, das heißt aus Charakter, Gesell-

[14]) Wir unterscheiden spontanen (von der lautlichen Umgebung unabhängigen) und assoziativen (von der lautlichen Umgebung abhängigen) Wandel. Letzterer erklärt sich natürlich unschwer aus Änderungen des Akzents, des Tempos, des Rhythmus.

schaft, Neigung zu verstehen? Ist das lothringische Diphthongieren eine Folge der lothringischen Mentalität? Man hat Versuche, derartiges nachzuweisen, gelesen[15]). Die Versuche mußten mißlingen, weil der Lautwandel als etwas Primäres, Gewolltes, von der Psyche Abhängiges hingestellt wurde. Nun wollen wir einmal sehen, wie die Dinge liegen. Daß der Lautwandel an den Wechsel der Generationen gebunden ist, scheint gesichert. Das Erstaunliche daran ist, daß die Richtung einer Zungenhebung etwa in Generationen beibehalten wird, also erblich ist, bis das Erreichen eines extremen Punktes zur Umkehr zwingt. Volle Klarheit ist nicht zu gewinnen. Wohl aber ist deutlich zu sehen, daß der Lautwandel selber ein Abhängiges ist. Das Primäre scheint vor allem das zu sein, was wir »Artikulationsgewohnheit« nennen. Nehmen wir gleich zwei praktische Beispiele, um das Gemeinte zu verdeutlichen.

Der Engländer schiebt zum Sprechakt den Unterkiefer etwas vor; aus dieser Stellung erklärt sich seine ruhige Lippenhaltung, die sekundär zur Anstandsregel wird, kurz das ganze äußere Bild, das der Deutsche mit dem treffenden Namen »*Dobbel-w-Mund*« kennzeichnet. Ahmt man diese Organstellung nach, so wird man alsbald bemerken, daß die englischen Lautfärbungen, vor allem das ständige Detonieren aller Vokale nach der Enge zu eine natürliche Folge dieser Zwangsstellung sind. —

Der Franzose macht es gerade umgekehrt; er spreizt die Lippen für *e* und *i*, als ob die Lippenecken die Ohren erreichen möchten, rundet sie für *o* und *u* (respektive *ö* und *ü*), als ob er schmollte. Man sehe einen Franzosen *un pot-au-feu* oder *c'est ici* artikulieren: sein Gesicht ist in heftiger, mimischer Bewegung, alle Arbeit konzentriert sich auf die vordere, dem Zuhörer sichtbare Muskulatur. Und so wundern wir uns nicht, wenn sich aller Vokalismus nach vorn verschiebt, *a* zu *e*, *o* zu *ö*, *u* zu *ü* wurden.

Wir sehen daraus, daß der Schluß von Vorgängen spontaner Lautentwicklung auf den »Volkscharakter« insofern trügerisch ist, als ein Zwischenglied, die Artikulationsgewohnheit, ausgelassen wurde. Erst sie kann zu »Menschlichem« direkt in Beziehung gesetzt werden. Suchen wir diese Beziehungen an den gegebenen Beispielen zu erkennen.

Es ist evident, der Engländer strebt beim Sprechen eine impassible Maske an. Historisch ist der Vorgang natürlich so zu verstehen, daß einst solche Individuen der Allgemeinheit vorbildlich wurden, die mit der geschilderten Artikulationsgewohnheit aus beliebigem Grunde (der vorbildliche Stand mag meist den Ausschlag geben) zu reden pflegten. Das ursprünglich Individuelle wurde generell, vielleicht nun erst stärker prononziert, und es bleibt einem Wechsel des Geschmacks vorbehalten, daß Individuen, die sich vom Generellen wieder unterscheiden, erst einer Gruppe, einer Mundart, einer Provinz, schließlich dem Volke eine neue Gewohnheit diktieren. —

Ebenso evident ist, daß der Franzose seinen Affekt mimisch recht deut-

---

[15]) K. Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Kulturentwicklung. Heidelberg 1913.

lich machen will. Die Gebärde, die der Engländer so weit als möglich unterdrückt, wird von ihm unterstrichen, seine Lippen arbeiten konvulsivisch.

Und nun müssen wir uns fragen: Ist der Engländer auch so impassibel, wie er beim Sprechen tut? Ich glaube nicht; denn wenn er es wäre, so brauchte er auf die Maske nicht solches Gewicht zu legen. Er spielt den Impassiblen, weil diese Impassibilität gesellschaftlich sein Ideal, kaufmännisch seine Methode, kurz seine Konvention ist, nach der er sich modelt.

Und der Franzose? Ist er so offen, so freimütig, wie seine lebhafte Mimik dies zu zeigen scheint, oder zeigt er nicht auch hier mehrere Jahrhunderte geselliger Erziehung, welcher der lebhafte, nicht zurückhaltende Causeur das Ideal scheint? Der Franzose will wirken, er setzt sich in Szene! Innerlich ist im Durchschnitt kein Mensch so zurückhaltend, argwöhnisch, fremdenscheu, wie gerade dies Bauern- und Rentnervolk.

Kurzum: Das Primäre des formalen Teils der Sprache, die Artikulationsgewohnheit, ist eine jener *Hypocrisies* Balzacs und führt nicht zur Psychologie — sondern zur Soziologie, wobei es natürlich unbenommen bleibt, auch in diesem Falle von »Volkspsychologie« weiter zu reden, wenn man sich nur des konventionellen Charakters dieser sogenannten »Volkspsychologie« bewußt bleibt. — Darum ist dem unbefangenen Ausländer auch die suggestive französische Maske oder die impassible englische so unsympathisch, weil er die Komödie der sozialen Konvention als Außenstehender bald durchschaut — bald zu ernst nimmt. Und den Ausländern ist die norddeutsche Maske, die seit zwei Generationen gern zwischen dem Aussehen und dem Kommandoton des Unteroffiziers bis zum kommandierenden General nuanciert[16]), zuwider. Lernen sich aber Individuen kennen, so sind alle Teile oft angenehm enttäuscht: Denn hinter der jeweiligen Maske steckte der energische, fleißige, durch langen Rüstungszwang zur Unterordnung und zur Disziplin neigende Preuße, — der Klima, Besitz, Nahrung und Rassenmischung entsprechend bequemere, vorsichtige und umsichtige Franzose, — der als Kaufmann und Seefahrer in praktischen Dingen intelligente, selbständige, meist weltmännische und, wo eine Sympathie einmal empfunden wurde, gar nicht impassible Engländer.

Ist dies der formale, wie wir sehen, auf Konventionellem fußende Teil der Sprache, so meinen viele, in Satz und Stil den Menschen selber zu zu finden. *Le style c'est l'homme*, sagt schon das Sprichwort. Und für den Stil trifft dies auch zu; wir können ihn etwa als »das Individuelle innerhalb des syntaktisch Konventionellen« definieren. Durch Akzent und Konvention sind wir an bestimmte Wortfolgen, bestimmten Numerus-, Kasus-, Tempus-, Modusgebrauch usw. gebunden. Die Bindung läßt einen gewissen Spielraum,

[16]) Nietzsche hat das Anlegen der neuen Maske (Fröhliche Wissenschaft 104) beobachtet und »Menschliches, Allzumenschliches« als echter Romantiker daraus geschlossen.

den der Wortkünstler sich selbstherrlich oft genug erweitert — *quod licet Jovi!* Hier ist das stilistisch-individuelle Gebiet, und hier sind psychologisch-künstlerische (emotionale) Methoden durchaus am Platze, um die Gleichung *le style c'est l'homme* zu präzisieren. In der Syntax aber gebührt diese Methode nur ihrem metaphysischen Teil. Und da jede syntaktische Konvention eine Stilvariante zur Quelle hatte, ist damit nichts Neues gesagt. Warum nun die Änderung, vorausgesetzt, daß nicht eine Rhythmus- oder Akzentreform zu ihr führte? Nehmen wir erst einen Fall, bei welchem die Stilvariante nicht zur Regel wurde, um vorab im freien Gebiet Umschau zu halten. Ein Vater redet seine Tochter *mon petit* an; Tobler zeigt (Beiträge V, 1), wie es sich in allen gesammelten Fällen um familiäre Anrede handelt, die man charakterisieren könne: »Sie fragen nicht nach Mann und Weib.« Vielleicht kann man hier noch einen Schritt über Tobler hinausgehen, wenn man sich erinnert, daß der Franzose seinen Sohn gern mit *ma fille*, seinen Freund gern mit *ma vieille* anredet. Schalkhafter Irrtum einzelner hebt das Familiäre bald feiner, bald kecker hervor und wird redensartlich. Wie mich als Zehnjährigen ein Arbeiter in Paris mit *ma fille* anredete und mich höllisch in Erstaunen setzte[17]) — so rede ich einen Buben, der mich nach der Zeit fragt, mit »mein Sohn« an. Ich vergreife mich im Ausdruck, um ihn zutraulich zu machen. Soziologisches!

Ein anderes Beispiel. Volkslateinisch sagt man cantare habeo statt cantabo; das war bildhafter und darum wirksamer, denn habeo war sinnvoll -bo lediglich formelhaft; vgl. »ich will singen«, »*I shall*«, »*I will sing*«, »*je vais chanter*«. Und so verschwand das undeutlichere cantabo spurlos aus der Sprache. Aus dem freien Stilmittel, der *Conjugatio Periphrastica*, aber wurde eine konventionelle Form: *je chanterai* (*ai* ist habeo!).

So dürfen wir vermuten, daß auch bei unseren noch ungelösten Problemen, Perfektum, Konjunktiv des Imperfekts, ähnliche Gründe mitsprechen, daß man lieber sagt *il est parti* als *il partit*, weil jenes fremdem Verstehen besser entgegenkommt.

Um diese Behauptung zu erweisen, wollen wir noch Dinge mit hineinziehen, die uns in der letzten Sitzung unseres »Professoren-Seminars« unter Max Webers Leitung beschäftigten. Schon im Latein konnte man den Imperativ mit dem Futur umschreiben. Der heutige Franzose aber bestellt mit Vorliebe mit dem Futur. Das veranlaßte eine Akademie, die Preisfrage zu stellen, was aus diesem Brauche des »Heischefuturs« zu schließen sei. Der Preisträger sieht nun darin »eine gewisse Rücksichtslosigkeit, einen Mangel an Achtung vor der Individualität des anderen« — »wer mir nicht einen Befehl erteilt, sondern einfach ausspricht, ich werde das und das tun, der fragt mich gar nicht erst, ob ich wirklich dazu geneigt bin, weil er das

---

[17]) Charakteristisch für den Eindruck, den die anormale Ausdrucksweise machte, ist, daß ich mich noch des Ortes und der Umstände erinnere.

eben als selbstverständlich voraussetzt«[18]). Das sieht nun alles durchaus vernunftgemäß entwickelt aus. Allein, wenn man einen Pariser im Restaurant flöten hört: »*Garçon, vous m'apporterez un boc!*«, so müssen einem Zweifel kommen. Der Tonfall ist zu urban und erinnert gar nicht an ein norddeutsches »Ober, bringen Sie mir ein Bier!« — Andererseits wird man ein gebieterisches »*apportez-moi ça!*« in Frankreich eher in der Kaserne hören als an der genannten Stelle. Ja, es dürfte keines langen Studiums bedürfen, um festzustellen, daß *vous m'apporterez* heute die urbane, *apportez-moi* aber die derbere Form des Befehls ist. Umgekehrt also wie im Deutschen. Bei uns ist »Bringen Sie mir...« urban — »Sie werden mir das bringen« sagt der ungehaltene Prinzipal zu seinem Kommis.

Daraus ergibt sich zwingend: Da das Futurum im Französischen die urbane Form des Befehls, im Deutschen die grobe ist, handelt es sich — wenigstens für die heutige Zeit — weder um eine Tempus- noch eine Modusfrage. Das Problem war also nicht richtig gestellt. Es wies bloß auf die Form, nicht auf den Ton. Auch die Beantwortung ließ neuzeitlichen Sprachgebrauch unberücksichtigt und trennte Individuelles und Konventionelles nicht. Es wurde gleichsam ein Problem über eine Oper aufgeworfen — aber nur das gedruckte Libretto berücksichtigt, diesem der deutsche Tonfall substituiert.

Das ist nun keine gute Methode, um zu gesicherten Schlüssen zu gelangen. Eher kommt man damit zu heiteren Resultaten, und Altmeister Rabelais hat das »Heischefutur« längst in dieser Weise persifliert:

Als einst Panurge (*Pantagruel* II, 17) einen Groschen in den Klingelbeutel tat, zog er mit gleichem Griff ihrer zwölf heraus. Mit vollem Recht, denn der Almosenier hatte ihm *centuplum accipies* gesagt, was Panurge listig als *centuplum accipe!* faßte. »*Car accipies*,« sagte er, »*est dict selon la manière des Hébreux, qui usent du futur au lieu de l'impératif.*« Und dazu Rabbi Kimi und Rabbi Aben Ezra als Zeugen: Ist es im Hebräischen so, muß es im Lateinischen auch so sein! Folglich griff der Schalk in den Klingelbeutel. Aber hinter dem gelehrten Aufwand spürt man den Bierulk — hinter Panurges professoralem Ton den unverwüstlichen Humor des Lebenskünstlers. — Und so darf man nicht in künstlerischer Vision oder in idealistischem Eifer Toblers Ziele anstreben; man muß auch seine vorsichtigen und umsichtigen Wege gehen!

Die führen aber nicht zu Schlagwörtern im Stile von: die Franzosen sind Hysteriker — die Engländer sind Egoisten, denn sie schreiben »Ich« groß und »du« klein — die Deutschen aber sind Boches! Das ist nun die Höhe, das *non plus ultra!* Ein Wort, ein blödes Wort, und alles über eine ganze Nation zu Sagende ist gesagt. Der Triumph des Gefühlsmäßigen, Unüberlegten, Hingeplapperten. Und es ist doch vielleicht nur eine große Welle aus dem geistigen Fortschreiten. Jedesmal, wenn die langsam fort-

[18]) E. Lerch, Die Verwendung des roman. Futurs als Ausdruck eines sittlichen Sollens. Leipzig 1919.

schreitende Erkenntnis einzuebben droht, hebt sich jene Reaktion, aus blindem Fühlen protestierend, und zwingt damit die Gegnerin Ratio zur Verstärkung ihrer Position und zur Vertiefung, als ein gegen den eigenen Willen nützliches Rädchen in der großen Entwicklung. Will man aber Völker kennen lernen, so soll man sich an die Individuen halten, ohne Vorurteil. Das hat uns nun das Volk, welches die Idee der »Vereinigten Staaten Europas« zuerst faßte, beinahe unmöglich gemacht. Als Deutsche fühlen wir alle gleich, wenn dies auch leider erst da seinen politischen Ausdruck fand, wo der Druck am stärksten ist: im besetzten Gebiet. Aber politisches Fühlen und wissenschaftliches Denken zu trennen, scheint mir die erste und tiefste Verpflichtung aller Forschung.

Wir aber wollen zu unseren Dingen zurückkehren und den Versuch machen, jenes »Heischefutur« mit einer Reihe von ähnlichen Erscheinungen zusammenzunehmen, die für das gesprochene Französische charakteristisch sind.

Man weiß, daß der Franzose kaum mehr fragt: »*Avez-vous chaud?*« Entweder er setzt ein Fragesätzchen an die Spitze, das als reine Frageformel empfunden wird: »*Est-ce que vous avez chaud?*«, oder aber, was in der bürgerlichen Gesellschaft heute das Üblichere ist, er fragt: »*Vous avez chaud?*« Und nur der steigende Ton (»Tonfrage«) zeigt die Meinung. Besonders Frauen wissen hier die Melodie sehr fein zu nuancieren. Französische Komödien und Sittenstücke belegen das hier Gesagte. Man nehme zum Beispiel die *Corbeaux* von Henry Becque und sehe, wie der geriebene Geschäftsmann Teissier seine meisten Fragen stellt; eine Lektüre, die auch für Imperativ, Futurum und unsere noch ungelöste Frage, das Perfekt (*Passé défini*), Aufschlüsse birgt[19]). Im Volk geht diese Umgestaltung der Frage noch weiter, kausale Frage wird zu *Pourquoi qu'ils ne les mangent pas*, statt korrektem *Pourquoi ne les mangent-ils pas* (Maeterlinck, *L'Oiseau Bleu*, wo weitere Beispiele) — und das Gemeinsame aller dieser Fragen und Befehle scheint zu sein: Der Franzose invertiert die Pronomina in den meisten Mundarten in ruhiger Rede sehr ungern; das heißt, er setzt sie nicht gern hinter das Verbum[20]). Also scheint sich die neufranzösische Beliebtheit von *Vous m'apporterez un boc*, statt *Apportez-moi*, ganz anders zu erklären, als man es unbefangen erwartete[21]). Freilich sind wir damit noch nicht am Ende, aber wir sehen, daß — genau wie bei dem Schluß von

[19]) Henry Becque hat seine Personen stilistisch meisterhaft charakterisiert: Vater Vigneron, gutmütig und vulgär, markiert in der Familie autoritativen Ton (Imperative); Teissier, rücksichtslos und egoistisch, ist in der Sprache viel urbaner; Mutter Vigneron spricht akademisch, braucht Perfecta und wird von ihrem Mann darob bewundert: *Hein, mes enfants, parle-t-elle bien, votre mère!* (Akt I, 1, S, 12).

[20]) Vgl. Atl. Ling. 86 *Quel âge as-tu?*, 355 *Comment crie-t-il?* 1291, aber 358 *crois-tu,* das in Affektform bleibt, obgleich man in Paris gern *tu crois* fragt.

[21]) Man vergleiche auch ALF 1268 »*suis-nous!*« Der Nord-Osten sagt dafür: »*t'o k'a nous suire*« = »*tu n'as qu'à nous suivre!*« Ein besonders hübsches Beispiel, das durch das Folgende verstanden werden wird.

der Diphthongierung auf die Mentalität — auch hier, bei dem Schluß vom »Heischefutur« auf die Gesinnung, der Grundfehler in der Auslassung von Zwischengliedern besteht. Hier entscheidet also vermutlich die Vorliebe für eine bestimmte Wortfolge, und erst diese wird uns zu einiger Erkenntnis der bestimmenden Faktoren bringen, zugleich aber auch uns zu den Problemen des Anfangs zurückführen.

In einem auch für den Soziologen sehr lesenswerten Aufsatz hat Elise Richter zu zeigen versucht, daß die westeuropäischen Sprachen sich von subjektiver, rücksichtsloser Wortfolge zu objektiv rücksichtsvoller entwickeln [22]. Das Deutsche sei mitten in diesem Entwicklungsprozeß — das Französische habe ihn im wesentlichen hinter sich. Was ist nun für den Hörer »rücksichtslos«, was »rücksichtsvoll«? Es ist evident, daß bei affektischem Sprechen das dem Sprechenden Wichtigste zuerst herausplatzt, und daß dies zu unklarer Darstellung führen kann. Ein Beispiel: Ich gehe mit meinem etwa vierjährigen Sohne spazieren; wir sehen in einem Laden weiße Mäuse und betrachten auf dem Rückwege Chausseearbeiter an ihrem Feuer sich Würste braten. Zu Hause summiert das Kind seine Eindrücke: »Mäuschen haben wir gesehen, und die Wurst ist gebraten worden.« Das ist affektisch und in seiner Rücksichtslosigkeit ganz unklar.

Das rücksichtsvolle Sprechen dagegen gibt die Eindrücke in einer Folge, die sich steigert und das Wichtigste auf den Schluß aufspart. Dies geht zusammen mit einer steigenden Tonfolge, die den Satzhauptakzent auf den Schluß verlegt: »*Nous avons vú des souris.*« Hier staffeln sich die Bestimmungen folgerichtig. Der Hörer erfährt zunächt, wer handelte: *nous;* dann, daß ein Perfektes, Vollendetes vorliegt: *avons;* dann die Präzision der Tätigkeit und der Zeit: *vu*, und schließlich das Wichtige, was gesehen wurde: *des souris.* Und nun vergleiche man: »*Vous êtes fatigué?*« und »*Vous m'apporterez un boc!*«, und es ergibt sich mit Evidenz, daß hier dieselbe Staffelung vorliegt. Eine Vorliebe für eine gewisse, objektive Wortfolge, die dem Hörer das Verstehen erleichtert — also wiederum Soziales, wiederum die Folge langer geselliger Erziehung und psychologisch nur insofern aufschlußreich, als es eben das konventionelle Bestreben zeigt, vom Hörenden unmittelbar verstanden zu werden: Deutlichkeitsstreben.

Und nun wollen wir endgültig zu den zu Anfang aufgeworfenen Problemen des *Passé défini* und *Subjonctif de l'Imparfait* zurückkehren: Auch hier ist es nun evident, daß »*Nous avons vu des souris*« mit seiner Zerlegung des Verbums nach Aktionsart und Zeitstufe nebst Präzisierung der Handlung (*vu*, »gesehen«) einem »*Nous vîmes des souris*« durch seine langsamere Steigerung an Klarheit überlegen ist; doppelt überlegen ist die Zerlegung bei häufigen Verben, wie *dire*, *rire*, *finir* usw., da »*Je le lui dis*« (Präsens oder Perfektum) zweideutig ist, »*Je le lui ai dit*« aber eindeutig.

Und ähnlich in »*Je voudrais que vous me coupassiez la barbe*«. Das sozial gemilderte *je voudrais* (statt *je veux*; vgl. »ich hätte gern«; lat. *voluissem*)

---

[22]) *Wortstellungslehre,* Zt. f. roman. Phil., Bd. 40, S. 1 ff.

verlangt nach der alten Konvention dieses *coupassiez*, ebenso wie etwa in einer Erzählung: »*Je voulais qu'il me coupât la barbe*« am Platze wäre. Dort ist die Zeitstufe der Vergangenheit irreführend, da das Schneiden ja zukünftig ist — hier ist sie überflüssig, da die Zeitstufe durch *je voulais* bereits bestimmt ist und wiederholtes Erledigtes den bereits altgewohnten logischen Aufbau zerstört. Und so erwartet der Barbier: »*Je voudrais que vous me coupiez la barbe.*« Unerwartetes *coupassiez* aber leitet er von einem Infinitiv »*coupasser*« ab, und da das Suffix *-asser* für ihn einen despektierlichen Beigeschmack hat (etwa wie »schnippeln«; vgl. *finasser*, *harasser*, *tracasser*, *rêvasser*), so setzt er den Redenden an die Luft. — Und ebenso faßt die *Dame de la Halle* Ploetzens *passasse* als von einem Infinitiv *passasser* abgeleitet auf und erwidert »*Passassez toujours*«, ebenso spöttisch, wie sie beleidigt gewesen wäre, wenn man ihr selber zugemutet hätte »*de passasser*«. Kurz, das Suffix *-asse* ist überflüssig; das, was es ausdrückt, ist vorher, nämlich da, wo man es erwartet, ausgedrückt; am Schluß des Nebensatzes aber versteht es kein Mensch mehr als zeitbestimmend, sondern als die Handlung im despektierlichen Sinne herabsetzend. Vergebens protestiert der Verfechter der alten grammatischen Konvention gegen die neue: »*Permetteriez-vous, Madame, que je passe*«, sagt ein Kind — *dis* »*que je passasse*« *et tu passeras!* erwidert die konservative Hüterin der Tradition. Heute würde auch ein Gebildeter sich der Spottlust der Pariser mit einem zweideutigen *passasse* nicht mehr aussetzen. In allem Konventionellen entscheidet der Brauch, die Mode. —

Eine weitere Frage ist nun, welchen Einfluß eine solche Konvention auf den Einzelnen, die Psyche, hat. Das ist sicher, der Franzose ist der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken kann; der Reiz einer französischen Konversation ist vor allem im Ausland stets empfunden und anerkannt worden. Aber über das »Gesellige« scheint die Wirkung nicht hinauszugehen. Denn, wie gesagt, der Franzose ist allen Außenstehenden gegenüber sehr abgeschlossen — *chacun pour soi et Dieu pour nous tous.*

Und so würde ein Pessimist über diese wie jede Form der *Hypocrisie des mœurs* — der Zivilisation — urteilen: »Um so schlimmer! Statt eines ehrlichen, knurrenden Hundes — ein heuchlerischer Fuchs!« Allein dieser Pessimismus ist auch ein sehr romantischer und durch Rousseau und Gesinnungsgenossen längst in Mißkredit geratener Standpunkt. Die Sprüche von »Europas übertünchter Höflichkeit«, der Theatercoup »Wir Wilden sind doch bessere Menschen«, die »Huronen« Merciers halten logischem Denken und realer Erfahrung gegenüber nicht stand. Und so wird man, trotz allem, in dem sozialen Bestreben, das Frankreich in besonders ausgeprägter Form in seiner Sprache, seinen Umgangsformen zeigt, und das auch die heutige Entwicklung des Deutschen zu beherrschen scheint, einen Fortschritt sehen, der natürlich auch neue Nachteile in sich birgt. Jede Rose hat Dornen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir vor hundert Generationen noch in der Stein-

zeit waren, und daß die Nivellierungsarbeit der Zivilisation durch Glauben und Konventionen in dieser kurzen Spanne Zeit Ungeheueres geleistet hat. Ein Volk schreitet in *formalen* Dingen schneller fort, das andere in *Wesentlichem.* Wer Wesentlichem nachgeht, vernachlässigt gern das Äußere und vice versa. Der Deutsche wird mehr zur Pflege des Wesentlichen erzogen — der Franzose mehr zur Pflege der Form.

Genug davon. Ein großes Kapitel bleibt in unserem Thema »Sprache und Gesellschaft« über: Wir werden es nur streifen. Wir haben gesehen, wie Mundart, Dialekt, Sprache die Menschen zu immer größeren Verbänden einte. Nun, mit dem sprachlich mehr oder weniger geeinten Staate ist dieser Entwicklung eine Grenze gesetzt, über die hinaus die Sprache nicht mehr führt — sondern hemmt. Das hat eine Art charismatischer Hypertrophie des linguistisch-nationalen Denkens und Fühlens zur Folge, nach der beispielsweise alle slawische Sprachen Redenden den Panslawismus anstreben. Natürlich geht mit der Sprache auch eine Reihe anderer Konventionen Hand in Hand. Aber immer handelt es sich nur um Konventionen, die für das Blut, die »Rasse«, nicht bestimmend sind. »Rasse« im objektiven, anthropologischen Sinne ist selbst wohl in der Urzeit etwas Unbestimmbares, ein rein theoretischer Begriff [23]), Rassenmischung, Tausch von Sprache und Konventionen gerade für die Urzeit (vgl. oben S. 347) etwas fast Alltägliches. Die Gleichsetzung von Sprache und Rasse aber ist eine naive Fälschung, die der Kritik gegenüber nicht standhält. Darum ist hier die seit Michelet feststehende französische Anschauung von der eigenen: Durch die Art der Zivilisation, nicht durch Rasse oder Sprache bestimmten Gemeinschaft — *patria diversis gentibus una* —, kritischer als das bei den zentralen und östlichen Völkern angenommene Charisma der »Stammesgenossenschaft«; kritischer und praktischer. Die erstrebte und nie zu erreichende »Stammesgenossenschaft« trennt, engt ein — die erstrebte Gemeinsamkeit der Formen, des Denkens und des Glaubens bindet, weitet. So, wie es der größte bisherige Versuch der Menschheitseinigung über nationale und politische Grenze hinaus, das Christentum, getan hat: »Gehet hin und lehret alle Völker!«

Dieser letzten Stufe menschlicher Vergesellschaftung, dem Ideal so vieler Denker, stehen nun die Nationalsprachen der Einzelstaaten, die bei ihrer jeweiligen Bindung Entscheidendes leisteten und leisten, als ernste Hindernisse im Wege. Nicht nur die friedlichen Eroberungen der christlichen Idee, auch die kriegerischen der Römer einst, die kolonisatorischen der Engländer etwa heute, zeigen die Möglichkeit einer ganz natürlichen künftigen Entwicklung über den linguistisch relativ einheitlichen Nationalstaat hinaus. Romanisierung vor zwei Jahrtausenden, Anglisierung heute, halten mit den politischen Eroberungen und Aspirationen zwar nicht gleichen Schritt, aber folgen ihnen doch. Alle Triebe des erobernden Volkes dienen der immer größeren Verbreiterung des Staatengefüges: die eigene Sicherung, der Ehrgeiz, wirtschaftliche Habgier, allgemeines Expansionsbedürfnis. Aber dieser

---

[23]) Vgl. Meillet op. cit. S. 81, 87.

in seinen Wurzeln egoistische Drang scheint schlecht geeignet, einst zu den »Vereinigten Erdstaaten« zu führen. Und so haben Idealisten, die den Gang der künftigen Entwicklung in der Vereinigung immer größerer Verbände zu Staatenbünden zu erkennen glaubten, in der Kunstsprache das Mittel gesehen, das Problem der Weltsprache zu lösen: *Volapük*, *Esperanto*, *Ido*. Das Tragische dieser im Keime rationalen, aber stets entartenden Bestrebungen liegt in ihrer Vielheit, und dadurch verfehlen sie ihren Zweck[24]). Dazu kommt, daß zur Bindung der Massen das Emotionale jeweilig sich wirksamer zeigte als das Rationale. So daß ich vorziehe, bei diesem letzten Abschnitt mit dem Hinweis auf das Gegebene und die bedeutsamen Hindernisse, die der Realisierung dieser Ideen im Wege stehen, mich zu begnügen.

Das aber scheint mir das Fazit: Die Sprache hat in allen ihren Phasen soziale Zwecke; Psychologisches erschließt sie nur beim Individuum. Die Beziehungen im einzelnen zu verfolgen, fordert saubere Scheidung von Primärem und Sekundärem — Ursprünglichem und Generellem. Überall führt der Weg auf Rhythmus, Tonverhältnisse, Artikulationsgewohnheiten, Verdeutlichungsstreben zurück. Mit beliebig angesetzter Psychologisiererei kommt man nur zu Vorurteilen, die nicht wesentlich höher stehen als die naive Volkspsychologie der *Bochophobie*. Denn alles in der Sprache geht auf konventionelle Dinge zurück: Konventionen, die dem Individualcharakter stilistisch einen gewissen Spielraum lassen. Im Stil hat denn auch die Psychologie ein Arbeitsfeld, das ihr niemand streitig machen kann. Sonst aber führt die Sprache nur zu den jeweiligen sozialen Konventionen der sie sprechenden Gesellschaft. Zu einiger Erkenntnis ist methodisch ein großer Apparat nötig — und er fördert bescheidene Resultate. So läßt es sich verstehen, daß von Generation zu Generation Leute auftreten, die, der langsamen und pedantischen Gangart überdrüssig, mit bequemerem Apparate größere Resultate erzwingen wollen. Sie mögen in ihrer Weise als Sauerteig notwendig sein, aber der Fortschritt geht gegen sie, nicht durch sie. Mit Max Weber sehen auch wir unsere Aufgabe darin, solche irrationale Versuche zu bekämpfen. Und darum ist uns der Name Max Weber ein Programm.

[24]) Vgl. L. Couturat et L. Leau, *Histoire de la Langue Universelle*, Paris, Hachette 1907; — K. Brugmann u. A. Leskien, Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen, Strssb. Trübner, 1907, eine sehr beherzigenswerte Mahnung für diese und ähnliche irrationale Bestrebungen. — K. Vossler in *Neuere Sprachen* 26, 1918, S. 14.

11.

Die Grenzen der Sprachsoziologie.

Von

Karl Vossler, München.

Inhaltsverzeichnis.

I. Vorwort.

Um die soziologische Betrachtung der Sprache so wenig wie möglich zu beengen, wollen wir auf großen Umwegen ihr Gebiet umschreiten. Laßt uns zusehen, ob wir dabei nicht in Gegenden kommen, wo die Sprache ihrer Natur nach aufhört, eine Erscheinung des geselligen Zusammenlebens zu sein, und wo die Fragestellungen der Soziologie ihr Interesse von selbst verlieren, ohne daß jemand ihr feindlich entgegenzutreten und Grenzpfähle zu rammen brauchte.

Es sei mir daher verstattet, diese Betrachtungen mit einem griechischen Märchen zu eröffnen, das Lukian in seinem Ἑρμότιμος, einem Gespräch über die philosophischen Sekten, erzählt. »Minerva, Neptun und Vulkan stritten miteinander, wer von ihnen das vorzüglichste Werk hervorbringen könnte. Um den Handel zu entscheiden, machte Neptun den Stier, Minerva erfand das Modell eines Hauses, und Vulkan bildete den Menschen. Wie sie mit ihrer Arbeit zum Momus kamen, den sie zum Schiedsrichter ihres Streites erwählt hatten, fand er nach eingenommenem Augenschein an jedem etwas auszusetzen. Seine Einwendungen gegen den Stier und das Haus gehören nicht hierher; aber den Vulkan tadelte er, daß er an der Brust seines Menschen keine Fenster angebracht habe, durch welche man in den Sitz seiner Gedanken und Gesinnungen hineinsehen und sich also immer überzeugen könnte, ob das, was er sage, Verstellung oder seine wahre Meinung sei[1].« — Man könnte das Märlein weiterspinnen und vertrauensvoll behaupten, daß längst vor Vulkan schon Jupiter einen Menschen gebildet hatte, der das von Momus vermißte Fenster tatsächlich vor dem Herzen trug, und daß dieses Fenster die Dichtung war. Seither gibt es auf Erden Vulkanmenschen und Jupitermenschen, die sich nun freilich vielfach vermischt und verschwägert haben und so leicht nicht mehr zu unterscheiden sind. Einigermaßen aber erkennt man die Jupitermenschen daran, daß sie zum geselligen Leben nicht recht taugen und bei der »Teilung der Erde«, die jeden Tag von neuem beginnt, ziemlich regelmäßig zu spät kommen. Der Soziologe, der nur diese negativen und zweifelhaften Merkmale an ihnen gewahr wird, hat keine Veranlassung, ein besonderes Interesse für sie aufzubringen. Für seine Forschungszwecke genügt zunächst die summarische Annahme, daß alle Menschheit mehr oder weniger mittelbar den rußigen Gesellen Vulkan zum Stammvater habe.

Den Kindern Jovis aber geschieht zuweilen das Merkwürdige, daß die Fenster ihrer Herzen sich auftun, daß ihre Sprache wie durch Zauber durch-

---

[1]) Lucians sämtl. Werke, übers. von C. M. Wieland, 5. Teil, Leipzig 1789, S. 29.

sichtig, wahrhaftig, persönlich wird und daß sie in Versen reden müssen. Daran hätte man nun ein bequemes Mittel, sie zu erkennen, wenn nicht die schlauen, betriebsamen Söhne des Vulkan ihnen alsbald das Verseschmieden abgesehen und nachgemacht hätten. — Nicht alle Poesie kommt von Jupiter, nicht alle Prosa von Vulkan. Die Dinge liegen leider sehr verwickelt, und es ist Zeit, daß wir das griechische Märchen verlassen.

II. Poesie und Prosa.

Offenbar ist der Unterschied zwischen Poesie und Prosa etwas Äußeres, das heißt Formales, und wer ihn äußerlich nimmt und, auf gut Glück dem Eindruck seines Gehöres oder Gesichtes folgend, die symmetrisch erscheinenden Redeformen als Poesie und die asymmetrischen als Prosa anspricht, ist gewiß nicht schlecht beraten. Ein zweckmäßigeres Verfahren als dieses seit Jahrtausenden geübte wüßte ich auch heute nicht zu empfehlen. Damit wäre meine Betrachtung schon hier zu Ende, wenn wir nicht die Überzeugung hätten, daß hinter dem äußeren Verhältnis doch wohl ein inneres stecken muß.

Der von Wilhelm von Humboldt aufgestellte Begriff der inneren Form hat in der Tat schon manchen Nutzen gestiftet. Zur Prosa in diesem inneren Sinne gehörten sonach diejenigen Redeformen, die, mögen sie sich nun äußerlich als Poesie oder Prosa oder Mischung von beiden darstellen, aus einer wesentlich prosaischen Meinung, Stimmung, Gemütsverfassung oder Inspiration hervorgegangen sind.

Prosa und Stimmung, Prosa und Inspiration, wie verträgt sich das? Poetische Stimmungen und Inspirationen sind uns geläufig; die Prosa aber, je schlichter, echter und prosaischer sie ist, desto entschiedener strebt sie vom Meinungs-, Stimmungs- und Inspirationswesen hinweg und sucht das Logische auf, das unabhängig von unseren Gemütsverfassungen besteht. Die Frage ist nur, ob es ihr, der Prosa, das heißt den Prosaikern, wirklich gelingt, von Stimmung und Lyrismus loszukommen und sich auf Leben und Tod dem Logos zu verbinden; mit anderen Worten, ob die innere Form der Prosa logisch ist.

Von der logischen Natur der Sprache, insbesondere der prosaischen Sprache, sind in der Tat die Philosophen und Grammatiker des Altertums, des Mittelalters und sogar der Aufklärung noch ziemlich einhellig überzeugt gewesen. Die Sprache selbst schien ihnen recht zu geben. Wörter wie λόγος, *ratio*, *ratiocinari*, *raisonner*, *ragionare* bedeuten ein logisches oder vernünftiges Denken und ein Sprechen im allgemeinen zugleich. Die Grammatik wurde als eine Art Logik oder Vorschule oder Nebenzweig dazu betrachtet und behandelt. Die Grammatik von Port Royal als die logisch am besten durchgebildete (1660) hat trotz mancher Einwände und Widersprüche sich bis ins 19. Jahrhundert herein behauptet. Erst im Jahre 1855 ist durch ein Buch des Humboldt-Schülers Heinrich Steinthal, »Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander«,

eine neue Auffassung zur Geltung gekommen. Steinthal bewies umständlich, klar und sieghaft, daß das sprachliche Denken etwas wesentlich anderes ist als das logische, daß Wörter keine Begriffe, und Sätze keine Urteile sind, sondern im günstigsten Falle nur Darstellungen von Begriffen und Urteilen. Von der heutigen Sprachwissenschaft sind Steinthals Gedanken mit einigen Einschränkungen anerkannt. Es gibt kaum einen Sprachforscher mehr, der ohne weiteres mit der logischen Natur der Sprache noch zu rechnen wagt.

Aber Steinthal hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Nicht zufrieden, die Unabhängigkeit der inneren Sprachformen von den logischen Denkformen gesichert zu haben, verstieg er sich zu Behauptungen wie der folgenden:

»Man sprach unter Menschen von jeher und allüberall; man denkt aber nur seit Sokrates und nur in dem engen Kreise der Wissenschaft — im strengen Sinne des Denkens [2]).« Nein, das logische Denken ist gerade so alt und gerade so verbreitet, kurz gerade so menschlich wie das sprachliche. Die intellektualistische Ansicht, daß Verstand, Vernunft, Begriffe, Abstraktionen und Generalisationen dem kindlichen Sprechen des primitiven Menschen gegenüber höhere und spätere Errungenschaften seien, ist nicht haltbar. Man muß sich klar machen, daß das logische Denken schon in die ersten und einfachsten sprachlichen Äußerungen des Urmenschen oder des Kindes hereinstrahlt, nicht nachträglich dazugekommen oder daraus hervorgepreßt ist. Indem das logische Denken in das sprachliche eingeht, wird dieses so wenig logisch und jenes so wenig sprachlich wie der Sonnenstrahl im Wasser naß und das Wasser durch den Strahl zu Licht wird. Es entstehen Spiegelungen, aber keine Vermischungen. Nehmen wir an, irgendein Laut, zum Beispiel *mar*, habe in Urzeiten die Handlung des Reibens oder Steineschleifens begleitet, ohne besonderen Sinn, nur als natürlicher Reflex- und Gewohnheitslaut. Dies war noch keine Sprache. Wenn nun aber einer dieser *mar*-Heuler, der an das Steinreiben gehen wollte, noch bevor er es tat, *mar* rief, um damit anzudeuten, daß er es tun wollte oder die anderen es tun sollten, so war das Sprache: denn jetzt stellte er das Reibenwollen oder -sollen, das noch kein Reiben war, durch den Natur- und Gewohnheitslaut dieses Reibens dar. Er übertrug und beging das, was man eine Metapher oder Permutation oder ein Symbol nennt und was das Wesen alles sprachlichen Denkens ausmacht. Zugleich mag dieser erste Sprecher mit einer Gebärde oder einem Akzent, die etwas Aufforderndes, Einladendes oder Befehlerisches hatten, sein *mar* begleitet und unterstrichen haben, woran man sehen und hören konnte, daß er das Bewußtsein, das logische Bewußtsein hatte, daß das *mar*-Sagen etwas anderes ist als das *mar*-Machen, das *mar* des Mundes etwas anderes als das mühsame *mar* der Arme, sein Rufen etwas anderes als das Reiben. Kraft dieses Bewußtseins, das sich in der Gebärde oder in der Art der Lautgebung ausdrückt, aber nicht selbst Gebärde und Laut-

[2]) Charakteristik der hauptsächlichen Typen des Sprachbaus, S. 93.

gebung ist, war er ein Homo logicus. Derselbe Augenblick, der den ἄνθρωπος λάλος gebar, hat auch den λογικός ans Licht gebracht. Um einen Graben zu überspringen, muß man ihn gesehen und zwar als Sprunggelegenheit, also zugleich mit dem Springen im Sinne gesehen haben. Es ist müßig und aussichtslos, darüber zu klügeln, ob das Sehen oder das Springen das Frühere war. Man kann im Gegenteile versichert sein, daß der Graben desto schwerer genommen und der Mißerfolg desto wahrscheinlicher wird, je mehr man die Gleichzeitigkeit von Sehen und Springen in zwei verschiedene Augenblicke auseinanderrückt.

Die Symbolik der Sprache ist ursprünglich und auch heute noch wesentlich anthropomorph. Blitz, Donner, Regen usw. dachte und denkt man sich — sprachlich, nicht logisch — als ein menschenähnliches Tun. Der Fluß heißt in alten indogermanischen Sprachen »der Läufer«, »der Rauscher«, »der Pflug« oder »Pfeil« oder »Beschützer« oder »Ernährer«; der Zahn im Lateinischen *dens* < *edens* »der Esser«. Immer ist das Tertium comparationis eine Tätigkeit. Man darf darum nicht annehmen, daß unsere indogermanischen Vorfahren so dumm gewesen seien, den Fluß oder den Zahn für einen Menschen oder gar den Menschen für einen Fluß oder Zahn zu halten. Das taten sie so wenig, wie die alten Griechen den Baum mit der Dryade oder den Quell mit der Najade verwechselten, die darin wirkten und tätig waren, so wenig wie H. Heine die Sonne für eine Frau hält, wenn er singt:

Die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet.

Solche Gleichsetzungen finden immer nur für den Moment der angeschauten Tätigkeit statt. Die Heinesche Sonne wird nur für den Moment ihrer scheinbaren Verbindung mit dem Meere zu einer heiratenden Frau, mag dieser Moment auch ewig sich wiederholen und überhalb unserer geschichtlichen Zeitläufte schweben. Es handelt sich um jenen idealen Kunstmoment des Sprunges über den Graben, wo Sehen und Springen, Logos und Sprache, wofern ihre Verbindung überhaupt gelingen soll, gleichzeitige Tätigkeiten werden müssen. Im übrigen mag jede der beiden Tätigkeiten, so gut sie kann, ihre eigenen Wege gehen; sooft aber etwas logisch Bedeutsames, zum Beispiel eine wissenschaftliche Erkenntnis, zur sprachlichen Darstellung kommen soll, unterliegt der größte Philosoph derselben Notwendigkeit des Augenblicks wie das stammelnde Kind. Sein abstraktes Spekulieren, seine höchsten und reinsten Begriffe müssen herunter und hinein in dasjenige sprachliche Wickelkissen, das im historischen Augenblick gerade zur Verfügung steht. Für die scholastische Philosophie des Mittelalters stand, weil sie ein kirchliches Denken war, zunächst auch nur die Kirchensprache zur Verfügung. Spinoza hat seine und seines Vorgängers Descartes Gedanken *more geometrico* dargestellt, nicht aus Laune und nicht aus Unvermögen zu andersartigen Sprachformen, sondern weil ihm klar geworden war, daß nur

eine mathematische Ausdrucksweise der Richtung und dem Ziel seines Forschens und Denkens angemessen war. Da sein ganzer Scharfsinn sich auf die Entdeckung des streng Rationalen in der Welt versammelte, mußte er die Aufgabe der Philosophie in der Auflösung alles Unberechenbaren und Kontingenten und somit in einer mathematischen Welterkenntnis sehen. »At quod tres anguli trianguli equales debeant esse duobus rectis, ipsa res indicat. Sed sane hi ex sua ignorantia distinctiones in rebus fingunt. Nam si homines clare totum ordinem naturae intelligerent, omnia aeque necessaria reperirent, atque omnia illa quae in mathesi tractantur[3]).« Spinozas Sprache ist also nur deshalb mathematisch, weil seine Denkmethode es ist. — Man kann eine primitive Philosophie wie die der alten Inder in einer modernen, verfeinerten Sprache kaum mehr ganz richtig ausdrücken. Jeder Historiker der Philosophie kämpft mit dieser Schwierigkeit der Repristination des idealen Kunstmomentes[4]). Geradezu unmöglich und abenteuerlich aber wäre es, die Gedankenwelt eines Kant oder Hegel ins Althochdeutsche oder Gotische zu übersetzen. Als Aristoteles ins Arabische umgearbeitet wurde, ist etwas ganz anderes aus ihm geworden.

Alles wissenschaftliche Denken ist eingelagert in irgendeine bestimmte Sprache, und es bedarf einer mühsamen, ebenfalls wissenschaftlichen Arbeit, um es daraus zu befreien, und die Befreiung ist nicht anders möglich als durch Umlagerung in andere Ausdrucksformen und andere Sprachen. Hegel hat von seinen philosophischen Gedanken gesagt, daß er sie eigentlich immer wieder aufs neue schreiben müßte, und jeder scharfe Denker hat dieses Bedürfnis, eine und dieselbe Begriffsgruppe in verschiedenen Fassungen mehrmals darzustellen, weil er fühlt, wie nur durch dieses wiederholte Umbetten seine Gedanken zur logischen Selbständigkeit, das heißt allseitigen Durchsichtigkeit gedeihen. Um Mißverständnisse und Zweideutigkeiten in der Philosophie zu vermeiden, ist ein fortwährendes Auswandern der Gedanken aus den sprachlichen Formen nötig, und wo sie sich auch niederlassen, nirgend ist ihres Bleibens; denn durch das Umbetten selbst entstehen wieder neue Gelegenheiten zu Mißdeutungen, und mag der Begriff noch so klar herausgearbeitet sein: dort, wo er sprachlich aufliegt, entsteht eine undurchsichtige Stelle. Um den λόγος mit einigem Erfolg gegen solche Beschattungen durch die Sprache zu schützen, bedarf es einer Vereinigung von kritischer Abstraktion und künstlerischer Begabung, von sprachlicher und wissenschaftlicher Meisterschaft, die immer nur in wenigen Köpfen gelingt.

Man müßte daraufhin einmal die großen Philosophen und wissenschaftlichen Entdecker untersuchen und eine Literaturgeschichte der Wissenschaften in Angriff nehmen. Einen bemerkenswerten Versuch dieser Art hat L. Olschki gemacht: »Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen

---

[3]) Appendix continens cogitata metaphysica II, cap. IX, § 2.

[4]) Über die Bedingtheit der griechischen Philosophie durch die griechische Sprache vgl. den gedankenreichen Aufsatz von Julius Stenzel in den Neuen Jahrbüchern für klassisches Altertum, Geschichte usw., 1921, S. 152 ff.

Literatur. I. Band. Die Literatur der Technik und der angewandten Wissenschaften vom Mittelalter bis zur Renaissance.« Heidelberg 1918, II. Band. »Bildung und Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance in Italien.« Leipzig und Florenz, 1922. Zunächst, im ersten, nicht mehr im zweiten Band, haftet dieser verdienstvollen Arbeit noch eine gewisse Einseitigkeit an, insofern der Verfasser fast nur die hemmenden und störenden Wirkungen der Sprache auf das Denken zur Geltung bringt, während doch zweifellos ein ebenso starker fördernder Antrieb von ihr ausgeht. In dem schönen Kapitel über Leonardo da Vinci als Naturforscher zum Beispiel zeigt er vortrefflich, wie dieser Genius trotz allen Wissensdurstes zu keiner wissenschaftlich strengen Erkenntnis der Natur hat kommen können, weil immer wieder seine Phantasie, malerische und dichterisch-sprachliche Phantasie, ihn in mythische Naturerklärungen zurückwirft, weil er den Worten bald zu viel, bald zu wenig vertraut und überzeugt ist, »daß man nicht wieder in Worte zu fassen brauche, was die unmittelbare Anschauung gelehrt hat« (S. 387), kurz, weil er nicht systematisch arbeitet.

Der logische Gedanke in seinem Drang, sich aus der Sprache zu befreien, schließt sich nämlich in ein System von Begriffen zusammen; daher alle strengen Denker Systematiker sind. Denn im System trägt ein Begriff den anderen, und alle stützen sich gegenseitig. Und doch ist es gerade das spezifisch Systematische, das im Gang der Wissenschaften sich als hinfällig erweist. Einige Gedanken und Entdeckungen von Aristoteles, Ptolemäus, Descartes, Leibniz sind heute noch lebendig und brauchbar. Ihre Systeme sind es nicht mehr. Heinrich Rickert sucht dieser Hinfälligkeit der Systeme abzuhelfen, indem er ein »offenes System« befürwortet (Logos IV, 1913, S. 293—327), das heißt eine pluralistische Philosophie, die sich durch voreiligen Abschluß nicht vermauern, aber ebensowenig in Systemlosigkeit verlieren soll. Ich wage den bescheidenen Einwand, daß wohl alle gewissenhaften Denker etwas Ähnliches angestrebt haben, auch wenn sie sich kein ausdrückliches Programm daraus machten. Keiner konnte, sofern er Philosoph war, die Absicht hegen, die Türen und Fenster seines Denkens gegen die Wirklichkeit und gegen den Luftzug des »Fortschritts« zu verschließen; aber keiner ist dem Schicksal entgangen, daß sein System als zu eng befunden und von der allgewaltigen Zeit zertrümmert wurde. Sämtliche nennenswerten Systeme sind geschlossen und offen zugleich gewesen. Mag sein, daß die Kürze des Lebens und der Drang, unsere armen Begriffe zum Abschluß zu führen, manche Verengung verschuldet hat. Der ewig unverbesserliche Schuldige ist und bleibt die menschliche Sprache. Das notwendigerweise Geschlossene an jedem wissenschaftlichen System ist das spezifisch Verbale. Wenn Systeme sich aufzulösen beginnen oder wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen werden, so geschieht es manchmal, daß ein poetischer Duft aus ihnen aufsteigt. So liebte es Goethe, sich an dem süßen mystischen Dufte zu laben, den das trockene mathematisch-philosophische System des Spinoza von sich gab, und Dante hat die Poesie gewittert, die in der Scholastik des heiligen Thomas schlief, und Oswald Spengler, der den Wissenschaften gegen-

über das genießerische Verhalten Goethes auf die Spitze treibt, riecht und erschnuppert überall, von Euklid bis zu der modernen Differenzialrechnung, das Symbolische, Poetische, Lyrische, Mythische, als ob alle Wissenschaft nur Delikatesse und Hautgoût für ästhetische Nasen wäre. Solche Deliciae elegantiarum, mögen sie erlaubt oder unerlaubt sein, wären gewiß nicht möglich, wenn der Körper der wissenschaftlichen Systeme nicht irgendwie mit Poesie getränkt wäre, wenn nicht Dichtung in ihrer Prosa steckte und schlummerte.

Die Philosophie verpanzert sich systematisch in Worte, um gegen Schädigungen durch Worte geschützt zu sein, ähnlich wie die Staaten sich durch Kanonen gegen Kanonen schützen. Daher die heutige Abneigung gegen systematische Philosophie und Wissenschaft überhaupt eine ähnliche Erweichung des Denkens ist wie der Pazifismus eine Erweichung des politischen Wollens. Die Systeme der großen Denker sind nicht ihre Gedanken, sondern die gewappneten Schlagworte ihrer Gedanken, das heißt von allen möglichen Einbettungen diejenige, die sich in der Not- und Kampflage ihrer Zeit als die wirksamste und widerstandsfähigste darbietet. Das System ist die innerste Sprachform des λόγος, das heißt die jeweilig solideste.

Was zu einer inneren Sprachform gehört, muß ich hier noch besonders erklären. Es ist nicht das Außenwerk, nicht der Klang oder sonstige Beiläufigkeiten, nicht das, was an Sprache herauskommt, sondern worauf es jeweils ankommt, der wirksame Kern, der Ausdruck *in fieri*, nicht *de facto*. Ein Beispiel: Wenn wir das Sehloch des Auges mit einem Fremdwort *Pupille* nennen und die Spanier *niña del ojo*, die Griechen κόρη, die Lateiner *pupula* dazu sagen, so ist die innere Sprachform bei allen dieselbe, nämlich die Meinung, daß man sich das Sehloch als einen Spiegel zu denken habe, in dem ein Mädchen oder ein Kindchen oder Püppchen erscheine. Wenn wir dasselbe Sehloch *Augenstern* nennen und die Franzosen *prunelle* dazu sagen, so sind das zwei verschiedene innere Sprachformen, nämlich das eine Mal die Meinung, daß man sich das Sehloch als Stern, das andere Mal, daß man es als eine kleine Pflaume zu denken habe; und wenn ich *Sehloch* sage, so meine ich wieder etwas anderes, nämlich daß das Auge ein Loch habe, während in Wirklichkeit nur eine Licht durchlassende Stelle vorhanden ist, kein Loch, kein Stern, keine Pflaume, kein Püppchen noch Mädchen.

Wenn nun Schopenhauer, kraft seines philosophischen Systems, die Welt als Wille und Vorstellung angeschaut und dargestellt haben will, so ist eben dies die innere und wirksame Sprachform seines logischen Denkens. Und dieselbe Welt will Kant als ein geregeltes Gegeneinander von reiner und praktischer Vernunft, Descartes als ein Auseinander von Denken und körperlicher Ausdehnung und Spinoza als ein Ineinander von Gott und Natur angeschaut wissen. Jeder Philosoph meint logisch dasselbe: nämlich den Begriff des Universums, aber jeder auf eine andere Weise, das heißt von einem anderen Standpunkte her und in anderer Perspektive. Die innere Sprachform im großen wie im kleinen ist dieses historisch und individuell bedingte Standpunktwesen, von dem keine Wissenschaft, selbst die abstrakte

Mathematik nicht, loskommen kann. Auch hier noch gibt es so etwas wie innere Sprachform, eine Art mathematischer Syntax, das heißt eine Möglichkeit und Notwendigkeit, einen und denselben Wert auf verschiedene Weise darzustellen. Zum Beispiel:

$$3a - 7b + 4b = 3a - (7b - 4b) = 3a - 3b = 3(a - b).$$

Wenn man nun von den riesenhaften Systemen der Wissenschaft zu den winzigen inneren Formen der gegebenen menschlichen Sprachen heruntersteigt, so kann man eine kleine Entdeckung machen: nämlich daß der Satz im grammatisch-syntaktischen Sinne des Wortes nichts anderes ist als die letzte und einfachste Einheit, in die ein logischer Gedanke hineinschlüpfen kann. Die Sprachforscher und Sprachpsychologen haben allerhand Definitionen des Satzes versucht, und keine befriedigt uns ganz [5]). Man wird den Satz niemals definieren können, solange man sich nicht klar macht, daß er weder ein logisches, noch psychologisches, noch praktisches, sondern ein sprachliches, rein sprachliches und insofern künstlerisches, poetisch-prosaisches Gebilde ist, das in letzter Hinsicht jedoch zum Ausdruck eines logischen Gedankens dient. Diese praktische Bestimmung und Verwendung einer wesentlich künstlerischen Form zu logischem Zweck ist, wie mir scheint, der springende Punkt im Wesen des Satzes. Zweifellos ist der Satz zu der Darstellung allerhand anderer als nur logischer Gedanken brauchbar; er kann Befehle, Wünsche, Träume und jeden Unsinn fassen; er gleicht einem Gestell, das zwar für Bücher bestimmt ist, auf dem aber auch Schachteln, Flaschen, Schuhe und Weißzeug Platz nehmen können. Der grammatische Satz ist auch nicht aus Logik gezimmert, sondern ist eine Logothek, ähnlich wie eine Bibliothek, die aus Steinmauern besteht, schließlich doch der Aufbewahrung von Papieren dient. Das Wesentliche am Satz ist neben seiner sprachlichen Natur seine Bestimmung, sein Drang nach einem Sinn, nicht wie man gewöhnlich annimmt, sein Zusammengesetztsein aus so und so vielen oder wenigen Wörtern, oder aus einem Subjekt und einem Prädikat oder, wie Schuchardt will, aus einem Prädikat allein, auch ohne Subjekt [6]). Es gibt Satzgebilde, in denen das Prädikat schlechthin nicht mehr vom Subjekt zu unterscheiden ist [7]) und die aus einem einzigen Laut bestehen: »Ach!« oder »Oh!« Auf die Frage, ob solche Äußerungen schon Sätze seien, antwortet Bühler mit der Gegenfrage, ob Embryonen schon Menschen seien, wodurch

---

[5]) Siehe Karl Bühler, Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes in dem Indogerm. Jahrbuch VII, Berlin 1919. Bühler sieht zwar den Zweckcharakter des Satzes, bleibt aber im Psychologismus befangen. Vgl. jetzt seine scharfsinnige Untersuchung »Vom Wesen der Syntax« in der Festschrift für K. Vossler, Heidelberg 1922, S. 54 ff.

[6]) Hugo Schuchardt, Sprachursprung, III, in d. Sitzgsber. d. preuß. Ak. d. Wiss. 1920, S. 44 ff.

[7]) Vgl. meine Untersuchung über psychol. u. grammat. Sprachformen im Logos VIII, 1919, S. 1 ff.

das Problem verdeckt und ins Naturalistische hinübergespielt wird. Die einfache Antwort aber lautet: es sind Sätze, wenn sie in dem Zusammenhang, in dem sie auftreten, einen klaren und bestimmten Sinn haben, und sind keine, wenn sie dies nicht haben. Ein solches »Ach!« muß sich, um ein Satz zu sein, auf einen Schmerz beziehen, der nicht bloß empfunden und gefühlt, sondern auch vorgestellt, das heißt gedacht sein will als mein oder dein oder unser Schmerz, oder Weltschmerz, oder jetziger oder vergangener oder künftiger, kurzum irgendwie bestimmter Schmerz. Unter Erfüllung dieser Bedingung aber ist es ein vollständig ausgetragener Satz, gerade so vollständig wie der verwickeltste Periodenbau: denn er verbindet, und darauf kommt es an, ein Formelement mit einem wirklichen und faßbaren Gedankenelement. Ein solches »Ach!« kann im Zusammenhang sogar hohen Kunstwert haben.

Der sprachliche Sinn eines so einfachen Satzes ist freilich nicht ohne weiteres auch logisch, wie es überhaupt nicht in der Natur der Sprache liegt, von sich aus Partei für das Logische zu ergreifen. Wohl aber findet im Aufbau eines Satzes durch die besondere Betätigung des syntaktischen Prinzipes diese Parteinahme statt. Hier liegt der Punkt, wo die inneren Formwege der Prosa von denen der Poesie sich scheiden. In der Poesie bleibt die syntaktische Struktur nebensächlich, latent, immanent und ordnet sich der rhythmischen, metrischen, prosaischen Gruppierung unter, während sie in der Prosa desto schärfer hervortritt, desto wichtiger und wirksamer wird, je entschiedener der Prosaiker sich vom poetischen Stile und vom lyrischen Stimmungswesen entfernt. Gewiß hat auch die Prosa ihren Rhythmus, ihre Melodie usw., wie ihrerseits die Poesie ihr syntaktisches Gefüge hat. Es handelt sich um ein Mehr oder Weniger, aber nicht im quantitativen und äußeren, sondern im qualitativen Sinne des Übergewichtes. Sobald die innere Form, die Meinung und Inspiration eines Autors auf das Logische geht, wird sein sprachlicher Ausdruck *eo ipso* sich auf die syntaktische Seite stützen; je mehr er dagegen ins Lyrische gerät, desto bedeutungsloser wird sein Satzbau, mag er an und für sich noch so kunstvoll und berechnet sein: er gleicht dann einem Zierpfeiler, keinem Tragpfeiler.

Nehmen wir ein kleines toskanisches Volkslied:

L'è rinvenuto il fior di primavera,
L'è ritornata la verdura al prato;
L'è ritornato chi prima non c'era,
È ritornato lo mio 'nnamorato.

Das sind vier Verse, und scheinbar auch vier Sätze, syntaktisch aber ein einziger: È ritornato chi prima non c'era: il fiore, la verdura e il mio innamorato. An dieser herausgehobenen Struktur aber ist keine Poesie mehr, denn der besondere Reiz des Liedchens liegt verwoben in den Rhythmen, Reimen, Tonfällen, Wiederholungen und in dem atmenden Verlauf der Gefühle. Behalte ich diese Elemente bei, so kann ich an der syntaktischen Struktur alles mögliche ändern, ohne das lyrische Leben des Liedchens zu

gefährden. Ich kann sämtliche Nominative in Vokative, sämtliche dritte Personen in zweite und die Aussagesätze in Anreden umsetzen:

Sei ritornato, il fior di primavera,
Sei ritornata, la verdura al prato,
Sei ritornato, che prima non c'eri,
Sei ritornato, lo mio 'nnamorato.

Man beachte, wie ich im dritten Vers das Subjekt *chi* in die Konjunktion *che* verwandelt habe, was vom syntaktischen Gesichtspunkt aus eine grundstürzende Änderung, aber poetisch eine irrelevante Variation ist. Den Aussagesatz des letzten Verses könnte ich ohne sonderlichen lyrischen Schaden sogar zu einem Wunschsatz umkrempeln:

E ben tornato, lo mio 'nnamorato!

Dagegen fasse man nun einen Satz von strenger Logik ins Auge: *cogito, ergo sum.* Wer hier im geringsten den Satzbau antastet, wirft das ganze System des Descartes durcheinander. *Sum quia cogito* wäre an und für sich dasselbe, wäre aber nicht mehr Descart'sche Denkart, die im Gegensatz zu der älteren Philosophie gerade nicht vom Begriff des Seins, sondern von dem des Bewußtseins ausgeht. Ebensowenig wäre eine Umsetzung in die Mehrzahl oder in zweite und dritte Personen angängig: *cogitamus, ergo sumus; cogitatis* usw. Denn das System ist auf mein, nicht auf unser, euer usw. Denken, auf das Ich und sein Denken gegründet. Man hat den Descart'schen Satz auch schon in psychologischem Sinne verbessern wollen, nämlich dahin, daß das Denken ein natürlicher Vorgang, keine Tätigkeit sei, also es denkt: *cogitat, ergo sum*; aber damit wird Descartes' Meinung und die historische Bedeutung seiner Philosophie noch gründlicher entstellt. Kurz, die syntaktische Struktur dieses Satzes steht und fällt mit seinem logischen Wahrheitsgehalt. Höchstens rhythmisch, melodisch, phonetisch könnte man in spielerischer und unmaßgeblicher Weise daran herumdoktern: *cogito, ergo etiam sum; cogito, et ideo sum* und dergleichen mehr, was ebenso unschuldig wie müßig wäre.

Wenn man die Genauigkeit und Festigkeit des Satzbaues und dessen innere Begründung prüfen will, sei es an einer, sei es an mehreren Sprachen, so kann man nicht umhin, auf die logischen Zwecke zu achten, in deren Dienst er sich gehärtet hat. Ein Meister solcher Untersuchungen ist Adolf Tobler gewesen, dem man zu Unrecht den Vorwurf des Logizismus gemacht hat[8]).

Eine andere Art von Untersuchung aber wäre den Literarhistorikern zu empfehlen. Da in jedem poetischen Stil, selbst in dem duftigsten Lied, wie wir gesehen haben, Prosa steckt, überwundene, dienende, geknebelte Prosa, die in anderen Dichtungen aber nur halb oder teilweise unterworfen oder gar eigenwillig geblieben und störend geworden ist, so entsteht die

---

[8]) L. Spitzer, Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet in der Zeitschrift »Die Neueren Sprachen«, 25. Bd. 1919, S. 326 ff.

Aufgabe, diesem Verhältnis nachzugehen. Es ist in allen Zeitstilen, in jeder einzelnen Dichtung wieder ein anderes; und wo man es nicht klar und methodisch durchleuchtet hat, da können mancherlei Streitigkeiten entstehen, in denen der Kritiker, zunächst nur einem allgemeinen, ungefähren, persönlichen Eindruck folgend, bald so, bald anders Stellung nimmt. Bei Dante zum Beispiel ist man sich über die Rolle, die das prosaische Element in der »Komödie« dem lyrisch-poetischen gegenüber spielt, noch heute nicht einig. Benedetto Croce in seiner ausgezeichneten Arbeit La Poesia di Dante, Bari 1921, versucht den Knoten zu durchschneiden, indem er den didaktisch-strukturellen Teil als den wesentlich prosaischen auf die Seite rückt und ihm grundsätzlich nur eine dienende Funktion zuerkennt, ähnlich derjenigen, die das Textbuch einer Oper zu der eigentlichen Musik verrichtet. Zuweilen nennt er diesen strukturellen Teil auch den »theologischen Roman«, in dem, wie in einem Behälter, eine Fülle von Einzelwerken echter Poesie versammelt sei. Dabei erinnert er an ähnliche Verhältnisse in den zeitgenössischen darstellenden Künsten und beruft sich auf Dvořak, »Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei«[9]), und sagt: »Die Skulpturen und malerischen Dekorationen, die in den älteren gotischen Bauwerken noch nicht unabhängig und künstlerisch nicht eigenwertig waren, sondern als Glieder der Architektur von dem Geist des Gebäudes bestimmt und von der Bewegung aller anderen architektonischen Glieder mitgerissen wurden, begannen damals, im Zeitalter Dantes, herauszutreten und eigene Bedeutung anzunehmen; und die Kirchen bekamen ein neues, weltliches Aussehen, in dem sich die Renaissance ankündigte« (S. 69). Selbst wenn diese Beurteilung im großen ganzen zu Recht bestehen sollte[10]), so müßte sie noch immer im einzelnen erhärtet werden. Dies könnte, wie mir scheint, am besten dadurch geschehen, daß man planmäßig einmal dem Verhältnis nachginge, in dem bei Dante die innere Prosa zur Poesie, die Syntax zum Verse steht. Mit einer Aufzählung der sogenannten Enjambements, Zäsuren usw. wäre es natürlich nicht getan; vielmehr müßte die ganze Stufenfolge der poetisch-prosaischen Gruppierungsarten durchlaufen und dürften über den äußeren die inneren Formen nie aus dem Auge verloren werden.

Für Dante selbst ist das grundsätzliche Verhältnis von Poesie und Prosa kein problematisches gewesen; vielmehr sah er — das gerade Gegenteil zu seinem neuesten Kritiker — im theologisch-logischen Element das Führende und in der Poesie eine Dienerin, deren Eigenwert er um keinen Preis hätte gelten lassen.

Aber es gibt Dichter, denen dieses Verhältnis zu einem bewußten und quälenden Dualismus wird. Ein solcher war Leopardi. Nicht nur, daß er in seiner Lyrik auf jede Weise sich bemühte, die Reflexion, die Struktur, die Syntax — und welch kunstvolle, reich gegliederte Syntax! — zu schmeidigen

---

[9]) Historische Zeitschrift 1918, 129. Bd.

[10]) Vgl. meine Besprechung in der deutschen Literaturzeitg., 7. Januar 1921, und mein Büchlein: Dante als religiöser Dichter, Bern 1921.

und ganz in den Läufen und Kurven der Gefühle und der Rhythmen aufgehen zu lassen; nicht nur, daß er seine philosophische Prosa bis zur skelettartigen Nacktheit entkleidete und verhärtete; er übersteigerte sogar diese Verzweigung oder Spaltung seines stilistischen Willens ins Metaphysische und glaubte einen ewigen Mißklang zwischen Natur und Vernunft darin gespiegelt zu sehen. »So kommt es,« sagt er, »daß die Sprache ihren Naturzustand verliert und ins Geometrische verfällt. Die Genauigkeit gewinnt das Übergewicht, und die Schönheit unterliegt[11].«

Nach der von uns vertretenen Ansicht aber wäre die Genauigkeit gerade die eigene und besondere Schönheit der wissenschaftlichen Prosa. Leopardi als Kind der Romantik und der Aufklärung glaubte, daß die Dichtung den umgekehrten Weg mache wie die Wissenschaft; während diese mit der Zeit immer mächtiger werde, sei die Poesie in ihren Anfängen schon riesenhaft und könne in der Folge nur immer schwächlicher werden, um schließlich, von ihrer Rivalin aufgezehrt, ganz zu vergehen.

In der Wirklichkeit verhält es sich anders. Poesie und Prosa sind derart aufeinander angewiesen, daß sie sich zwar zeitweise voneinander entfernen und wie zwei Arme eines Flusses das Wasser sich abgraben können, dann aber immer wieder in Vereinigungen und neuen Verflechtungen sich gegenseitig stärken. Die reinen Dichter, die Nur-Dichter, in deren Blut der philosophische und prosaische Eisengehalt fehlt, verzärteln sich, verschmachten und verkommen im Lyrismus, wie Hölderlin oder Mörike oder Verlaine oder Pascoli; und die reinen Wissenschaftler vertrocknen und verflachen in einem seelenlosen Intellektualismus, wie die vielen exakten Materialisten, Naturalisten und Positivisten, die ich nicht besonders zu nennen brauche. Der Literarhistoriker erkennt sie am besten daran, daß sie eine nichtswürdige Prosa schreiben.

III. Beredsamkeit und Umgangssprache.

Neben Poesie und Prosa in dem bisher erörterten Sinne gibt es offenbar noch eine andere Art von Sprache, nämlich die tägliche Umgangssprache, die streng genommen keine Poesie und keine Prosa ist, weil sie weder dem lyrischen Ausdruck von Gefühlen noch der kunstgerechten Darstellung von Urteilen und logischen Erkenntnissen dient. Monsieur Jourdain, der Bourgeois Gentilhomme, hatte nicht ganz unrecht. Es war ein gesundes Gefühl, das ihn stutzig machte, als der Maître de Philosophie ihm eröffnete, daß das, was er vierzig Jahre lang nun schon gesprochen habe, »Prosa« sei. — Quoi! quand je dis, »Nicole, apportez-moi mes pantoufles, et me donnez mon bonnet de nuit«, c'est de la prose? — Das Besondere eines solch alltäglichen Ausdrucks liegt nicht, wie man gemeinhin annimmt, darin, daß er kunstlos oder kunstfremd ist. Warum sollte die Umgangssprache nicht auch eine Kunst sein? Hier hatte Monsieur Jourdain wiederum ein gesundes

[11]) Zibaldone, 1357. Näheres in meinem Buch »Leopardi«, München 1923, S. 190 ff., 198 ff. und 366 ff.

Gefühl, indem er wünschte, daß sein Liebeswort an die Marquise »fût mis d'une manière galante, que cela fût tourné gentiment«. Die kunstvoll verfeinerte Umgangssprache nennt man Beredsamkeit oder Eloquenz. Sie ist neben Poesie und wissenschaftlicher Prosa der dritte literarische Aspekt der Sprache.

Wie zu der Umgangssprache ein Kreislauf von Sprechen, Hören, Verstehen und Widersprechen, das heißt Antworten, gehört, also eine Mehrheit von Momenten, mindestens drei oder vier, so auch zur Beredsamkeit. Das isolierte Individuum wird niemals beredt sein. Sobald man aber daraus den Schluß zieht, daß Umgangssprache oder gesprächsmäßiges Sprechen oder Beredsamkeit nicht anders als mit verteilten Rollen und mehreren Individuen bestehen könne, ist man im Irrtum. Jeder kann mit sich selbst ein Gespräch führen, sich selbst gegenüber eloquent sein, sobald er die nötige Mehrheit von Momenten in seinem Bewußtsein verwirklicht und seine Individualität in zwei oder drei Personen auseinandersetzt. Denn etwas anderes ist das sprechende Individuum, etwas anderes die Rollen oder hörenden und sprechenden Personen, und wieder etwas anderes die Momente des Gespräches.

Ich will nicht behaupten, daß das Selbstgespräch die ursprünglichste Form der Umgangssprache sei, wohl aber, daß es begrifflich die einfachste ist; also nicht die natürlichste, sondern im Gegenteil vielleicht die künstlichste, die künstlich vereinfachte. In der Wissenschaft arbeitet man am besten mit künstlichen Vereinfachungen. Im übrigen hat es keinen Zweck, sich zu fragen, und ist auch gar nicht auszumachen, was älter und ursprünglicher sei: der Monolog oder der Dialog; da jeder Monolog als ein Dialog mit uns selbst und jeder Dialog als eine Summe von Monologen betrachtet werden kann. Diese Frage ist etwa geradeso gegenstandslos wie die literarwissenschaftliche, ob Lyrik oder Epos oder Drama die ursprüngliche Form der Dichtung sei. Denn beide Male läuft es auf das Vexierspiel hinaus, ob die Zahlen Zwei und Drei ursprünglicher seien als die Eins. Lyrik ist Poesie zu Einem, das heißt Gefühlserguß ohne Rücksicht auf einen Zuhörer, während Epos einen Erzähler und ein Publikum, und Drama mindestens drei Personen voraussetzt: Spieler, Gegenspieler und Zuschauer. Eins zwei drei, so heißt das große Geheimnis solcher Probleme. Man kann nicht zählen, solange man nur die Eins und nicht auch die Zwei und Drei erfaßt hat. Diese Zahlen setzen sich wie jene Momente gegenseitig voraus und bilden einen Kreislauf.

Indem man die Tatsache mißachtete, daß zur Umgangssprache zwar mindestens zwei Rollen oder Personen und mindestens drei Momente (Sprechen, Verstehen und Antworten), aber trotzdem nicht mehr als ein einziges Individuum nötig und wesentlich sind, kam man zu der Vorstellung, daß das Gespräch sich nicht in den Individuen, sondern zwischen ihnen, in einer Art Milieu oder Zwischenseele oder, wie man zu sagen beliebte, Volksseele abspiele. Bei Wilhelm Wundt gründet sich in der Tat der Begriff der Völkerpsychologie, was die Sprache betrifft, auf die irrige Ansicht, daß die seelischen Vorgänge der Umgangssprache den Gesichtskreis

der Individualpsychologie überschreiten. In Wirklichkeit geht das Sprechen durch die Umwelt hindurch; aber es ist nicht die Umwelt, die spricht, so wenig wie bei einem Telephongespräch die Drähte sprechen. Völkerpsychologie der Sprache ist Psychologie des Leitungsdrahtes.

Wundt wurde durch Hermann Paul und andere überzeugend widerlegt. Um ganz mit ihm fertig zu werden, muß man aber auch das Richtige und die Teilwahrheiten würdigen, die ihm bei Aufstellung seiner irrigen Lehre vorschwebten. Vor allem war es der Gedanke, daß jedes Gespräch auf Wechselwirkung beruht, daß Frage und Antwort, Sprechen, Hören, Verstehen usw. sich gegenseitig bedingen und daß es gar nicht auszumachen ist, was und wieviel von dem Gesprochenen jedesmal gehört und verstanden wird oder von dem Geantworteten durch die Frage veranlaßt war. Nie lassen sich die Rollen und Momente eines Gespräches reinlich auseinanderklauben; immer gehen sie einigermaßen ineinander über. Jedoch tun sie dies nicht in einer Kollektivseele, sondern in »der« Seele »des« Menschen. — Ein zweiter berechtigter Gedanke geht dahin, daß das Sonderbewußtsein der Einzelseele etwas sehr Spätes und Raffiniertes ist. Wir beobachten an jedem Kinde, wie langsam und mühsam es dazu gebracht wird, sich selbst als Einzelwesen und als Ich zu denken und die Verbalformen der ersten Person in seinen Sprachschatz aufzunehmen. Wir sehen in jeder Kulturgeschichte, wie zögernd die sogenannte »Entdeckung des Individuums« gemacht wird. Insofern darf man allerdings von Herdenseele, Kollektivseele, Massenbewußtsein, Volksseele und dergleichen sprechen. Nur ist dies nicht eine Seele der Völker, Massen und Herden, sondern eine herden-, massen- und volksmäßige Seelenverfassung in allen einzelnen Individuen. Man wird daher gut tun, die Alternative: Massenseele oder Einzelseele? fallen zu lassen und die Menschenseele so, wie wir sie aus uns selbst und aus der Erfahrung kennen, mit all ihren kollektivistischen und individuellen, sozialen und partikularistischen usw. Anlagen und Kräften als die Trägerin der Umgangssprache anzunehmen und festzuhalten.

Es kann nicht die Aufgabe einer soziologischen Sprachforschung sein, daß sie an die Stelle des unhaltbaren Begriffes der Volksseele etwa den einer Gesellschaftsseele oder Klassen- oder Kasten- oder Standesseele schiebe. Mit solchen Wechselbälgen könnte nur eine kurzlebige Renaissance von längst widerlegten Irrtümern erreicht werden. Was Völker, Gesellschaften, Klassen, Kasten und Stände dem sprechenden Menschen liefern, darbieten, auferlegen, aufzwingen, verbieten, erlauben usw. sind keine Seelen, sondern seelische Verfassungen, Zustände und Gelegenheiten. Besonders handgreiflich wird diese Sachlage in der kunstvoll gesteigerten Umgangssprache, die man Beredsamkeit nennt. Man kann in der Tat ebensoviele Beredsamkeitsarten unterscheiden, als es soziologische Gelegenheiten gibt, zum Beispiel kirchliche, parlamentarische, akademische, gerichtliche, mondäne, kaufmännische, militärische usw. usw.

Worauf es dem beredten Menschen bei allen diesen Gelegenheiten ankommt, liegt auf der Hand. Es ist ihm nicht, wie dem lyrischen Menschen,

um den reinen Gefühlsausdruck zu tun, nicht, wie dem prosaischen, um Darstellung seines logischen Gedankens, sondern um die Wirkung auf seine Hörer. Die Frage ist nun, ob auch dafür in der Natur der Sprache eine besondere Form zur Verfügung steht. Wenn in der Poesie die Rhythmen, Metren, Reime, Klänge, kurz die musikalischen Seiten der Sprache den Ausschlag geben, und wenn in der Prosa der Satzbau, die Struktur der Worte, kurz die architektonischen Seiten entscheidend sind, was wird dann für die Beredsamkeit als spezifische Kraft und Anlage noch übrig bleiben? Daß der Redner, um seine Wirkung zu steigern, sich bald der poetischen, bald der prosaischen Sprachmittel bedient, leuchtet ohne weiteres ein; aber nicht in dieser Vermischung und Auswahl liegt seine eigene Stärke. Der gute Redner ist der, dem es gelingt, hier und jetzt den Widerhall zu wecken, den er will. An seinen unmittelbaren Erfolgen erkennt man ihn. Die Rede, sei's im Gespräch, sei's im Vortrag, muß treffen, einschlagen, zünden, rühren, ergreifen, besänftigen, aufklären usw., je nach Absicht und Wille; daher sie wesentlich ein Willensausdruck ist und imperativischen Charakter hat. Der unmittelbare Ausdruck des Wollens ist freilich die Tat, nicht das Wort, ist Handeln, nicht Sprechen. Immer hat die Sprache als Willensausdruck etwas Mittelbares, Uneigentliches, Reflektiertes, Übertragenes, Mediatisiertes, Umgewendetes oder, wie der rhetorische Terminus heißt, Tropisches an sich. Die entscheidende und führende innere Form der Beredsamkeit wie der Umgangssprache ist der Tropus. Es gibt in der Tat in keiner menschlichen Sprache einen Ausdruck des Wollens, Wünschens, Begehrens, Befehlens, der nicht übertragen wäre[12]). Wir haben es in dem *mar!* des Urmenschen gesehen. Alle sogenannten Imperative sind ein abgebildetes, kein echtes Wollen, ein Wunschbild. Daher die Urverwandtschaft der Modi imperativi mit den Modis interrogativis, die sich auch im Tonfall und in der Melodie verrät. *Geh weg!* und *gehst weg?* Uneigentliche Fragesätze können immer als Wunschsätze fungieren. *Que ne faites-vous votre devoir?* Altfranzösisch *car ne viens?* heißt »komm doch«, wobei *car* (*<qua re?*), ursprünglich = »warum?«, zu der Bedeutung »wohlan!« übergeht, so daß man denn auch ohne Negation *car viens! car t'en vas colcier!* (Alexius) sagen kann.

Während für den poetischen Menschen alle Tropi, Metaphern, Bilder, Vergleiche den seelischen Wert von eigentlichen, unvermittelten Ausdrücken seiner Gemütszustände haben, so daß der Fluß ihm wirklich ein »Rauscher« oder »Pflüger« oder »Beschützer« ist, und während der logische Mensch an diesen Identitäten zweifelt und auf jede Weise sich gegen die metaphorische Natur der Sprache verteidigt: bewegt und betätigt der rednerische Mensch sich frei und planvoll in diesen tropischen oder metaphorischen Elementen. Er rechnet besser und sicherer als mit der musikali-

[12]) Vgl. meine Besprechung von E. Lerch, Die Bedeutung der Modi im Französischen, Leipzig 1919 im Literaturbl. für germ. u. roman. Philologie, 1919, Sp. 246 bis 251.

schen und architektonischen mit der bildlichen Seite der Sprache. Alle Wirkung, alles Glück des Redners liegt im Tertium comparationis seiner Wortbilder verankert. Wenn man ihm dieses nicht glaubt oder verdreht, ist er erledigt.

Was ist dieses Tertium comparationis? Offenbar die Tat. Denn wie durch die Tat der Wunsch zur Wirklichkeit wird, so auch nur durch die Tat das Wunschbild zum wirklichen Wunsch. Die Tat, durch die ich meinen Wunsch verwirkliche, ist ein Handeln; die Tat, durch die ich das Bild meines Wunsches verwirkliche, ein Wort, ein Sprechen. Sprechen und Handeln werden im Geltungsbereich der Beredsamkeit eine und dieselbe Sache. Die Zauberkraft, die der Redner über das menschliche Gemüt hat, wird unfehlbar gebrochen durch den Nachweis, daß sein Sprechen kein Handeln, sondern eben nur ein Sprechen ist, seine Worte keine Taten, sondern eben nur Worte sind. Menschen und Völker, die in der Beredsamkeit ihre Freude und Stärke suchen, leben dem heiteren Glauben, daß ihre Worte mächtiger sind als die Dinge mit ihrem dunklen, chaotischen Wesen. Kein Wunder, daß die Redekunst am besten unter den südlichen Himmelsstrichen gedeiht. Kein Wunder auch, daß von allen Eigenschaften des vollendeten Redners die Macht der Persönlichkeit, die *virtus*, die *praestantia animi*, kurz eine auf das Tätige oder gar Sittliche gerichtete Seelengewalt von jeher als die unentbehrlichste gegolten hat. Gute Redner und gute Politiker wachsen zumeist auf demselben Boden.

Durch die handelnde, praktische, umgängliche Art des Sprechens, die man Reden nennt, nicht durch sein Dichten und Forschen wird der Mensch zum geselligen Wesen. Die Soziologie der Sprache wird daher wesentlich mit dieser eloquenten Seite zu tun haben. Man darf denn auch die Lehrbücher der Beredsamkeit, die alten Rhetoriken als erste Versuche soziologischer Sprachbetrachtung gelten lassen, wenigstens insofern, als sie sich mit der Wirkung der Rede bei verschiedenen gesellschaftlich bedingten Gelegenheiten befassen. Freilich stehen solche Traktate, wie sie besonders im Altertum und in der Renaissance beliebt waren[13]), wesentlich im Dienste einer kunstmäßigen Praxis und zeigen in lehrhafter Weise, wie der Redner seine Wirkung zu erzielen hat.

Die Aufgabe der modernen Soziologie der Sprache ist demgegenüber wesentlich theoretisch, bleibt im Grunde aber auch als reinste Theorie an das Praktische doch immer dadurch gebunden, daß sie die Sprache als Werkzeug, Mittel, Medium und nicht als Selbstzweck betrachtet. Jedes sprachliche Gebilde, so innig und in sich selbst geschlossen es immer sein mag, das einsamste lyrische Gedicht sogar kann in das Licht der Soziologie gerückt und als rednerisches Unternehmen eines gesellschaftlichen Suggestionskünstlers auf seine Wirkung hin geprüft werden. Bei den Franzosen insbesondere, als dem klassischen Volk der *sociabilité*, ist fast die gesamte Kunst-

---

[13]) Übrigens werden deren auch heute noch geschrieben, zum Beispiel Giuseppe Prezzolini, l'arte di persuadere, Florenz, Lumachi, 1907.

kritik in dieser Weise soziologisch durchsetzt. Aber auch in Deutschland fehlt es nicht an Büchern wie das von Richard Heinze über Virgils epische Technik, wo der Dichter Maro beinahe ganz verschwindet im Schatten seiner rednerischen Rechenkünste, wo er wie ein Talleyrand oder Bismarck sich darstellt, der mit poetischen Motiven so zwecksicher verfährt, als wären es ethisch-politische »Imponderabilien« in der Wagschale der öffentlichen Meinung. Dabei wird die Seele des Publikums im augusteischen Rom eher als die des Dichters vor uns aufgeschlossen.

Nicht einmal die wissenschaftliche Prosa — mag sie noch so getreu im Dienste der reinen Vernunft oder eines besonderen Erkenntniszweckes stehen und alles Liebäugeln mit der menschlichen Gesellschaft noch so züchtig und spröde verabscheuen — kann sich dem soziologischen Gesichtswinkel entziehen. Selbst wenn sie in keinem anderen als abweisenden oder feindlichen Verhältnis zum menschlichen Konsortium stände, so wäre auch das noch ein Verhältnis; ja es ist sogar eine Angewiesenheit, von der sie schlechthin nicht loskommt. Ohne Speer und Ägide ist Minerva nicht denkbar; und wo die Polemik aufhört, geht es auch bald mit dem Logos zu Ende.

Es bedarf keiner weiteren Ausführungen, um eine allseitige Soziologie der Sprache, wie sie übrigens unter allerlei Namen, sei es als Sprachgeographie, Kulturgeschichte, Volkspsychologie, sei es als historische oder vergleichende Grammatik oder Wortforschung, tatsächlich schon lange geübt wird, besonders zu rechtfertigen. Ist doch Max Weber sogar in die letzten Zufluchtstätten der Einzelseele, Musik und Religion, mit den Lichtstrahlen seiner Soziologie erfolgreich eingedrungen. Im Grunde ist es nur der Terminus Soziologie, an dem manche Sprachforscher als an einem modernen Schlagwort sich heute noch stoßen, während andere hinwiederum, von dessen Klang berauscht, sich verführen lassen, eine Soziologie der Sprache uns als etwas völlig Neues anzupreisen, das erst noch zu entwerfen und zu gründen wäre. So zum Beispiel Raoul de la Grasserie mit seinem schrulligen Buche »Études de psychologie et de sociologie linguistiques. Des parlers des différentes classes sociales«. Paris 1909. Er errichtet ein papierenes Gebäude, indem er linguistische und soziologische Begriffe miteinander kombiniert und die Schubfächer seines Systemes, das für sämtliche Sprachen und Völker passen soll, mit einer Menge von Beispielen aus dem Französischen und anderen Sprachen anfüllt. Neu ist an seinem Unternehmen eigentlich nur die Terminologie; denn schon den ehrwürdigen Traktaten der Rhetoriker war seine Unterscheidung der Stilarten und Sprachformen in hohe, niedere und mittlere durchaus geläufig. Bei de la Grasserie sind an Stelle der Gattungen und Gelegenheiten der Rede die Gesellschaftschichten, Gruppen und Sprachgemeinschaften getreten. Was früher niedere oder vulgäre Rede hieß, das wird unter vorschneller Verquickung der Redensarten mit den Menschenarten, der sprachlichen Gebräuche mit den gesellschaftlichen Sitten und Einrichtungen, und der Stile mit den Personen, nun hier als »Sprache der unteren Klassen«, ja sogar in noch abstrakterer griechisch-französischer Aufmachung als *cataglose* dem staunenden Leser aufgetischt. Die *cataglose* hat

ihre Unterarten, nämlich den familiären Stil der *œcoglose* und den populären der *démoglose* und den gaunermäßigen der *cléptoglose* und *cryptoglose*. Der erhabene Stil heißt *anaglose* und stellt sich — wie wenn Corneille oder Friedrich Gottlieb Klopstock blaues Blut gehabt hätten — als die Sprache der Aristokratie dar. Der mittlere, elegische oder gemischte Stil ist als *mésoglose* zu der Sprache des Bürgertums geworden. Die Unzuträglichkeiten, die aus so gröblicher Vermischung von Stil und Sprache, Sprache und Sprecher, seelischer Verfassung beziehungsweise Gelegenheit und gesellschaftlicher Stellung sich ergeben, hat der sinnreiche Verfasser durch Einfügung von Nebenklassen und dergleichen zu beseitigen versucht. So hat er die wagrechte Gliederung der sozialen Sprachschichten durch eine senkrechte der praktischen Inhalte oder seelischen Bedürfnisse ergänzt. Die Rede des Aristokraten, des Bürgers, des Proletariers, meint er, sei nämlich verschieden, je nachdem sie sich auf allgemeine und normale oder auf besondere Gegenstände richte. Dadurch bekommen wir innerhalb jeder der drei genannten Klassen oder Glosen eine *orthoglose* und eine *paraglose*. Spricht ein Angehöriger der *cataglose* mit einem der *anaglose*, so erwächst uns die *séboglose*. Nachdem wir nun gar in der heutigen Tagespresse ein Wesen oder Unwesen haben, in dem die Wörter und Stile sämtlicher Glosen durcheinandergerührt werden, hat der sorgliche Verfasser auch dafür einen Tummelplatz abgezäunt: *la métaglose*. »Ce sera la presse. Elle remplit dans le monde linguistique le même rôle que les insectes dans le monde biologique pour la fécondation des fleurs.« Da aber, offenbar angesteckt von der Presse, sich alle Sterblichen von einiger Lebendigkeit die Freiheit nehmen, aus einer *glose* in die andere zu hüpfen, dies aber nur als Einzelwesen und sozusagen auf eigene Verantwortung tun, so hat man neben der *métaglose* der Journale auch für diese ungebärdigen Kinder des soziologischen Sprachgeistes eine individuelle *métaglose* eingerichtet, *qui consiste pour chacun à changer de glose à volonté*, und in vertrauensvollem Ernste wäre somit das Jenseits aller Klassen auch klassifiziert.

Doch nicht zur Belustigung, sondern als ein abschreckendes Beispiel für typische Auswüchse und Gefahren der soziologischen Arbeitsweise mag das Vorstehende dienen. Denn, so ernstlich und vorsichtig man immer auf die Erfassung von wirklichen und greifbaren Zusammenhängen des sprachlichen Lebens mit dem gesellschaftlichen ausgeht: die Versuchung, sich durch scheinbare Entsprechungen, Ähnlichkeiten, Parallelen und Analoga irreführen zu lassen, lauert auf Schritt und Tritt. Wer die Wortforschung etwa nach der Art von Gilliéron betreibt und nachweist, wie gewisse Bezeichnungen für gewisse Gegenstände sich auf gewissen Gebieten durchsetzen, ausbreiten und andere Bezeichnungen desselben Gegenstandes (Synonyma) aus dem Felde schlagen oder eine Zeitlang mit ihnen konkurrieren, um sich schließlich, einer gewissen Wortökonomie zufolge, von ihnen verdrängen und ablösen zu lassen, der arbeitet mehr oder weniger unbewußt mit der zweifelhaften Voraussetzung, daß die Wörter eine Art gesellschaftlicher Wesen oder Personen seien, die ihre Interessen zu wahren, ihre Herrschaftsgebiete und

Gerechtsame zu verteidigen oder auszudehnen wünschen. In Wahrheit aber hat zwischen zwei oder mehreren Wörtern noch nie, solange die Erde sich dreht, ein Rechtsstreit oder Wirtschaftskrieg oder sonstige Feindseligkeit stattgehabt. Die Menschen, nicht die Wörter, noch die Sprachen an und für sich geraten einander in die Haare, schließen Verträge und Bündnisse ab. Sämtliche Erklärungen, die uns durch dieses Spiegelgefechte der Wörter und der Sprachen gegeben werden, wandeln auf fragwürdigen Beinen. Wie viele Synonyma eine und dieselbe Sprache ertragen kann, wie viele Sprachen in einem und demselben Gehirn beisammen wohnen, wie viele Bedeutungen einer und derselbe Wortkörper auf sich vereinigen kann, all das sind Fragen, die sich genau und zahlenmäßig niemals beantworten lassen, weil sie schief und ungenau gestellt und zumeist durch eine voreilige Verschlingung von soziologischen oder nationalökonomischen oder biologischen mit grammatischen Fragestellungen entstanden sind. Solche Scheinprobleme muß man denjenigen überlassen, die übrige Zeit haben, um sich mit Experimentalpsychologie zu beschäftigen. Das menschliche Denken ist kein Tummelplatz für die Wörter, vielmehr sind diese ein Turngerät für jenes.

Ein Wort, eine Sprachform, eine Sprache stirbt nur dadurch aus, daß sich das geistige Interesse der Sprecher von ihnen abwendet, nicht dadurch, daß feindliche Wortbrüder oder Konkurrenzsprachen sie über den Haufen rennen oder in eine Ecke der sprachgeographischen Karten drücken oder in die Stickluft der *cataglose* hinunter oder in die Eiszone der *anaglose* hinaufjagen.

Freilich, nichts ist so unbequem und schwer zu verfolgen, nichts so behende, flüchtig und unberechenbar wie dieses geistige Interesse. Daher haben die Grammatiker ein sinnreiches mechanisches Begriffsschema erdacht, um wenigstens das Abwandern dieses Interesses, soweit es regelmäßig eintritt, erfassen und am Wandel der Sprachformen feststellen zu können. Ich habe den Sinn der grammatischen Begriffe des Lautwandels, der Analogie, des Bedeutungswandels, der Grammatikalisation, der Differenzierung und der Kontamination unter dem Gesichtspunkt dieses Zweckes zu bestimmen versucht in einer kleinen Abhandlung über »Das System der Grammatik«[14]) und habe nachgewiesen, wie diese sechs spezifisch grammatischen Vorgänge sich immer nur dadurch ereignen, daß die Kontrolle des Geistes, das geistige Interesse oder die Aufmerksamkeit der Sprechenden als lahmgelegte Kraft vorgestellt und als zeitweilig unwirksam hinweggedacht wird. Es gibt in der Tat keine »Analogie«, solange die Erinnerung an die Verschiedenartigkeit der in Frage stehenden sprachlichen Formgruppen lebendig bleibt, keinen »Lautwandel«, sofern die Werkzeuge des Sprechens und Hörens überwacht werden, keine »Grammatikalisation«, solange die Wortbedeutungen kräftig und farbig vorgestellt werden, keinen Bedeutungswandel, solange das jedesmal Gemeinte auch ganz verstanden wird, keine Kontamination, solange das Ähnliche nicht vermengt, keine Differenzierung, solange das Wesensgleiche zusammengehalten wird. So stellen die auf Ver-

[14]) Im Logos IV (1913), S. 203 ff.

einheitlichung gerichteten grammatischen Vorgänge sich als Lässigkeiten im Unterscheiden dar, die auf Spaltung gerichteten als Lässigkeiten im Zusammenfassen. Die Sprachformen selbst aber, seien es nun Sätze oder Wörter oder Laute oder Stämme, Suffixe usw. — weit entfernt, als gesellige Wesen oder auf ihre Erhaltung und ihr Fortkommen erpichte Personen oder Gesellschaftsgruppen zu erscheinen, wie vorhin — sinken jetzt zu einem schattenhaften, abstrakten Dasein herab, zu einer Art Hyle im Sinne des Aristoteles. Man betrachtet sie als Sprachmaterial, das wie ein Geröll von verschiedener Härte und Widerstandskraft hier sich zusammenballt, um dort wieder auseinanderzufallen.

Aber auch diese Ansicht der Dinge, in der von dem ganzen geselligen Leben des sprachlichen Umgangs nur noch ein innersprachliches automatisches Hin und Her zwischen Uniformierung und Differenzierung übrig bleibt, ist unzulänglich, ist geradeso einseitig und überspannt wie jene andere, in der die Wörter und Einzelsprachen als freundlich-feindliche, menschenähnliche Personen sich aufspielen. Es muß daher wohl eine mittlere Ansicht geben, in der die Soziologie der Sprache ihr Gleichgewicht und ihren eigentlichen Schwerpunkt finden kann. Dies ist, wie schon angedeutet wurde, die Auffassung der Sprache als eines Mediums des gesellschaftlichen Verkehrs und des Sprechens als einer Betätigung geselliger Gefühle.

Freilich hat auch diese Betrachtungsweise, wie wir nun sehen werden, ihre Grenzen. — Ein Mittel des Verkehrs, ein Medium des Gedankenaustausches, wie es die Umgangssprache sein soll, wird desto wirksamer werden, je handlicher, einfacher, einheitlicher, regelmäßiger es ist. An allen geschichtlich gewordenen und sozusagen selbstgewachsenen Einzelsprachen hat man in dem Maße, wie ihr Gebrauch sich über die Erde ausdehnte, gewisse Unregelmäßigkeiten oder grammatische Schwierigkeiten, die sogenannten Ausnahmen, als störend empfunden. Es erwachte mit der Steigerung des Handels- und Reiseverkehrs und, wie es scheint, zuerst in universalen Köpfen wie Descartes und Leibniz, der Wunsch nach einer Einheits- oder Weltsprache. Das Esperanto dürfte bis jetzt wohl der gelungenste Versuch sein, das Streben nach erleichterter und erweiterter Umgänglichkeit der menschlichen Rede zu befriedigen[15]). Der radikale Sozialismus erhebt denn auch dieses Verbrüderungsmittel auf seinen Schild, und in den Zeitungen war vor einigen Monaten zu lesen, daß die russische Regierung das Esperanto in die Volksschule einzuführen beabsichtige. Ein gebildeter Europäer kann nach wenigen Stunden grammatischen Studiums sich lesend, sprechend und schreibend an die Handhabung dieses sinnreichen Weltschlüssels heranwagen. Es ist hier alles so einfach und gleichmäßig wie möglich. Sämtliche mehrsilbigen Wörter werden auf der zweitletzten Silbe

[15]) Neuerdings versucht Prof. Dr. H. Molenaar in Neustadt a. d. Haardt für seine noch einfachere Weltsprache »Universal« zu werben. Eine Probe:

Diversitat de lingi es fatal a geni e a progres. Si existeré un ling universal, gen human profiteré un terz de son vit. (Leibniz.)

betont, sämtliche Hauptwörter endigen auf *-o*, sämtliche Eigenschaftswörter auf *-a*, sämtliche abgeleiteten Umstandswörter auf *-e*, sämtliche Infinitive sämtlicher Zeitwörter auf *-i*, sämtliche Verbalformen der Gegenwart auf *-as*, der Vergangenheit auf *-is*, der Zukunft auf *-os*, des Konditionale auf *-us*, des Imperativs auf *-u*. Kurz, die ganze Grammatik gleicht einem mit der Maschine gewobenen Teppich, dessen Zeichnung zwar von einer grammatischen Kategorie zur anderen hinüber wechselt, aber innerhalb der Kategorie selbst sich mit vollendeter Regelmäßigkeit am gesamten Wortmaterial wiederholt. Während man in den geschichtlich natürlichen Sprachen die Regeln und Kategorien aus dem Rankenwerk der Einzelfälle herausfühlen und nachträglich ablösen muß und mit mancherlei Übergriffen der einen in die andere Kategorie zu rechnen hat, behält hier grundsätzlich die Regel und die Kategorie den Primat. Der Wortschatz des Esperanto, ein aus den bekanntesten europäischen Sprachen hergestelltes Gemisch, ist sozusagen nur die Farbe, mit der die grammatische Schablonenzeichnung ausgepinselt wird. Die geschichtlichen Sprachen gleichen demgegenüber einem uralten Perserteppich oder der freihändig phantastischen Ornamentierung eines alten Gefäßes oder gotischen Frieses, wo Symmetrie zwar vorhanden, aber beweglich, lebendig und sinnvoll schmiegsam ist.

Wer dieses Lebendige und Bewegliche an der naturhaften Symmetrie der Sprachen für einen Fehler oder Mangel hält und eine zwar angestrebte aber nicht erreichte und darum verfehlte Korrektheit, also Inkorrektheit darin sieht, der überspannt, wie uns dünkt, den soziologischen Begriff der Sprache als eines Verkehrsmittels oder praktischen Werkzeuges der menschlichen Vergesellschaftung. Er überspannt ihn, das heißt er erhebt ihn zu der Wertidee der Sprache als solcher. Wenn in der Tat die Sprache ihrem Wesen, ihrem Sinne, ihrer Bestimmung nach auf nichts anderes gerichtet wäre als auf Reproduktion, Vervielfältigung, Übertragung und möglichst glatte Beförderung von gegebenen Gedanken- und Gefühlsinhalten, so wäre die Idealsprache eine Schablonensprache wie das Esperanto. Denn Schablone kommt immer dort zustande und ist dort gerechtfertigt, wo es sich um den praktischen Zweck der bequemen und im Sinne völliger Neutralität getreuen Vervielfältigung beziehungsweise Übertragung von gegebenen Dingen handelt.

Indessen haben wir durch unseren Vergleich mit Teppichen, Gefäßen, Friesen, Ornamentierungen schon auf ein anderes und zwar ästhetisches Ideal der Sprache hingedeutet. Die Frage ist nur, ob der Vergleich berechtigt ist, das heißt, ob es sich mit dem Symmetrischen in den historischen oder nationalen Sprachen ähnlich verhält wie mit der Symmetrie in denjenigen Ornamenten, die künstlerischen Wert und eigenes Leben haben, also in den unstarren. Was bei alten Teppichen und anderen Ornamenten die schablonenhafte Korrektheit durchbricht, vielmehr überhaupt nicht aufkommen läßt, das ist offenbar die Freihändigkeit oder die Laune der Phantasie. Da aber das ganze Ornament, die ganze Teppichzeichnung eine Schöpfung phantastischer Laune ist — denn der nüchterne Mensch ornamentiert überhaupt nicht ,

so schafft dieselbe Phantasie, der wir das Ornament mit seinem symmetrischen Rhythmus verdanken, auch dessen Abwandlungen und scheinbare Unregelmäßigkeiten. Der gleiche Kobold, der die Regel gemacht hat, biegt sie, dehnt sie oder sprengt sie gar.

Die Regeln und Ausnahmen der Sprachen aber werden offenbar nicht von solchen Launen und Kobolden verfügt, sondern sind, wie jedermann weiß, geschichtlich bedingt. Wer sie verstehen will, muß historische Grammatik studieren, wobei er mit dem Begriff der Laune oder Phantasie nicht vorwärts kommen wird. Nur mit sprachgeschichtlichen Erklärungen geht es, und manchmal sogar sehr weit, bis zum letzten Ziele aber schließlich doch nicht. Wenn ein Zeitwort unregelmäßig flektiert, etwa das französische *je veux — nous voulons* statt *nous veuons*, oder statt *je voule — nous voulons*, so ist daran gewiß nicht unmittelbar eine französische Laune schuld; vielmehr geht diese neufranzösische Unregelmäßigkeit auf die altfranzösische *vueil — volons* zurück und diese hinwiederum auf die romanischen Verhältnisse der Stammabstufung und der Betonung. Damit weiß ich aber noch immer nicht, warum bei *vouloir* nicht, ähnlich wie bei anderen Verben (*aimer*, *laver*, *prier* usw.), ein Ausgleich des Stammvokales stattgefunden hat. Man sagt mir, davor habe der häufige Gebrauch, der die Formen von *vouloir* im Gedächtnis der Sprechenden frisch erhielt, dieses Verbum bewahrt. Warum hat aber trotzdem das altfranzösische *vueil* sich zu *veux* verändern lassen? Und wird nicht andererseits der häufige Gebrauch von den Grammatikern ebenso gut zur Erklärung von Abschleifungen, Angleichungen, Einschmelzungen von Wortformen herangezogen? Bald wird diesem häufigen Gebrauch eine erhaltende, bald eine zerstörende Wirkung zugeschrieben. Was an *vouloir* erhalten und geschont wurde, sind außerdem gar nicht die einzelnen Formen, sondern das Schema der Stammabstufung, also nicht die Sonderheit der Formen, sondern ihre Gruppierung, die Formenordnung. Ordnung ist etwas Zweckhaftes. Man gruppiert und ordnet die Formen, um sie besser beherrschen zu können. Die Art, wie man sie gruppiert, hängt in letzter Hinsicht zweifelsohne von dem Interesse ab, das man an den Sachen nimmt, die durch die Formen bezeichnet werden. Diesem Verhältnis der sprachlichen Formenordnungen zu den sachlichen Interessen der Sprechenden ist Hermann Osthoff in seiner Heidelberger Rektoratsrede (1889) über »das Suppletivwesen« nachgegangen. Ein Beispiel. Eine Mutter von Zwillingen verwechselt ihre Lieblinge nicht miteinander, sondern unterscheidet sie und läßt den einen Max, den anderen Wilhelm taufen. Kommen Max und Wilhelm zum Militär, so gelten sie dem Offizier nur noch als Mannschaft. Ihre Individualität ist ihm belanglos, daher er den Max: Meier I, den Wilhelm: Meier II nennt. Wer gerne mit Pferden umgeht, wie die alten Deutschen, der unterscheidet wurzelhaft *Hengst* und *Stute*; wer sich dafür weniger erwärmt, wie die alten Durchschnittsrömer, dem genügt die ordnungsmäßige Gruppierung *equus* und *equa*. In Zentralbrasilien gibt es ein Naturvolk, bei dem jede Papageienart ihren besonderen Namen hat, der Gesamtbegriff Papagei aber fehlt. Auch für die Palme kennt man dort keinen zusammenfassenden

Gattungsnamen, weil man jede Palmenart als wichtig empfindet und sie daher sprachlich individualisiert [16]). So ist in letzter Hinsicht immer auf diese oder jene Weise die Gruppierung der Sprachformen ein Ausdruck des geistigen Interesses, das die Sprecher an den Dingen nehmen oder genommen haben. Hinter der Formensymmetrie einer Sprache waltet eine Art Interessenhierarchie ihrer Sprecher.

Praktisches oder auch gefühlsmäßiges Interesse ist aber doch wohl etwas wesentlich anderes als phantastische Laune. Man sollte es meinen. Und trotzdem ist es auf dem Feld der Umgangssprache und der Beredsamkeit wenigstens eine und dieselbe Sache: nämlich insofern, als in der Umgangssprache, in der Rede des tätigen Lebens, die praktischen Interessen nicht nur ausgedrückt und dargestellt, sondern durch die Art der Darstellung geradezu verfochten und befriedigt werden. Es gibt, wie wir gesehen haben, einen Aspekt der Sprache, eben den umgänglichen oder rednerischen, unter dem das Wort zur Tat wird. Wenn jenes brasilianische Naturvolk lediglich aus Dichtern und Denkern bestände, so könnte man aus dem Wortschatz, den es für Papageien und Palmen sich zurechtgruppiert hat, keinerlei Schlüsse auf seine Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse ziehen. Denn für Denker und Dichter gilt der Satz: Fra il dire e il fare c'è di mezzo il mare. Wenn ein Dichter die sämtlichen Fachausdrücke des Pferdezüchters, wenn Victor Hugo in den »Travailleurs de la mer« die Sprache der Marine entfaltet, so kommt es niemandem bei, diese Musensöhne für wirkliche Stallmeister oder Seeleute zu halten; aber die Umgangssprache eines Reitervolkes oder eines Seeräubergeschlechtes ist ein wirkliches Stück seines tätigen Lebens, eine Art geistigen Arbeitskleides oder Kriegerschmuckes, wobei der Schmuck, das sprachliche Ornament, zugleich Waffe ist und Instrument. Ähnlich wie das Ornament der Ausdruck, die Darstellung und in gewissem Sinne auch die suggestive Mitteilung eines praktischen Interesses ist, so die flexivischen und sonstwie symmetrischen Ordnungen der Umgangssprache. In Bayern werden die Bierkrüge besonders schön und reich verziert, weil man sie nicht nur gebrauchen, sondern auch das liebevolle Interesse darstellen und betätigen will, das man an ihrem Gebrauche nimmt. Jedes echte, wirklich schöne Ornament ist unlösbar verwachsen mit einem praktischen Gedanken; ja es ist selbst ein Stück von jener Praxis, die es darstellt und betont. Nur das gedankenlose oder falsche Ornament wird als Zutat angebracht und verfehlt zuweilen seinen Zweck so sehr, daß es den Gebrauch des verzierten Gegenstandes geradezu hindert. So gibt es Tabakspfeifen und Ehrensäbel, mit denen man nicht rauchen und nicht fechten kann, weil sie gar zu »schön« sind. Sie gleichen jenen überstilisierten akademischen und pedantischen Dichter- oder Denkersprachen, in denen man mit niemandem sprachlich umgehen kann, ohne mißverstanden und verlacht zu werden. Es entsteht dann jene Komik, durch die der Typus des Pedanten in der Renaissancekomödie

---

16) Vgl. Max Leop. Wagner, Die Beziehungen zwischen Wort- und Sachforschung i. d. Germ.-rom. Monatsschrift VII (1920), S. 48 Anm.

berühmt geworden ist. Wo aber das Ornament in seiner ursprünglichen Funktion auftritt, vereinigt es das Schöne mit dem Nützlichen. Die Säule, zum Tragen eines Oberbaues bestimmt, wirkt dort am reinsten, wo sie das Tragen ebenso deutlich ausdrückt wie auch verrichtet, oder eine Freitreppe dort, wo sie zum Aufstieg in ein gastliches Haus ebenso bequem dient, wie sie durch ihre Erscheinung, ihre Anlage, Ausmaße, Ornamentik freimütig dazu auffordert. Besonders die Architektur als eine vorzüglich praktische Kunst findet ihre höchste Schönheit in der Darstellung der Zwecke, denen ihre Gebäude dienen und denen sie nicht nur ihre ästhetische Wirkung, sondern ihr ganzes Dasein verdanken. Solche Monumente, die zugleich Dokumente ihrer selbst sind, indem sie von ihrem eigenen Daseinszwecke zeugen, sind zum Beispiel die Dome des Mittelalters oder moderne Schulhäuser, Rathäuser, Bahnhöfe von zweckhaft harmonisierter Anlage.

Um dieses Ineinander von Schönheit und Nützlichkeit zu umspannen, hat Paul Frankl in seinem ausgezeichneten Buch über »Die Entwicklungsphasen der neueren Baukunst« (Leipzig 1914) den Begriff der »Zweckgesinnung« geprägt; ein Begriff, den man *mutatis mutandis* auch in der Sprachgeschichte brauchen kann. Denn auch die Sprachen haben, kraft ihrer mehr oder weniger symmetrischen Formenordnung, kraft ihrer sogenannten Grammatik, etwas Architektonisches an sich, dem man durch rein mechanische Erklärung nicht gerecht wird, und ebensowenig durch ausschließliche Beziehung auf innersprachliche, zweckhaft ökonomische Notwendigkeiten. Denn neben, sogar innerhalb dieser hat das Ornamentale sein Recht, das, wie mir scheint, in der heutigen Sprachforschung noch viel zu wenig beachtet wird.

Die meisten Forscher begnügen sich, wenn sie eine Formenordnung auf den Verständigungszweck, dem diese dient, zurückgeführt haben, und vergessen darüber, der Sache weiter nachzugehen und zuzusehen, ob jene Ordnung nicht über das Zweckmäßige hinausschießt und in das Gesinnungsmäßige oder Ornamentale hinübergreift. Nur einige Punkte aus der französischen Sprachgeschichte seien hier in Form von Fragezeichen angedeutet.

Ist es nicht ornamental, wenn das Zweikasussystem im Altfranzösischen beibehalten, ja sogar restauriert wird zu einer Zeit, da es für die Verständigung längst nicht mehr unentbehrlich war? Oder wenn von preziösen Kreisen im 17. Jahrhundert die *s*-Liaison sinnlos verallgemeinert wird und nun wie jene falschen Fenster oder Säulen wirkt, die nichts anderes zu tun haben als »stilvoll« zu sein? Oder wenn das längst geschwundene tonlose *e* in der getragenen Rede hörbar und in der Schrift noch überall sichtbar bleibt? (Man könnte das stumme *e* im heutigen Französisch am besten das ornamentale *e* nennen.) Oder wenn Wortbildungssuffixe mit wesentlich gleicher Funktion wie *-in* und *-on* nach sprachmelodischem Gefühle miteinander in Wechsel treten [17])? Oder wenn sich, ohne Rücksicht auf sprachlogische Ökonomie, rein nach

[17]) Vgl. E. Gamillscheg und L. Spitzer, Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre, Genf 1921, S. 54.

rhythmischem Gefühl, gewisse Typen der Wortstellung herausbilden[18]? Oder wenn all die vielen veralteten, längst ersetzten Wörter wie *ès* in *ès lettres*, *ouïr* in *ouïr la messe* usw. usw. noch immer in der Umgangssprache figurieren, wo sie sich wie heraldische Erinnerungsstücke an entschwundene Geschlechter ausnehmen? Alle Archaismen sind in diesem Sinne ornamental und werden von Dichtern und Sprachkünstlern mit instinktiver Vorliebe gepflegt. Durch eine ausführliche Zergliederung des Begriffes des Archaismus bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß er füglich alles das umfassen kann, was für die empfängliche oder sensible Seite der menschlichen Sprachnatur unmittelbarer zugänglich ist als für die zweckstrebige oder motorische Seite[19].

Je mehr eine Sprachform ihrem aktuellen Verständigungszweck entfremdet wird, desto mehr gerät sie ins Ornamentale, genau wie die Formen der Baukunst, von denen Frankl sagt: »Je mehr ihr Zweck antiquiert ist, um so mehr fehlt dem Betrachter, der keine historischen Kenntnisse mitbringt, die rechte Beziehung; er sieht den großen Aufwand von Kunstformen, aber er sieht nicht ein, wozu dies Ganze da war; es wird ihm zum bloßen Ornament... Viele können sich in einer gut erhaltenen mittelalterlichen Burg poetischen oder sentimentalen Stimmungen hingeben, aber verstehen werden sie nur die Wenigen, die von den Waffen und der Kriegführung jener Zeit eine anschauliche Vorstellung haben« (S. 144). So haben sich romantische Sprachliebhaber an dem verwirrenden flexivischen Reichtum des Sanskrit oder des Griechischen gefreut, während man über die Verständigungszwecke dieser Formen zum Teil noch heute im unklaren ist.

Wenn der Zusammenhang zwischen dem Zweckhaften und dem ornamentalen Faktor oder, wie man vielleicht besser sagt, zwischen dem dokumentarischen und dem monumentalen Charakter einer Sprache sich lockert, so verwildert und zerfällt sie allmählich. Die praktischen Anforderungen der Verständigung gehen dann ihre eigenen Wege, und die ornamentalen der Richtigkeit, Symmetrie, Korrektheit werden in akademischer, archaisierender und schulmäßiger Weise an und für sich gepflegt, wobei beide Teile schließlich verkümmern müssen. Diesem Zustand ist das Latein in der nachklassischen Zeit entgegengegangen, bis es in schriftmäßiges Schullatein und umgangsmäßiges Vulgärlatein auseinanderfiel; ähnlich das Griechische, dessen Schriftsprache dann aber doch wieder zum Kristallisationskern einer neugriechischen Gemeinsprache geworden ist. Um die geschichtliche Entwicklung einer Sprache zu verstehen, die Zeiten ihrer Blüte von denen ihres Niedergangs zu unterscheiden, den Rhythmus ihres Wandels zu erkennen, sehe ich keinen anderen Maßstab, als dieses Verhältnis ihres dokumentarischen oder zweckhaften zu ihrem monumentalen oder ornamentalen Charakter.

Ich habe mich bemüht, an der Geschichte der französischen Sprache zu zeigen, wie sie immer nur in denjenigen Zeiten, Gesellschaftschichten und

---

[18]) Vgl. E. Lerch, »Typen der Wortstellung«, in der Festschrift für K. Vossler, Heidelberg, Winter 1922, S. 85 ff.

[19]) »Der Einzelne und die Sprache« im Logos VIII (1913), S. 278 ff.

Vereinigungsplätzen, wo ihr Verständigungszweck mit ihrem ornamentalen Charakter zur völligen Einheit gedeiht, ihre jeweils höchste Vollendung erreicht: zuerst an den mittelalterlichen Höfen des nördlichen Frankreichs im 12. Jahrhundert, sodann in den Salons von Paris und Versailles unter Ludwig XIV.[20]).

Damit eine solche Einheit zustande komme, dürfen weder die ornamentalen noch die praktischen Anforderungen überspannt werden. Solange die Menschen sich vielerlei wichtige und unverträgliche Dinge mitzuteilen haben, wie dies in Zeiten der inneren Kämpfe, Aufklärungen und Revolutionen der Fall ist, wird die sprachliche Ornamentik meistens zu kurz kommen. Denn diese kann nur dort gedeihen, wo der Kreis der Sprechenden durch ein gewisses Einverständnis mehr oder weniger konventionell geschlossen ist und wo die Wege der Verständigung durch einen gemeinsamen Lebensstil schon einigermaßen geebnet und verkürzt sind, so daß der Sprache nur noch die feineren, höheren, lebensferneren und intimeren Dinge zur Mitteilung aufgegeben bleiben. Ohne gemeinsamen Lebensstil entsteht, wenigstens unmittelbar, kein gemeinsamer Sprachgeschmack. Wohl aber kann sich nachträglich und mittelbar ein solcher herausbilden, nämlich auf dem papierenen Wege der Bücher. Dann literarisiert sich die Sprache, wie dies in Deutschland durch den Buchdruck, durch die Kanzleien und Schulen, in Italien durch die Grammatiken, Rhetoriken und Akademien geschehen ist im 16. und 17. Jahrhundert. In grober und übertriebener Ausdrucksweise könnte man sagen, daß bei den Franzosen die Sprache zwischen der Gesellschaft und der Literatur als Vermittlerin schwebt, während sie bei den Deutschen und Italienern teils in der Gesellschaft mundartlich zerfällt, teils durch die Literatur zu künstlicher Einheit und Reinheit immer wieder erzogen wird.

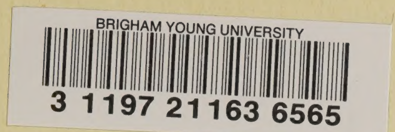
Umgangssprache und Kunstsprache klaffen in Deutschland und Italien weiter auseinander als in Frankreich, doch handelt es sich dabei um verhältnismäßig kleine Unterschiede des Grades. Eine gewisse Spannung zwischen dem praktischen und künstlerischen Charakter ist sämtlichen Sprachen eigen. Der Versuch, sie aufzuheben durch Fabrizierung einer reinen, ausschließlichen Umgangssprache, führt auf den toten Punkt, wo das sprachliche Rad sich nicht mehr dreht, sondern gewaltsam gekurbelt werden muß, wie im Esperanto oder Universal. So leicht es theoretisch ist, eine solche Sprache zu entwerfen, so schwer ist es, sie zum praktischen Umgang zu bringen. Man kann den Esperantozweck nicht verwirklichen, ohne eine Esperantogesinnung zu erzeugen oder zu haben. Diese Gesinnung heißt Pazifismus, Internationalismus, radikaler Sozialismus, Kommunismus, Rationalismus, absolute Gleichmacherei. Vor der Weltrevolution war das Esperanto eine Spielerei, ein Zweckwesen ohne Gesinnungswesen. Heute wird den deutschen Eisenbahnern Unterricht im Esperanto gratis erteilt. Den Unterricht in der entsprechenden Gesinnung hat ihnen der Krieg und

---

[20]) Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung, Heidelberg 1913 u. (3. Auflage) 1921.

die Revolution erteilt — aber nicht gratis, sondern auf Kosten des deutschen Vaterlandes. Einen kostspieligeren Sprachunterricht hat die Welt noch niemals gesehen. Seit die ungestümen Söhne des Vulkan sich des Spielzeugs bemächtigt haben, beginnt es für die Sprachsoziologie von wachsendem Interesse zu werden, und um so ausschließlicher fällt es ihr anheim, als sein ornamentaler und künstlerischer Charakter vorerst noch eintönig und trostlos kümmerlich ist.

Dort aber, wo der Kunstwert und die Literarisierung einer Sprache einsetzen und die Pflege ihres ornamentalen oder monumentalen Charakters als Selbstzweck betrieben wird, sei es, daß akademische Grammatiker das Formensystem und den Wortschatz reinigen, sei es, daß begeisterte Dichter oder spekulative Denker ihre Gefühle oder ihre Begriffe aus der Sprache herausholen oder in sie einbetten, dort wird das soziologische Interesse zwar nicht absterben, aber vernünftigerweise sich mäßigen und gedulden müssen, etwa so, wie der gesellschaftliche Begleiter einer Dame vor ihrem Toilettenzimmer haltmacht und als echter Weltmann die Künste nicht sehen will, mit denen sie ihren Liebreiz erneuert und steigert. Er wird gerne warten, weil er gewiß ist, die Wirkung ihres veränderten Schmuckes, sobald sie wieder erscheint, in der Gesellschaft, zu der er sie zurückgeleitet, beobachten und miterleben zu dürfen.


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21163 6565